

# Rom



## im Jahrhunderte des Augustus

oder

## Reise eines Galliers nach Rom

zur Zeit von Augustus Regierung und während
eines Theils der Regierung Tibers.

---

Nach dem Französischen

des

M. L. Charles Dezobry

bearbeitet

von

Th. Hell.

---

Erster Theil.

Mit einem Plane.

---

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1837.

## Vorerinnerung des Verfassers.

Camulogenes, ein junger Gallier, der in Lutetia in dem Lande der Pariser wohnt, faßt den Entschluß, Rom zu sehen, nicht aus einer seinen Landsleuten nur allzugewöhnlichen Neugier, sondern um in der Nähe die Sitten, Einrichtungen, Gebräuche und Gewohnheiten des römischen Volkes zu studiren, und Kenntnisse daraus zu schöpfen, die seinem Vaterlande nützlich und den Galliern zur dereinstigen Wiedereroberung ihrer Unabhängigkeit behülflich sein könnten.

Eine Gelegenheit, diese Reise zu unternehmen, bietet sich dar. Fontejus, ein römischer Kaufmann, der mit Genabum[a]) in dem Lande der Carnuten Handelsverkehr hatte, kam nach Lutetia und wohnt bei Camulogenes, der ihm schon früher Gastfreundschaft erwiesen hatte. Der Gast veranlaßt seinen Wirth, ihn nach Rom zu begleiten. Camulogenes nimmt es an, und schon am nächstfolgenden Tage reisen sie zusammen ab.

Camulogenes ist der Enkel des Kriegers desselben Namens, der die Schlacht bei Lutetia gegen Labienus, Cäsars Unterbefehlshaber, verlor. Er läßt in der Stadt der Pariser einen Freund zurück, Induciomares genannt, dem er so oft als nur möglich seine Beobachtungen mitzutheilen verspricht, damit er seine Landsleute Nutzen daraus ziehen lasse.

Mein junger Pariser ist zwanzig Jahre alt, als er nach Rom geht, wo er im Jahre 731 nach Erbauung der Stadt ankommt. Er bleibt sieben und vierzig Jahre dort und kehrt von da erst im Jahre 778 in sein Vaterland zurück, eben als des Tiberius Spione und Ankläger überall Schrecken und Verzweiflung verbreiten.

Ich kleidete diese Reisebeschreibung in Briefform ein, weil sich diese mehr zu Schilderung gegenwärtiger Zustände eignet, und eben dadurch den Mittheilungen mehr Interesse und Wärme verleiht. Um jedoch dem Nachtheile dieser Methode, daß sie den Erzähler in

---

a) Orleans oder Gien.

zu enge Zeitgränzen beschränkt, auszuweichen, habe ich mich manchmal auf Fragmente eines Tagebuchs bezogen, das von meinem Gallier hinterlassen worden und 25 bis 30 Jahre früher geschrieben war, als er nach Rom gekommen, eben so aber auch mir Noten und Anhänge erlaubt, von denen ich annehme, daß er sie nach seiner Rückkehr ins Vaterland bei der Wiederdurchsicht seines Briefwechsels hinzufügte, und worin er alles das noch erörterte, was zu demselben Gegenstande gehörte, aber spätern Datums ist als der betreffende Brief selbst.

Der Zeitpunkt dieser meiner Reise erscheint mir als einer der interessantesten in der römischen Geschichte. Dieses von den Umwälzungen, die es betrafen, noch ganz erhitzte bürgerliche Leben, in welchem man bei jedem Schritte auf Anhänger, ja selbst auf Mitstreiter der alten Republik gegenüber den Begründern der neuen Ordnung der Dinge stößt, gewährt manchmal die anziehendsten Contraste und bietet die natürlichste Gelegenheit dar, ein Gemälde der alten eigentlichen Republik zu entwerfen, um daraus die Vortheile und Nachtheile des Kaiserthums oder Principats hervortreten zu lassen. An die Gränze des einen wie des andern gestellt, liegt die Vergangenheit wie die Gegenwart und bis zu einem gewissen Punkte auch die Zukunft mir vor. Später würde ich die noch lebenden Trümmer des alten Staats eingebüßt, früher nicht den neuen gehabt haben, überdies aber wäre mir auch eine Menge Einzelnheiten in Sitten und Gebräuchen, öffentlichem und Privatluxus, Früchte des Friedens und der Ruhe, wie des Bedürfnisses, ein fast ganz vom Foro verbanntes Volk zu unterhalten, es zu beschäftigen und ihm zu gefallen, untersagt gewesen, wenn ich nicht fast stete Anachronismen mir hätte erlauben wollen.

Als ich dieses Werk begann, war ich noch sehr jung. Es geschah im Jahre 1819, seitdem habe ich aber nicht aufgehört, daran zu arbeiten. Keinen andern Zweck hatte ich dabei, als den, nützlich dadurch zu werden. Jetzt mag nun das Publicum urtheilen, ob meine Anstrengungen seines Beifalls würdig sind, und ich den Zweck erreicht habe, den ich mir vorsetzte.

**Paris, 1835.**

# Inhalt.

# Rom im Jahrhunderte des Augustus.

---

## Erster Brief.

Die Reise. — Gallien. — Italien.

Seit 5 bis 6 Tagen bin ich am Ziele meiner Reise und benutze die erste sich mir darbietende Gelegenheit, Dir Nachricht von mir zu senden. Ich habe Rom gesehen, mein theurer Induciomares, zweifle aber, daß es mir jemals glücken wird, Dir einen Begriff von der Welt machen zu können, welche man eine Stadt nennt. Diese Hauptstadt bietet ein so staunenswerthes, so außerordentliches, so sehr alle Einbildung übertreffendes Schauspiel dar, daß man es wohl als einzig in der ganzen Welt annehmen kann. Man brauchte wer weiß wie viele unserer größten Städte Galliens, um nur ein einziges Viertel dieser herrlichen Stadt daraus zu machen, in deren Straßen sich nicht blos ein Volk, nein, ganze Nationen drängen.

Bis jetzt konnte ich Dir noch nicht schreiben, laß mich also meinen Bericht von meiner Abreise anfangen.

Nachdem wir das Gebiet der Pariser[a]) verlassen hatten, nahmen wir unsern Weg nach dem der Seno-

---

a) Das ehemalige Isle de France, jetzt die Departements der Seine, Seine et Oise, Seine et Marne und Oise.

nen[a]) und Mandubier[b]) zu. In dieser letztern Gegend besuchten wir Alesia[c]), eine auf einem hohen Felsen gelegene Stadt, welche unserm Besieger so viele Hindernisse in den Weg legte, daß man zu Rom sagte, man müsse mehr als Mensch sein, um das zu versuchen, was Cäsar zu Alesia versuchte, und mehr als ein Gott, um es auszuführen. Nach Alesia zog Gergovia im Lande der Boïer[d]) unsre Aufmerksamkeit auf sich. Gleich jener auf einem hohen Berge gelegen, war sie glücklicher, denn Cäsar belagerte sie vergebens.

Wir ließen nun rechts die Avernier[e]), welche den Römern so furchtbar waren, indem sie ihnen oft bis zu 200,000 Krieger entgegenstellten, ja selbst 400,000, als Cäsar den Vercingetorix besiegte, und kamen in das Land der Segusier[f]), dort aber nach Lugdunum[g]), das mitten darin gleich einer Festung liegt, und auf einem Hügel beim Zusammenflusse der Rhone und Saone erbaut ist. Nach Narbona ist dies die bevölkertste Stadt Galliens.

Von Lugdunum aus giebt es zwei Bergwege, die durch das narbonesische Gallien nach Italien führen; der eine westlich, durch das Gebiet der Centronen[h]), der andere über die hohen Gebirge, welche man die penninischen Alpen nennt. Jenseits der Berge stoßen sie beim

---

a) Das Gebiet von Sens. b) L'Auxois in Burgund. c) Sainte Reine oder Alise, ohnweit Semur im Dep. der Côte d'Or. d) Moulins in Bourbonnais, Dep. de l'Allier. e) Die Auvergnaten. f) Die Lyoneser, in den Gegenden von Saint Etienne, Dep. de la Loire. g) Lyon, Dep. der Rhone. h) Die Tarentaise.

Eingange des Thales der Salassier[a]) zusammen und bilden eine einzige Straße, welche durch Italien seiner ganzen Länge nach läuft. Der Weg durch das Land der Centronen ist für Wagen fahrbar, der andre kürzere aber ist steiler und schmaler.

Das narbonesische Gallien gleicht Italien hinsichtlich des Klima und der Erzeugnisse, und bringt fast dieselben Früchte hervor. Nur verschwinden der Oel- und Feigenbaum, je mehr man nach Norden und den gebennischen Bergen[b]) geht. Derselbe Fall ist's mit dem Weinstocke; er kommt im nördlichen Theile weniger fort. Der übrige bringt sehr viel Korn, Hirse und Eicheln hervor und hat Ueberfluß an Vieh jeder Gattung. Nur die Moräste und Wälder sind unangebaut, und dennoch sind auch diese bewohnt, was man mehr dem Uebermaaße der Bevölkerung, als der Industrie der Einwohner zuschreiben muß, denn die Frauen sind dort sehr fruchtbar und treffliche Ammen, die Männer aber ziehen das Waffenhandwerk dem Feldbaue vor. Da man sie jedoch jetzt genöthigt hat, die Waffen niederzulegen, so beschäftigen sie sich mit dem Ackerbau.

Nur vier Wege giebt es über die Alpen: den einen durch Ligurien ohnweit des tyrrhenischen Meeres, den andern durch das Land der Tauriner[c]), den dritten durch das der Salassier und den vierten durch das der Rhätier[d]). Alle vier sind voll Abgründe.

Wir gingen durch das Land der Salassier über den

---

a) Das Marquisat von Saluzzo in Savoyen. b) Die Cevennen. c) Turin. d) Graubündten.

penninischen Berg. Man hatte uns vorausgesagt, daß dieser Weg der beschwerlichste sei, und in der That fanden wir darauf fast überall Felsen und schreckliche Abgründe, ja an einigen Orten ward er so eng dadurch, daß der Anblick dieser Schlünde den Fußgängern und selbst den Saumrossen, die daran nicht gewöhnt sind, Schwindel verursachte. Nur die inländischen konnten ihn vollkommen sicher mit ihren Lasten zurücklegen.

Diese schon an sich allzu großen Uebelstände, als daß man Abhülfe dagegen anwenden könnte, sind bei alle dem minder gefährlich, als der Schnee, welcher die Gipfel der Berge bedeckt. Von Zeit zu Zeit lösen sich ungeheure Massen davon ab und stürzen sich so furchtbar herab, daß sie ganze Gesellschaften Reisender überschütten und einhüllen, dann aber in die bodenlosen Thäler fortreißen, über denen man gleichsam wie schwebend wandelt.

Mitten in diesen steilen Gegenden findet man eine Art Bergziegen, die man Iber (Ibex) nennt; ein sehr flüchtiges Thier, welches eine ganz eigenthümliche Art besitzt, über die Hindernisse hinwegzukommen, auf die es in seinem Laufe stößt. Es bedient sich nämlich der Elasticität der langen Hörner auf seiner Stirn, um sich von Felsen zu Felsen zu schwingen, so wie man einen Stein mit einer Baliste abschießt.

Um bis auf den Gipfel der Alpen zu kommen, bedurften wir fünf Tage, während deren wir über mehrere Berge derselben gelangten, ohne Bewohner anzutreffen, denn nur die Thäler und niederen Abhänge sind bewohnt, da dies der Schnee auf den höheren Gebieten nicht erlaubt.

Man erblickt dort keine weitere Spur von Menschenaufenthalt, als einen kleinen, dem Gotte Penninus, der diesen Bergen den Namen verlieh, gewidmeten Tempel.

Der größte Theil des Landes der Salassier, des ersten Volks, zu dem man gelangt, wenn man nach Italien herabkommt, besteht aus einem tiefen Thale, das durch zwei Reihen Berge gebildet wird, von denen selbst einige Höhen bewohnt sind. Dieses in der Mitte der Alpen liegende Thal bildet eine Art Meerbusen, dessen Aushöhlung nach Italien zu gerichtet ist.

Unmittelbar unterhalb der Alpen dehnt sich eine unermeßliche, mit sehr fruchtbaren Hügeln besäete Ebene aus. Dies ist dasjenige Gallien, welches wir seiner Lage wegen das transalpinische nennen, die Römer aber das cisalpinische oder Gallia togata, weil man darin die Toga, das den Römer bezeichnende Gewand, trägt. Ein Fluß, der Padus [a]), durchschneidet diese Provinz fast gänzlich der Länge nach und theilt sie in zwei fast gleiche Hälften, von denen die eine die cispadanische und die andre die transpadanische heißt. Die cispadanische umfaßt Alles, was auf dem rechten Ufer des Padus liegt, und wird von den apenninischen Gebirgen und Ligurien begränzt. Transpadanien nimmt den übrigen Theil der Ebene ein. Cispadanien ist von Liguriern und Galliern bevölkert, Transpadanien von den Galliern, die von den Transalpinern abstammen, das heißt von den Celten. Denn die Römer nannten Celtien und seine Einwohner, die Cel-

---

a) Der Po.

ten, Gallien und die Gallier, Benennungen, deren ich mich schon bedient habe, und ferner noch, um Verwirrung zu vermeiden, bedienen werde.

Ich fand also noch Landsleute in diesen Gegenden. Wir Gallier sendeten zur Zeit eines römischen Königs, welcher Tarquinius der Aeltere hieß, eine Menge Auswanderer ab, um in Italien Wohnplätze aufzusuchen, an welchen es bei uns mangelte. Sie bemächtigten sich nach und nach des ganzen cisalpinischen Galliens (von Rom aus betrachtet), setzten sich an den Ufern des Ticinus [a]) und Padus fest, und drangen selbst bis nach Umbrien und Etrurien vor, Länder, von denen ich sogleich sprechen werde. Ich würde also jenseits der Berge ein neues Vaterland gefunden haben, wenn das Vaterland den Boden wechseln könnte.

Eine große Menge von Flüssen und Morästen durchschneidet das transpadanische Gallien. Die Landleute dieser Gegend tragen Halsbänder aus Ambra, nicht blos als Schmuck, sondern als Arznei, denn der Ambra gilt bei ihnen für ein treffliches Verwahrungsmittel gegen das Anschwellen der Mandeln, gegen Kröpfe und andre Halskrankheiten, denen sie die schlechte Beschaffenheit ihres Trinkwassers sehr aussetzt. Ein Theil der Transpadaner legt sich auf Leinweberei, die sie in unterirdischen Aufenthaltsorten treiben.

Nichts kann anmuthiger sein, als der Anblick dieses Landes. Man baut darin Wein und läßt die Reben

---

a) Der Tessin.

sich an Pappeln, Linden, Ulmen, Eichen, Kornelkirschen, Ahorn und Hagebuchen heranwinden, dann leitet man sie von einem Baume zum andern, verbindet mehrere mit einander und bildet daraus Gewinde von Blättern und Früchten.

Die ansehnlichste Stadt des transpadanischen Galliens ist Mediolanum [a]) im Lande der Insubrier. Man verdankt ihre Gründung den Galliern, die unter König Tarquin auswanderten. Nachdem sie in einer Gegend ihr Lager aufgeschlagen hatten, welche man das Feld der Insubrier nannte, hielten sie die Gleichheit dieses Namens mit dem von Insubria, einem Gebiete der Aeduer, für ein so günstiges Zeichen, daß sie dort jene Stadt begründeten.

Cisalpinien ist im Ganzen so fruchtbar, daß es das übrige Italien an Bevölkerung, an Zahl großer Städte und an Wohlstand übertrifft. Der Boden ist für den Anbau sehr geschickt und bringt Früchte aller Art in Fülle hervor. Die Wälder wimmeln so von Eicheln, daß trotz der großen Menge von Schweinen, die man in Italien theils für den Lebensunterhalt, theils für Kriegsprovision braucht, doch fast Alles aus diesen Ebenen bezogen wird. Auch bringt das Land hinreichend Hirse, Wolle und Wein hervor.

Von Mediolanum aus gelangten wir nach Placentia [b]), einer fast in der Mitte des Landes liegenden Stadt, und von da nach Parma [c]), am Zusammenflusse des Padus mit der Trebia [d]). Fontejus zeigte mir zwischen diesen beiden Städten schiffbare Kanäle, die man angelegt hatte, um diese ganze Ebene auszutrocknen und die

---

a) Mailand. b) Piacenza. c) Parma. d) Die Trebia.

Ueberströmungen des Padus aufzunehmen. Unser Weg führte uns von Parma nach Rhegium Lepidum[a]), und von da nach Macricampi[b]), bis wir in das Land der Ligurier[c]) gelangten.

Ligurien, als der zweite Theil Italiens betrachtet, und mitten in den apenninischen Gebirgen belegen, zwischen dem cispadanischen Gallien und Tyrrhenien, verdient keine nähere Beschreibung. Seine Bewohner finden sich nur in einfachen Flecken zusammen und haben blos ein sehr rauhes Gebiet zu bearbeiten, oder vielmehr nur Felsen zu spalten. Das hauptsächlichste Erzeugniß des Landes besteht in Käse, besonders in solchem aus Ziegenmilch.

Wenn man nach Tyrrhenien kommt, ist Luna die erste Stadt, in welche man gelangt. Sie ist wegen ihres Hafens berühmt. Die Stadt ist nur mittelmäßig, aber der Hafen sehr schön. Hohe Berge umgeben ihn, von denen aus man eine herrliche Aussicht hat[d]). Ohnweit dieses Hafens sind Brüche von weißem oder grüngeflecktem Marmor, die man zum Behuf fast aller der schönen Arbeiten bebaut, welche man in Rom und ganz Italien fertigt.

Die Aurelianische Straße, ein Heerweg, der von Rom aus sich bis in das narbonesische Gallien erstreckt, durchschneidet Luna. Da sie von dieser Stadt aus bis Rom stets längs des Ufers des tyrrhenischen Meeres sich hinzieht, wählte ich sie gern. Alle Gegenden, von denen ich nun spreche, liegen also an ihr.

---

a) Reggio. b) Ebene zwischen Parma und Modena. c) Die Ligurier. d) Die Gebirge von Carrara.

Von Luna kommt man in das Gebiet von Macra, dem wahren Gränzsteine Tyrrheniens gegen Ligurien zu. Darauf folgt Pisa. Diese Stadt steht am Zusammenflusse des Arnus mit dem Aesar[a]), deren Gewässer bei ihrer Vermischung einen so heftigen Stoß hervorbringen, daß sie in sich selbst wieder zurückgeschleudert werden, so daß zwei Personen an beiden Ufern stehend sich nicht sehen können.

Das Meer bespült das Gebiet der Volaterraner[b]), deren mit Mauern umgebene Stadt auf dem Gipfel eines hohen, in einem tiefen Thale einzeln stehenden Hügels liegt. Populonium, eben so auf einem hohen, steilen Vorgebirge liegend[c]), streckt sich in das Meer und bildet eine Halbinsel. Die Stadt ist fast ganz verlassen, mit Ausnahme der Tempel und weniger Häuser. Man findet nur am Fuße des Berges, gegen den Punkt hin, der zum Hafen dient, noch Einwohner.

Wir kamen durch Cossa, Gravisca, Centumcellä, Castrum novum, Punicum, Pyrgos, wo man einen ehemals sehr reichen Tempel sieht, und endlich durch Alsium, wo die Straße Aurelia vom Ufer sich abwendet, durch Lorium geht und zuletzt an der Westseite Roms durch ein Thor, das auch Aurelia heißt, über den Berg Janiculus, in diese Stadt gelangt.

Dieser Weg ist höchst angenehm, nicht allein weil er am Meere hingeht, sondern auch wegen des allgemeinen Anblicks des Landes, das mit köstlichen Weinbergen bedeckt,

---

a) Arno und Serchio. b) Volterra. c) Capo di Campana.

mit Bäumen bepflanzt und an schönen und guten Weideplätzen reich ist, die durch eine Menge Flüsse bewässert werden.

Eine Sache trägt in Italien sehr zur Annehmlichkeit der Reisen bei, nämlich daß das Land überall mit sehr schönen und sehr bequemen Straßen durchschnitten ist, auf denen man häufig öffentliche Gebäude findet, die man **Tavernae**, oder **Diversoriae**, oder **Cauponae**, oder selbst **Cauponulae** nennt, wenn sie nicht eben groß sind, und in welchen die Reisenden eine gastfreundliche Aufnahme finden, die zwar allerdings bezahlt werden muß, aber dessen ohnerachtet sehr bequem ist. Für Jemand, der an die Lebensart in den Städten und die Genüsse des Luxus gewöhnt ist, mögen diese Orte allerdings nicht immer sehr angenehm sein, und man muß sich manchmal Entbehrungen gefallen lassen, sich entschließen, auf Orten zu schlafen, die mit Schilf statt mit Wolle gestopft sind, schlecht zu essen, oder auch die unfreundlichen Gesichter der Wirthe zu ertragen, wenn sie glauben, man habe nicht genug bei ihnen verzehrt, und sich's doch sehr theuer bezahlen lassen, kurz tausend andre kleine Unannehmlichkeiten ähnlicher Art. Zum Lobe unsrer Landsleute, der Cisalpiner, muß ich aber sagen, daß sie sehr unintereſſirt sind. Wir brauchten nicht, wie fast überall, erst über den Preis jeder einzelnen Sache zu handeln, wir fragten blos, wie viel die Person? und zahlten oft nicht mehr als einen Semissis [a]) Jeder.

Als wir uns nun im eigentlichen Italien befanden, das heißt, als wir Luna verlassen hatten, entlastete uns

a) 2 oder 3 Centimen.

Fontejus von Zeit zu Zeit dieses Tavernenlebens und genoß mit mir der Gastfreundschaft in den auf unserm Wege sich findenden Landhäusern oder ländlichen Besitzungen seiner Freunde. Doch geschah dies immer noch sehr selten, weil diese Besitzungen fast immer Sklaven übergeben waren, und die Herren diesen, aus Furcht, man möchte die Leichtgläubigkeit derselben misbrauchen, anbefohlen hatten, hinsichtlich der Gastfreundschaftsbewilligung sehr zurückhaltend zu sein.

Nun möchte ich Dir wohl noch gern etwas von Rom melden, aber mein Wirth läßt mir eben sagen, ich müßte ihm meinen Brief sogleich geben, wenn er nicht um mehrere Tage später abgehen sollte. Die **Tabellarii** stehen, sagt man mir, schon ganz bereit vor der Thür und wollen im Augenblick abgehen. Die **Tabellarii** sind nämlich Läufer, welche die Depeschen der Befehlshaber der Provinzen befördern und auch Briefe von Privatpersonen in die Länder mitnehmen, durch welche sie kommen, oder wohin sie gehen. Da man zum Verkehr mit den Provinzen keine andern Gelegenheiten hat, als diese, und höchstens die viel seltenern reisender Kaufleute, so werde ich Dir nicht so oft schreiben können als ich wohl wünschte. Ich werde alle meine Briefe sammeln, und oft wirst Du davon mehrere auf einmal bekommen. Doch die **Tabellarii** werden ungeduldig! Lebe wohl! [a])

---

a) Heut zu Tage giebt es bespannte Wagen, die von Ort zu Ort auf den Querstraßen stehen, um das Fortbringen der von den Befehlshabern in den Provinzen nach Rom gesendeten Briefe zu beschleunigen. Diese treffliche Erfindung verdankt man dem

Rom, am Tage der 27sten Nacht des Monats April [a]), oder nach Art der römischen Zählung: am 5ten Tage vor den Kalenden des Mai [b]), des Jahres DCCXXXI nach Erbauung ihrer Stadt.

---

## Zweiter Brief.

Ankunft in Rom. — Anblick der Stadt. — Gastfreundschaft. — Der Kaiser. — Das palatinische Haus.

Je näher man Rom kommt, je lachender und belebter wird das Land. Die Wege sind mit Karren, Wagen, Mauleseln, Reitpferden und besonders mit Stühlen und Sänften bedeckt, eine Art von Wagen ohne Räder, welche Sklaven, deren Zahl von zwei bis sechs und acht anwächst, auf den Achseln mittelst langer, an jeder Seite angebrachter Stangen tragen. Es giebt mehrere Arten von Sänften und Stühlen. Einige sind offen, andere verschlossen, entweder mit ledernen Vorhängen oder mit Läden, wie die Häuser. Das Innere ist mit Kissen versehen, auf denen der Reisende sanft hingestreckt liegt,

---

Kaiser Augustus. Er hatte zuerst damit angefangen, nicht weit von einander aufgestellte Läufer zu benutzen, von denen einer dem andern die Briefe einhändigte; als er sich aber nachher Gelegenheit zu verschaffen wünschte, die Tabellarier, welche aus den Provinzen selbst gekommen, nöthigenfalls zu befragen, ersetzte er die Läufer durch Wagen. (Note von Camulogenes.)

a) Die Gallier maaßen die Zeit nach der Zahl der Nächte.
b) Am 7. April.

schreibt oder schläft, je nachdem es ihm gefällt. Die Römer bedienen sich gewöhnlich der Sänften oder Stühle zu kleinen Reisen; Wagen aber, vor denen Maulesel oder Pferde angespannt sind, zu größern.

Ich kann Dir, liebster Induciomares, keinen Begriff geben, von dem Fieber der Ungeduld, von der wollüstigen, mit einer Art von Unruhe gemischten Empfindung, die mich immer mehr ergriffen, je näher wir Rom kamen. Jedes, was ich erblickte, hielt ich für das Schönste von Allem, und ging so von Bewunderung zu Bewunderung fort, denn diese Stadt kündigt sich durch eine Menge schöner öffentlicher oder Privatgebäude, heiliger wie profaner, an, welche mehrere Meilen vor ihren Thoren sich am Wege befinden.

Es war noch früh, und wir fuhren schon seit einiger Zeit einen ziemlich steilen Abhang hinan, als Fontejus auf einmal unsern Wagen auf einer ebenen Stelle anhielt, von wo aus man eine weite Aussicht hatte, die Hand nach dem Horizonte ausstreckte und mir zurief: Dort ist Rom. Diese einfachen Worte durchbebten mich tief und ich fühlte eine unbeschreibliche innere Erregung von Staunen, Bewunderung und Angst, als ich die Blicke auf das vor mir aufgerollte erhabene Gemälde warf. Stelle Dir eine ungeheure Ebene vor, die bis in die weiteste Ferne mit Häusern bedeckt ist, über welche sich gleich hohen Bäumen aus der Mitte eines Waldes eine unzählige Menge majestätischer Monumente erheben. Nirgends und nie als hier hat man schon und wird man noch ein gleiches Zusammendrängen menschlicher Wohnungen sehen.

Man glaubt keine Stadt vor sich zu haben, sondern eine mit fortlaufenden Gebäuden bedeckte Provinz, und es ist unmöglich, bei diesem Anblicke nicht gleich die Hauptstadt des Universums zu erkennen. Man würde versucht sein, zu glauben, die Römer hätten sie aus allen ihren eroberten Städten zusammengesetzt, wenn Städte sich fortbringen ließen. Stelle Dir nun noch dieses wundervolle Gemälde von einem Sonnenlichte beleuchtet vor, das weit glanzvoller ist als das der köstlichsten Sommertage, die in unserm düstern Klima so selten sind, sieh, wie alle diese Gebäude nicht den traurigen und grauen Anblick der Gebäude unsers Galliens gewähren, sondern eine weißliche oder gelbliche Farbe haben, die von dem wundervollen Azur eines fast stets wolkenlosen Himmels absticht, und Du kannst Dir dann vielleicht einen oberflächlichen Begriff von der Magie dieses Gemäldes machen.

Dieser Anblick und die zahllosen Erinnerungen, welche er in meiner Seele weckte, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß, als ich nun in die Stadt gelangte, ich in der That jene andachtvolle Erschütterung empfand, die ich bisher nur an den düstern und einsamen Stellen unsrer schönen Wälder gefühlt hatte, wo wir unter der Aufsicht unsrer ehrwürdigen Druiden den mächtigen Teutates anbeten. Nicht lange aber dauerte diese meine Sammlung, denn der Lärm, der mich zu betäuben anfing, machte ihr bald ein Ende. Ich sagte so eben, daß ich nicht glaube, es gebe eine staunenswerthere Stadt als Rom, ich könnte aber auch noch hinzufügen, es gebe keine geräuschvollere und lärmendere.

Von den Vorstädten an stößt man auf eine Menge kleiner wandernder Krämer, die nicht zehn Schritte thun, ohne ihre Waaren laut auszuschreien. Dies sind die Verkäufer der Schwefelhölzchen, welche ihre leichte Waare gegen Trümmer zerbrochner Gläser zu vertauschen suchen, Händler mit kleinen Nahrungsmitteln, welche sie der müßigen Menge umher verkaufen, Circulatores, die dem Publico Schlangen oder Vipern zeigen und die Zuschauer durch einen Fluß unverschämter und lächerlicher Worte betäuben; Praestigiatores, die mit der erstaunendsten Geschicklichkeit große Kugeln, die sie unter ihre Becher legen, daraus hervorzaubern; Thaumatopi, welche große Lasten auf der Stirn tragen, und 7 bis 8 Kinder auf ihren Armen heben, und tausend andere ähnliche Dinge.

Das Universum scheint sich ein Stelldichein in Rom gegeben zu haben, und das Volk, welches darin wohnt, ist so zahlreich, daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen. Hier sperrt den Weg eine Maschine, die einen Stein oder ungeheuern Balken in die Höhe hebt, dort geht ein Leichenzug, der sich in einer Menge Karren verwickelt, weiterhin giebt's eine Schaar von Handarbeitern und Mauleseln, oder einen tollen Hund, den man verfolgt, oder einen Haufen Schweine, der sich durch die Menge Bahn bricht. Ferner Kohlenbrenner, die einen Esel mit Kohlen beladen vor sich her jagen, oder Maulthiertreiber, die bei einem nur etwas steilen Aufgange die Schultern unter den hintern Theil ihrer Karren stemmen, um es ihren Eseln leichter zu machen, selbst aber unter der Last sich krümmen, und rückwärts tretend Alles,

was hinter ihnen steht, umstoßen; Fleischhändler, die einen Kreis auf dem Kopfe tragen, und daran im Gleichgewichte eine Masse Gedärme oder eine rothe, blutende Lunge tragen, womit sie Alles beschmutzen, was ihnen zu nahe kommt. Ich würde nicht enden, wenn ich blos den hundertsten Theil der Auftritte dieser Art beschreiben wollte, die in den Straßen Roms unaufhörlich vorfallen.

Auch ich mußte den Zoll meiner Unerfahrenheit bringen, mich mitten in dieser Welt zu bewegen und vor ihren Unbequemlichkeiten und Gefahren zu schützen. Ich blieb stehen, um ein herrliches Pferd zu betrachten, da geht ein Soldat bei mir vorbei und zerquetscht mir den Fuß. Ich wende mich um; ein Mensch mit einem großen Scheite Holz auf der Achsel stößt mich an den Kopf und schreit dann erst: Vorgesehen! Trägst du denn noch etwas Anderes? rufe ich ihm voll Zornes zu, und er geht lachend weiter. Dieser kleine Zufall hatte mich von Fontejus getrennt; ich will wieder zu ihm eilen, aber ein betrunkener Bauersmann, der seine ganze Familie auf einem Karren fährt, kommt im engsten Theile der Gasse mit einem andern Karren zusammen, der eine ungeheure Säule geladen hat und von Ochsen gezogen wird. Jeder will zuerst durch, die Karren verfahren sich, die Führer fangen an sich zu zanken und einander tausend Grobheiten zu sagen; die Passage ist unterbrochen und die Menge von Wagen, Sänften, Fußgängern und Pferden häuft sich in wenig Augenblicken, und staucht sich wieder auf sich selbst zurück, wie ein Bergstrom, dessen Lauf gehemmt wird. Ich suche einen Ausweg, um zu entwischen. Ein Hagel von Dach-

ziegeln von einem Hause herab fällt zu meinen Füßen nieder. Voll Schrecken wende ich mich nach einer andern Seite. Die Trümmer eines zerbrochenen Gefäßes, das man aus einem Fenster wirft, steigern meine Verzweiflung. Endlich komme ich doch durch und halte mich, besserer Sicherheit wegen, in der Mitte der Straße, aber hinter mir rasselt ein Wagen im Galopp heran, der Kutscher warnte mich zwar durch das Klatschen seiner Peitsche, da ich aber dieses Zeichen noch nicht kannte, stand ich im Begriff umgefahren und von den Pferdefüßen zerstampft zu werden.

Du kannst leicht glauben, daß meine jähzornige Erregbarkeit, die ich eben so wenig als die meisten meiner Landsleute leicht zu bezähmen im Stande bin, auf sehr harte Proben dabei gestellt wurde, denn selbst meine Gestalt, die in unserm Lande sehr gewöhnlich ist, hier aber verhältnißmäßig sehr groß erscheint, meine blonden, fliegenden Haare und die Weiße meiner Haut wurden manchmal Hindernisse des Weiterschreitens, indem sie nicht selten die Aufmerksamkeit dieser kleinen Römer mit verbrannten Gesichtern auf mich lenkten.

Mitten unter diesen endlosen Verlegenheiten hatte ich alle Mühe von der Welt, meinen Reisegefährten nicht zu verlieren, von dem ich zwanzigmal getrennt ward, denn ein Zufall, der unserm Wagen zugestoßen, hatte uns genöthigt, ihn vor dem Stadtthore stehen zu lassen. Ich wüßte nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich mich von Fontejus verloren hätte. Endlich gelang es ihm, uns aus der Menge loszumachen, und nachdem wir am Fuße

des palatinischen Berges auf einer schönen Brücke, welche von ihm den Namen trägt, über die Tiber gekommen waren, gingen wir über einen großen Platz, der, so viel ich weiß, Forum Boarium heißt, und an dessen Ende sich ein ungeheures Gebäude befindet, worin man dem Volke Schauspiele giebt. Wir wanderten längs daran hin, und uns alsdann ein wenig links wendend, ließ mich mein Begleiter durch eine Menge kleiner krummer Gassen den Berg Cölius erklimmen, und brachte mich in das Haus des Mamurra, des vormaligen Präfects der Handarbeiter in Cäsars Armee. Da mein Großvater Camulogenes ihm einst Gastfreundschaft erwiesen hatte, gedachte ich sie auch jetzt bei ihm zu nehmen.

Wir traten in einen großen, prachtvollen, von Säulengängen umgebenen Hof, und Fontejus ließ uns durch einen jungen Mann anmelden, eine Förmlichkeit, die man nicht umgehen darf, ohne unhöflich gescholten zu werden. Nicht lange darauf kam Mamurra uns entgegen und grüßte uns, indem er die rechte Hand an seinen Mund brachte und den Körper etwas von der Rechten zur Linken wendete, während ich nach unsrer Landessitte es von der Linken zur Rechten that. Wir gaben uns nun die rechte Hand zum Zeichen der Freundschaft, und dann umarmte er mich, welches ein Zeichen des Wohlwollens ist, das die Römer ihren Freunden verleihen. Er sagte mir dann, daß er es stets für eine Gunst der Götter ansehe, einem Freunde Gastfreundschaft angedeihen lassen zu können, um so mehr freue er sich aber jetzt, den Enkel eines Mannes in sein Haus aufzunehmen, den er sehr wohl gekannt habe. Hierauf

führte er mich in das Gemach, das für Gäste aufbewahrt *bleibt*. Es war ein herrliches, prachtvoll meublirtes Zimmer, und ich fand darin ein weiches Bett, um die müden Glieder auszuruhen, denn es ist hier gebräuchlich, während der Tageshitze zu schlafen.

Obgleich die Gastfreundschaft bei den Römern weniger häufig ausgeübt wird, als bei uns, wird sie doch dort sehr hochgehalten, ja, sie stellen sie unter den Schutz der Götter, und besonders des größten ihrer Götter, Jupiters, des Königs der Himmel. Ein Gast ist für sie eine geheiligte Person; sie betrachten ihn, je nach seinem Alter, wie den Vater, das Kind oder das geliebteste Mitglied der Familie und verpflegen ihn bei sich, wenn er etwa krank werden sollte. Sie können auch leicht alle diese Sorgfalt an ihn wenden, weil, während es bei uns ein Verbrechen sein würde, selbst dem niedrigsten Menschen sein Haus zu verschließen, man nur dann Gast der Römer wird, wenn man ihnen bekannt oder wenigstens empfohlen ist.

Dagegen aber bildet die Gastfreundschaft eine Art von Verwandtschaft, pflanzt sich von Generation auf Generation fort, überlebt den Haß und selbst den Bruch der Nationen unter sich, und wird nur um der wichtigsten Ursachen wegen aufgehoben. Ein kleines Täfelchen von Holz, welches man Tessera hospitalis nennt, und das jeder Römer, welcher Gastfreundschaft erhält oder giebt, mit seinem Gaste oder Wirthe theilt, ehe er ihn verläßt, gilt als stetes Zeichen des Wiedererkennens. Die Bande der Gastfreundschaft werden als unauflösliche angesehen, und eine Art von Infamie haftet auf dem, der sie zuerst bricht.

Ein Römer wartet nie, bis sein Gast seine Dienste in Anspruch nimmt, er kommt ihm damit entgegen; dessen Feinde werden seine eignen, und im Falle gerichtlicher Streitigkeiten stellt er sich freiwillig als ihr Ankläger. Etwas jedoch, was noch schöner und der Majestät des römischen Volks noch würdiger ist, ist dies, daß die gastfreundlichen Verbindungen nicht auf Individuen beschränkt sind, sondern sich selbst auf Nationen erstrecken. Sobald eine römische Magistratsperson in einem Lande, einer Stadt öffentliche Gastfreundschaft erhalten hat, wird diese Stadt seine Gastfreundin und er bei seinen Mitbürgern für immer ihr Beschützer, der Besorger ihrer Angelegenheiten in Rom. Was die Gastfreundschaft zwischen Nationen und Nationen betrifft, so kann ich nichts Besseres darüber sagen, als diejenige anführen, die seit so vielen Jahren zwischen den Römern und Aeduern, unsern Landsleuten, besteht.

Um das Gemälde von Mamurra's Gastfreundschaft zu vollenden, habe ich nur noch hinzuzusetzen, daß ein glänzendes Mahl, das Fest des Willkommens genannt, und wozu nur einige auserwählte Freunde gebeten waren, diesen Tag beendete, dessen Andenken nie aus meinem Gedächtnisse schwinden wird, und der mich in der unter uns durch viele Kaufleute verbreiteten Meinung bestärkte, daß Rom die gebildetste und höflichste Stadt in der ganzen Welt, zugleich aber auch die gefälligste gegen Fremde sei.

Gehen wir zu dem Anblicke der innern Stadt über. Ich verglich so eben Rom mit einer Provinz von Gebäuden, aber das war zu wenig: um der Wahrheit treu zu bleiben, hätte ich sagen müssen, es seien drei bis vier Pro-

vinzen, eine über der andern. Die Häuser sind hier ungeheuer hoch, und in vielen Gegenden ist die Stadt verdreifacht und vierfacht, ohne einen größeren Raum einzunehmen. Ich fürchte sehr, Dir keinen rechten Begriff davon beibringen zu können, denn nichts gleicht den römischen Häusern weniger, als unsere großen Baracken von Holz und Lehm, mit ihren spitzen Dächern und dem dicken Stroh, das sie bedeckt. Die Häuser hier bilden mehrere Stockwerke gleich der sogenannten Schildkröte, wie die Römer ihre Schlachtordnung beim Ersteigen von Mauern nennen, und die Einwohner Roms sind auf einander gepfercht, als wollten sie den Himmel erstürmen. Wenn man diese Schildkröte herunternähme, wenn man diese vier bis fünf über einander gebauten Städte auf der Erde ausbreitete, so würde man, glaube ich, Bauwerk genug finden, um ganz Italien, von der Tiber bis zu dem ionischen Meere damit zu bedecken.

Diese Häuser stoßen in der Regel in zusammenhängenden Reihen aneinander. Hie und da findet man aber auch einzeln stehende, welches gewöhnlich die ausgezeichnetsten sind, die man Inseln nennt. Viele sind von Steinen erbaut, doch die meisten von Backsteinen, welche netzförmig geordnet sind, was recht hübsch aussieht. Der größte Theil der Dächer ist platt, doch sieht man auch dergleichen schiefe, die dann von gebrannten Ziegeln und oft vielfarbig sind, so daß sie von weitem wie Pfaufedern aussehen.

Die Straßen sind im Allgemeinen eng, unregelmäßig und krumm, vorzüglich in den alten Vierteln. Deshalb und wegen Höhe der Häuser herrscht darin eine Kühle, die

der Gesundheit sehr zuträglich ist. An vielen Ecken befinden sich heilige oder profane Bildsäulen und Tempelchen für die kleineren Gottheiten in großer Anzahl.

Mamurra nahm mich gestern zum Aufstehen (Lever) des Kaisers mit. Du kannst leicht denken, welche Menschenmasse dort vorhanden war, wenn ich Dir sage, daß Jedermann, selbst aus den niedrigsten Volksclassen zugelassen wird. Als die Meldung kam, daß Cäsar annehme, so bildete sich von selbst eine Colonne, die vor dem Kaiser vorüberzog, der unter einem Porticus bald stand, bald saß, von Zeit zu Zeit an ihm bekannte Personen einige Worte richtete und die ihm überreicht werdenden Bittschriften annahm.

Cäsar Octavius ist klein von Wuchs, aber außerordentlich schön gebildet [a]). Er hat lockige, ins Blonde spielende Haare, nicht große Ohren, aber dagegen sehr große Augen. Diese sind grünlich, wie bei den Pferden, und so glänzend und feurig, daß man ihren Blick kaum ertragen kann. Seine Augenbrauen kommen über der Nase zusammen, welche adlerförmig ist; die Zähne stehen von einander ab, sind kurz und brandig. Die Gesichtsfarbe ist leicht gebräunt. Mag er nun sprechen oder schweigen, so bietet das Ganze seines Gesichts etwas sehr Mildes und zugleich Majestätisches dar.

Der Kaiser wohnt auf dem palatinischen Berge in einem kleinen, sehr bescheidenen Hause, dessen Portiken

---

a) Er war 5¾ römische Fuß lang; nach unserm Maaße 5 Fuß 1 Zoll.

wenig geräumig sind und wo man nur Säulen von einfachem Stein erblickt. Das Innere entspricht dem Aeußern und steht an Reichthum und Pracht weit hinter dem meines Wirthes. Nichts ist einfacher, als das kaiserliche Zimmer. Das Bett ist niedrig und mit Decken sehr geringen Werths versehen. Eine kleine goldene Bildsäule, das Glück des Kaiserreichs darstellend, ist das einzige nur einigermaßen Merkwürdige, was man darin findet.

Winter wie Sommer bewohnt Cäsar Octavius immer dasselbe Gemach. Wenn er im Geheim und ohne Störung arbeiten will, zieht er sich in ein kleines Zimmer zurück, welches in dem obern Stockwerk liegt und das er Syracus nennt. Wären nicht die Wachen umher, so würde es unmöglich sein, diese bescheidene Wohnung als die des Herrn der Welt zu erkennen[a]).

Ich ende diesen Brief mit der Bemerkung, daß die Römer auch gleich uns Soldurier haben, welche sie Clienten nennen, und daß sie sich durch Sklaven bedienen lassen.

---

## Dritter Brief.

### Das römische Forum.

Das römische Forum ist ein großer, ohngefähr halb so langer und ein Drittel davon breiter Platz, als unsre kleine

---

a) Als das palatinische Haus im Jahre nach R. Erb. 748 abbrannte, baute es Augustus größer und schöner wieder auf.
Note des Camulogenes.

Lutetia, worauf die Römer den größten Theil ihrer öffentlichen und Privatangelegenheiten verhandeln. Er liegt beinahe mitten in der Stadt und befindet sich in einem Thale zwischen den palatinischen und viminalischen Hügeln, dem capitolinischen Hügel gegenüber. Es ist das vornehmste Viertel Roms, so wie eins der belebtesten und schönsten. Man findet darin eine Menge Denkmäler, wie Basiliken, Tempel, Säulen und Statuen, die durch Anzahl, Größe und Architektur uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen.

Die Basiliken sind große Gebäude, außerhalb mit Säulengängen verziert, unter denen sich die Tavernen [a]) der Bankiers befinden. Innerhalb bestehen sie aus einem großen Saale, dessen Plafond auf zwei übereinanderstehenden Säulenreihen ruht, so daß diese unten zwei Seitenportiken bilden, worin Steinbänke stehen. Eine zweite Galerie geht eben so unter der obern Säulenreihe hin. Zwischen ihren Säulen erhebt sich eine kleine Mauer (pluteus), die gerade hoch genug ist, um die Ansicht der dort Umherwandelnden den unten befindlichen Personen zu verbergen. Die Basiliken dienen den Kaufleuten zu Vereinigungspunkten. Auch Frauen haben Zutritt und man sieht sie dahin kommen, um selbst ihre Capitalien wuchern zu lassen.

Das Forum enthält drei Gebäude dieser Art, die Opimia, Aemilia und Julia. Die beiden letztern sind sehr schön.

Die Aemilia, noch öfter die Basilika des Paulus genannt, gilt für eins der schönsten Gebäude Roms. Sie enthält eine ungeheure Menge Säulen, alle aus phrygischem

---

a) Gleichbedeutend mit Gewölbe oder Bude.

Marmor. Der Consul Aemilius Paulus erbaute sie vor etwa dreißig Jahren aus einer alten Basilika, welche schon dagestanden hatte, und wendete gegen 1500 Talente [a]) daran.

Die Basilika Julia ward von Julius Cäsar, dessen Namen sie trägt, begonnen und vom Kaiser vollendet. Sie bildet ein längliches Parallelogramm, mit Arkaden umgeben, und einer doppelten Reihe von Säulengängen [b]).

An Tempeln enthält das römische Forum die der Fortuna, des Saturns, der Vesta, Julius Cäsars, Castor und Pollux, der Glückseligkeit und den kleinen der Eintracht. Die andern großen Denkmäler sind die Gräcostasis und die Julische Curie. Was die kleinern betrifft, so überschreitet ihre Anzahl alle Einbildung.

Der Tempel der Fortuna liegt am Fuße des capitolinischen Berges und zeichnet sich durch ein Peristyl von 10 Säulen aus.

Der Tempel des Saturns, der jetzt eben wieder hergestellt wird, liegt ganz nahe an dem vorigen. Seine Façade besteht aus einem Fronton, über welchem Tritonen stehen, die auf Trompeten blasen. In diesem Tempel befindet sich der Staatsschatz.

Die Wohnung der Vesta ist ein runder Tempel mit syrakusischem Erze gedeckt.

An dem Punkte des römischen Forums, wo das Volk den Leichnam von Julius Cäsar verbrannte, nachdem die-

---

a) Ohngefähr 8,248,800 Francs. b) Als später diese Basilika abbrannte, baute sie Augustus noch in größerem Maaßstabe und nannte sie nach seinen Adoptivsöhnen, Lucius und Cajus. Der Tod hinderte ihn jedoch an der Vollendung, und diese erfolgte erst durch seine Erben. (Note von Camulogenes).

ser den Dolchen der gegen seine Tyrannei Verschwornen erlegen, erhebt sich der Tempel, welcher den Namen dieses ehemaligen Dictators trägt. Das Gebäude zeigt sich mit einer Colonnade strengen Styls umgeben, welche hinten und an den Seiten einfach, vorn aber doppelt ist. Er ruht auf einem Unterbau, zu dem man von der Seite des Forums aus auf mehrern Stufen hinaufsteigt. Am Fuße von diesen erblickt man einen Altar, der lange vor diesem Tempel errichtet war, und den man den Triumvirn oder vielmehr dem Kaiser, der einer der Triumvirn war, zuschreibt. Ueber diesem Altar sind einige in der Schlacht von Actium eroberte Schiffsschnäbel angebracht. Man nennt sie die neuen Rostra, zum Unterschiede der andern, von denen ich nachher sprechen werde.

Der Tempel des Castor und Pollux, oder auch nur des Castor, wie man gewöhnlich spricht, ruht auf einem ziemlich hohen Unterbau und hat ein Peristyl über der Façade. Seine Erbauung schließt sich an die Begründung der Freiheiten Roms, nach der Vertreibung des Tarquins.

Vom Tempel der Glückseligkeit habe ich wenig weiter zu sagen, als daß er da steht, wo sich sonst die alte Hostilische Curie befand.

Der letzte Tempel auf dem Forum ist ein rundes Gebäude, ganz von Erz, das der Eintracht geweiht und an einem Orte errichtet ist, den man Volcanale, oder Platz des Vulkans nennt. Man erblickt da einen ungeheuern Lotus [a]), den man für eben so alt hält, wie Rom selbst.

---

a) Celtis australis.

Von den drei andern Gebäuden auf dem römischen Foro bietet das erste, die Julische Curie, eine Reihe von rechtwinklichen Bogengängen dar, zu denen man durch eine große Vorhalle kommt, bis zu welcher man auf mehrern Stufen steigt. Julius Cäsar begann und die Triumvirn endeten sie, der Kaiser aber weihte sie ein und schmückte sie mit der Beute aus, die er bei der Eroberung Aegyptens erhielt.

Das zweite, die Gräcostasis, ist ein prachtvolles Peripteron, auch einige Stufen über dem Boden erhaben. Die fremden Gesandten warten in diesem Gebäude auf die Audienzen des Senats.

Das dritte endlich, die Station der Municipien, dient für die Abgeordneten gewisser Provinzialstädte zu demselben Gebrauche, wie die Gräcostasis. Es ist eine Art großer Basilika, inwendig mit Portiken in Säulenreihen verziert.

Gehen wir nun zu dem über, was ich die kleinen Denkmäler nenne, so finden wir zuerst die Rednerbühne des römischen Volks, die man jetzt die alten Rostra nennt, wegen sechs alter Schiffsschnäbel, welche ihre Basis schmücken und die Trophäen einer Seeschlacht gegen die Antiaten sind, welche vor ohngefähr 300 Jahren ein gewisser Mänius gewann. Die in der Geschichte Roms so berühmte Rednerbühne hat ohngefähr Mannshöhe. Es ist eine Art von Austritt, der auf einigen kleinen Säulen ruht, unter denen ein runder, steinerner Grund. Sie erhebt sich vor der Julischen Curie, so zu sagen unter den Augen des Senats, der sie zu beobachten scheint, um

gleichsam ihre zu große Heftigkeit zu mäßigen und sie in pflichtmäßigen Schranken zu halten.

Die Rostra stoßen an das Comitium, einen kleinen Raum auf dem großen, der zu Versammlungen des Volkes dient. Man sieht da eine steinerne Rednerbühne, wo gewisse Magistratspersonen Recht pflegen. Im Senat berathschlagt man, auf den Rostris trägt man vor und auf dem Comitium entscheidet man. Rom beherrscht von diesem kleinen Winkel seines Forums aus die Welt.

Ohnweit der Rostra findet man zwei Sonnen- und eine Wasseruhr. Die erste Sonnenuhr kam aus Sicilien etwa vor drittehalb Jahrhunderten, die zweite ward 90 Jahre später errichtet, weil man bemerkte, daß die Linien der erstern nicht genau mit der Mittagslinie Roms zusammentrafen. Da auch diese neue Sonnenuhr trotz ihrer Vervollkommnung bei wolkenbedecktem Himmel nicht die Zeit anzeigen konnte, so half man diesem Uebelstande dadurch ab, daß man ganz nahe dabei unter einem Schutzdache eine Wasseruhr aufstellte, wo die Tag- und Nachtstunden abgetheilt sind. Hier findet man oft Sklaven, welche von ihren Herren dahin geschickt werden, um nach der Zeit zu sehen.

Gegen die Rostra zu und vor der Basilika des Paulus stehen zwei viereckige Gebäude, die auf allen Seiten mit marmornen Basreliefs ausgelegt, mit kriegerischen Trophäen geschmückt und von vier Arkaden durchbrochen sind, deren Achsen sich kreuzen. Man nennt diese Denkmäler die Bögen des Janus. Da begeben sich die Geldverleiher hin, die aber auch gern in der Basilika sich aufhalten.

Unter der Menge von Bildsäulen aller Art, Gestalt, Größe und Alter, welche man auf dem Forum findet, will ich Dir nur einige der merkwürdigsten nennen. So wirst Du unter andern sieben kleine Statuen von etwa 3 Fuß Höhe bemerken, die nicht weniger als 400 Jahre alt sind und sieben römische Gesandte darstellen, welche gegen alles Völkerrecht getödtet wurden. Den Rostris gegenüber, etwa in der Mitte des Forums, erblickt man die vergoldete Reiterstatue des Kaisers. Sie ward ihm vom Senat geweiht, als er, zwanzig Jahre alt, zur Armee ging und gegen Antonius stritt. Vor der Julischen Basilika stehen die vergoldeten Statuen der zwölf großen Götter, gegen die Janusbogen zu, die Bildsäule des Satyrs Marsyas und drei andere des Janus. Eine von ihnen befindet sich ohnweit des Comitium und eines Altars, den man Puteal Libonis, oder Brunnendeckel des Libon nennt, auf welchem Geldborger und Kläger einen Eid ablegen und die Götter zu Zeugen ihrer Rechtlichkeit anrufen. Außerdem giebt es aber noch deren hundert, ja tausend, denn da es Jedermann freisteht, sich öffentlich eine Bildsäule aufstellen zu lassen, ist ihre Anzahl so groß, daß man wirklich fast Mühe hat, durch diese Menschenmasse von Stein und Erz hindurch zu kommen [a]).

Unter den Statuen ragen auch einige einzelne Säulen in die Höhe. So sieht man am untern Ende des Forum, über dem Altar des Vulkans, die Säule des

---

a) Glaubt man dem Zeugnisse der Antiquare, so befanden sich in Rom und den Landhäusern umher deren beinahe 70,000.

Ludius, auf welcher eine Statue. Weiterhin die Säule des Duilius mit Schiffsschnäbeln. Er war der erste Römer, der in einer Seeschlacht siegte. Ferner ohnweit eines der Bogen des Janus die Colonna Horatia oder Pila Horatia, wie man sie nennt, denn sie ist viereckig. Sie ward dem Sieger der Curiatier zu Ehren errichtet und trug die Waffenbeute von den drei albanischen Brüdern. Letztere hat die Zeit zerstört, aber die Säule steht noch unter dem alten Namen.

Die Säule Mánia steht nach dem capitolinischen Berge zu. Sie ist der Ueberrest eines Hauses, das ein gewisser Mánius vordem verkaufte, um auf diesem Platze eine Basilika erbauen zu lassen. Er behielt sich diese Säule und das Recht vor, ein Gerüste daran aufzuschlagen, um die öffentlichen Spiele auf dem Foro von demselben aus zu sehen. Bei dieser Säule ist ein Tribunal, wo die Magistratspersonen, die man triumviri capitales nennt, über die Verbrechen der niedern Volksclassen richten.

Die letzte dieser Säulen, vor dem Tempel des Saturns stehend und vielleicht die berühmteste, gewiß aber die wichtigste von allen ist die, welche man die goldene Meile nennt, weil auf ihr eine eherne und vergoldete Kugel sich befindet. Ihr Fußgestell ist von weißem Marmor. Von ihr aus gehen alle Hauptstraßen des Staats, deren Meilen von dieser Säule an gezählt werden. Der Kaiser hat sie vor Kurzem zu diesen Zwecke errichten lassen.

Wendet man sich etwas rückwärts bis ohngefähr in die Mitte des Forums, so fällt uns eine kleine Baumgruppe auf, aus einem Feigenbaume, einem Weinstocke und

wilden Oelbaume bestehend, welche hier von freien Stücken emporwuchsen und die das Volk ihres Schattens wegen schirmt. Man nennt dies den See des Curtius, denn an dieser Stelle soll sich Curtius, um das Vaterland zu retten, in den Schlund gestürzt haben. Die Stelle ist noch jetzt heilig und hat einen kleinen Tempel.

Das Forum Romanum, das man lange Zeit blos Forum nannte, jetzt aber forum magnum, das große Forum, um es von einem andern zu unterscheiden, das Julius Cäsar anlegte und ihm seinen Namen gab, ist auch die Wiege Roms in der Person seiner Begründer, denn hier war es, wo Romulus und Remus an den Brüsten der Wölfin saugend gefunden wurden. Diese Stelle hinter dem Comitium, am Fuße des palatinischen Berges, wird sehr in Ehren gehalten. Man sieht dort den schon seit sieben Jahrhunderten daselbst stehenden Feigenbaum, unter dem die merkwürdige Amme der beiden Kinder Schutz fand [a]). Man nennt ihn den Ruminalischen Feigenbaum von einem alten Worte, welches Brüste bedeutet. Der Ort, wo die Wölfin gefunden ward, heißt **Lupercal**, und das ganze Viertel **Germalus**, weil die Römer Brüder von denselben Aeltern **Germani** nennen.

Es war auch auf dem römischen Foro, wo sich das Loos der aufblühenden Stadt durch die Vereinigung entschied, welche die Sabinerinnen zwischen ihren Vätern und

---

a) Noch unter Nero, im Jahre Roms 840, stand dieser Feigenbaum. Damals verlor er aber alle seine Zweige und der Stamm vertrocknete theilweise, was man für ein übles Zeichen hielt. Doch trieb er wieder neue Schößlinge.

Gatten bewirkten, die in Schlachtordnung gegen einander standen. An dieser Stelle befindet sich die Bildsäule der Cluacina, deren Namen vom lateinischen cluere, reinigen, herkommt, weil nach Niederlegung der Waffen beide Heere hier durch einen Myrtenzweig gereinigt wurden. Damals war das Forum nur ein Gehölz und Morast, in welche die Gewässer von den benachbarten Bergen abliefen. Nach jener Verbindung beider Völker schlugen Romulus und Tatius das Holz nieder, füllten den Morast aus und bildeten hier einen zu den öffentlichen Volksversammlungen bestimmten Platz. Tarquinius der Aeltere vertheilte die umliegenden Ländereien an die Bürger, um Gebäude dort aufzuführen; man baute Portiken, Häuser und schuf so ein neues Viertel. Dies der Ursprung des Forum.

---

## Vierter Brief.

### Das Pomörium.

Um die Stadt herum geht eine Art von Landstraße, welche dieselbe von den Vorstädten trennt und die man Pomörium nennt. Dieses Wort bedeutet eigentlich hinter den Mauern, post moerium oder murum. Wenn die Etrusker eine Stadt bauten, verfehlten sie nie, auf feierliche Weise eine gewisse Strecke Gebietes längs der Mauer, welche sie sich aufzuführen vornahmen, zu weihen, und im Innern durften dann die Häuser nicht an diese Mauer angebaut werden.

Die Römer, welche in ihren heiligen Gebräuchen

Vieles von den Etruskern nachahmten, ließen auch ein Pomörium um ihre Stadt, aber blos außerhalb, denn innen baute man bis dicht an die Mauern. Dieser äußere Kreis ist heilig und bleibt unbebaut. Man hat ihn dazu bestimmt, gewisse religiöse Gebräuche, welche man die Auspicien der Stadt nennt, darauf zu vollziehen. In ihnen erforschen die Priester den Willen der Götter, wenn eine Magistratsperson etwas Wichtiges vorzunehmen im Begriff steht. Trotz dessen hat aber das Pomörium keine unverrücklichen Gränzen. Man hat es mehrere Male vergrößert, das heißt, wegen Vergrößerung der Stadt zurückgerückt. Doch befrug man stets vorher die Auspicien, um gewiß zu sein, daß die Götter nicht dieser Ausdehnung entgegen wären. Seit Servius Tullius blieb Rom fünf Jahrhunderte in denselben Gränzen, weil, wie man sagt, die Auspicien nicht günstig waren. Im Jahre 674 verrückte Sylla zum vierten Male das Pomörium, sechs und zwanzig Jahre nachher that es Julius zum sechsten Male, und noch vor Kurzem vermehrte der Kaiser abermals dessen Umfang.

Die Vergrößerungen des Pomöriums und die Namen Derer, die es thaten, wurden stets sorgfältig auf Spitzsäulen eingegraben, die dessen Gränzen bezeichneten, denn seit Begründung der Republik war es eine große Ehre, diese Art von heiligem Gürtel weiter hinausgerückt zu haben, ja, jetzt genügt es nicht einmal mehr, daß die Auspicien vortheilhaft sind, sondern man muß das Reich durch irgend eine neue Eroberung vergrößert haben, um Anspruch darauf zu machen, auch den Umfang der Stadt zu vergrößern.

Eine merkwürdige Thatsache ist die, daß der aventinische Berg, obgleich nahe am Mittelpunkte Roms gelegen, doch nie in die Umgebung des Pomöriums mit gezogen worden und es noch nicht ist. Dieses Ausschließen soll daher gekommen sein, daß Remus, als er die Stadt begründete, auf diesem Hügel nur nachtheilige Auspicien erhielt. Da man nun glaubte, daß dieses auch künftig stets der Fall sein werde, schloß man ihn für immer aus dem Pomörio aus [a]).

---

## Fünfter Brief.

Politische Verfassung des römischen Staats. — Regierungsformen.

Das römische Volk besteht aus drei Ordnungen: Patricier, Ritter und Plebejer.

Die Patricier, welche die erste Ordnung bilden, sind Bürgermitglieder jener so berühmten Versammlung des Senats oder Abkömmlinge von Senatoren, die ursprünglich stets aus den Greisen erwählt wurden, daher Väter, patres, hießen und Veranlassung zur Ableitung des Namens Patricier gaben.

Die Ritter sind zum Theil diejenigen Bürger, die nach erreichtem kriegerischen Alter vom Staate ein Pferd erhielten, um, wie bei uns, in der Reiterei des Heeres zu dienen, zum Theil Bürger, die sich mit Einnahme der öffentlichen Gefälle belasten. Um zu der Ordnung der

---

a) Erst unter der Regierung des Claudius zog man ihn mit dazu.

Ritter zu gehören, muß man ein Vermögen von 400,000 Sestertien (79,519 Fr. 10 Cent.) besitzen und wenigstens 18 Jahre alt sein.

Die Patricier tragen als ausgezeichnetes Merkmal ihres Ranges einen goldenen Ring am kleinen Finger der linken Hand, und die Ritter einen Ring von gleichem Metall oder auch blos von Eisen, wie das übrige Volk.

Die Plebejer bilden die zahlreichste Ordnung, weil sie bis auf die niedrigste Classe herabgehen. Man muß aber ja nicht glauben, daß sie blos aus gemeinen Leuten bestehen, denn nach den Bedingungen, die mit dem Patriciate verbunden sind, kannst Du leicht denken, daß es unter den Plebejern sehr anständige Leute giebt. Man findet auch unter ihnen in der That viele Ritter und Nobiles, Edle. Nobiles nennt man Bürger oder Abkömmlinge von Bürgern, die eine der vorzüglichsten städtischen Magistraturen bekleidet haben.

Ueberhaupt bestehen die früher sehr strengen Unterschiede zwischen Patriciern und Plebejern jetzt seit mehr als 400 Jahren fast nur noch dem Namen nach.

Diese drei Ordnungen, aus welchen das römische Volk zusammengesetzt ist, werden wieder in Tribus, Curiae und Centuriae getheilt.

Die Tribus und ihre Unterabtheilungen, die Curien, sind blos topographische Unterscheidungen, die Centurien aber politische, wo jeder Bürger nach der Beschaffenheit seines Vermögens classificirt wird.

Zwei obrigkeitliche Personen, Consules genannt, regieren und verwalten als Oberhäupter den Staat. Sie hängen

3 *

von dem Senate ab, welcher sie absetzen kann. Ehemals fanden solche Absetzungen bei sehr bedenklichen Verhältnissen statt, wo die Senatoren, wenn sie es für den Staat am zuträglichsten hielten, alle Gewalt in Einer Hand zu vereinen, den Consuln anbefahlen, ihre Aemter niederzulegen, und statt ihrer eine höchste obrigkeitliche Person zu erwählen, die unter dem Namen eines Dictators oder Volksoberherrn mit absoluter Gewalt, aber nur 6 Monate lang bekleidet ward. Seit dem Morde des Dictators Julius Cäsar ist aber aus Haß gegen die Tyrannei die Dictatur ganz abgeschafft worden.

Später gebe ich Dir Kunde von mehrern andern untergeordnetern Magistratspersonen.

Ohne Einwilligung des Senats oder des Volkes oder beider zugleich kann keine nur etwas wichtige Sache entschieden werden. Das Volk genießt einer unermeßlichen Gewalt. Es wird nicht blos über alle Angelegenheiten, innere wie äußere, befragt, sondern es ernennt auch alle obrigkeitliche Personen, sowohl bürgerliche als militairische und religiöse. Es übt seine Gewalt in den Versammlungen aus, die man Comitiae nennt, wo es sich bald in Tribus, bald in Curien, bald in Centurien versammelt, je nach Art und Beschaffenheit der Geschäfte.

## Sechster Brief.

Von der Gewalt des Kaisers. — Die Consuln und die Volkstribunen.

Das Volk ist im höchsten Entzücken. Der Kaiser hat ihm ein Congiarium austheilen lassen, das heißt ein Geschenk in Geld. Jeder Bürger hat 800 Sestertien (159 Fr. 4 Cent.) erhalten. Denke, was das zusammen für eine ungeheure Summe macht! Aber Augustus mußte sich wohl freigebig zeigen, denn er bezahlte auf diese Art gleichsam sein Kaiserthum, da diese ungeheure Großmuth bei Gelegenheit der tribunizischen Gewalt statt fand, die ihm der Senat zuerkannt hatte.

Hier muß ich aber erst einige historische Erörterungen vorausschicken.

Du weißt, daß ursprünglich die römische Staatsverfassung eine monarchische war. Fast drittehalb Jahrhunderte lang blieb sie dies unter 7 auf einander folgenden Königen, deren letzter durch Mißbrauch seiner Gewalt eine Revolution veranlaßte, in Folge deren er vom Throne verjagt und die Monarchie abgeschafft ward.

Nun nahm zwar die Regierung Roms den Namen einer Republik an, aber ihre Form ward vielmehr nur gemodelt statt verändert, denn Alles bestand anfangs nur darin, nunmehr zwischen zwei obrigkeitliche Personen die höchste Gewalt zu vertheilen, die vorher in den Händen eines Königs gewesen war, und aus lebenslänglicher sie in jährliche zu verwandeln.

Uebrigens erbten die Consuln (von consulere, berathen, der Mitbürger Nutzen berathen, so benannt) alle Prärogative und äußere Zeichen der königlichen Autorität. Doch nahmen sie blos abwechselnd einen Monat lang den äußern Schein der höchsten Gewalt an. Dieser bestand vorzüglich in einer Schaar von 12 Lictoren, Unterbeamten, die stets vor dem Consul in einer Reihe hergingen, in der Stadt mit bloßen birkenen Ruthenbündeln bewaffnet, verließ der Consul aber die Stadt, mit einem Beile darin. Der Consul, der keine Bündel hat, läßt seine Lictoren hinterdrein gehen und nur einen Herold voraus.

Die Patricier, von denen die Revolution ausgegangen war, behielten sich das Consulat vor, und obgleich die Wahl dazu vom ganzen Volke ausging, setzten sie doch fest, daß dabei nur ihre Ordnung berücksichtigt werden könne.

So blieb das Patriciat durch das Consulat und die Senatorie Herr der Republik. Funfzehn bis sechszehn Jahre lang hingen alle obrigkeitlichen Aemter vom Consulate ab, aber alsdann erhob sich ein neues, unabhängiges, das anfangs wenig bedeutend war, aber zuletzt furchtbar wurde. Damals war jeder Bürger zum Kriegsdienste ohne Entschädigung verpflichtet. Da nun viele Plebejer nur von ihrer Hände Arbeit lebten, so sahen sie sich in Folge der öftern Berufungen unter ihre Fahnen genöthigt, um leben und der Republik dienen zu können, Schulden zu machen. Deren wurden immer mehr, dagegen die meisten Schuldner zahlungsunfähig. Da suchte das Volk, von Gläubigern bedrängt, beim Senate um Linderung seines unglücklichen Looses nach. Es erhielt sie nicht. Nun verließ es, auf's

Aeußerste gebracht, ein Vaterland, das seinen Vertheidigern zum Lohne ihrer Dienste nur Armuth, Fesseln, Sklaverei gewährte. Es zog sich einige Meilen von Rom hinweg und erwartete, ohne irgend eine Feindseligkeit gegen seine Widersacher zu begehen, daß man seinen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Der Senat erschrak darüber und beeilte sich, mit den Mißvergnügten zu unterhandeln. Sie forderten zuerst Aufhebung aller Schuldverhältnisse und Loslassung der Schuldner, dann aber auch die Ernennung zweier obrigkeitlicher Personen aus der Ordnung der Plebejer, welche diese gegen die Unternehmungen der Reichen, so wie gegen die Ungerechtigkeiten des Senats und der Patricier schützen sollten.

Es war im Jahre der Stadt 260, wo dies vorfiel. Die Magistratspersonen wurden in der Armee aus den Befehlshabern der Corps, die man Tribunen der Soldaten nannte, erwählt, und man legte ihnen den Namen der Tribunen des Volks bei, um an den Zweck ihrer Ernennung sie zu erinnern. Zugleich bestimmte auch ein Gesetz die stete Fortdauer des Volkstribunats und die Todesstrafe für Jeden, der versuchen würde, es aufzuheben.

Die Tribunen des Volks waren anfangs nur bloße Beschützer desselben und sollten dies auch nur sein. Daher denn auch bloße Bürger, ohne besonderes Costüm, Gefolge oder des etwas. Sie kamen nicht in die Sitzungen des Senats, sondern saßen vor der Thür desselben und warteten die Mittheilung der Resultate seiner Beschlüsse ab. Freilich aber besaßen sie das unermeßliche Recht des Widerspruchs und alle Senatsbeschlüsse wurden nur dann

erst gültig, wenn sie mit deren T. unterzeichnet worden waren.

Bald aber ward das Tribunat dieser passiven Rolle müde, und als bereits im zweiten Jahre nach seiner Errichtung eine Hungersnoth den Senat nöthigte, Korn aus den benachbarten Ländern kommen zu lassen, schlug man in diesem vor, das Korn dem Volke zu niedrigen Preisen abzulassen, wenn es auf seine Tribunen Verzicht leiste. Ein Senator, Marcius Coriolanus, unterstützte diesen Antrag auf's Kräftigste. Das Gerücht davon reizte das Volk gewaltig auf. Die Tribunen citirten Coriolan vor dasselbe und nur dies stillte dessen Wuth in etwas; Coriolan erschien zwar nicht, ward aber dessen ohnerachtet gerichtet und verurtheilt.

Nun schritten die Tribunen von Anmaßung zu Anmaßung fort, indem sie ohne Unterlaß die Gewalt der Patricier zu untergraben suchten. Sie verlangten und erhielten nach und nach für ihre Begünstigten das Consulat und die wichtigsten religiösen Beamtenstellen, ohne daß die Patricier je ins Tribunat kommen konnten, was ihnen ein besonderes Gesetz untersagte. Ja sie machten selbst die andern, den Consuln untergeordneten Magistrate beinahe unabhängig, indem sie Alle, die sich der consularischen Gewalt wider= und entgegensetzen wollten, in Schutz nahmen.

Dies ging so weit, daß die Beschützer zu Unterdrückern wurden und zu Anfang des 4ten Jahrhunderts das Consulat ganz abschafften, so daß Rom fast 80 Jahre lang statt der Consuln und unabhängig von den Volkstribunen, oftmals consularische Tribunen hatte, das heißt solche, die mit der consularischen Gewalt bekleidet waren.

Doch ich halte mich nicht weiter bei der Geschichte des Tribunats auf, das von Sylla zerstört, von Pompejus wiederhergestellt und von Julius Cäsar mit Füßen getreten ward, sondern komme auf die tribunizische Gewalt zurück. Dieser in der alten Republik unbekannte Name ward von Octavius erfunden, um nicht den eines Königs oder Dictators anzunehmen und sich doch einen alle andere überragenden Titel beizulegen. Octavius konnte nicht Tribun sein, denn er ist kein Plebejer, auch erkannte man ihm aus Achtung für die Gesetze nicht das Tribunat zu, sondern man gab ihm blos alle Gewalt und Vorrechte desselben, das heißt, seine Person ward heilig und unverletzlich und er besaß das Recht, zu verhindern, daß man nichts gegen seinen Willen unternehme, weder im Senate noch in den Comitien.

Die Unverletzlichkeit der Tribunen hört auf, sobald sie ihre Stelle nicht mehr bekleiden und man kann sie dann in Anklagestand versetzen und wegen ihrer Handlungen zur Rechenschaft ziehen; Niemand wird das aber bei Octavius thun, denn allem Ansehen nach wird er sich stets die tribunizische Gewalt verlängern lassen, indem er dabei auf die Gefälligkeit des Senats rechnen kann.

Um nicht zu scheinen, als wolle man die republikaschen Formen der ehemaligen Staatsverwaltung zerstören, wird man immer fortfahren, zehn Tribunen — aus jeder der fünf ersten Volksclassen zwei — zu ernennen, zwei Consuln und alle Magistratspersonen wie vordem zu erwählen; man scheint aber stillschweigend darüber einverstanden, daß ihr Ansehen nie gegen die tribunizische Gewalt an-

kämpfen darf, welche stets für die wahre Repräsentantin des Willens und des Vortheils des Volks gehalten wird.

---

## Siebenter Brief.

Von den Comitien im Allgemeinen und den verschiedenen Arten derselben.

Ich hatte einige Forschungen über die Comitien des römischen Volkes begonnen, als mir der Zufall über diesen Gegenstand ein ganz vollständiges und um so interessanteres Buch in die Hand führte, als es einen Zeitraum schildert, wo die alte Regierungsform noch in ihrer ganzen Unverfälschtheit bestand. Dieses Werk rührt von einem unsrer Landsleute, Marcus Antonius Gniphon, her, der durch den Krieg aus seinem Vaterlande gerissen und nach Alexandria in Aegypten verschlagen ward, wo er sich dem Studio ergab. Nach Rom zurückgekehrt, errichtete er dort eine Schule der Rhetorik, zuerst in Julius Cäsars Hause, dann aber in dem seinen, ja, er genoß der Ehre, selbst Cicero unter seine Zuhörer zu zählen.

Gniphons Ruf machte mir natürlich seine Bekanntschaft wünschenswerth. Mamurra führte mich zu ihm. Er nahm mich wie einen Landsmann auf und gewann mich so lieb, daß er mir bei seinem vor Kurzem, aber weit von Rom, erfolgten Tode alle seine Manuscripte vermachte, unter denen ich auch eine Correspondenz fand, die er seit vielen Jahren mit dem Lehrer unterhielt, unter dem er in Aegypten studirte. Aus diesem, dem unsern nicht unähn-

lichen Briefwechsel, aus dem ich manchmal etwas entlehnen werde, habe ich auch das Bruchstück genommen, das ich Dir heute sende. Manche Namen darin werden Dir allerdings erst meine nächstfolgenden Briefe erklären.

(Auszug aus Gniphons Tagebuche.)

„Comitien haben ihren Namen von dem gleichen lateinischen Worte, welches sich versammeln bedeutet. Sie fanden in bestimmten Zeitabschnitten statt, aber nicht an feststehenden Tagen, denn sie mußten erst durch günstige Augurien autorisirt werden. Einige bestimmte Ausnahmen abgerechnet, konnte man die Comitien an allen Tagen halten, die daher auch mit dem Namen der comitiellen Tage bezeichnet wurden und fast die Hälfte des Jahres ausmachten.

Es giebt drei Gattungen von Comitien: durch Curien, durch Centurien und durch Tribus.

Die erstern schreiben sich von Romulus her. Dieser König theilte sein ganzes Volk in drei Tribus, von denen jeder aus 10 Curien bestand. Diesen 30 Curien gab er das Recht, die Obrigkeiten zu erwählen, Gesetze zu machen und über die Kriegsangelegenheiten zu bestimmen, wenn er es ihnen erlaubte. Da er aber der Einsicht der Menge mißtraute, stellte er sie unter die Vormundschaft der Senatoren, indem er zugleich befahl, daß die Beschlüsse der Comitien nach Curien nur dann verbindliche Kraft haben sollten, wenn der Senat sie bestätigte.

Bis auf Servius Tullius waren diese Comitien die einzigen politischen Versammlungen des römischen Volks.

Dieser König wollte jedoch die bis dahin nach den Köpfen vertheilten Kriegs- und Friedenslasten gleicher ordnen und that dies daher nach den Vermögensumständen eines Jeden. Daher theilte er das Volk in 184 Centurien, aus denen er 6 Classen bildete. Die erste enthielt alle Reichen und er gab ihr 98 Centurien. Die 4 folgenden, nach Verhältniß des Reichthums sich abstufenden erhielten sämmtlich nur 95. Die sechste umfaßte alle Armen, welche man Proletarier und Capitecensi nannte. Proletarier, weil sie, ausgeschlossen vom Kriegsdienste wegen ihrer geringen Mittel, dem Staate nur dadurch nützlich werden konnten, daß sie ihm Kinder schenkten, und Capitecensi, weil sie ihrer noch größern Armuth wegen bei Aufzeichnung der Bürger nur ihrer Person nach bemerkt werden konnten. Diese sechste Classe bildete nur Eine Centurie, ob sie gleich der Zahl nach größer war, als die fünf andern. Von dem Grundsatze ausgehend, die Zahlreichsten sollten nicht auch die Mächtigsten sein, verordnete Servius, daß jede Centurie zusammen und nicht nach Köpfen abstimme. So bildeten dann stets die Centurien der Reichen die Majorität und die letzten Centurien kamen gar nicht einmal zur Abstimmung. Uebrigens band er die Comitien nicht an die senatorische Zustimmung.

Dieser politische Betrug ist jetzt dadurch etwas verringert, daß bei jeder Versammlung das Loos diejenige Centurie bezeichnet, welche zuerst abstimmt.

Servius Verordnung dauerte lange genug, um die Einrichtung der Comitien durch Tribus herbeizuführen. Bei dem Gerichte über Coriolan drangen die Plebejer,

von ihren Tribunen unterstützt, darauf, daß die Stimmen nach den Tribus abgegeben werden sollten, und die Patricier mußten es sich gefallen lassen. Von da an wurden jene Comitien geltend. Bei ihnen werden alle Angelegenheiten in Einem Tage beendet und ohne daß sie vorher vom Senat erörtert oder die Versammlungen durch die Auspicien autorisirt zu werden brauchten.

In den Comitien durch Curien, bei denen man blos die in Rom oder dessen Gebiet wohnhaften Bürger zuläßt, ordnet man Alles, was auf den bürgerlichen Zustand sich bezieht, z. B. Testamente, Adoptionen u. s. w. Man erwählt durch sie gewisse Priesterclassen, wie die Flaminen, Curionen, Pontifices, auch entscheidet man in ihnen alle Angelegenheiten, die auf Krieg und Verwaltung der Provinzen Bezug haben.

Diese Comitien sind zwar immer noch, aber in der That nur dem Namen nach vorhanden, während die beiden andern Arten in voller Kraft bestehen. Man beruft nicht einmal mehr die Bürger dazu, sondern 30 Lictoren, welche auf Befehl und unter Oberaufsicht der Consuln in Gegenwart von 3 Auguren zusammengebracht werden, stellen die 30 Curien des römischen Volkes vor, und machen aus einer in der weisesten und frömmsten Absicht eingeführten Versammlungsart eine bloße unanständige und lächerliche Mummerei.

Die Comitien nach Centurien werden für die ehrwürdigsten von allen gehalten, auch hat ihnen die Verfassung die wichtigsten Verhandlungen anvertraut. Hier werden die Gesetze vorgeschlagen, erörtert und angenommen,

hier entscheidet man über Kriegserklärungen, hier urtheilt man über das Verbrechen der **Perduellio** oder des Hochverraths, hier spricht man über das Leben von Bürgern ab, hier erwählt man die ersten Magistratspersonen des Staats, die Consuln, Prätoren, Censoren.

Diese Comitien werden auf dem Foro für die gesetzgebenden und richterlichen Berathungen, außerhalb Rom aber hinsichtlich der Wahl der Magistratspersonen gehalten.

Comitien durch Tribus veranstaltet man zur Wahl der geringern Magistratspersonen und vorzüglich der Volkstribunen, zu Berathungen über Friedensschlüsse, zu Urtheilen über angeklagte obrigkeitliche Personen, kurz um **Plebiscita** zu geben.

Am Schlusse der schönen Jahreszeit, den vierten der Idus des Decembers (10. December) werden diese Comitien zur Wahl der Volkstribunen, und im Sommer, gegen den Monat Sextilis (August) zu der anderer Magistratspersonen gehalten. Der Ort selbst wechselt, doch geschieht es meist auf dem Platze vorm Capitol, auf dem römischen Foro oder in dem flaminischen Circus. Man braucht blos römischer Bürger zu sein, um in einem Tribus Stimmrecht zu haben.

Diese Verfassung, mein theurer Lehrer, ward viele Jahrhunderte lang in der römischen Republik beobachtet, jetzt aber sinkt sie immer mehr in Trümmer, und man kann wohl sagen, daß es eben die Comitien durch Tribus sind, die dies zum Theil bewirkt haben. Daher fing auch Sylla, als er die Republik mit Gewalt wiederherstellen wollte, damit an, diese Art der Versammlungen zu unter-

drücken. Kaum aber hatte seine mächtige Hand das Steuerruder verlassen, als sie wieder aufkamen und mit ihnen alle die Uebel, welche die Nothwendigkeit erzeugt, der Hyder des Pöbels zu schmeicheln."

---

## Achter Brief.

### Das Marsfeld.

Das öffentliche Leben der Römer und ein großer Theil ihres Privatlebens geht auf dem Foro und dem Marsfelde hin. Von dem erstern habe ich Dir schon geschrieben, ich muß Dir nun auch etwas von dem letztern sagen.

Das Marsfeld ist eine sehr große Ebene vor den Thoren und außerhalb der Ringmauer Roms, zwischen dem linken Ufer der Tiber und dem nordwestlichen Theile der Stadt. Vordem war es eine Wiese, die man dem Gotte Mars weihte, weil man dort Pferde aufzog und die Jugend in den Waffen übte. Tarquinius der Stolze zog sie an sich und ließ sie für seinen eignen Vortheil anbauen. Als die Tyrannen vertrieben wurden, gaben die Consuln sie, nachdem die Ernte darauf abgemäht und als unreines Getreide in die Tiber geworfen worden war, ihrer ersten Bestimmung zurück. Nicht weit davon blieben die Garben mitten im Flusse liegen und wurden der Grund zu Erdanschwemmungen, welche in der Folge so beträchtlich wuchsen, daß sie eine jetzt bewohnte Insel bildeten, die man die Insel der Tiber nennt. Menschenhände halfen dabei weiter und jetzt ist sie mit einem

gemauerten Quai umgeben, der ihr die Gestalt eines Schiffes giebt.

Jetzt findet man freilich auf dem Marsfelde weder Kornfelder noch Wiesen, sondern Denkmäler. Wenn wir vom cölischen Hügel, wo ich wohne, längs der Tiber zur Porta Flumentana hinausgehen, zeigt sich uns zuerst ein großes Gebäude mit der Façade nach dem Flusse zu, das nach außen einen Halbkreis mit drei Reihen von Bogengängen übereinander bildet. Es ist dies das Theater des Marcellus.

Den Weg, der dahinter weggeht, nennt man den Triumphweg. Rechts von diesem Wege an den Stadtmauern befindet sich das Forum Olitorium oder der Gemüsemarkt. Hier erblickt man drei zusammenhängende Tempel, wovon der erste der Juno, der zweite der Hoffnung und der dritte der Frömmigkeit geweiht ist.

Ganz nahe dabei steht ein Tempel der Bellona, der Göttin des Krieges, vor welchem sich eine kleine Säule erhebt, die man die kriegerische Säule nennt, wo die Förmlichkeiten der Kriegserklärungen gegen fremde Völker vollzogen werden. Eine Magistratsperson steigt auf dieselbe und schleudert einen Wurfspieß nach der Gegend zu, wo das Volk wohnt, das die Römer bekämpfen wollen.

Der flaminische Circus, der dieser Region den Namen giebt, befindet sich in der Richtung dieser Säule. Es ist ein langer Kampfplatz mit Sitzstufen von Stein und Portiken umgeben. Es werden darin Spiele für das Volk veranstaltet.

Vor dem Circus, nach der Mitte der Ebene zu, liegt

die Villa publica, ein großes, prachtvolles Gebäude mit einem doppelten Stockwerke von Portiken, von Gold und Azur glänzend, mit Gemälden, kostbaren Hölzern und seltenen Marmorn ausgeschmückt. Diese Villa ist zu verschiedenen Volksvereinigungen bestimmt und enthält überdies Wohnungen für die fremden Gesandten.

Ein auffallendes Gebäude, ganz andern Charakters, lenkt die Blicke nordwärts dahin, wo die Tiber sich zu krümmen beginnt, um das Marsfeld zu umströmen und in die Stadt zu fließen. Es ist dies das Mausoleum oder Grabmal des Kaisers. Cäsar Octavius hat es selbst vor 5 bis 6 Jahren erbauen lassen. Es besteht aus einem großen, sehr hohen runden Thurme, mit drei concentrischen Stockwerken, wovon das mittelste sehr weit zurücktritt und das dritte noch mehr. Der Raum, der dadurch vor jedem entsteht, ist mit Bäumen bepflanzt, die sehr malerisch von dem weißmarmornen Gebäude abstechen. Eine bronzene Bildsäule des Kaisers krönt das oberste Stockwerk. Unten im Mausoleo sind die Plätze für die Asche dieses Fürsten und seiner Freunde bestimmt.

Dahinter erstreckt sich ein heiliges Gehölz mit allerliebsten öffentlichen Spaziergängen. Dann kommt ein mit doppelter Einfassung, eine von Marmor, die andere von Eisen, umgebener Platz, vor dem zwei Obelisken von 60 Fuß Höhe aus einem einzigen Stücke orientalischen Granits stehen. Diese Art von Forum mit Pappelalleen bepflanzt ist zu Leichenfeierlichkeiten bestimmt.

Das Grabmal des Kaisers ist nicht das einzige, das man auf dem Marsfelde findet. Die Römer betrachten

diese Ebene als wahres Heiligthum und haben da die Denkmäler der berühmtesten Personen beider Geschlechter aufgestellt. Ich mache Dich darunter nur auf das aufmerksam, welches der Senat der Mutter des letzten Scipio Africanus zuerkannte, auf das des Sylla und in den neuesten Zeiten auf das der Julia, Tochter Julius Cäsars und Gemahlin des Pompejus.

Die meisten Grabdenkmäler stehen längs des flaminischen Weges, einer großen, schönen Straße, die so ziemlich das Marsfeld im Osten endet und dann durch das catularische Thor am Fuße des capitolinischen Berges in die Stadt läuft.

In der Gegend dieses Thores giebt es links der Straße ein Viertel, das man mit dem Namen des Feldes des Agrippa bezeichnet, weil dieser Römer, Minister des Kaisers, es mit sehr schönen Denkmälern geschmückt hat. Darunter zeichnen sich aus das Diribitorium, ein ungeheures Gebäude, worin die Soldaten ihre Löhnung erhalten, das größte Bauwerk, das mit Einem Dache bedeckt ist, und die Septa Julia, marmorne Portiken von 1000 Schritt Länge, welche auf hunderten von Säulen ruhen und in denen das Volk seine obern Magistratspersonen erwählt.

Da wir einmal auf der flaminischen Straße sind, wollen wir ein wenig nach dem Mausoleo des Kaisers rückwärts uns wenden und das Gnomon betrachten, einen Obelisken von 73 Fuß 9 Zoll Höhe, aus einem einzigen Stücke rothen Granits, mit Gestalten bedeckt. Der Kaiser hat ihn ganz vor Kurzem aus Aegypten bringen lassen

und ihn zu einem bewundernswerthen Gebrauche bestimmt, nämlich, den Schatten der Sonne und dadurch die Länge der Tage und Nächte darnach zu beobachten. Dieser köstliche Monolith erhebt sich auf einer Esplanade von weißem Marmor, zu der man auf 7 Stufen steigt und die in einem solchen Verhältnisse zu ihm steht, daß am Tage des Winter-Solstitii Mittags der Schatten gerade ihren Umkreis erreicht. Jeden Tag nimmt er nun etwas ab und verlängert sich dann wieder. Diese Verschiedenheiten sind mit ehernen und vergoldeten Linien bemerkt, die in den Marmor eingelassen sind. Inschriften, ihnen entsprechend, zeigen die Tage, Monate, Jahreszeiten und Aequinoctien an.

Entfernen wir uns vom Gnomon und kehren in die Mitte der Ebene zurück, so finden wir ohngefähr in gleicher Entfernung von der Stadt und der Tiber einen Tempel, den ich gern den König des Marsfeldes nennen möchte, so sehr übertrifft er durch Schönheit, Kühnheit und Pracht alle andern Denkmale. Er überrascht uns zuerst durch ein Peristyl von 103 Fuß Breite und 17 Fuß Tiefe, das aus 16 Säulen von orientalischem Granit besteht. Sie sind korinthischer Ordnung, aus einem einzigen Stücke und haben mehr als 14 Fuß Umfang und 36 bis 37 Höhe, ohne ihre weißmarmornen Capitäler und Füße mitzurechnen. Sie stehen acht nebeneinander und drei hintereinander, in der letzten und vorletzten Seitenrichtung. Ein majestätischer Fronton, mit erzenen Statuen überragt, wird von ihnen getragen.

Diesen Tempel baute Agrippa zu Ehren des rächenden Jupiters, und man könnte wohl auch sagen des Kaisers,

dessen colossale Statue er neben die des Königs der Götter stellen wollte, was aber Augustus abschlug und nur erlaubte, daß sein Bild unter das Peristyl komme. Dort sieht man es auch in einer Nische rechts vom Eingange, so wie das des Agrippa eben so links.

Nähern wir uns dem Peristyl, steigen wir die 5 Stufen hinauf, die dazu führen, treten wir durch die Thür ein, deren Doppelflügel von ciselirtem Erz aller Welt offen stehen, so sind wir im Tempel. Er ist kreisförmig und mit einer Kuppel bedeckt, deren Gestalt, da sie dem Himmelsgewölbe gleicht, dem Gebäude den Namen des Pantheon erwarb, als sei es zur Wohnung der Götter bestimmt. Diese Kuppel hat 134 Fuß im Durchmesser und ruht auf einer Mauer von 16 Fuß Stärke, in welcher sechs große Nischen, drei kreisförmige und drei in länglichem Vierecke sich finden. Jede Nische bildet einen kleinen Tempel für sich und enthält die bronzene, silberne, goldene oder elfenbeinerne Statue eines Gottes oder einer Göttin. Jupiter thront in der mittelsten Nische, die, größer als die übrigen, mit einem Halbrund verglichen werden kann.

Zwei Säulen von gelbem Marmor, gerieft und mehr als 27 Fuß hoch, mit Capitälern von bewundernswürdiger Arbeit aus syrakusanischem Erze, trennen jede Nische von dem Tempelrunde. Sie tragen ein Gesims von weißem Marmor, das um das ganze Gebäude herumgeht und durch einen Fries von Porphyr gehoben wird. Eine marmorne Attika von 14 Fenstern durchbrochen, zwischen denen sich eherne Karyatiden befinden, zeigt sich darüber. Diese trägt das Gewölbe selbst, in dessen Mitte man eine Oeff-

nung von 27 Fuß im Durchschnitte erblickt, wodurch man den Himmel sieht. Agrippa hat nichts gespart, um das Pantheon zu dem vollendetsten Prachtgebäude zu machen.

Du wirst diesen Brief etwas unordentlich nennen, aber ich muß Dir versichern, daß dies einigermaßen die Schuld des Gegenstandes ist, den er behandelt, denn hier sind die Bauwerke noch weit mehr, als auf dem Foro, ohne die mindeste Symmetrie und wie es der Zufall gewollt hat, errichtet. Auch vermehrt ihre wahrhaft unbeschreibliche Menge die Verlegenheit des Reisenden, denn ich habe Dir noch nicht einmal den zwänzigsten Theil derselben nennen können. Später, bei sich darbietender Gelegenheit, werde ich Dich noch von mehreren anderen unterhalten. Jetzt sage ich Dir nur noch, daß diese zahllosen Gegenstände auf dieser Ebene, daß das stete Grün des Rasens daselbst, daß der Anblick eines Kranzes von Hügeln im Halbkreise, dessen Hintergrund Gärten bilden und dessen beide Enden sich an die Tiber lehnen, einen Anblick bilden, auf dem das Auge mit Entzücken weilt und sich nur mit Mühe davon trennen kann. Ein Fremder, der von der flaminischen Straße her durch dieses Viertel kommt, muß glauben, daß er in den andern nur bloße Vorstädte noch sehen werde. Und in der That wird er nichts mehr finden, was dieses Marsfeld überträfe oder auch nur ihm gleichkäme, so daß man es mit Recht die Stadt der Denkmäler nennen könnte, die durch Umfang, Inhalt und Lage Alles darbietet, was in Rom zugleich am hinreißendsten, majestätischsten und bewundernswürdigsten ist.

## Neunter Brief.

### Zeitberechnung.

Die Art, wie man die Zeit berechnet, ist das Erste, was man kennen lernen muß, und doch sehe ich, daß ich Dir darüber noch nichts gesagt habe. Ich eile daher, dieses Versehen wieder gut zu machen.

Die Römer ordnen ihr Jahr nach dem Laufe der Sonne. Es hat 365 Tage, welche in 12 Monate vertheilt und ohngefähr einander gleich sind. Sie geben ihnen folgende Benennungen: Januarius, von Janus, dem Gotte, der bei ihnen das Jahr eröffnet; Februarius, von dem Worte februare, reinigen, weil man in diesem Monate gewisse Reinigungen zu Ehren der Verstorbenen veranstaltete; Martius, von Mars, dem Kriegsgotte; Aprilis, von aperire, öffnen, weil dies der Zeitpunkt des Keimens ist und die Erde ihren Schooß eröffnet; Maïus, von Maïa, einer Göttin, der man zu diesem Zeitpunkte Opfer bringt, oder von majores, Vorfahren, zu deren Ehren man auch in dieser Zeit opfert; Junius, von Juno, der Königin der Himmel, welche vorzüglich in diesem Monate verehrt wird; Julius, von Julius Cäsar, dessen Geburtstag in diesen Monat fiel.

Man gab ehedem dem Julius den Namen Quintilis, das heißt der fünfte, ob er gleich eigentlich der siebente war. Dies kam aber daher, weil ursprünglich das Jahr ein Mondenjahr war, wie das unsere, und nur in zehn Monate vertheilt, im Martius anfing. König Numa setzte

es auf 12 Monate fest und fügte den Januarius und Februarius hinzu, welche er voran stellte, ohne jedoch die übrigen Namen zu ändern, so daß also die letzten fünf Monate des neuen Jahres, die in dem alten mit ihrer Ordnungszahl bezeichnet waren, nämlich: Quintilis, der fünfte, Sextilis, der sechste, Septembris, der siebente, Octobris, der achte, Novembris, der neunte, und Decembris, der zehnte, sämmtlich, mit Ausnahme des Quintilis, eine Benennung beibehielten, welche zwar ungenau ist, durch die Macht der Gewohnheit aber keine Täuschung mehr veranlaßt.

Jeder Monat ist in drei ungleiche Theile eingetheilt, welche die Kalenden, Idus und Nonen heißen.

Die Kalenden sind der erste Tag eines jeden Monats. Der Name kommt von dem Worte kalare, benennen, her, weil an diesem Tage ein Priester dem Volke, das vor der Curie Kalabra, einem auf dem capitolinischen Berge belegenen Tempel, zusammenberufen wurde, verkündete, welches der Zeitpunkt der Nonen sein werde.

Die Nonen sind allerdings einigermaßen beweglich und fallen auf den fünften oder siebenten Tag des Monats, aber neun Tage vor den Idus, daher jene auch Nonen genannt worden sind.

Die Idus wechseln auch um zwei Tage, am dreizehnten oder funfzehnten. Ihre Stellung in der Mitte des Monats hat ihnen den Namen gegeben, nach dem alten Worte iduare, theilen.

Man rechnet nun isolirt die Tage dieser Monatsabtheilungen und die Zählung geht rückwärts. Wenn man

also die Kalendas angezeigt hat, und man befindet sich in einem Monate, wo die Nonen auf den fünften Tag fallen, so bezeichnet man den zweiten Tag des Monats mit IV. vor den Nonen, den dritten mit III. vor den Nonen, den vierten mit II. vor den Nonen, und den fünften Nonen.

Eben so geht es mit den übrigen Abtheilungen.

---

## Zehnter Brief.

### Die Unterhändler und die Sklaven.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Rom ging ich über das römische Forum, als ich einen großen Zusammenlauf von Menschen beim Tempel des Castor bemerkte. Ich trete hinzu und sehe Gerüste vor einer Taverne aufgeschlagen und auf diesen Männer, Frauen, Knaben und Mädchen stehen. Alle waren fast ganz unbekleidet und jedes hatte ein kleines Täfelchen am Halse hängen. Einige trugen eine weißwollene Mütze auf dem Kopfe, andere einen Laubkranz und der größte Theil hatte nackte, mit Kreide oder Gyps eingeriebene Füße.

Vor den Gerüsten ging ein Mann von unedlem und grobem Ansehen umher und wandte sich mit unerschütterlicher Zuversicht und Geläufigkeit in folgenden Worten an die Menge: „Ich bin bei diesem Verkaufe, Bürger, nicht im Geringsten gedrängt, denn ich bin freilich nicht reich, aber auch Niemand etwas schuldig. Ein Anderer würde sie auch nicht für diesen Preis lassen und ich selbst Niemand

Anderm als euch, treffliche Römer. Seht einmal den da, fuhr er fort, indem er auf einen neben ihm ausgestellten jungen Mann zeigte; untersucht nur genau, wie schön er ist, wie wohl gewachsen vom Kopf bis zu den Füßen. Ich stehe euch für seine Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Gelehrigkeit. Er gehorcht auf das kleinste Zeichen. Es ist ein Thon, aus dem man Alles machen kann, was man nur will. Er versteht ein wenig griechisch und kann auch sogar bei Tafel vorsingen, ob er gleich nicht Musik versteht." Dann trat er näher und klopfte ihm mit der verkehrten Hand leis auf die Backen: „Hört ihr, wie das wiederhallt? Welch festes Fleisch! Darüber wird nie eine Krankheit kommen. Bürger, ich lasse ihn euch für 8000 Sestertien [a]). Das ist wahrhaftig so gut wie umsonst. Oder wollt ihr etwa das junge Mädchen da? Ich stehe euch für ihre Unschuld." Damit zog er sie näher zu sich und küßte sie einige Male: „Seht nur, wie sie roth wird! Wollt ihr noch besser Zeugniß für ihre Tugend und Bescheidenheit?"

Zu einem Kinde mit ebenholzfarbener Haut übergehend, rief er dann: „Marsch, vorwärts, laß den Herren der Welt deine Geschicklichkeit sehen!" Und auf der Stelle fing das Kind an zu springen, sich zu drehen, auf den Bretern zu tanzen, tausend Grimassen zu ziehen und tausend leichtsinnige Stellungen anzunehmen, um die zuschauende Menge anzureizen. „Ist es nicht leicht? nicht allerliebst? nicht zum Todtlachen?" fuhr der Mann fort.

---

a) 1590 Francs 38 Cent.

„Aber, Bürger, kommt in die Taverne und ihr könnt dann das Alles noch besser sehen. Dies hier ist blos meine Ausstellung, aber Alles, was ich nur vorzüglich Seltenes, Schönes, Zartes, Verführerisches, Bewundernswürdiges besitze, habe ich da drinnen. Kommt nur herein, Bürger, seid so gut!"

Mehrere Personen folgten auch der Einladung und während der Zeit ließ der Sklavenverkäufer (Du hast ja schon errathen, um was es sich handelt) durch einen Mann, vor dem ein Tisch und eine Waage stand, anfangen, eine Auction zu halten. Der junge Sklave, der so viele Possen getrieben hatte, ward von verschiedenen Zuschauern von 4000 Sestertien bis zu 6 und endlich zu 8000 getrieben. Der Käufer trat aus der Menge vor und ein As [a]) in der Hand haltend, sprach er folgende Formel: „Ich sage, daß dieser Knabe, nach dem Rechte der Quiriten, mein ist und ich ihn mit diesem Gelde und dieser Waage gekauft habe." Nun ließ er das Kupfergeld in die Waagschale fallen, bezahlte den Kaufpreis und der Sklave ward ihm übergeben. So geht's stets beim Ver- und Erkauf von Sklaven zu.

Ob ich gleich Die, welche diesen Handel treiben, als Kaufleute bezeichnete, so giebt man ihnen doch gewöhnlich den Namen Mangones oder Venaliciarii, weil man die Sklaven nicht als Waare betrachtet. Diejenigen, welche diesen Handel treiben, sind die verachtetsten und verächtlichsten Menschen, ja, nach Ansicht der Römer, nicht ein-

---

a) 5 Centimen.

mal des Namens von Menschen werth. Da ihnen ein Meineid nichts kostet und sie aller göttlichen und menschlichen Achtung spotten, so haben die Gesetze Sorge dafür getragen, ihnen eine Art erzwungener Rechtlichkeit aufzulegen, von der sie nicht abweichen können, ohne sich Nachtheil und Strafen auszusetzen. So verpflichtet ein Magistratsbefehl die Mangones, den Sklaven, welche sie zum Verkaufe ausstellen, ein Täfelchen an den Hals zu hängen, worauf mit leserlicher Schrift die Krankheiten oder Laster eines jeden stehen, eben so, ob er ein Flüchtling oder Herumstreifer ist, ob er nicht auf irgend eine Art gebunden, ob er Neuling oder schon in Diensten gewesen, denn die erstern zieht man vor, weil man sie für unverdorbener und vorzüglich zu jeder Art von Dienstleistung anwendbarer hält.

Will der Verkäufer jedoch gar keine Garantie über sich nehmen, so muß er dem ausgestellten Sklaven eine Mütze aufsetzen. Dadurch wird der Käufer gewarnt, daß er auf seiner Hut sein müsse und jenen wegen nichts in Anspruch nehmen kann.

Ein Kranz auf dem Haupte zeigt einen Kriegsgefangenen an, und mit Gyps oder Kreide eingeriebene Füße, daß die Sklaven jenseit des Meeres herkommen.

Es ist der Natur der Sache angemessen, daß trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln die Sklavenverkäufer tausend Mittel und Wege wissen, das Gesetz zu hintergehen, besonders aber das Aeußere ihrer Handelsartikel durch alle mögliche Kunstgriffe scheinbar reizender und annehmlicher zu machen. Sie haben daher auch Haarzangen, Kämme, Spiegel, Scheeren und Brenneisen stets bei der Hand.

Die Tavernen dieser Fleischhändler, wie man sie nennt, werden zum Theil durch den Krieg unterhalten. Die Römer haben gleich uns von jeher ihre Gefangenen verkauft. Daher kommen auch die Namen Servus und Mancipium, womit man die Sklaven bezeichnet, weil sie aufbewahrt werden, conservati, und man sie mit der Hand sich ergreift, manu capiuntur.

Auch die Seeräuberei liefert Rom Sklaven. Besonders geschieht dies seit der Zerstörung von Carthago.

Ein Philosoph hat die Sklaven als immerwährende Söldlinge bezeichnet, und dies ist auch ihr Verhältniß in der That, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihren Sold in Naturalien erhalten, das heißt, daß ihr Herr sie ernährt und kleidet. In Rom selbst bekommen sie eine tägliche Portion, die man Diarium nennt, oder eine monatliche, Demensum, von fünf Modien [a]) Korn. Die Sklaven gehören ganz und gar ihren Herren an. Sie können sich weder verheirathen, noch testiren, noch erben, da dieses alles blos Bürgerrechte sind. Statt der Heirathen erlaubt man ungesetzliche Verbindungen unter ihnen, die man Contubernia nennt. Sie werden ihnen als Belohnungen zugestanden, und alle Kinder gehören dem Herrn. Solche geborne Sklaven nennt man Vernae. Doch kann der Sklave sich mit Genehmigung seines Herrn ein kleines Vermögen schaffen, aber freilich nur durch große Geduld und Entbehrungen, und dieses heißt Peculium. Es kann zu beweglichem und unbeweglichem Eigenthume angewendet

---

a) Nach französischem Maaße 43 Litres, 20 Centilitres.

werden. Das Erste, was Sklaven sich zu erwerben suchen, sind Vicarii, die sie sich kaufen, um einen Theil des Dienstes ihnen zu übertragen. Sklaven von Sklaven gehören die Vicarien stets zum Peculio. Doch auch dieses gehört dem Herrn, und er kann es dem Sklaven zurückbehalten, wenn er ihn verkauft, vermacht oder freigiebt.

Die Lage der Sklaven auf dem Lande ist noch viel elender, als die der Sklaven in der Stadt, die doch wenigstens, wenn sie ihre Herrschaft begleiten, manchmal Gelegenheit, sich zu ergötzen, finden, und in den Tavernen ihre Sklaverei auf Augenblicke zu vergessen suchen.

Unter den Sklaven in der Stadt giebt es welche, die ich geistige nennen möchte, das sind nämlich solche, welche die Römer in Wissenschaften und Künsten unterrichten lassen, wenn sie dies nicht schon beim Ankaufe sind, und denen sie dann die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen, oder sich ihrer als Secretarien, Vorleser und Abschreiber bedienen. Die Lage solcher ist bei weitem günstiger.

In großen Häusern hält man mehr als 120 Sklaven, und das blos für die Stadt.

Zu ihrem vertrautern Dienste verwenden die Römer junge und schöne Sklaven, welche sie mit dem Namen Paedagogi bezeichnen. Sie bedienen sich ihrer besonders zu Mundschenken bei den Festen. Diese Kinder, die man bald Hyacinth, bald Achill, bald Narcissus nennt, sind stets sehr schön geputzt, und man sorgt auf alle mögliche Art für die Erhaltung ihrer Schönheit.

Welches Geschäft aber auch immer den Sklaven übertragen sei, in den Augen ihrer Herren sind sie nur Skl[illegible]

ven, das heißt, höchstens eine andere Art von Menschen, oder selbst weniger als Menschen. Die Gesetze machen zwischen ihnen und den Thieren keinen Unterschied, und das Aquilische Gesetz bestraft denjenigen, der eines Andern Sklaven tödtet, nur damit, daß er diesem einen höhern oder geringern Preis dafür bezahlen muß.

Man behandelt einen Sklaven nicht anders wie einen Hund. So besteht z. B. der Gebrauch, den Eingang großer Häuser durch einen Diener bewachen zu lassen, der Ostiarius oder Janitor genannt wird. Solltest Du wohl glauben, daß man diesen an seiner Thüre anschließt und oft mit dem Hause selbst verkauft, als ob er zu diesem untrennbar gehöre! [a]).

Wegen der großen Verachtung, in welcher die Sklaven stehen, pflegen auch ihre Herren dieselben bei vielen Gelegenheiten nicht anzustellen, wo sie sich ihrer doch mit Vortheil bedienen könnten. So können sie nach einem Edicte, das etwa vor 15 Jahren gegeben wurde, nicht Lictoren werden, weil ein solcher dazu bestimmt werden kann, die Hand an einen römischen Bürger zu legen. Es giebt aber doch welche, die unter dem Namen öffentliche Sklaven des römischen Volks zu sehr untergeordneten Functionen bei einigen Priestern oder Magistratspersonen angewendet werden. Diese erhalten einen jährlichen Sold aus dem öffentlichen Schatze, können Eigen-

---

a) Unter den Kaisern nahm die Grausamkeit gegen die Sklaven so überhand, daß Claudius und Antonin eigene Verordnungen deshalb mit mildernden Vorschriften erlassen mußten.

thum erwerben und selbst über die Hälfte ihres Vermögens testiren.

Viele Herren sprechen gar nicht mit ihren Sklaven, sondern geben ihnen blos Befehle durch Winke und rufen sie durch Schnalzen mit den Fingern. Sie müssen sich blos auf die einfachsten Antworten beschränken und dürfen nicht antworten, ohne daß sie gefragt worden. Der geringste Lärm wird bestraft, und selbst der Zufall gilt nicht als Entschuldigung, weder Husten, noch Niesen. Alles ist gegen Sklaven erlaubt.

Und welche Strafen verhängt man über sie! Die grausamsten: Joch, Peitsche, Tortur, Brandmal, Ketten, Gefängniß, Tod! Schläge rechne ich gar nicht, wobei man sie noch gewöhnt hat, den Backen hinzuhalten und aufzublasen, damit die Maulschellen desto bequemer angebracht werden können.

Das Joch ist ein Holzstück, das auf der Brust und an den Schultern angebracht wird und sich bis an das Ende der Arme erstreckt, die man daran festbindet. So führt man den Verurtheilten auf die besuchtesten Plätze der Stadt, während man ihn mit Ruthen schlägt.

Die Peitsche besteht aus einem dicken Bunde Riemen von Leder; die mit Knoten und Bleikugeln besetzt sind. Der Sklave wird nackt entweder an den Füßen oder den Achseln aufgehangen, mit einem schweren Gewichte an den Füßen, damit er sich nicht rühren kann, und dann mit der Peitsche gehauen.

Um die Tortur anzuwenden, streckt man den Armen auf einer Bank aus, zerreißt ihm den Körper mit Ruthen-

hieben, oder brennt ihn mit glühenden Eisenstäben. Manchmal thut man dies sechs bis acht Mal hintereinander, und die Herren lassen es geschehen, wenn man ihnen nur den Sklaven zu bezahlen verspricht, wenn er dabei unterliegen sollte.

Das Brandmal hat vielleicht noch etwas Fürchterlicheres, weil es für immer bestraft. Man schiert dem Strafbaren den Kopf und die Augenbrauen ab, und brennt ihm dann mit einem glühenden Eisen das Brandmal auf die Stirn.

Der Tod geschieht durch Kreuzigung. Auf die Brust hängt man dem Verurtheilten eine Schrift, die sein Verbrechen anzeigt, und so führt man ihn unter Ruthenstreichen über das Forum bis außerhalb des esquilinischen Thors auf einen zur Hinrichtung der Sklaven bestimmten Platz. Diese geschieht nun durch einen Henker, dem der Aufenthalt und selbst der Eintritt in die Stadt untersagt ist.

Und auf welche geringe Vergehungen folgen solche furchtbare Strafen! Julius Cäsar ließ einen Sklaven in Ketten werfen, weil er seinen Gästen anderes Brot vorgesetzt hatte als ihm. Hat ein armer Sklave das Kleinste entwendet, oder ist er, seiner Lage müde, entflohen und wird wieder aufgegriffen, so erhält er das Brandmal, und der Buchstabe F als Anfang des Wortes, welches das letztere Verbrechen bezeichnet, beschimpft ihn für immer [a]).

Verfolgt einen Herrn eine öffentliche Anklage oder

---

a) Kaiser Constantin untersagte dies späterhin, und man bediente sich nun der Halseisen, auf denen das Vergehen, wie der Name des Herrn eingegraben war.

findet man etwas Verlorengegangenes in seinem Hause, so legt man alle Sklaven desselben auf die Folter.

Bei den alten Römern war das Verhältniß der Sklaven bei weitem milder. Da hießen die Herren noch Patres familiae und die Sklaven Familiares im wahrsten Wortverstande, weil die Herren mit den Sklaven lebten und arbeiteten. Jetzt sind diese Benennungen zwar wohl auch noch gebräuchlich, aber gleichsam nur ironisch.

Noch neulich ereignete sich ein gräßlicher Fall. Der Kaiser speiste bei einem reichen Manne, Namens Vedius Pollio. Ein Sklave dieses Letztern zerbrach ein krystallenes Gefäß. Vedius ließ ihn sogleich ergreifen und verurtheilte ihn, als habe er das Ungeheuerste verbrochen, zu einer außerordentlichen Strafe, nämlich lebendig den großen gefräßigen Muränen vorgeworfen zu werden, welche er in einem Fischbehälter hielt. Der Sklave entfloh und warf sich dem Cäsar mit der Bitte zu Füßen, ihn nur zu einer andern Todesart zu verurtheilen. Dieser ließ sich herab, Pollio's Mitleid anzusprechen, aber vergebens. Da gab der Kaiser einem edlen Aufwallen des Unwillens nach und schenkte dem Strafbaren volle und gänzliche Gnade, ließ zugleich alle krystallene Gefäße im Hause zerbrechen und befahl, den Fischbehälter zu verschütten, in welchem Vedius, selbst nur von freigelassener Abkunft, sich an dem Schauspiele zu weiden pflegte, einen Römer in einem Augenblicke von dieser Art von Wasserschlangen entfleischt und verzehrt zu sehen.

Kein Gesetz beschützt die Sklaven, alle Verordnungen haben sich nur mit Strafen für sie beschäftigt. Ist daher

z. B. Jemand in seinem Hause ermordet worden, so verdammt das Gesetz ohne Unterschied alle Sklaven, welche damals sich darin befanden, zum Kreuzestode.

Bis auf einen gewissen Grad wird freilich diese außerordentliche Strenge durch die ungeheure Masse der sklavischen Bevölkerung Roms begreiflich. Die alten Römer fürchteten schon zu den Zeiten, wo noch die Sklaven minder zahlreich, eingeboren und ihren Herren weit mehr ergeben waren, den Genius der Sklaverei, um wie viel mehr jetzt, wo man alle Sprachen kennen müßte, um nur ohne Dolmetscher mit den Sklaven reden zu können, wo man unter ihnen alle nur mögliche Sitten, Gebräuche und Religionen findet. Rom zittert daher bei dem mindesten Gerücht eines Sklavenaufstandes.

Sie sind aber auch so zahlreich, daß man sie das Volk des Hauses nennt, daß viele nie ihren Herrn zu Gesicht bekommen, und die Herren wieder eines eigenen Sklaven bedürfen, um ihnen die Namen der übrigen zu nennen. Es giebt Häuser in Rom, wo man 400 bis 500 Sklaven findet. C. Cäcilius Isidorus hinterließ so eben 4116 Sklaven! Hinsichtlich ihrer großen Anzahl werden sie daher auch wie ein Heer abgetheilt, und jede Abtheilung hat ihre bestimmten Beschäftigungen, ihre Provinz, wie man es nennt; die aber, welche zum persönlichen Dienste bei dem Herrn bestimmt sind, werden wieder nach dem Alter und der Farbe geordnet.

Der Ankaufspreis dieser Sklaven ist sehr verschieden. Ein gewöhnlicher Sklave für die Stadt kostet ohngefähr 2240 Sestertien (446 Fr. 75 Cent.), die, welche man zum

Ackerbau braucht, 6620 Sestertien (1340 Fr. 19 C.) und darüber. Es giebt auch welche für 8000 Sestertien (1558 Fr. 68 C.).

Die theuersten sind stets die Luxussklaven und die in freien Künsten erfahrenen. Die letztern schätzt man nur nach ihren Kenntnissen ab. Ich habe einen Schauspieler für mehr als 100,000 Sestertien (20,458 Fr. 33 C.) schätzen, und einen Grammatiker für 200,000 bezahlen sehen. Und doch tragen solche Talente ihren Herren oft weit mehr ein als diese Ankaufspreise.

---

## Elfter Brief.

### Freilassungen und Freigelassene.

Der größte Trost, den die Sklaven bei ihrer elenden Lage haben können, ist die Hoffnung der Freilassung. Manchmal verschiebt sich die letztere zwar, gewöhnlich aber erfolgt sie nach einigen Jahren. Zwei Mittel besitzen die Sklaven, um dazu zu gelangen, gute Aufführung oder Großmuth ihrer Herren. Diese letztere Art war ehedem fast die einzige. Jetzt erlaubt man den Sklaven, sich loszukaufen, und in weniger als sechs Jahren können sie, wenn sie frugal und arbeitsam sind, sich das dazu nöthige Peculium erwerben.

Manchmal treten freilich besondere Hinderungen ein. So wurden, als der Kaiser die Salassier, eine kleine Völkerschaft in den Alpen, die aber den Römern furchtbar geworden, unterjocht hatte, alle Kriegsgefangene nur unter der Bedingung verkauft, daß sie vor 20 Jahren nicht frei-

gelassen werden könnten. Bei Völkern, die sich oft empörten, setzte der Kaiser sogar 30 Jahre fest. Auch mußten sie in ein entferntes Land verführt werden. Manche Verkäufer stellen sogar die Bedingung auf, daß die Freilassung nie erfolgen kann, andere, daß sie stets in Ketten gehalten und zu den härtesten Arbeiten verwendet werden müssen. Und sogar in Testamenten geschieht dies oft aus häßlichem Rachgefühl. Höchst selten findet man in den Verkaufscontracten günstige Bedingungen für die Sklaven.

Ein Sklave wird nur frei, wenn er auf eine der drei gesetzlichen Arten freigelassen worden: durch das Stäbchen, per vindictam, durch den Census, censu, und durch Testament, testamento.

Die Freilassung durch das Stäbchen geschieht folgendermaßen. Der Herr führt den Sklaven zu einer obrigkeitlichen Person, welche Praetor heißt, legt ihm die Hand auf den vorher glattgeschorenen Kopf, oder einen andern Theil des Körpers und spricht: Ich will, daß dieser Mensch frei sei und alle Rechte des römischen Bürgers genieße. Nun läßt er ihn los. Der Lictor der Magistratsperson berührt drei oder vier Mal mit dem Ruthenbündel den Kopf des zur Freilassung dargestellten Sklaven, sein Herr nimmt ihn beim Arme, dreht ihn auf den Fersen herum, giebt ihm einen leichten Schlag auf die Wange und er ist frei.

Die Freilassung durch den Census ist viel einfacher. Der Sklave braucht blos auf Befehl seines Herrn seinen Namen in die öffentlichen Listen der römischen Bürger einschreiben zu lassen, um frei zu werden.

Durch Testament wird die Freiheit entweder direct, oder mittelst Fideicommis gegeben. Im letztern Falle hängt die Freiheit des Sklaven von dem guten Willen dessen ab, der Erbe geworden ist. Man kann aber auch einen Sklaven selbst geradezu zum Erben einsetzen, und dann wird angenommen, als habe sein Herr ihm die Freiheit geben wollen. Zuletzt kann man auch in einem Testamente die Freiheit des Sklaven von Erfüllung einer gewissen Bedingung abhängig machen, und einen solchen Sklaven nennt man dann Statuliber, doch muß, damit er dies werden könne, die Erbschaft angetreten worden sein.

Die auf eine der vorstehenden Arten erworbene Freiheit nennt man justa libertas, im Gegensatz der injusta oder minus justa, welche blos eine nicht gesetzlich bestätigte Freilassung hervorbringt. Diese geschieht aber auf dreierlei Art.

Zuerst unter Freunden (inter amicos), in Gegenwart von 5 Zeugen, vor denen der Herr erklärt, daß er seinem Sklaven die Freiheit gebe; dann bei Tisch (per mensam), wenn der Herr mit seinem Sklaven an Einem Tische speist; zuletzt durch einen Brief (per epistolam), wo der Herr dem Sklaven schreibt, daß er ihn freilasse, und dieser Brief von 5 Zeugen unterschrieben ist. Freilich können die auf die letzten drei Arten freigelassenen Sklaven wieder in die Sklaverei zurückfallen, wenn der Herr seine Wohlthat zurücknimmt. Nur der Kaiser kann seine Sklaven durch die bloße Manumissio befreien, ohne irgend eine Feierlichkeit, wie sie bei den andern Bürgern nöthig ist.

Freigelassene Sklaven erhalten zwar das römische Bürgerrecht, doch mit einigen Beschränkungen; so werden sie z. B. nur in die vier städtischen Tribus eingeschrieben, welche die mindestgeachteten und deren Abstimmungen bei den Comitien nur zusammengezählt werden. Stets sind sie auch vom Kriegsdienste ausgeschlossen worden, außer bei dringenden Verhältnissen ausnahmsweise. Sie können sich auch nicht mit freien Familien verbinden.

Seit einigen Jahren hat man Freigelassene neuer Art gesehen, welche Deditii genannt werden, das heißt, in gleichen Verhältnissen wie bezwungene Völker, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Dies sind nämlich vormalige Sklaven, die wegen irgend eines Verbrechens öffentlich bestraft wurden und noch die unvertilgbaren Spuren davon an sich tragen. Es sind die schlechtesten von allen, und sie können nie römische Bürger werden, wenn sie nicht beweisen, daß sie ungerechterweise bestraft worden.

Die vormaligen Herren aller Freigelassenen behalten unter jeder Bedingung noch gewisse Rechte an ihnen. So werden sie sogleich von Rechtswegen ihre Patrone und können sie, wenn sie unzufrieden mit ihnen sind, auf 20 Meilen (7½ Stunden ohngefähr) von Rom an die campanischen Küsten verweisen. Stirbt ein Freigelassener ohne Testament und ohne Söhne zu hinterlassen, und überlebt ihn der Patron oder dessen Sohn, so geht nach den 12 Tafelgesetzen die Erbschaft aus der Familie des Erstern auf Den über, welcher der nächste Verwandte in der Familie des Patrons ist.

Durch Edicte der Prätoren ward später die Testa-

mentsfähigkeit der Freigelassenen beschränkt, damit die Patrone stets etwas von der Nachlassenschaft derselben erhalten müßten, und es finden darüber eine Menge specieller Bestimmungen statt.

Dies gilt von den männlichen Freigelassenen. Was die weiblichen betrifft, so bleiben alle Frauen in steter Unmündigkeit und die Patrone sind ihre gesetzlichen Vormünder. Daraus folgt, daß sie ohne deren Bewilligung weder testiren, noch selbst einem Manne sich vermählen können. Das Vermögen der weiblichen Freigelassenen ist daher den Patronen immer gewiß [a]).

Das Recht des Patronats über die Freigelassenen ist wichtiger als Du vielleicht glaubst. Denn fürs Erste haben manchmal dergleichen Personen großes Vermögen sich erworben, und dann sind dieselben verpflichtet, ihre Patrone, ja selbst deren Vater und Mutter, wenn sie in Armuth gerathen, zu ernähren. Man sieht also wohlhabende Freigelassene für einen Theil des Vermögens eines Bürgers an.

Erhält ein Sklave die Freiheit, so fügt er seinem Namen den Vornamen seines ehemaligen Herrn hinzu, ohne doch jemals dadurch Gentilis zu werden, ein Name, womit man die Personen gleichen Stammes bezeichnet, die aber nie in der Sklaverei gelebt haben dürfen.

Der König Tullius gab zuerst das Beispiel der Zu-

---

a) Die Lex Papia Poppaea hat im Jahre 762 in dieser Hinsicht einige mildere Bestimmungen angeordnet.

(Note von Camulogenes.)

lassung von Freigelassenen zum römischen Bürgerrechte. Damals gelangten fast alle Sklaven nur in Betracht ihrer guten Aufführung und Rechtlichkeit zur Freiheit. Nur sehr wenige kauften sich durch ein Peculium los. Jetzt ist das Alles ganz anders. Die Sklaven erkaufen die Freiheit durch Geld, das sie auf hundert unrechtlichen Wegen erworben haben, und werden somit durch Gaunerei, Diebstahl und alle Arten von Lastern römische Bürger [a]).

Wenn man nun jetzt, mein theurer Induciomares, einen Blick rückwärts wirft und ein wenig nur über diese Sonderbarkeit einer Nation nachdenkt, die sammt und sonders durch ein Volk von Sklaven bedient wird, muß man diese Nichtachtung häuslicher Angelegenheiten, diesen edlen Stolz bewundern, welche einen römischen Bürger abhalten, sich zu Gunsten eines Andern zu knechtischen Diensten zu verstehen. Uebrigens schmeichelt diese Sitte, welche nichts zu untergraben im Stande sein würde, der Nationaleitelkeit auf eine ausgezeichnete Weise, denn die Schaar von

a) Der Kaiser Augustus hat die Erlaubniß zum Freilassen sehr beschränkt, um dem Mißbrauche zu steuern, der damit getrieben wurde. Zu dem Ende hat er zwei besondere Gesetze, die Lex Furia Caninia, im Jahre 751, und die Lex Aelia Sentia, 756, gegeben, wovon erstere sich besonders auf die testamentarischen Freilassungen, letztere auf die von Sklaven bezieht, welche zuvor gebrandmarkt oder auf die Folter gelegt worden. Auch in seinem Testamente warnt er seinen Nachfolger, die Freilassungen und Bürgerrechtsertheilungen nicht zu sehr zu häufen, was denn auch Tiber zu der Lege Julia Norbana veranlaßte, wodurch der Unterschied der lateinischen Freigelassenen festgestellt ward. (Note des Camulogenes.)

Sklaven aller Nationen, welche sie nothwendig macht, und von denen Rom überfüllt ist, scheint in dieser Hauptstadt der Repräsentant der Sklaven des Universums zu sein.

---

## Zwölfter Brief.

### Clienten.

Romulus ordnete zwischen den Großen und dem Volke die Verhältnisse des Patronats und der Clientel. Nachdem er seine Regierung festgestellt hatte, empfahl er das Volk den Patriziern und erlaubte jedem Plebejer, sich unter letztern einen Beschützer zu erwählen. Das Verhältniß des Clienten glich damals einer Art von Sklaverei, und nur dadurch, daß er die Pflichten der Patrone und Clienten gegenseitig verbindlich machte, milderte er diese. Weise Vorschriften erhielten mehrere Jahrhunderte hindurch den Verein der Clienten und Patrone eben so enggeschlossen, wie den zwischen Verwandten. Je mehr aber Rom sich vergrößerte, um so nachlässiger wurden die Bande des Patronats und der Clientel. Die Familie, welche sich um jeden Patron reihte, wurde so zahlreich, daß es dem Oberhaupte unmöglich ward, alle Mitglieder derselben genau zu kennen, und dadurch verminderte sich die gegenseitige Zuneigung, weil man einander viel weniger im Auge behielt. Auch stellte das Zartgefühl oder der Stolz der Patrone, die späterhin jede Geldbeihülfe ihrer Clienten als schmachvoll von sich wiesen, diese auf eine sehr niedrige Stufe.

Gegenwärtig kann man die Clienten in zwei Classen

theilen, in die großen und die kleinen, denn auch reiche Bürger, welche obrigkeitliche Würden bekleidet haben oder noch bekleiden und an sich selbst sehr geachtet sind, werden so benannt. Zum Beispiel alle Personen, die zu den Rednern oder den Rechtsgelehrten, deren Functionen unbezahlt und aus freiem Wohlwollen entsprossen sind, ihre Zuflucht nehmen, werden deren Clienten. So war es Pompejus vom Redner Hortensius, der ihn vertheidigt hatte, so Marius von einem gewissen Herennius, so waren es die angesehensten Personen von Cicero, den man wegen seiner großen Rednertalente, welche Jedem, der sie in Anspruch nahm, zu Diensten standen, den schönen, wohlverdienten Titel Patron von aller Welt gab.

Die Clientel zieht keinen Gedanken an ein Niedrigerstehen für die angesehenen Bürger nach sich, und man könnte sie Clienten-Patrone nennen, weil die Clientel sie nicht hindert, auch wieder ihre Clienten zu haben. Nur müssen sie Patrone sein, um sich stets in einem geachteten Range zu befinden, denn wenn man nicht in diesem Verhältnisse geboren ist, muß man, um das Patronat auszuüben, eine curulische Magistratur, d. h. eine vom ersten Range bekleidet haben. Die Patrone genießen des Vorrechts, die natürlichen Erben jedes Clienten zu werden, der ohne Testament stirbt.

Es ist hier der Gebrauch, daß an jedem Morgen ein nur einigermaßen angesehener Mann, ein Bürger, der ein Haus besitzt, ehe er an seine Geschäfte geht, seine Freunde, oder wenigstens diejenigen, die sich so nennen, und seine Clienten bei sich empfängt, so wie daß ein Theil

davon dableibt und ihn begleitet, wenn er ausgeht. Man hat die Clienten, welche auf diese Art den Hof zu machen kommen, durch Benennungen unterschieden, die von ihrer größern oder geringern Sorgfalt hergenommen wurden. Die sich mit einem bloßen Besuche begnügten, nannte man Salutatores, die, welche überdies noch ihren Patron aufs Forum begleiteten, **Assectatores**, **Deductores**, und endlich **Prosecutores** und **Anteambulones** diejenigen, welche ihn den ganzen Tag nicht verließen und überall mit hingingen.

Ich glaube, daß es keine härtere Lage giebt, als die der Clienten untersten Ranges, und die Sklaven sind gewiß besser daran als diese sogenannten freien Menschen, die so zu sagen Tag und Nacht keine Ruhe haben. Sie stehen vor Tages auf, um zu ihrem Patron zu eilen und ihren Nebenbuhlern den Rang abzulaufen. Sie nehmen sich nicht einmal Zeit, sich den Bart zu scheren, und erscheinen oft nur mit der unumgänglich nöthigen Toga, einer Kleidung, die jeder Client tragen muß, um seinem Patron Ehre zu machen, denn das geringe Volk trägt nur eine Tunica ohne Ermel.

Das ist aber noch nicht Alles, denn das Schwierigste ist nun, bei dem Patron Zutritt zu finden. Stehen sie mit dem Portier nicht gut, so müssen sie manchmal vor der Thür bleiben und sich von diesen Wächtern Hunde und Schmeichler benennen hören. Wenn sie nun im Hause, müssen sie nicht nur die Verachtung der andern Sklaven erdulden, die ihnen oft gar nicht einmal antworten, wenn sie sich erkundigen, ob der Patron noch schläft, sondern auch andern Sklaven Aufmerksamkeit be-

zeigen, welche man Nomenclatores nennt, und die damit beauftragt sind, alle Personen, die zu ihrem Herrn kommen, zu kennen, und ihren Namen ihm, so wie sie sich ihm vorstellen, ins Ohr zu flüstern. Da dazu ein ungeheures Gedächtniß gehört, so geschieht es wohl auch, daß gewisse Nomenclatores, wenn sie sich nicht mehr auf die Personen besinnen, ihnen erdichtete Namen beilegen.

Endlich zeigt sich der heißersehnte Patron, um sie mit seiner beleidigenden Höflichkeit zu beglücken. Halb schlaftrunken und von den Schwelgereien des vorhergehenden Tages noch ganz abgemattet, erzeigt er ihnen kaum die Ehre, mit verächtlichem Gähnen die ihm tausendmal zugeflüsterten Namen dieser Unglücklichen zu lallen, die sich den Schlaf abdarbten, um bei seinem Aufstehen zugegen zu sein, zu glücklich noch, wenn dieser hochmüthige König nicht unterm Scheine eines wichtigen Geschäfts durch sie hingeht, ohne auch nur mit ihnen zu sprechen, oder sich ein Späßchen mit ihrem geduldigen Abwarten macht, und durch eine Hinterthür entschlüpft, ohne sie ein Wörtchen davon wissen zu lassen.

Und was ist denn der Lohn für ein so erbärmliches Leben? Jeden Morgen eine Vertheilung, die man Sportula oder Panariolum nennt, aus ein Paar Stücken kleiner Münze bestehend, die kaum dazu ausreichen, um den Hunger dafür zu stillen, und täglich hundert Quadrantes [a]) oder drei Denare [b]), ja wohl noch weniger betragen. Man hat mir sogar gesagt, daß manche Clienten nur

a) 1 Fr. 17 Cent. b) 2 Fr. 46 Cent.

120 Sestertien [a]) des Jahres bekommen. Einige geben auch statt Geld Lebensmittel, wo alsdann deren Vertheilung öffentlich vor dem Hause stattfindet.

Bei guter Laune ladet wohl auch einmal der Patron einige der kleinen Clienten zu einem Abendessen ein, aber nur wenn ihm an der untersten Stelle etwa ein Platz leer blieb. Uebrigens ist bei den meisten dieser Clienten die Sportula Alles, was sie haben, wovon sie sich kleiden, heimen und wärmen.

Aber, wirst Du mich fragen, warum öffnen nur die Reichen solchen Leuten ihre Häuser? O mein Freund, darum, weil dieser niedrige Plebs Bürger ist, weil er Stimmen abzugeben hat bei der Wahl zu obrigkeitlichen Aemtern, und weil diese Wahlen so oft vorkommen, daß man diese Leute stets bei Gutem erhalten muß. Man bezahlt sie, um deren viel zu haben, man nährt sie ganze Jahre lang nutzlos, aber wenn sie nur einmal ihren Patron zu einem wichtigen Amte bringen, zum Consulate oder dem Oberbefehl eines Heeres, so haben sie mit einem Male die Wohlthaten vergolten, die sie bis dahin genossen. Der Patron bezahlt sich dann selbst die Vorschüsse, die er ihnen machte, wie dessen Julius Cäsar in unserm armen Gallien Zeugniß giebt, das er so tüchtig ausgeplündert hat.

Vom Augenblicke an, wo man Clienten kaufte, ward Das, was bis dahin blos ein Verhältniß gewesen war, ein Handwerk. Alle Arme drängten sich um die freigebigen Reichen, und da sie ihre Anhänglichkeit ausboten,

---

a) 21 bis 22 Fr.

so hatte, wer am meisten gab, die meisten Clienten. Nun verlor die Clientel ihren Charakter des Familienbandes, die Clienten liefen von einem Patron zum andern und oft zu mehrern Patronen auf einmal. Es giebt jetzt deren unermüdliche, die sich jeden Tag bei den Tribunen und den beiden Consuln einfinden und es möglich machen, ein halbes Hundert Besuche an einem Morgen abzustatten.

Die Käuflichkeit der Clienten hat jedoch dazu beigetragen, die Patrone ihren Pflichten wo möglich noch treuer zu machen als vordem. Sie sind stets bereit, in den schwierigsten Sachen und vor jeder Art von Gericht für sie zu sprechen, immer besorgt, kein Zeugniß gegen sie abzulegen, und noch jetzt kommen die Pflichten des Patrons gegen seine Clienten unmittelbar nach denen des Vormunds gegen seine Mündel, des Wirths gegen seinen Gast und der Verwandten untereinander. Auch besteht das Recht auf die Erbschaft der Clienten immer noch.

Eine andere Seite aber giebt es, wo das Patronat sich erhaben und trefflich zeigt, nämlich in den Verhältnissen Roms mit den Colonien, den verbündeten oder eroberten Städten, den barbarischen Nationen und Königen, welche alle in dieser Hauptstadt der Welt sich Patrone suchen. So steht Sicilien unter dem Patronate der Familie der Marcellus, Cicero war zu seiner Zeit der einzige Patron aller Capuaner, Fabius Sanga der Allobroger, M. Cato der Insel Cypern und des Königreichs Cappadocien u. s. w.

Diese Patronschaft besteht auch nicht in bloßer Form; ihre gegenseitigen Pflichten werden heilig beobachtet; die

Patrone vertheidigen ihre Clienten, wenn diese ein Geschäft in Rom haben; die Clienten ihrerseits leisten eben so ihren Patronen bei bedenklichen Fällen Beistand.

Die Rechte und Pflichten der Clientel und des Patronats sind so hochgeachtet, daß der Kaiser die Einwohner von Bolonia davon freisprach, Partei für ihn in dem Kriege gegen den Antonius zu nehmen, weil sie von den ältesten Zeiten her in der Clientel mit der Familie dieses ehemaligen Triumvirs standen. Was das auswärtige Patronat im Allgemeinen betrifft, so bildet es einen Zug der römischen Politik. Da es nämlich nur römischen Bürgern erlaubt ist, eine Klage gegen ehemalige Befehlshaber von Provinzen, die ihre Gewalt gemißbraucht haben, anhängig zu machen, so müssen wohl alle diese Städte, alle diese Nationen, alle diese Könige, die nicht im Besitz römischer Bürgerrechte sind, Patrone in Rom haben, um eine Gerechtigkeit zu erlangen, die man ihnen ohnedies schwer genug zugesteht.

---

## Dreizehnter Brief.

Das Haus des Mamurra [a]).

Ich will Dich mit der Wohnung eines reichen Mannes bekannt machen, eines durch seinen Einfluß und hohe Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft wichtigen Mannes,

---

a) Die Römer hatten für alle Arten von Häusern nur die beiden Benennungen domus und insula.

mit einem Worte, meines Wirthes Mamurra. Sein Architekt Vitruvius Pollio hat mir ohngefähr Das mitgetheilt, was ich Dir jetzt schreibe. Ich war eben bei ihm, als ein junger Grieche aus Halicarnaß, Dionysius mit Namen, der nach Rom gekommen war, um dessen Gebäude zu studiren, von ihm an die betreffenden Orte selbst geführt ward. Ich begleitete Beide daher in meine eigene Wohnung.

Wir stiegen den Berg Cölius hinauf und kamen auf dem vor Mamurra's Hause liegenden Platze an. Vitruvius begann da schon seine Erklärungen. „Dieser Platz, sagte er, ist die Area oder der Vorplatz. Die bronzene Reiterstatue, die sich in dessen Mitte erhebt, stellt den Mamurra in einem Costum des Befehlshabers der Handarbeiter in Julius Cäsars Armee dar. Die Römer haben dies im Gebrauch, gleichsam wie eine Art von Trophäe, die sie sich selbst zuerkennen. So oft wir ein großes Haus aufführen, behalten wir zwischen seiner Façade und der Straße ein Vestibul vor, damit, wer des Morgens auf Zutritt wartet, nicht auf der Landstraße zu stehen braucht."

Nun näherte er sich der Thüre, deren beide Flügel zwischen zwei eleganten Pilastern, von einem schönen Gesims überragt, mit Erz geschmückt und mit Bullen, das heißt vergoldeten Nagelköpfen, versehen sind. Er zog an einer Klingel, die fast an allen Häusern angebracht ist, und schon waren wir über die Schwelle getreten, als der Ostiarius oder Portier uns fragte, wer wir wären und wohin wir wollten? Der Hund, der neben ihm wie gewöhnlich lag, verhinderte uns einige Augenblicke daran,

uns verständlich zu machen, endlich schwieg er aber, und der etwas blödsichtige Portier erkannte uns endlich und ließ uns passiren.

„Wir sind hier in dem Prothyrum, sagte Vitruv, das heißt in dem Gange, der von der äußern Thür zu der innern führt. Rechts und links sind die Logen, Cellae, für den Portier und den Hund.“ In diesem Augenblicke fing des letztern Gebell wieder so heftig an, daß der Grieche und ich schon davon liefen. Der Portier zog aber seinen Wachgenossen kräftig an der Kette, gab ihm einen Tritt und brachte ihn knurrend in die Loge. „Es scheint, als ob die Epiroten Euch Angst einjagten (diese Hunde kommen nämlich aus Epirus) und daß ihr Euch besser mit dem in einigen Häusern üblichen Gebrauche einverstehen würdet, sie blos durch ein Gemälde zu versinnlichen, über dem mit großen Buchstaben steht: Hütet Euch vor dem Hunde!“

Am äußersten Ende des Prothyrums befindet sich eine innere Thür, die in einen großen viereckigen, von einer einen Porticus bildenden Säulenreihe aus weißem Marmor umgebenen Hof führt. Ein junger Sklave lief uns hier nach, um uns zu sagen, daß Mamurra so eben verreist sei. „Desto besser, erwiederte Vitruv, da kann ich Euch Alles in seinem schönen Hause um so ungestörter zeigen.“

„Diesen Hof, fuhr er fort, nennt man das Atrium, ein Name, der sich von Atria, einer Stadt Etruriens, herschreibt, wo diese Einrichtung erfunden ward. Bemerkt nun auch das marmorne Wasserbecken in der Mitte, dem

so erquickende Kühle entströmt. Das Ganze des Atriums nennt man Cavaedium, jenes Wasserbecken aber besonders Compluvium, weil es in den Häusern, die kein fließendes Wasser haben, dasjenige Regenwasser aufnimmt, welches ihm durch die Cavaedia zugeführt wird."

„Ohne Atrium kann Niemand sein, wer Clienten hat; es war also die Aufgabe der Architekten, deren für alle Arten von Häusern zu erfinden. Daher zählt man fünf Gattungen desselben, das toscanische, das tetrastylische, das korinthische, das displuviatum und das testudinatum."

„Sehet nur einmal die Ausschmückung dieses Atriums hier ein wenig näher an. Die Säulen sind aus Marmor von Luna und einem einzigen Blocke. Derselbe Marmor reicht auch als Socke an den Wänden hinauf und dann zeigen sich die reichsten Gemälde."

Wir betrachteten einige Zeit lang dieselben, den Plafond der Portiken, der mit in Griechenland angekauften, erhabenen Figuren eingelegt war, verschiedene Bildsäulen aus Erz und Marmor, Meisterwerke fremder Künstler, einen leinwandenen mit Purpur gefärbten Vorhang, der vor dem Impluvio sich befand, um es gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und gingen dann nach drei offenen Gemächern, welche den Hintergrund des Atriums bildeten.

Das erste, auf der Axe des Prothyrums gelegene, nennt man Tablinum; es enthält das Familienarchiv.

Die beiden andern ihm zur Seite liegenden heißen die Flügel. Sie gehören gewissermaßen zum Archive und man findet darin die Familienbilder, jedes in einer

Nische oder besonderem Schranke (Armarium), wo stets unten in einer Inschrift Name, Ehrenstellen und hauptsächliche Thaten des Dargestellten zu lesen.

Von da gings in die Triclinia oder Festsäle, welche auch auf das Atrium gehen.

Sie sind aufs Prachtvollste ausgeschmückt und richten sich nach den Jahreszeiten. Da giebt es Triclinia für den Winter, welche nach Abend zu liegen, Triclinia für den Frühling und Herbst nach Osten und für den Sommer nach Mitternacht. Sie sind im Allgemeinen zweimal so lang als breit und haben jedes einen eigenen Namen, wie den des Apollo, des Mars u. s. w.

Triclinium bedeutet eigentlich einen Saal mit drei Betten. Ob Du Dir gleich denken kannst, daß die Römer nicht auf der Erde essen und auf Stroh oder Wolfs- und Hundefellen sitzen, wie es bei uns üblich, so wirst Du Dich doch wundern, wenn Du von Betten in einem Festsaale hörst. Erfahre denn, daß die Römer schon seit langer Zeit auf die Sitte verzichteten, die sie von den Lakoniern nnd Cretensern annahmen, sich beim Speisen niederzusetzen, sondern von Luxus entnervt, den orientalischen Gebrauch befolgen, sich beim Essen halb zu legen und den Körper auf den Ellbogen zu stützen.

Lange Zeit behielten die Frauen noch die Gewohnheit bei, sich zu Tisch zu setzen, aber jetzt ahmen sie auch die Männer nach, und man sieht in den Triclinien nur noch Betten. Sie sind an dem einen Ende längs der Mauer und auf drei Seiten angebracht, so daß die vierte für die Bedienung frei ist. Der Tisch wird zwischen drei Betten gestellt.

Es giebt auch Speisesäle mit nur zwei Betten, die man deshalb Biclinia nennt, welche für kleinere Gesellschaften bestimmt und deren Betten minder reich verziert sind. Die einfachsten dieser letztern nennt man Hunische.

In den Biclinien bestehen die Betten aus Bockfellen, wie bei armen Leuten, in den Triclinien aber findet man Matratzen mit gallischer Wolle, Federn oder Schwanendaunen gestopft, Kissen mit Seide oder Purpur überzogen, prächtige Decken, bald mit verschiedenen Farben gestickt, bald mit Zeichnungen bedeckt, welche Jagden und Zubehör vorstellen. Man läßt solche Decken aus Babylon kommen. Vitruv zeigte mir eine, welche Mamurra vor einigen Jahren mit 800,000 Sestertien (163,666 Fr.) bezahlt hatte, und die jetzt noch viel mehr werth wäre.

Die Tafeln geben den Betten weder an Pracht noch Mannichfaltigkeit nach. Sie sind rund und ruhen auf einem einzigen Fuße, der bald von Silber, bald von Elfenbein, bald von Erz oder den kostbarsten Holzarten mit allen Wundern der Bildnerei ist. Die Tafeln haben oft 4 Fuß im Durchmesser, und es giebt deren, welche bis zu 1,200,000 Sestertien (245,500 Fr.) gekostet haben. Sie bestehen meist aus Cypressenholz.

Vitruv ließ uns darauf die Schenktische bewundern, ein Geräth, das man auf die den Betten gegenüber befindliche Seite stellt und worauf man bei Gastmahlen die goldenen und silbernen Geschirre und alles Schaugeräth stellt, was nur der glänzendste Luxus erzeugen kann. Dionys erkannte vieles darunter als aus Griechenland kommend an.

Nachdem wir die Triclinia verlassen hatten, besuchten wir mehrere andere Gemächer an den Seiten des Atriums, links nämlich die Küche und dann die Carceres und Equilia, Wagenschuppen und Ställe, rechts aber die Pistrinae, wo man das Brot bäckt, und die Sklavenwohnungen darneben. Darauf kehrten wir in das Atrium zurück.

„Was ihr bis jetzt gesehen habt," sagte nun Vitruv, „macht den öffentlichen Theil des Hauses aus, denjenigen, wohin die Clienten kommen können, die Triclinia vielleicht ausgenommen. Jetzt aber wollen wir den Privattheil durchgehen, wohin Niemand kommen darf, wer nicht eingeladen. Gehen wir durch diesen Corridor, den man Fauces nennt und der an beiden Seiten des Tablinum vorbehalten ist. Wir sind nun im Peristyl."

„Dieser mehr lange als breite Porticus wird von Säulen getragen und erinnert der Form nach an das Atrium, aber man entfaltet hier mehr Pracht und Schmuck. Vor jeder Säule erhebt sich eine Statue und Plutei, marmorne Einfassungen, in denen man Blumen zieht, erfüllen die Zwischenräume. Der Mittelpunkt des Porticus ist, statt wie im Atrium ein Hof zu sein, hier ein Xystus oder ein Platz, wo das Auge zu jeder Zeit ins Grüne schaut, denn die Lorbeerbäume, die ihr hier seht, bleiben auch während der rauhsten Jahreszeit grün. Ich habe hier einen marmornen Springbrunnen angebracht. Ich wählte die pyramidalische Form, um die Kühle zu vermehren, die man so gern im Xystus sucht. Gehen wir jetzt unter die Portiken zurück. Die Wände sind ihrer ganzen Höhe nach

mit Tafeln von geadertem Marmor aus einem einzigen Stücke bekleidet, die Säulen von eben solchem Marmor und der Plafond von Tafelwerk in Abtheilungen."

Nun führte uns Vitruv zu dem westlichen Ende des Peristyls und in mehrere mit Säulen geschmückte Gemächer.

„Dies hier," sagte er, „sind die Wohnungen der Frauen, wo sie sich gewöhnlich aufhalten und arbeiten. Man nennt diese Säle Oeci. Der, in welchem wir uns hier befinden, ist ein korinthischer Oecus. Seine Säulen bestehen aus Marmor von Luna, der in diesem Hause allein nächst dem aus Carystos angewendet wird, weil Mamurra sie allen andern vorzieht. Die Decke ist von Stuck."

„Der ägyptische Oecus," fuhr er fort, indem er in den folgenden Saal ging, „ist auch mit an den Mauern freistehenden Säulen geschmückt, die Architrave derselben und der Umfassungsmauern tragen eine äußere Terrasse, die um das Ganze herumgeht. Die Fenster oben zwischen den Säulen, vor denen Behänge sind, welche die Kälte im Winter und die Sonne im Sommer abhalten, sind überdies noch mit Schausteinen ausgesetzt [a])."

„Auf die Oeci kommt die Bibliothek. Sie liegt gegen Morgen, weil man hier gewöhnlich früh arbeitet und diese Lage auch die Bücher vor der Feuchtigkeit schützt, welche die Mittags- und Abendwinde mitbringen und wodurch die Würmer erzeugt werden."

---

a) Dies sind Steine, welche vor die Fenster in sehr dünnen Geschieben gestellt werden. Sie haben das Mattgraue des Feldspaths und sind durchsichtig. (Note des Camulogenes.)

„Für die Exedra," sagte nun Vitruv, indem er uns an das andere Ende des Peristyls führte, „liebt man die Lage gegen Abend. Sie ist eine große Galerie, in welcher Mamurra die Philosophen, Rhetoren und Gelehrten empfängt, die ihn mit ihrer Freundschaft beehren. Diese hier ist nach griechischer Art, dreimal länger als breit, welches man für die passendste Form hält."

Erst nachdem wir die Basilika durchgangen, einen Raum, der in der Wohnung der Großen durchaus nicht fehlen darf, gelangten wir in die Exedra. Ich habe Dir von den öffentlichen Basiliken geschrieben. Diese hier gleicht ihnen an Ausdehnung und Pracht.

Von der Exedra gelangten wir in die Bäder, die gen Abend liegen, von da aber in das Sphaeristerium oder das Ballhaus, das aus einem großen Saale besteht, worin man mit dem dreieckigen Balle spielt und mit andern kleinern, die man Aleatoria nennt und die zu ruhigern Spielen dienen. Unter die Portiken zurückgekehrt, traten wir in ein kleines, ganz rundes Atrium, um welches her die Cubicula oder Schlafkammern liegen, in denen man aber auch arbeitet. Man findet Betten von Cedernholz und Terebinthen, mit Federkissen in seidenen Ueberzügen, einige zum Lesen, andere zum Schlafen, so wie Decken mit Maulwurfsfellen besetzt. Vitruv war etwas müde geworden, er zog die Thüre des Gemachs, in das wir traten, heran, den Vorhang, der fast vor allen innern Thüren sich befindet, darüber, setzte sich auf ein Ruhebett und sagte, indem er ein nahestehendes Kästchen uns zeigte: „Das ist eine Dactyliothek oder eine Ringschachtel.

An Eurem Staunen bemerke ich, daß Ihr noch nicht beobachtet habt, wie Ringe auch hier zum Luxus der Männer gehören. Scaurus, der Schwiegersohn des Sylla, besaß in Rom die erste Dactyliothek und dies war die einzige, bis Pompejus dem Capitol die des Königs Mithridates weihte. Die alten Römer trugen blos Einen Ring, den Siegelring, daher es auch Sklaven untersagt war, ihn zu tragen. Ja, der Gebrauch der Ringe war ehedem nicht einmal allgemein und ihre Benennung blieb lange ungewiß. Die Griechen leiteten sie vom Finger, unsere Voraltern vom Nagel ab, endlich einten sich Griechen und Römer darin, sie Symbola zu nennen. Erst gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts wurden sie als Gegenstände des Nutzens allgemein üblich. Die Ringe waren von Eisen oder Gold und trugen ein eingegrabenes Zeichen. Als man sie nun zugleich als Luxusgegenstände brauchen wollte, ließ man solche Zeichen, signaturae, auf Edelsteine graben. Daher entnahm man sie auch der rechten Hand und trug sie nur an der müßigern linken, damit diese Steine nicht beschädigt würden. An dieser wählte man den Finger, welcher der nächste am kleinen, denn der Daumen wird an der linken Hand eben so oft bewegt als die ganze Hand, weshalb ihn auch die Griechen mit einem Namen bezeichneten, der so viel andeutet, als eine zweite Hand. Der Finger nächst ihm erschien als kahl und von keinem andern Finger beschützt. Der Mittelfinger war ihnen zu groß, der letzte zu klein, daher zwischen beiden der unbeschäftigtste gewählt ward."

„Heut zu Tage trägt man den symbolischen Ring, den

Siegelring, am kleinen Finger. An den andern Fingern, ja selbst an einzelnen Gelenken derselben trägt man dagegen eine Menge anderer. Einige haben sogar drei Ringe blos an dem kleinen Finger. Es giebt aber auch Personen, die aus einer Art Laune nur Einen Ring tragen, um ihren eignen Siegelring damit zu versiegeln. Dieser letzte wird dann als ein kostbarer Gegenstand in einer Art von Heiligthum verwahrt und darf durch täglichen Gebrauch nicht entweiht werden. Manche lassen sich besondere Sommerringe machen, da ihnen schwerere zu sehr zur Last fallen würden; dann stecken sie wohl deren sechs an einen Finger, so daß sie die Hälfte desselben bedecken."

Vitruv ließ uns die des Mamurra bewundern, deren Symbolum einen seiner Vorfahren darstellt. Der Dictator Sylla siegelte dagegen mit einem Symbolo, worauf man den König Bochus erblickte, wie er ihm den König Jugurtha auslieferte, und der Ring des großen Pompejus zeigte drei Trophäen, Embleme seines dreifachen Triumphs über Europa, Asien und Afrika.

Das Letzte, was wir im Hause des Mamurra sahen, war das Sanctuarium, ein kleines Tempelchen, das in fast allen großen Häusern sich vorfindet. Unser Führer ging mit uns durch eine der langen Seiten des Peristyls nach Mitternacht und ließ uns in das Atriolum eintreten, das aus acht Säulen bestand, in dessen Hintergrunde sich dieses kleine Gebäude erhob. In demselben fanden wir vier Bildsäulen von Erz. Dionysius erkannte zwei davon, einen Cupido und einen Herkules, als Arbeiten des Praxite-

les und Myron, berühmter Bildhauer seines Vaterlandes. Vor ihnen stand ein kleiner Altar.

Die beiden andern Statuen waren nur von mittlerer Größe aber vollendeter Schönheit. An ihren Gewändern und Zügen sah man, daß es Jungfrauen waren, welche mit zarten Fingern heilige Körbchen auf den Köpfen trugen. Das Sanctuarium wird übrigens auch als Archiv gebraucht und ist wegen seiner Pracht weit berühmt.

„Ihr habt nun," sagte jetzt Vitruv, „das Innere dieses Hauses im Einzelnen gesehen; ich will Euch jetzt auf das Aeußere im Ganzen aufmerksam machen. Kommt mit auf das Solarium; dies ist nämlich eine Terrasse, die über dem ganzen Gebäude hingeht und zum Spaziergange dient. Wir nennen sie so, weil man dort sich im Frühling und Herbst an den Sonnenstrahlen wärmt. Scheut Euch nicht vor diesen allerdings ganz kunstwidrig angelegten Stufen; nur ein wenig Muth und wir sind oben."

Der Anblick des Hauses meines Wirthes, so im Ganzen aufgefaßt, setzte mich und Dionys wahrhaft in Staunen und unser Führer mußte uns jeden Theil desselben wieder einzeln zeigen, um uns zu überführen, daß wir nicht mehrere Häuser vor uns sähen. „Dieses Haus," sagte er, „ist allerdings eins der größten und schönsten in Rom und scheint eine wahre Stadt zu sein, ja manche Stadt hat vielleicht nicht einmal einen solchen Umfang. Doch giebt es noch andere, die nicht minder ansehnlich sind, wie z. B. das des Agrippa, das sonst dem großen Pompejus gehörte, des Rechtsgelehrten Cajus Aquilius, auf dem viminalischen Hügel, des Q. Catulus, der die

Cimbern besiegte, des Redners Crassus, das nachher Cicero kaufte und des Scaurus, alle vier auf dem palatinischen Hügel, des Lepidus und viele andere. Allerdings waren die Häuser der alten Römer nur sehr klein und selbst die Familie Aelia, aus sechszehn Personen bestehend, bewohnte nur ein kleines Haus, wie denn das des Cato von Utica noch viel kleiner war; aber dies waren nur Ausnahmen. Die Häuser mußten der Vergrößerung des Reiches selbst verhältnißmäßig folgen, und als Rom seine Siegesfahnen in alle Theile des Universums verbreitet hatte, als der Senat Könige vor seiner Pforte sah, als einfache Bürger dergleichen unter ihren Clienten erblickten, als die Feldherren der Republik Kronen vertheilten, war es einem einflußreichen Bürger nicht mehr möglich, eine bescheidene Wohnung zu behalten, wo er weder seine Clienten annehmen, noch Fremden Gastfreundschaft gewähren konnte. Der Luxus ward also eine Nothwendigkeit des bürgerlichen Verhältnisses und man mußte sich seinen Beschwerden selbst wider Willen unterwerfen."

Wir hatten das Solarium verlassen, nachdem wir oben die treffliche Aussicht genossen, und Dionys wollte nun nach dem Prothyrum zu aus dem Hause gehen, als Vitruv ihn anrief und sagte, daß wir, um Alles im Hause kennen zu lernen, uns durch den geheimen Ausgang, den man Posticum oder Pseudothyrum nennt, entfernen wollten, eine Hinterthür, welche, dem Vestibul gegenüber liegend, von Mamurra nicht selten benutzt wird, wenn er sich der Zudringlichkeit der Clienten entziehen will.

Am Ende der Gänge, die zu den geheimen Aus-

gängen (es giebt deren zwei) führen, fanden wir noch einen Porticus, der auf eine lange Galerie ging, die unser Freund die Pinakothek oder Gemäldegalerie nannte. Er entschuldigte sich, daß er uns nicht hineinführen könne, weil sie eben ausgebessert werde, und bemerkte, daß man sie des gleichen Lichts wegen ganz nach Norden gelegt habe.

Wir gingen also weiter und ich kam zuerst an die geheime Thür. Als ich alle Kräfte anwendete, um sie nach außen hin zu öffnen, kam Dionys und zog sie ganz leicht hereinwärts. „Ist's denn möglich, lieber Camulogenes," sagte er, „daß Du noch nicht bemerkt, wie alle Thüren einwärts gehen? Nur eine einzige auf dem palatinischen Hügel geht nach außen und dies ist die des Valerius Publicola. Die Republik hat ihm dieses Vorrecht als eine Auszeichnung für seine großen Verdienste bewilligt." „Dionys hat Recht," setzte Vitruv hinzu, „und wäre es nicht schon zu spät, so schlüge ich Euch vor, diese ehrwürdige Wohnung zu besuchen, wo Ihr Euch eine Idee von dem machen könntet, was man ehemals eine schöne Wohnung nannte. Doch jetzt kann ich Euch nur vorschlagen, das Abendessen bei mir einzunehmen." Wir nahmen aber weder das Eine noch das Andere an; Dionys nicht, weil er zu einem der Consuls eingeladen war, und ich, weil ich gern auf der Stelle diese Beschreibung unsers Besuchs im Hause des Mamurra für Dich aufsetzen wollte.

---

## Vierzehnter Brief.

Mein Umzug. — Ein Haus der suburanischen Straße. — Häusermiethe.

In Rom, lieber Freund, gilt der Wahlspruch: **Alles um unsrer selbst willen.** Man giebt Euch Gastfreundschaft, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr nicht Alles annehmt, was man Euch anbietet, nicht Alles wörtlich auslegt, was Euch Der sagt, der Euch aufnimmt. Ich sage das nicht dem Mamurra nach, über den ich mich nicht im mindesten zu beklagen habe, sondern nur als allgemeine Bemerkung für Rom. So wollte ich denn auch Mamurra's Güte nicht mißbrauchen und suchte mir, trotz seines Dringens bei ihm zu bleiben, eine andere Wohnung auf.

Viele Bürger besitzen hier Häuser, die sie gar nicht oder nur zum Theil bewohnen und sie daher an Personen vermiethen, die nicht Vermögen genug besitzen, um ein eigenes Haus zu haben [a]). Vermiethungen werden durch eine Tafel bezeichnet, die man am Hause aufhängt, und man schließt sie entweder für mehrere Jahre oder für ein halbes Jahr ab.

Ein solcher Anschlag lautet z. B.:

**Aus dem Nachlasse der Julia Felix, Tochter des Spurius Felix, sind ein Bad, ein Venerium und neunhundert Tavernen, Weingelände**

a) Unter Valens und Valentinian zählte man in Rom 46,602 Häuser, worunter 44,792 Insulae oder solche Häuser, die zu vermiethen, dagegen 810 domus oder Privathäuser Einzelner.

und Coenacula vom 1. bis 17. der Idus des Augusts [a]) für fünf fortlaufende Jahre zu vermiethen.

Wer eine unanständige Handthierung treibt, dem wird nicht vermiethet.

Die letztere Bedingung scheint sehr gewöhnlich zu sein, denn man bezeichnet sie blos mit den Abkürzungen:

S. Q. D. L. E. N. C. [b]).

Auf der Insel Arriana Polliana, die dem Cnejus Alifius Nigidius, dem Aeltern, gehört, wird man vom 1. der Idus des Quintilis [c]) an, Tavernen mit ihren Weingeländen und Coenaculis, wie auch ritterliche Coenacula vermiethen.

Der Miether hat sich an den Sklaven des ältern Cnejus Alifius zu wenden.

Die Kalenden des Monats Quintilis (1. Juli) sind die allgemein angenommene Zeit der Miethveränderungen. Ich wollte mich auch zu dieser Zeit in Bereitschaft setzen, Mamurra sagte mir aber, ich solle mich nicht übereilen, da ich später es wohlfeiler haben würde. Daher verlassen auch viele Leute ihre Wohnungen an jenem bestimmten Tage und wohnen eine Zeit lang in Gärten.

Ich wartete also bis auf den Tag vor den Idus (den 14. Juli) und da ich mich erkundigte, welches das nächste Viertel am cölischen Hügel sei, wo ich am wohl-

---

a) Vom 1. bis 8. August. b) Si quis domi lenocinium exerceat, non conducito. c) Den 15. Juli.

feilsten wohnen könnte, wies man mich in die suburanische Straße, die allerdings nicht weit davon. Die Straße gränzt an die heilige und ist dem Foro, so wie den schönsten Stadtvierteln sehr nahe. Auf dem Foro sind die Wohnungen allzutheuer für mich.

Ich ging denn nun in die Subura herab, die ihren Namen von ihrer Lage am Fuße der alten Stadt (sub urbe) herschreibt. Der erste Anblick dieses Viertels nahm mich nicht zu seinem Vortheile ein. Man sieht nur Tavernen von Färbern, Schuhmachern und Sklavenpeitschenverkäufern. Die Straße, fast möchte ich sagen der Fußsteg, ist schmal, bergig und voll schwarzen, ekelhaften Schmuzes. Tausende von Karren fahren unausgesetzt über die Straße, lange Züge von Maulthieren schaffen Marmor und Steine fort, vorzüglich aber macht eine unglaubliche Zahl von Hunden sie zu der geräuschvollsten vielleicht der ganzen Stadt.

Das Haus, in welchem man mir eine Wohnung genannt hatte, bestand nicht, wie die meisten aus drei, sondern aus sieben oder acht Stockwerken. Die Gattung der Bewohner desselben war auch nicht geeignet, den unvortheilhaften Eindruck zu verscheuchen, den mir das ganze Viertel schon eingeflößt hatte. Es waren Buhlerinnen, von denen diese Straße wimmelt, und ein Lehrer im Vorschneiden, von dem die Sklaven das Fleisch zerlegen lernen. Er zeigt ihnen dies an hölzernen Modellen von Hasen, Ebern, Gazellen, getulischen Vögeln und dergleichen. Der geringste Fehler dabei wird gleich mit Ruthenstreichen bestraft, so daß eine solche Schule eine wahre Hölle ist.

Höher oben in einem Kämmerchen (Gurgustium) fand ich einen Spitzbuben, der es sich zum Geschäfte machte, bei Festgelagen Speisen zu erbetteln und sie dann Tags darauf wieder zu verkaufen. Nahe bei ihm wohnte ein Grammatiker, den diese Wissenschaft nicht aus seiner Armuth reißen konnte, der schwarzes Brot aß und auf Stroh schlief.

Ich bemerkte bald, daß mir ein solches Haus nicht anstehen könne, und als mir ein Sklave sagte, ich sollte mich nur 200 Stufen noch höher hinauf bemühen, wo ich eine recht nette Wohnung finden würde, lief ich über Hals und Kopf davon.

Im Fortgehen stieß ich auf einen Auszug einer Familie der Art von Leuten, welche wesentlich die Bevölkerung der suburanischen Straße ausmachen. Drei Weiber von nußbrauner Farbe, die eine rothhärig, die andere riesengroß und die dritte, ohnstreitig deren Mutter, mit kahlem Kopfe, transportirten ein erbärmlich aussehendes Hausgeräth. Man erblickte ein schlechtes Bett mit drei Füßen, einen Tisch, der deren nur zwei hatte, eine Lampe, eine hörnerne Tasse und ein altes schartiges Nachtgeschirr. Noch widriger erschienen und rochen die Lebensmittel, die sie in alten Töpfen und Gefäßen mit fortschleppten.

Ich erzählte Mamurra mein Mißgeschick. „Hätte ich Deine Absicht gekannt," antwortete er, „so hätte ich Dich gleich gegen dieses Viertel gewarnt, wo Du nichts für Dich Passendes finden konntest." — Man hat mir aber doch versichert, daß Julius Cäsar in seiner Jugend dort gewohnt habe! — „O! man hätte Dir auch noch sagen können, daß einer der Gracchen vom palatinischen Hügel

dorthin zog, um sich populärer zu machen. Aber was Gracchus bewog, sich unter den Pöbel zu mischen, hätte Dich gerade von dieser Straße zurückschrecken sollen. Wir wollen, da Du nun einmal darauf bestehst, mich zu verlassen, zusammen eine andere Wohnung für Dich suchen, wenn Du nicht auf dem Lande wohnen willst, wo Du für die 2 bis 3000 Sestertien (409 Fr. 42 C. und 614 Fr. 13 C.), die Du mindestens für ein sehr bescheidenes Local in der Stadt bezahlen mußt, ein ganzes Haus mit einem kleinen Garten miethen kannst."

Wir fingen auch unsere Nachforschungen auf der Stelle an. So gingen wir denn nach der aurelischen Straße zu, und traten unterwegs in alle Häuser ein, vor denen eine Miethtafel hing. Es gab da Wohnungen für 6000 Sestertien (1228 Fr.), welche eben ein Senator verlassen hatte und die uns sehr bescheiden vorkamen, andere zu 10,000 Sestertien (2047 Fr.), die eben nicht außerordentlich waren, und mehrere für 30,000 Sestertien (6141 Fr.), die wir sehr schön und allerdings für Magistratspersonen völlig angemessen fanden. Im Allgemeinen ist der Preis der ungeheuern Menge von Miethwohnungen 2000 Sestertien und weniger, und da man es nicht für sehr anständig hält, zur Miethe zu wohnen (was die Römer nennen, ein inquilinus sein), so sind schöne Wohnungen selten, weil es wenig Abnehmer dafür giebt.

Im Clivus Janiculi, nicht weit von dem aurelischen Thore, fanden wir ein kleines, einzeln stehendes Haus, bescheiden und nett zugleich, bei dem die Lage in einem ruhigern Viertel und auf der Straße nach meinem Vater=

lande mich festhielten. Aber es kommt mich etwas hoch zu stehen, denn ich ward bis auf 6000 Sestertien (122 Fr.) gesteigert.

Am Tage der Idus des Quintilis (15. Juli) bin ich eingezogen. Das war bald geschehen, obgleich mein Hausgeräth ansehnlicher ist, als ich selbst gewollt hätte. Ich ward aber zu dieser Vermehrung genöthigt, weil die Geräthschaften dem Vermiether stets als Unterpfand für die Miethe gelten. Am glänzendsten Punkte meiner Wohnung prunkt der hörnerne Becher mit silbernem Rande, das Einzige, was ich aus Lutetia mitgebracht habe. Du, mein theurer Induciomares, raubtest den Stoff dazu der Stirne eines Ur's bei einer jener Jagden, in denen sich die jungen Gallier abhärten, und ich hebe den Becher als ein theures Pfand Deiner Freundschaft und meines Vaterlandes heilig auf.

Gestern nahm ich Abschied von Mamurra. Nach vaterländischem Gebrauche that ich die letzte Bitte an ihn, die er mir nicht abschlagen durfte, und räumte ihm dadurch das Recht ein, gegen mich ein Gleiches zu thun: Ich bat ihn nämlich, meinen Goldring, ein Vermächtniß meines Großvaters, anzunehmen und mir dafür den seinen zu geben. „Sehr gern," antwortete er mir, „und dieser Tausch ist mir um so angenehmer, da dieser Ring, den Du mir anbietest, mir ehemals selbst gehört hat. Auch ich hatte ihn Deinem Großvater bei einer ähnlichen Gelegenheit gegeben, als ich durch das Land der Aulertier reiste [a])."

---

a) Die Departements de la Mayenne, Sarthe, Orne und Eure et Loire.

Er mag jeßt unsere gastfreundschaftliche Tessera sein und unser Freundschaftsband noch enger verknüpfen. Der Hügel Janiculus liegt ja nicht allzuweit vom Cölius!" Ich schloß ihn nach unsrer herzlichen Sitte in die Arme und entfernte mich, tiefgerührt von der offenen Freundschaft, die er mir gezeigt hatte, fest entschlossen, sie ferner zu pflegen und ihr nach besten Kräften zu entsprechen.

---

## Funfzehnter Brief.

### Ein Tag in Rom.

Du fragst mich, was für ein Leben ich in Rom führe? Das, was Jedermann führt. Und dies ist folgendes. Die Römer theilen den Tag in drei Theile und nennen sie Morgen, Mittag und Abend. Jeden derselben theilen sie wieder in 6 Stunden, deren erste nach der sechsten, von Mitternacht an gerechnet, beginnt. Ich meine hier nämlich den Sonnentag, denn der bürgerliche geht von Mitternacht bis wieder dahin.

### Der Morgen.

So wie die erste Stunde da, so ist's unmöglich, länger zu schlafen. Der Lärm der Wagen, das Getöse der Tavernen, der Staub, das Geschrei der Schulmeister, das Geklappere der wandernden Kaufleute, das Gesurr der Menge und endlich der Tumult von Handwerkern aller Gattungen verurtheilen Den, der nicht im Hintergrunde eines geräumigen Hauses wohnt, zur Schlaflosigkeit.

Am frühsten Morgen ist der Anblick der Stadt sehr sonderbar. Auf den Vestibulen der großen Häuser und selbst meistens auf den Straßen sieht man zahlreiche oder minder zahlreiche Haufen von Menschen, die dort warten, bis man die Thüren geöffnet hat. Das ist die begrüßende Schaar der Clienten. Aus ihrem Ansehen kann man schon ohngefähr erkennen, wer der Patron ist, ob ein Redner, eine obrigkeitliche Person oder blos ein reicher Mann. Doch haben sich unterdessen schon die Clienten des ersten und zweiten Ranges durch die halbgeöffnete Thür des Vestibuls oder das Hinterpförtchen hereingeschlichen.

Nun bricht der Tag völlig an. Der Janitor schließt denen auf, die nur den öffentlichen Zutritt haben, und die Menge stürzt sich in das Atrium. Da machen die Clienten einen neuen Halt, während der Patron sich mit einem kleinen Kreise von Freunden verschlossen hält oder noch schläft. Diesen Morgenempfang nennt man Salutatio.

Endlich zieht er sein Kleid für das Forum an und erscheint im Glanze des sorgfältigsten Putzes. Sklaven verkünden seinen Eintritt. Wer mit einem Ende seines Gewandes sich den Kopf bedeckt hatte, eilt, ihn zu entblößen, die Gespräche hören sogleich auf und Jeder drängt sich dem Patron entgegen. Die schmeichelhaftesten Complimente, die demüthigsten Nachfragen, wie er sich befinde? Von allen Seiten hört man die Namen H e r r und K ö n i g ertönen. Nur seine Freunde grüßen ihn bei seinem Namen. Nun geht es so, wie ich Dir schon in meinem zwölften Briefe geschrieben habe.

So verstreichen die erste und zweite Stunde [a]). Schon sind die Clienten der ersten Zulassung fortgegangen und der Patron bereitet sich vor, auf's Forum herabzusteigen. Er setzt sich in eine von 6 bis 8 Sklaven getragene Sänfte oder auf ein elegantes Maulthier und wird auf allen Seiten von seiner Cohorte von Clienten umdrängt.

Dieses Erscheinen auf dem Forum, wohin übrigens so viele Menschen berufen werden, hat für die meisten nur einigermaßen angesehenen Bürger, die alle nach Ehrenstellen streben, noch einen besondern Zweck; denn da alle obrigkeitlichen Aemter durch Volksabstimmungen verliehen werden und ihre Dauer nie ein Jahr übersteigt, so findet ein stetes Anhalten darum statt, das mit jedem Tage erneuert wird, indem man sich inmitten eines zahlreichen Gefolges, als eines Zeichens des Einflusses und der Achtung, darstellt. Es giebt aber auch Patrone, welche sich, ohne weitere politische Zwecke, bei bloßen Stadtbesuchen so begleiten lassen und nur ihrer Eitelkeit dadurch fröhnen.

Von der dritten bis sechsten Stunde [b]) halten die Tribunale Sitzung und die Bürger gehen ihren Arbeiten nach. Das ist in Rom die Zeit der Thätigkeit. Dann sind die Straßen mit Fußgängern, Wagen, Reitern, Sänften und beladenen Karren angefüllt.

## Der Mittag.

Um die sechste Stunde, wenn die Hitze am heftigsten wird, beginnt eine Art allgemeinen Stillstandes, den die

---

a) Bis 8 Uhr. b) 9 Uhr bis Mittag.

Gewohnheit und noch mehr das Klima gebietet. Jeder geht nach Hause; der Patron entläßt seine abgehetzten Clienten, indem er seinen Namennennern (Nomenclatores) befiehlt, ihnen die Sportulas zu vertheilen. Alles überläßt sich mit wenigen Ausnahmen auf einige Stunden der Ruhe und dem Schlafe. Dies ist so allgemein, daß Liebende dieser conventionellen Nacht manchmal ihre Geheimnisse so gut wie der wirklichen vertrauen.

Diese der Gesundheit allerdings sehr nothwendige Pause beschließt so ziemlich den Geschäftstag, denn nur wenige Personen nehmen Geschäfte nach Mittage wieder vor und dann auch nur die unbedeutendern. Jedenfalls erstreckt sich diese neue Beschäftigung nicht über die achte Stunde [a]), welche alle Arbeit beendet.

## Der Abend.

Nun begiebt sich Jeder auf's Feld, das heißt auf's Marsfeld, das stets unter dieser Verkürzung gemeint wird. Erwachsene und junge Männer überlassen sich da militairischen Uebungen zu Fuß wie zu Roß. Sie üben sich auch im Laufen, Lastenheben und mit Oel gesalbt in allen Kämpfen der Palästra. Dann stürzen sie sich in die Tiber, um sich abzukühlen und vom Staube und Schweiß zu reinigen.

Weiterhin erblickt man Andere, die, den Vorderarm mit Lederriemen umwunden, einen schweren Diskus von polirtem Erz um den Kopf schwingen und wettkämpfend bald in die Höhe, bald in die Weite werfen. Andere spielen

---

a) 2 Uhr Nachmittag.

verschiedene Ballspiele, z. B. Harpastum, wo man sich im Flug oder auf der Erde den Ball zu entreißen sucht, oder mit dem dreiseitigen Balle, davon so genannt, daß drei im Dreiecke stehende Personen ihn einander zuwerfen. Letzteres ist das Lieblingsspiel der Reichen.

Alte Leute oder wer zu heftige Leibesbewegung scheut, begnügt sich an dem paganicusschen Ballspiel, das aus einem Federballe besteht oder dem Follis, einem Ballon mit Luft aufgeblasen.

Es würde schwer fallen, das Bild des Marsfeldes zu dieser Stunde des Tages auszumalen. Stelle Dir das ganze Volk aller Stände vor, wie es sich auf diesem unermeßlichen grünen Teppich drängt, stelle Dir die tausend Darsteller dieses großartigen Schauspiels vor, einige in Kriegskleidern, andere nackt, wie Athleten gesalbt, nur mit einem Schurze um die Hüften; in dem Flusse Schwimmer, von denen nur die Minderbeherzten eine Art von Brustharnisch von Kork oder Blase tragen. Die ganze Stadt ist da und man zählt noch mehr Zuschauer als Darsteller. Das ist ein Lärmen, ein Geschrei, stetes Zurufen, Beifall für die Geschickten, Gelächter für die Ungeschickten.

Da die Spieler unter sich Gewinne feststellen, so nehmen die Zuschauer auch durch Wetten Antheil. Die ausgezeichnetsten Männer findet man dort. Nicht selten sah ich da den Mäcen, den begünstigten Minister des Kaisers. Ehedem kämpfte Marius, schon alt und mit Lorbeern bedeckt, dort stets noch mit den jungen Leuten; Pompejus übte sich mit den Gewandtesten im Springen, mit

den Flüchtigsten im Laufen, mit den Stärksten im Lasttragen, und Cato spielte Ball mit seinen Freunden.

Die Augenblicke, welche man auf dem Marsfelde zubringt, bieten Jedermann Erholung. Dann ist für Alle das Tagewerk vollendet und Jeder scheint in der Stadt die Sorge und Plage der Geschäfte zurückgelassen zu haben. Man denkt nur daran, sich zu belustigen, zu erheitern und den Vergnügungen, die alsdann folgen, ein Vorspiel zu geben.

Man bringt nämlich dort ein oder zwei Stunden zu und in der zweiten Stunde verkündet die Glocke die Eröffnung der öffentlichen Bäder. Nach und nach hören die Uebungen auf, die schweißtriefenden Spieler lassen sich in eine Endromis hüllen, ein sehr warmes, vor Erkältung schützendes Gewand, und Jeder eilt nach den Bädern. Nur einige Reiche begeben sich zu eben dem Zwecke nach Hause.

In der zehnten Stunde [a]) hören die Arbeiten durchaus für Jedermann auf, selbst für die kleine Zahl der Fleißigsten, die sie bis dahin ausdehnen. Ich kenne einen berühmten Redner, Namens Asinius Pollio, der sich dann nicht einmal mehr die Lesung eines Briefes erlaubt.

Auf das Bad folgt das Abendessen, das letzte Mahl des Tages, und verlängert sich kürzer oder später in die Nacht, mit um so weniger Unbequemlichkeit, als man sich nach dem Aufstehen von der Tafel sogleich zur Ruhe begiebt.

So lebt man in Rom. Jeder Tag bringt dieselben Pflichten, dieselben Beschäftigungen, dieselben Vergnügungen herbei. Im Ganzen scheint mir der Tag nicht übel eingetheilt.

a) Um 4 Uhr Nachmittags.

## Sechszehnter Brief.

### Städtische Spaziergänge.

Die Römer sind gewaltige Spaziergänger und sehen das Spazierengehen als Erholung und Schauspiel an. Sie thun es, um zu sehen und gesehen zu werden; daher gehen sie auch meist nach besonders beliebten Stadtgegenden, und vorzüglich unter lange Galerien, die sie Portiken nennen. Man hat zu diesen Spaziergängen, die von der achten bis zehnten a) Stunde stattfinden, mehrere besondere Gebäude errichtet. Jetzt ist das Marsfeld das allgemeine Rendezvous Roms und es sind daher auf dieser Ebene viele sehr schöne Portiken aufgeführt worden, wie die korinthische oder des Octavius, die des Pompejus, des Neptuns oder der Argonauten und die Portiken der Nationen b). Die erstere errichtete Cnejus Octavius, der vor etwa 150 Jahren eine Seeschlacht gegen den König Perseus von Macedonien gewann. Die zweiten, weit prächtiger als jene, werden von schönen Frauen und der

---

a) Von 2 bis 4 Uhr Nachmittags. b) Seitdem sind noch drei Portiken erbaut worden: die des Agrippa oder des Vipsanius (Vorname des Agrippa), 740 begonnen und nach Agrippa's Tode von dessen Schwester vollendet, die der Livia, von Augustus erbaut, und die der Octavia, Schwester desselben, und auch von diesem aufgeführt. Letztere sind außerordentlich geräumig und enthalten zwei Tempel, des Jupiters und der Juno; auch befinden sich darin eine Menge der trefflichsten griechischen Statuen. (Note des Camulogenes.)

besten Gesellschaft der Stadt besucht. Die dritten wurden von Agrippa zu Ehren der Seesiege des Kaisers erbaut und ein schönes Gemälde darin stellt den Zug der Argonauten vor. Die vierten endlich rühren vom Kaiser selbst her und heißen so nach den Statuen aller Nationen, welche darin aufgestellt sind.

In der schönen Jahreszeit begeben sich zu der Stunde, wo man auf's Feld geht, die Frauen und wer an heftiger Leibesbewegung kein Vergnügen findet, unter diese verschiedenen Galerien, wo denn auch alle Intriguen angesponnen werden. Strebt ein Mann nach der Gunst einer Frau, so fängt er damit an, zu erforschen, welche Portiken sie am häufigsten besucht, und findet sich nun auch dort ein. Sind die Liebenden schon einverstanden, so finden sie sich in den Portiken. Alles geht dorthin, um zu glänzen und durch Anmuth und Eleganz zu erobern.

Man findet diejenigen Damen leicht heraus, die verständiger oder zurückhaltender blos des Spazierengehens wegen sich in die Portiken begeben. Das Gesicht ausgenommen kann man sie unsichtbar nennen. Eine lange Stola geht ihnen bis auf die Füße herab und überdies verhüllt sie noch eine Palla oder weiter Mantel so, daß man von ihrem Wuchse nicht das Mindeste sieht. Eine Schaar von Wächtern und Frauen folgt ihnen und umgiebt sie, so daß die Menge sich ihnen gar nicht nähern kann. Höchstens erlauben sie sich bei den vielen Bewegungen, womit Personen ihres Geschlechts immer die Unterhaltung begleiten, eine schöne Hand und zarte Finger mit rosigen Nägeln zu zeigen.

Fast alle Frauen tragen Schleier, die ihnen die Hälfte des Gesichts bedecken, weniger um der alten Sitte willen, die den Römerinnen verbot, ihr Gesicht offen zu zeigen, als um die Neugier anzureizen. Viele haben Kugeln von Krystall oder gelbem Ambra in den Händen, um diese kühl zu erhalten. Auch giebt es welche, die kleine gezähmte Schlangen um den Hals tragen, die sie wie Bänder auf die Brust herabrollen lassen, um dadurch in diesen heißen Klimaten erfrischt zu werden.

Du würdest aber auch Männer in den Portiken finden, die durch Putz und Schönheit nicht minder auffallend sind. Man nennt einen Solchen bellus homo, Schönmann. Du kannst ihn gleich an seinen mit Ringen überladenen Fingern erkennen, an seinen mit Bimsstein geglätteten Händen, Armen und Füßen, an denen man auch nicht ein Härchen findet, das ihrer Weiße Eintrag thun könnte, an seinen sorgfältig gekämmten und mit Balsam und Zimmt parfümirten Haaren, an seinem Gesichte ohne Bart oder an seinem kunstvoll geordneten Barte, an der Länge seiner Tunica und den Aermeln, die ihm fast gänzlich Arm und Hand bedecken, endlich aber an dem Glanze des Purpurs und der Feinheit des Gewebes seiner Toga.

Barrus ist das Vorbild dieser Gattung Menschen. Er ist berühmt in seiner Art und so wie er nur irgendwo erscheint, richten sich die Blicke der jungen Mädchen auf ihn. Barrus spricht mit weichem, schmachtendem Tone und stößt dabei etwas mit der Zunge an. Oeffentlich eben so ungenirt, wie zu Hause, trällert er wollüstige Gesänge

aus Cadix und vom Nil. Seine Schritte, seine Bewegungen scheinen nach der Musik geregelt; er ist stets auf der Bühne. Des Tages über kommt er nicht aus der Gesellschaft von Frauen. Ihnen hat er immer, den Ellbogen vertraulich auf die Lehne ihres Stuhls gestützt, eine Süßigkeit ins Ohr zu flüstern. Zu Hause nimmt er Besuche an, liest und expedirt zärtliche Missive nach allen Seiten. Er fliegt von Abendessen zu Abendessen, kennt den Liebhaber jeder Frau und sagt aus dem Gedächtnisse die Genealogie der berühmtesten Courtisanen des Circus her.

Man legt diesen Leuten auch noch den Namen Trossuli bei, von Trossula, einer Stadt in Etrurien, welche die römischen Ritter zu der Zeit, als sie noch in den Legionen dienten, ohne Hülfe des Fußvolks mit Sturm nahmen und davon den ruhmvollen Namen Trossuli erhielten. So lange sie nicht den Kriegsdienst verließen, erhielten sie ihn in diesem Sinne, seit aber viele Ritter in Rom alt wurden, ohne je ein Heer gesehen zu haben, nahm man ihn blos im ironischen Sinne, als eine umgekehrte Wahrheit, und so gilt er jetzt immer.

Diese Ritter Trossuli sind das lächerlichste Völkchen. Rufus schminkt sich und geht mit abgemessenen Schritten einher, wie ein Pfau, der sein Rad schlägt, um seine Schönheit zu zeigen. Cotilus dagegen hebt sich stets auf den Zehen, um sich etwas größer zu machen. Mäcenas, der Minister des Kaisers, zeigt sich ganz weibisch. Er bedeckt sich den Kopf mit einem Pallium, einem kleinen griechischen Mantel, der beide Ohren sehen läßt. Kaum angezogen, mit nachschleppender Tunica und ohne Gürtel

läßt er sich überall hin von zwei Eunuchen begleiten, die wahrhaftig männlicher sind als er.

Am andern Ende der Stadt, gegen Mittag zu, außerhalb des Thores von Capua, bildet die appische Strase einen Spaziergang anderer Art für Reiter, Sänften und Wagen. Da zeigen die Trossuli ihre glänzenden Equipagen, mit feisten und in Purpur und Gold geschirrten Maulthieren bespannt, ihre mit prächtigen Tapeten belegten und mit Elfenbein, Erz und oft sogar ciselirtem Silber verzierten Wagen, deren Namen so verschieden sind wie ihre Formen. Da giebt es Petorita, Wagen mit vier Rädern, so wie wir sie bei uns brauchen; Cisii, leichte Wagen, vor die man aber doch drei Maulthiere spannt; Covini, ganz bedeckte Wagen, wo man selbst fährt; Rhedae, worin zwei Personen sitzen; Caruccae, hohe Wagen; Esseda, Vehicula und noch viele andere, welche fast sämmtlich von einem Sklaven geleitet werden.

Die meisten der dort Spazierenden lassen eine Schaar numidischer Reiter vor sich hersprengen, welche gewaltigen Staub machen und die Menge beseitigen. Die Bescheidensten begnügen sich damit, einen einzigen Läufer mit aufgeschürztem Gewande, oder blos eine Truppe molossischer Hunde mit Halsbändern vorauszuschicken. Bei den Sänften findet der Luxus statt, sie von 6 bis 8 Sklaven in köstliche Penulas [a]) gekleidet tragen zu lassen.

Auch Frauen zeigen sich hier, besonders galante, die

---

a) Ein militairisches Costum, das die Trossuli in Verruf bringen, indem auch sie es tragen.

auf seidengeschmückten Wagen selbst die raschen Rosse lenken, und den Liebhaber, den sie eben zu Grunde richten, im Triumphe aufzuführen scheinen. Man sollte, sieht man so etwas, nicht glauben, daß es vormals ein Gesetz gab, welches den Frauen verbot, sich der Wagen zu bedienen, wenn sie nicht mehr als eine Meile sich von der Stadt entfernten, und nicht zu einem Opfer begäben.

Die Equipage der Matronen, so heißen die durch ihre Geburt ausgezeichnetsten Frauen, hat etwas Majestätisches, und zeigt, ohne so vielen Lärmen zu machen, doch den Luxus eines großen Hauses an. Eine Matrone läßt sich in einer offenen Sänfte tragen, worin sie weichgebettet ausgestreckt liegt, den Körper etwas auf den linken Arm erhoben. Eine junge Dienerin, Pedissequa, geht neben der Sänfte her und trägt eine nachgeahmte Palme, aus drei kleinen Holzblättchen bestehend, die mit Pfauenfedern bedeckt und an einen leichten Stiel von indischem Rohre befestigt sind. Damit schützt sie ihre Gebieterin gegen die Sonne. Zwei afrikanische Läufer gehen der Sänfte voraus. Ein Gewebe von der feinsten und weißesten ägyptischen Leinwand gürtet diese und auf der Brust tragen sie Phalerae oder silberne polirte Platten in der Form des Halbmondes, um die Arme aber Ringe von gleichem Metall. Zwei andere weiße Sklaven, gewöhnlich Liburnier, folgen der Sänfte so nahe, daß, sobald diese hält, sie sogleich auf jeder Seite einen kleinen Tritt hinstellen können, damit die Dame nicht nöthig hat, ein Zeichen zu geben, auf welcher Seite sie aussteigen wolle.

Die in ihr Paludamentum gehüllten Magistratsper-

sonen, welche aus den Provinzen kommen und dahin abgehen, im Vortritt ihrer Lictoren und Nachtritt eines zahlreichen Gefolges, umgeben von Bürgern, welche sie begleiten, tragen nicht wenig dazu bei, dieses an sich schon glänzende Schauspiel noch zu erhöhen. Doch muß man auch hier nicht nach dem äußern Ansehen gehen, denn oft sind diejenigen, welche das meiste Aufsehen machen, elende Freigelassene, deren Wohlstand dem Staate zur Aergerniß dient. Neulich begegnete mir ein solcher eleganter Spaziergänger, der mit dem größten Luxus angethan und umgeben war. Auf dem Gesichte trug er kleine Pflästerchen, womit die Stutzer die Anmuth desselben noch zu erhöhen glauben. Eins von diesen Pflästerchen fiel herunter; was erblickte man? Das schimpfliche Brandmal, womit man die Stirne entlaufener Sklaven bezeichnet!

Mamurra erzählte mir einmal, daß bei dem Feldzuge, den er mit Cäsar in Spanien gemacht, einige Vettonen, eine den Celtiberiern benachbarte Nation, die zum ersten Male ins römische Lager gekommen wären, als sie verschiedene Hauptleute der Römer zu ihrem Vergnügen hin und her spazieren gehend gesehen, sie für Verrückte gehalten und sich anerboten hätten, dieselben wieder in ihre Zelte zu bringen. Ging mir's doch fast eben so; denn ehe ich die römischen Sitten nur einigermaßen kannte, konnte ich mir auch nicht einbilden, daß man, wenn man nicht mehr Krieg zu führen habe, etwas Besseres thun könne, als in Ruhe zu bleiben.

---

## Siebzehnter Brief.

### Die Gärten.

Die Gartenpflege ist in Rom sehr alt. In den frühesten Zeiten der Stadt machte der Garten das Feld des Armen aus und er bezog von daher seine Nahrungsmittel. Er ward ausschließlich von Frauen bebaut, und wenn man einen schlecht besorgten Garten sah, schloß man daraus, daß die Hausfrau nichts von der Wirthschaft verstehe. Die ganze ländliche Bebauung bezeichnete man damals mit dem Namen Hortus, Garten, vom lateinischen Worte oriri, hervorgehen, weil aus dem Garten alle Die hervorgingen, welche die Waffen tragen konnten. Man nannte auch damals Das so, was man jetzt eine Villa nennt.

Seit langer Zeit haben die Gärten ihre Art und Absicht verändert, und Epikur war der Erste, welcher die Anweisung gab, sich des Landes mitten in der Stadt zu erfreuen. Bei den Atheniensern fand diese liebliche Neuerung zuerst statt und Rom folgte bald nach. Daher wurden die Gärten nun Gegenstände des Luxus; man stellte sie unter den besondern Schutz der Venus und drückte damit Alles aus.

Jetzt ist's eine Leidenschaft, einen Garten in der Stadt zu haben. Er muß groß sein, Spaziergänge enthalten, dem überraschten Auge ungeheure Feldflächen darbieten, mit einem Worte, einem wahren Landbesitze für das Vergnügen bestimmt gleichen. Jeder reiche Mann besitzt Gärten, und sie sind gleichsam der Füllstein seines Luxus.

Die Revolution im Gartenbau schreibt sich, wie ich glaube, vorzüglich von jenem Lucullus her, der zum Fortschritte jeder Art von Luxus so viel beigetragen hat. Noch nennt man seine Gärten die prachtvollsten und schönsten Roms.

Doch fehlt diesen schönen Spaziergängen eine sehr große Annehmlichkeit, daß sie nämlich nicht an die Wohnungen ihrer Eigenthümer stoßen. Dies kommt daher, daß, weil dieser Geschmack an übergroßen Gärten ziemlich modern ist, man sie der ungeheuren Kosten wegen nicht in der Mitte der Stadt anlegen konnte. Man warf sich also in die Vorstädte, an die Ufer der Tiber, den Hintergrund des Marsfeldes und bis in die transtiberinische Gegend. Nur die Gärten des Mäcenas auf dem esquilinischen Hügel in der Stadt liegen an der Wohnung dieses Ministers.

Die merkwürdigsten unter den zahlreichen Gärten Roms sind die des Lucullus in der Gegend des flaminischen Circus, die des Sallust in der sechsten Region, nicht weit von jenen des Pompejus und des Cäsars am Ufer der Tiber, des Antonius auch an diesem Ufer und ganz mit denen des Cäsars zusammenstoßend, des Torquatus auf dem cölischen Hügel ohnweit des Tempels der alten Hoffnung, des Agrippa und seiner Söhne Lucius und Cajus und des Statilius Taurus.

Obgleich mehrere seitdem ihre Besitzer verändert haben, nennt man sie doch immer noch nach Denen, welche sie anlegten. So eröffnete auch bereits Julius Cäsar dem Volke die seinen, nach der Niederlage des Pompejus in Spanien, und vermachte sie ihm in seinem Testamente, so daß dieses nun auch seine eigenen Gärten besitzt.

Du glaubst vielleicht, die Römer suchten in ihren Gärten die Natur nachzuahmen? Keineswegs; sie zwingen vielmehr die Natur, die Kunst nachzuahmen, und sie muß, wie das ganze Weltall, sich ihren Launen unterwerfen. Gewöhnlich findest Du in diesen Gärten eine Allee rings herum, Gestatio genannt, welche zugleich die Gränze bildet, indem sie mit sehr eng zusammenstehenden Bäumen pallisadenartig bepflanzt ist. Xysten, Hippodromen oder Bahnen zum Pferderennen, Wiesen, Gebüsche, Weinlaubengänge und kleine Monumente füllen den innern Theil an.

Ein Xystus ist ein offener Spazierweg, ein mit wohlriechenden Blumen bepflanztes Parterre. Man bildet eine Menge Figuren darauf, entweder mit Buchsbaum, oder Immergrün, oder Cypresse. Die Kunst stellt auf diese Art ganze Flotten, Jagden und dergleichen dar, doch auch blos Buchstaben und Namensziffern.

Ein Rasenbett ist der nothwendige Schmuck eines Xystus. Zwei wilde Thiere aus Buchs geformt und einander gegenübergestellt bilden seine Seiten, manchmal pflanzt man auch unterhalb desselben Bärenklau, dessen weiche, schmiegsame Blätter einen so sanften Teppich bilden, daß man ihn kaum beim Draufgehen merkt. Eine Allee von in alle Art Formen verschnittenen Bäumen umgiebt diesen grünen Teppich.

Diese Bildhauerei in Aestung, wenn man sie so nennen kann, ist eine ganz neue Erfindung, die man einem römischen Ritter und Freunde des Kaisers, Namens C. Matius, verdankt.

Ein Hippodrom hat etwas Majestätisches. Seine

Form ist die eines an einem Ende rechtwinklich abgeschnittenen und am andern im Halbkreis endenden Parallelogramms. Die dem Halbkreise entgegengesetzte Seite bleibt offen, so daß man beim Hinzutreten die ganze Laufbahn mit einem Blicke übersieht. Platanen bilden seine Umfassung. Sie sind zum Theil mit Epheu bekleidet, der von Zweig zu Zweig und von einem Baume zum andern sich schlingt. Unterm Schnitt gehaltener Buchs erfüllt die Zwischenräume und dahinter erheben sich Lorbeeren, deren Buschwerk sich mit den untern Kronen der Platanen vermischt und durch Tausende von Rosen belebt wird. Zuletzt umgiebt wieder eine Reihe von Cypressen den Hippodrom mit ihren langen dunkelgrünen Spitzen und macht den Schatten noch dichter und frischer.

Unter die zur Ausschmückung der Gärten angewendeten Bäume muß man die Pinie zählen, die durch die Stellung ihrer Aeste einem schönen Candelaber gleicht, die Kiefer, deren reichliches Harz oft ihren Stämmen das Ansehen von Perlensäulen giebt, die weiße Pappel, die man zwischen die Pinien stellt, den Feigen- und den Maulbeerbaum.

Im Allgemeinen lieben die Römer die krummen Alleen, die sich in einander verschlingen und nur durch kleine Wiesen getrennt werden, deren Umrisse fast immer mit Buchs oder graulichtem Rosmarin gezogen sind, welchen die Topiarii, wie die Baumscheerer genannt werden, mit so mannichfacher Kunst zu formen wissen.

Auch die aufgestellten Monumente bringen fast immer köstliche Wirkung hervor. Sie bestehen aus Portiken, Tempeln, kleinen Häusern, Bildsäulen u. s. w.

Was die Blumenpflege betrifft, so bauen die Römer in ihren Gärten nur wenige Arten. Man sieht besonders darin nur Veilchen aus Tusculum, bald purpurn, bald gelb oder weiß, Mohn, weiße und rothe Lilien, mehrere Arten von Rosen, deren geschätztesten die von Präneste, von Milet, von Heraclea, und besonders die von Pästum sind, welche letztern zweimal im Jahre blühen. Die Rosen aus Campanien sind frühzeitig, die aus Milet kommen später und die von Präneste am spätesten.

Man hat auch verschlossene Räume mit durchsichtigen Steinen, in welchen man im Winter Blumen zieht. Mittelst Benetzung durch laues Wasser blühen Lilien und alle Frühlingsblumen in der kalten Jahreszeit. Ja selbst Weintrauben und andere Früchte werden so gezogen.

Besonders gern hat man fließendes Wasser in den Gärten. Die in den Vorstädten Roms gelegenen haben fast alle öffentliche Wasserleitungen, doch, wie man leicht denken kann, in geringer Masse. Dies hindert jedoch die Eigenthümer derselben nicht, Bächelchen daraus zu machen, die man spaßhafterweise Nil und Euripus nennt. Hat man ausreichendes Wasser, so führt man es in hundert Umwegen bis in ein mit Rasen eingefaßtes Becken, das man mit dem pomphaften Namen eines See s bezeichnet.

Die Gärten sind für die Frauen und jungen Leute Vergnügungsorte, für Personen ernstern Charakters und strengerer Sitten eine Art von Schule, worin sie oft Gesellschaften von Philosophen, Literatoren und Andern, Männern wie Frauen, vereinen und sich mit Gespräch und Spazierengehen ergötzen.

Heut zu Tage sind die Römer aber nicht mehr damit zufrieden, das Land in die Stadt verpflanzt zu haben, sie verpflanzen es sogar auf die Stadt. Ja, die Mode hat überhand genommen, auf den Häusern Weingärten und Wälder anzulegen, und um der Natur entgegen zu handeln, auf die Solaria Bäume zu pflanzen, deren Wurzeln höher liegen als der Punkt, bis zu welchem sie eigentlich ihre Gipfel erheben sollten. Vorzüglich sind es fremde Bäume, die man dahin pflanzt, welche köstliche Blüthen tragen. Diese erlogenen Wälder werden von schiffbaren Wasserbehältern benetzt, und wenn ich auf deren durchsichtigen Gewässern Barken dahingleiten sehe, vergesse ich manchmal, daß es die Höhen Roms sind, die sich unter meinen Füßen ausbreiten.

Gleich dem Reichen hat auch der Arme seine hängenden Gärten, einige Pflanzen, die er auf den Fenstern seiner Wohnung baut.

So ausschweifend aber auch die Mode der Gärten auf den Solarien sein möge, so hat sie doch bei alle dem etwas sehr Angenehmes und trägt nicht wenig zur Verschönerung wie zur gesündern Luft der Stadt bei. Diese schönen Massen von Grün, durch tausend duftende Blumen unterbrochen, verbinden sich vortrefflich mit der Architektur und theilen ihr eine Art von Leben mit, das, indem es einigermaßen die steinerne Unbeweglichkeit unterbricht, den Werken der architektonischen Kunst etwas von den Reizen der Hervorbringungen der Natur verleiht.

---

## Achtzehnter Brief.

### Die Tavernen.

Es giebt eine Art von Privatetablissements, die den Straßen Roms eine ganz eigenthümliche Physiognomie, ein sehr malerisches, heiteres und belebtes Ansehen schenkt, nämlich die Tavernen, enge Räume, in welchen kleine Handelsleute ihr Wesen treiben. Gewöhnlich bestehen sie aus einem Gemache von ohngefähr 12 bis 15 Quadratfuß und einem kleinen Stockwerke darüber, wo der Kaufmann wohnt. Die Vorderseite nimmt eine große Thüröffnung ein, welche des Tages über offen steht, des Nachts aber durch Breter geschlossen wird, welche in zwei Falzen gehen, die eine an der Oberschwelle der Decke, die andere am Boden [a]), und die nachher mit einer Kette zusammengehalten werden.

Es giebt auch Tavernen in bloßen Holzbaracken mit Bretern gedeckt und an ein Haus angebaut, die meisten aber gehören mit zu einer Insula, deren unteres Stock sie umfassen. Diese engen Räume werden besonders in den innern Vierteln der Stadt sehr theuer vermiethet, und der Gewinn dadurch ist so groß, daß eine Menge Eigenthümer selbst ihre prächtigsten und weitläuftigsten Häuser damit umgeben.

In allen Straßen findet man Tavernen, hauptsäch-

---

a) Ulpian leitet das Wort Taverna von dieser Verschließungsart her, weil sie nämlich durch Breter, tabulae, geschah.

lich aber auf den öffentlichen Plätzen und unter den Portiken. Doch haben sich die Verkäufer nach den Handelszweigen von selbst an gewisse Punkte gesammelt. So ist das Forum romanum seit undenklicher Zeit für die Bankiers bestimmt. Im Tuscus vicus und dem Velabro befinden sich die Händler mit Seidenstoffen, die Zuckerbäcker, Crustularii, die Parfümeurs und die Pigmentarii oder Verkäufer von Droguerei, wie Schierling, Amianth, Aconit, Pinienraupen, Stinkkäfer, Mandragoren, Cantharides u.s.w. Im Argiletum hausen die Schuhwerkverfertiger, unter dem Porticus des Agrippa die von reichen Gewändern, auf der heiligen Straße die Verkäufer all der glänzenden Kleinigkeiten, die man den Frauen zu schenken pflegt, als Fächer von Pfauenfedern, Krystallkugeln, elfenbeinerne Knöchelchen, Schreibetäfelchen, Kästchen von kostbarem Holze, Würfel, Spieltafeln und tausenderlei dergleichen. Doch giebt's auch Droguisten dort.

Fast überall verbreitet, besonders aber in der Nähe der Theater, der Bäder, der verschiedenen Circus und wo nur Menschen zusammenzukommen pflegen, sind die Weinhändler, die Verkäufer gekochter Eßwaaren, die Salmentarii, welche mit gesalzenem Schweinefleisch handeln, und die Botularii, welche Würste verkaufen.

Jeder Verkäufer hat ein Schild an seiner Taverne, gewöhnlich ein auf gemeine Art mit rothem Wachse gemaltes Bild, das eine Schlacht oder eine häßliche Gestalt darstellt. Damit nicht zufrieden, bedienen sich die meisten noch eines andern Kunstgriffes, indem sie vor ihren Tavernen und oft bis weit in die Straße ihre Waaren zur

Schau aufstellen. Das gelingt freilich den Verkäufern von Luxusartikeln am besten, aber auch die andern haben ihre Ausstellung. Der Weinhändler zeigt ganze Thürme aneinander geketteter Weinflaschen; der Fleischer hängt sein Fleisch auf und putzt namentlich die Ziegen mit kleinen Myrthenzweigen auf, um anzudeuten, daß das Thier auf einer solchen Weide gemästet ward; der Speisenhändler breitet Lebern, Schweinseiter, Eier und kurz Alles aus, womit er aufwartet, und dies noch dazu in einem Gefäße mit Wasser, damit es sich noch einmal so groß zeige.

Jede Art von Tavernen hat ihren eigenen Namen. Popinae nennt man die, worin man gekochte Eßwaaren verkauft. Dieser Name kommt von der Art her, wie sich die Besitzer derselben versorgen. Die Opferpriester nämlich, die man Popae nennt, verkaufen den Inhabern der Tavernen ihren Antheil an den Opfern. Auch verproviantiren sich die Tavernen, ohne dessen sich zu rühmen, mit dem Fleische der Eber, Hirsche und selbst der Bären, die man bei den öffentlichen Festen gegen Menschen kämpfen läßt.

In den Popinis wird die Nahrung für das gemeine Volk, die Sklaven und Handwerker bereitet. Ihr Mahl besteht in der Regel aus Wolfsbohnen, gekochten oder gebackenen Erbsen, Bohnen in den Schoten in Weinessig angerichtet, Nüssen, Polenta von Mehl, Runkelrüben, die ihre Geschmacklosigkeit durch eine Sauce von Wein und Pfeffer verlieren, gekochten Schöpsköpfen, vorzüglich aber Schweinefleisch und Bratwürsten, die sie außerordentlich lieben, Alles mit vielem Knoblauch und Zwiebeln und

anderen beißenden Ingredienzien zugerichtet, nebst grobem Brode von Weizen oder Gerste, das man plebejisches Brod nennt.

Eine Mahlzeit in diesen Tavernen kostet ohngefähr zwei As [a]). Die Gerichte sind dort stets bereit auf öffentlichen Kochheerden. Eine Art gemauerter Tisch, in welchem sich vier Dolia, große irdene Gefäße zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel, befinden, nimmt fast den ganzen vordern Theil der Taverne ein. Hinten im Winkel steht ein Ofen, der die Küche bildet, und hinter diesem drei Stufen mit verschiedenen kleinen Maaßen bedeckt.

Diese kleinen bescheidenen Einrichtungen glänzen zwar, vom steten Küchenfeuer erhitzt und beräuchert, nicht durch Reinlichkeit, sind aber wahre Asyle der Freude und das Stelldichein der Sklaven, die hier auf ihre Herren warten, essen und trinken, und auf jene schimpfen, um sich wegen erlittener schlechter Behandlung zu rächen. Oft findet man aber auch hier Spitzbuben, Mörder, Matrosen, entlaufene Sklaven unter Henkersknechten, Sargmachern und Priestern der Cybele, die bei ihren verstummten Cymbeln schnarchen.

Für Menschen von etwas besserm, obgleich immer noch niederm Stande giebt es eine andere Art von Tavernen, die Thermopolae nämlich. Man findet da warme Getränke, heißen Wein, süßen Wein, Meth und Honig. Die steten Besucher sind hier vorzüglich Griechen, eine Art unächter Philosophen, die in ihr Pallium gewickelt

a) 10 Centimen.

und den Kopf sorgfältig verhüllt, mit Büchern und Lebensmitteln bedeckt, unter sich verstohlen schwatzen, Dir den Weg versperren und Dich mit Sentenzen zu Tode peinigen. Hast Du ihnen etwas gegeben, so trinken sie tüchtig, und wenn sie halbtrunken sind, verstecken sie diesen Zustand unter einem melancholischen Anstriche.

Tavernae vinariae sind solche, wo Weinhändler Personen, die zu Hause keinen Vorrath davon haben, Weine aller Gattung darbieten, die sie oft mit Wasser mischen, um noch mehr damit zu gewinnen.

Eine Gegend, die ich noch nicht anführte, und wo man auch schöne Tavernen, besonders für Kunst- und Luxusgegenstände findet, sind die Septa Julia. Dahin gehen Neugierige und Liebhaber in Menge, und wer nichts kaufen kann, geht seufzend vorüber. Ich habe wohl aber auch Römer gesehen, die erst Alles die Musterung passiren ließen, lobten, tadelten, handelten, Preise von 66 Talenten [a]) nicht zu theuer fanden, ihren Besuch bis in die 11te Stunde verlängerten [b]), und endlich zwei Becherchen für ein As [c]) kauften.

Alle die kleinen Kaufleute, welche Tavernen halten, alle Handwerker, die in einer Werkstatt arbeiten, werden hier sehr gering geachtet. Weniger oder mehr erstreckt sich dies sogar auf alle Handeltreibende, denn selbst der Negotiant, wie man ihn nennt, der eine für den Staat nützliche Industrie treibt, ist noch nicht vollkommen geachtet.

Die Römer haben eine Abneigung gegen den Handel,

---

a) 356,856 Frks. b) Um 7 Uhr. c) 5 Centimen.

was gewissermaßen mit ihrem Ursprunge zusammenhängt. Vom Anfange an gezwungen, sich stets der Waffen zu bedienen, und oft Gewalt statt Recht gelten zu lassen, sind sie diese Lebensweise gewohnt worden. Diesen stolzen Söhnen des Mars konnte also das Vermögen, das auf dem Wege des Handels, wo Gleicher mit Gleichem verkehrt, gewonnen ward, nicht eben gefallen. So sind auch alle große Reichthümer in Rom entweder im Kriege oder bei den Befehlshaberstellen in den Provinzen erworben worden. Allerdings sind die dabei angewendeten Mittel unedel, oft abscheulich, und fast immer entehrend; in Rom aber stößt sich Niemand daran, einige Moralisten vielleicht ausgenommen. Man findet es im Gegentheile sehr natürlich, daß die erobernden oder befehlenden Feldherren jene Völker wie gute Beute behandeln, und auf alle Klagen der letztern hat Rom nur stets die von uns erlernte stolze Antwort: **Wehe den Ueberwundenen!**

---

## Neunzehnter Brief.

### Die Haarscherer.

Es ist hier der sonderbare Gebrauch, daß die jungen Leute ihre Bärte wachsen lassen, ältere aber sie abschneiden. So läßt denn ein Römer sich die Bart- und Haupthaare bis wenigstens ins 17te Jahr, auch wohl ins 20ste und 21ste höchstens wachsen, und schneidet sie nicht eher ab, bis die Mannbarkeit eingetreten. Diese Operation bildet eine merkwürdige Epoche seines Lebens, und wird mit Festen

begangen, an denen Freunde und Clienten Theil nehmen, und dies durch Geschenke kund geben, die sie dem neuen Manne schicken.

Legt ein junger Mann seinen ersten Bart und seine ersten Haupthaare ab, so sammelt er beides sorgsam und verwahrt es in einem Kästchen, welches er dann einer Gottheit weiht, oder es bei seinen eigenen Laren aufhebt.

Ehemals trug man Bart und Haare bis ins späteste Alter. Im Jahre 454 n. Erb. Roms hatte ein gewisser P. Ticinius Menas die Idee, aus Sicilien nach Rom Barbiere oder, um genauer zu sprechen, Scherer (Tonsores) zu bringen. In Griechenland war es nämlich schon lange vorher Sitte gewesen, geschorenen Bart und kurze Haare zu tragen. Jetzt ward sie auch in Rom allgemein, und Scipio Africanus der jüngere gab zuerst das Beispiel, sich jeden Tag rasiren zu lassen.

Die Scherer sollen zuerst ihr Handwerk unter freiem Himmel getrieben haben, wie es noch jetzt für das gemeine Volk und Sklaven geschieht, nicht lange aber, so hatten sie Tavernen, die man Tonstrinae nannte, und die zuletzt Vereinigungspunkte für Müßiggänger und Neuigkeitskrämer wurden.

Dergleichen findet man in Rom in allen Vierteln der Stadt, weil fast alle Einwohner, die Reichen ausgenommen, welche das Geschäft daheim von ihren Sklaven verrichten lassen, zu diesem Zwecke in die Tonstrinen gehen.

Eine solche Taverne kündigt sich durch die Ausstellung einer Menge Rasir- und anderer Messer so wie Spiegel an. Die geschicktesten lassen blos einige kleine

Messer und einen einzigen ziemlich schmalen Spiegel erblicken, während alles dies die ungeschicktern ins Große treiben, dadurch aber doch nicht täuschen.

Die Tonstrinen der Personen von einigem Ansehen befinden sich auf dem Foro und im Viertel der Schiffskiele (Carinae), die schlechtesten in der suburanischen Straße. In diesen letzteren verrichten oft Frauen den Dienst. Auch lassen sich gemeinere Frauen dort manchmal die Haare schmücken.

Die Haarscherer sind neugierig und geschwätzig, wie es nach der gemischten Gesellschaft, die in ihre Tavernen kommt, und der Nothwendigkeit, ihre Kunden zu unterhalten, auch nicht anders sein kann. Der Haarscherer bietet Dir nun zuerst einen Stuhl an, und giebt Dir dann ein Stück Linnen um den Hals, das bis über die Schultern geht, um Dein Gewand zu schützen. Nun richtet er die gewöhnlichen Fragen an Dich, und läßt Dich zwischen seinen Scheren (Axiciae), dem Barbiermesser (Cultrum oder Novacula) und den Zängelchen (Volsellae) wählen, auf welche drei Arten man sich den Bart scheren läßt. Manchmal läßt man sich auch nur gewisse Theile des Gesichts scheren und an den andern den Bart ausraufen. Auch bedient man sich zu dem letztern eines Teigs, der Dropax oder Psilothrum genannt wird, zu welchem man Harz nimmt, und nach dem das Haar schmerzlos ausfällt.

Giebst Du dem Rasirmesser den Vorzug, so zieht er sogleich das Instrument aus seinem Etui, läßt Dir ein Becken mit Wasser vorhalten, woraus Du Dir den Bart anfeuchtest, um ihn weicher zu machen, und dann spaziert

die stählerne Klinge des Operateurs, die er von Zeit zu Zeit an einem Sudarium abwischt, über Dein Gesicht.

Will man eine vollständige Toilette machen, so geht der Scherer vom Barte zu den Haaren über. Mit Kamm und Schere bewaffnet schneidet er Alles ab, was ihm überflüssig scheint, und endet damit, daß er Dich mit einem heißen Eisen frisirt und dann parfümirt. Nun geht's zu den Augenbrauen, die er kämmt und glättet, zu den Nasenlöchern, wo er die Haare ausrauft, zu den Armen und Beinen, die er eben so behandelt, oder die Haare mit brennenden Nußschalen absengt, und sie dann mit Bimsstein glatt reibt. Endlich schneidet er die Nägel ab.

Während der Herr der Tonstrine sich so mit Deinem Barte und Haaren beschäftigt, folgst Du seinen Arbeiten in einem kleinen Spiegel, den man Dir gleich anfangs in die Hand gab, und commandirst ihn von dort aus bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

Die Scherer sind eben so schnell als geschickt, und führen das Schermesser mit bewundernswerther Gewandtheit, Kühnheit und Leichtigkeit.

Seit man weder Bart noch Haupthaar mehr wachsen läßt, sind sie unentbehrliche Menschen geworden, daher auch Agrippa vor einiger Zeit, um dem Volke zu gefallen, ein Jahr lang für Männer und Weiber das Scheren gratis verrichten ließ, was nachher der Kaiser nachahmte.

Wir traten in die Tonstrine des Licinius, eines der berühmtesten Tonsoren Roms. Wir fanden sie voll Putzsüchtiger, die ihn in hundert kleinen Nöthen zu Rathe zogen, besonders auch wegen Mangel an Haarwuchs. Man

muß diese Leutchen betrachten, wenn sie glauben, daß Licinius etwas versehen habe! Wüthend werden sie, und wüßten lieber die Republik dem Untergange nahe, als ihre Haare in Unordnung. Sind aber diese einmal nach ihrem Geschmacke geordnet, so werden sie ihnen auch gleichsam heilig, und sie wagen es nicht, sie auch nur mit der Fingerspitze zu berühren. Daher nennen auch die Römer einen solchen Weichling einen Menschen, der sich den Kopf blos mit Einem Finger kraut.

Du fragst mich natürlich nun, ob ich noch mein Haar behalten habe? Im Anfange, lieber Induciomares, habe ich allerdings der Landessitte widerstanden, aber endlich doch dem Andringen meiner Freunde nachgeben müssen.

In Deutschland und vorzüglich bei den Catten haben es die jungen Leute wie in Rom an der Art, sich, sobald sie erwachsen sind, den Bart und die Haare stehen zu lassen und ein Gelübde zu thun, sie erst dann abzuschneiden, wenn sie einen Feind getödtet. Dann glauben sie erst den Lohn für ihre Geburt abgetragen und des Vaterlands und ihrer Väter sich würdig gemacht zu haben. Feige und die nicht in den Krieg gehen, behalten Zeitlebens jene Zeichen der Demüthigung. Um wie viel edler ist diese Sitte unserer Brüder, als jene putzsüchtige der Römer.

---

## Zwanzigster Brief.

### Die Mahlzeiten.

Ich habe oft darüber Dich beklagen hören, daß bei uns die Geschäfte fast immer zu Festen werden, daß man Tag und Nacht mit Trinken zubringt und bei Tafel Verbindungen, Heirathen, Wahl der Oberhäupter, Krieg und Frieden verhandelt. Nun, zu Rom ist's nicht besser, und keine religiöse oder politische Feierlichkeit giebt es, der nicht Feste vorausgingen oder nachfolgten. Auch erwiedert jeder Privatmann das ihm gegebene Fest so schnell als möglich durch ein anderes.

Viererlei Mahlzeiten zählt man bei den Römern. Das Frühstück, Jentaculum, das Mittagsessen, Prandium, das Abendessen Coena, und das Nachtessen, Comissatio.

Das Jentaculum, auch Prandiculum genannt, ist die erste Tagesmahlzeit. Bei mäßigen Leuten besteht sie aus ein wenig Brod in Wein getaucht, oder aus Brod und Käse, oder blos aus Brod, unter welches man eine Pflanze Namens Silum mischt, daher das Frühstück auch manchmal Silatum heißt. Kinder essen kleine Kuchen, welche die Zuckerbäcker schon von Tages Anbruch an feilbieten.

Das Prandium findet zu Mittag um die sechste Stunde statt. Man ißt wenig, und nur um den Abend erwarten zu können. Selten ißt man dabei warm und oft allein. Sonst nannte man es Merenda, von Meridies, Mittag.

Das Abendessen, Coena, ist und war stets das einzige wahre Mahl. Bittet man Jemand, so bittet man ihn stets zum Abendessen, denn Coena kommt von Coetus, Versammlung, her. Es erfolgt, wenn die Tagesgeschäfte vorüber, in der neunten oder zehnten Stunde [a]). Nur unregelmäßig lebende Menschen setzen sich schon in der achten zu Tische.

Das Nachtessen, Comissatio, folgt auf das Abendessen. Man geht manchmal in ein Haus zum Nachtessen, während man in einem andern zu Abende aß, und es verlängert sich nicht selten bis Mitternacht. Eigentlich ist es, streng genommen, mehr eine Ausschweifung, der sich junge Leute und Buhlerinnen überlassen.

Personen, die nicht blos um der Tafelfreuden willen essen, haben nur zwei Mahlzeiten, das Mittags- und Abendessen. Das Frühstück gehört in der That nur für Kinder.

Laß mich jetzt Dich etwas ausführlicher von dem Abendessen unterhalten.

Wie bei uns ist es auch hier Sitte, vor dem Abendessen sich in ein warmes Bad zu tauchen, dem gewöhnlich Spiele oder Leibesübungen vorangehen. Dazu dient in großen Häusern das Sphaeristerium. Wer der stärkern Leibesübung, der Spheromachie, sich überlassen will, nimmt die Mitte desselben ein, für ruhigere Spiele dienen dagegen die kleinen Gemächer umher. So spielt man dort z. B. die Duodecimscripta. Dies geschieht auf einem

a) Nachmittags um 3 oder 4 Uhr.

kleinen ausgehöhlten Tische (Alveolus), der senkrecht an allen Seiten mit zwölf Linien abwechselnd weiß und schwarz bemalt ist. Auf diese Linien stellt nun jeder Spieler fünf kleine Calculi oder Wurfscheiben (Disken), und schiebt sie dann weiter nach der Bestimmung von Würfeln, die er aus einem Becher, der unten breiter als oben ist, auf den Tisch wirft. Diesen Becher nennt man Fritillus, Orca, Turris, Turricula, Pyrgus und Phimus.

Die Latrunculi, ein gelehrtes Spiel, spielt man mit Glasstücken von verschiedenen Farben, die gleichsam die Krieger zweier feindlicher Lager vorstellen und ein Nachbild strategischer Kunst in ihren Combinationen darbieten.

Die Lapilli sind weiße und schwarze Calculi, die man zu 3 und 5 auf ein Täfelchen stellt, das in ebenfalls schwarze und weiße Vierecke abgetheilt ist. Den Sieg behält Der, welcher seine Lapilli bis in die Mitte des Spiels seines Gegners bringt.

Mica heißt das Spiel, wo man die eine geschlossene Hand hinter sich hält und eine Anzahl Finger erhebt, und dann der Mitspielende die Zahl der erhobenen Finger errathen muß.

Endlich ergötzt man sich auch an Gleich und Ungleich, so wie daß man Jemand einen sehr verschlungenen Knoten aufzulösen giebt.

Die gewöhnlichsten Spiele sind aber Würfel und Knöchelchen, Tesserae und Tali. Es sind beides kleine Cubi von Elfenbein. Die Tesserae haben sechs Nummern, I. II. III. IV. V. VI. Die Tali nur vier, da zwei Flächen unbezeichnet bleiben. Beide Spiele werden ziemlich auf

dieselbe Art gespielt, nur hat man stets 3 der erstern und 4 der letztern. Man wirft sie in einen Becher, schüttet sie auf eine hohle Tafel, und die Zahlen bestimmen dann Gewinn oder Verlust.

Jeder Wurf hat seinen besondern Namen. Bei den Talis bilden vier verschiedene Nummern den Venuswurf, vier gleiche den Wagenwurf, alle Eins den Hundewurf, zwei mit gleichen und zwei mit verschiedenen Zahlen den Königswurf oder Herkuleswurf, drei gleiche und eine verschiedene aber den Geierwurf.

Die Tesserae haben blos den Venuswurf, dreimal VI. und den Hundewurf, dreimal I. Die andern Würfe werden durch ihre Nummer bezeichnet. Der Venuswurf ist stets der gewinnende, der Hundewurf der verlierende.

Ohngefähr eine Stunde lang dauern diese Vergnügungen, dann zieht Jeder eine weiße Toga an, welche der Hausherr liefert, die man Coenatoria oder Synthesis nennt, und welche ganz allein für Gastmähler bestimmt ist. Endlich geht's in's Triclinium.

Ich schrieb Dir schon, daß die Römer halb liegend essen, jetzt setze ich hinzu, daß die drei Betten eines Triclinium nicht ohne Unterschied von den Gästen eingenommen werden, und daß selbst auf diesen es für jeden nach Rang, Reichthum und Verhältnissen zum Hausherrn bestimmte Plätze giebt. Das mittelste Bett ist das ehrenvollste. Dahin setzt sich der Herr vom Hause auf die erste Stelle zur Seite des Innern. Neben ihm kommt seine Frau oder seine Kinder, wenn sie nicht zu klein sind, wo sie letzternfalls an der Seite des Bettes sitzend essen.

Den dritten und letzten Platz nach außen zu bietet man stets der hochgeehrtesten Person der Gesellschaft an. Man nennt ihn den consularischen Platz, indem ein Consul, wenn er sich unter den Gästen befindet, sich stets dahin setzt, weil man in Geschäften da am besten zu ihm gelangen kann. Sind mehrere Frauen bei der Gesellschaft, so setzen sie sich alle zusammen.

Gewöhnlich sitzen drei Personen auf einem Bette, manchmal vier, ja fünf, sechs und mehr, wenn die Gesellschaft zahlreich; es ist dies aber nicht anständig.

Dessenohnerachtet ist manchmal ein Wirth dazu genöthigt, weil jeder Gast, der geladen worden, noch einen Freund mitbringen darf. Man giebt solchen unerwarteten Gästen einen scherzhaften Namen, indem man sie Schatten, Umbra, nennt. Doch erfordert es das Zartgefühl, deren nicht viele und sie nur dann mitzubringen, wenn man außerdem nicht Gelegenheit hätte, mit ihnen zu sein, oder um ihnen die Bekanntschaft des Vaters des Festes, wie man den Hausherrn bezeichnet, zu verschaffen.

Eine andere Gattung von Gästen, welche man auch nicht abweiset, aber mit denen man nicht viele Umstände macht, weil sie stets auf Kosten Anderer leben, sind die Parasiten. Giebt's auf den Betten keinen Platz mehr, so setzen sie sich auf Bänke, und da läßt man sie durch alle Arten von Unwürdigkeiten das Mahl theuer bezahlen, das sie genießen.

Eigentlich ist in den Triclinien nur Platz für 9 Personen, und mehr sind auch gewöhnlich nicht da, daher auch das Sprüchwort: **Septem Convivium, novem Con-**

vicium, sieben ein Mahl, neun eine Qual. Einer ihrer Schriftsteller bestimmt die Zahl nicht unter der der Grazien und nicht über die der Musen.

In großen Häusern drängen sich, sobald die Gäste Platz auf den Betten genommen und vorher die Beschuhung ausgezogen haben, junge Sklaven um dieselben und gießen ihnen theils Schneewasser über Hände und Füße, theils reinigen sie die Nägel an den Zehen mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit.

Wenn dies vorbei und die Tafel servirt ist, richtet der Vater des Festes, ehe er die Speisen berührt, ein Gebet an die Götter und verrichtet bei Flötenklang einige Weinlibationen. Dann theilt man Kränze von Blumen oder Blättern aus, welche die Gäste während des ganzen Mahles auf dem Haupte tragen und größere sich um den Hals hängen. Diese Kränze sollen ein Mittel gegen die Trunkenheit sein. Die Römer behaupten nämlich, daß der Blumenduft die Poren öffne, dadurch die Weindünste verrauchen lasse, und die Dämpfe, welche zu Kopfe steigen, zurückscheuche. Deshalb lassen sie sich auch die Haare mit Narden, Safran und andern Spezereien salben, die der Hausherr entweder liefert, oder die Gäste selbst mitbringen.

Im Winter bedient man sich der Kränze von ägyptischen Amaranthen, einer Blume, die sich gut aufbewahrt, und wenn sie getrocknet, ihre Frische wieder erhält, wenn man sie ins Wasser legt. Auch gebraucht man dann künstliche Blumen, die man aus Hornspähnen oder seidenen Stoffen bereitet. Man giebt ihnen dann den Geruch der Blumen selbst, die sie vorstellen.

Ein regelmäßiges Abendessen, das, was man eine Coena recta nennt, besteht aus drei Gängen, und manchmal aus sechs, das heißt aus drei oder sechs kleinen Abendessen, eins nach dem andern. Man fängt damit an, Eier oder Lattich, Oliven, Feigen, einige Früchte und leichte Speisen zu essen, um sich Appetit zu machen, daher man auch diesen ersten Gang Gustatio nennt, von gustus, Geschmack.

Beim zweiten zeigt sich nun die Kunst der Köche im vollsten Lichte. Man trägt Ragouts in großer Menge auf, unter denen stets ein Stück gebratenes Rindfleisch.

Beim dritten Gange, der eigentlich nur die Fortsetzung des zweiten ist, daher auch secunda mensa, zweiter Gang heißt, giebt man Confituren, Backwerk und Früchte in Körbchen von Binsen und manchmal von goldenen wie diese geflochtenen Stäbchen. Diese Speisen heißen im Allgemeinen Bellaria, und mit ihnen zugleich kommen auch Parfüms.

Personen, welche einige Eleganz zeigen wollen, lassen sich nur, besonders beim Trinken, von jungen und schönen Sklaven bedienen, die alle von demselben Alter sind. Sie tragen eine kleine Tunica, die nur bis an das Knie geht, und haben eine Leinwand im Gürtel, deren sie sich zur Reinlichhaltung bedienen. Ein Zeichen ist bei ihnen hinreichend, und sie kommen beim kleinsten Fingerschnalzen herbei.

Alle diese Sklaven haben ihre Grade und Functionen. Der Promus condus giebt das Mahl an, der Structor setzt es auf den Tisch und ordnet die Speisen in symmetrischer und überlegter Art, denn es ist nicht genug, den

Geschmack zu befriedigen, man muß auch den Augen gefallen. Der Scissor schneidet vor, und seine Geschicklichkeit ist so groß, daß er eben so schnell ein Huhn vorgelegt als ein Anderer es angesehen hat.

Nach diesen kommen eine Menge anderer Diener, deren Namen mir entfallen sind, die bald Brod auf silbernen Schüsseln oder Körbchen darbieten, bald Getränke eingießen, und jeder Gast hat einen solchen bei sich. Andere, jüngere sorgen für die Reinhaltung des Tricliniums, nehmen bei jedem Gange von der Erde weg, was Gesicht oder Geruch beleidigen könnte, reinigen die Tafel mit einem Purpurwische oder einem leicht angefeuchteten Schwamme, wenn sie nicht mit einem Leinwandstücke bedeckt ist, das man Mentile nennt und das immer mehr in Gebrauch kommt; sie unterhalten das Oel in den Lampen, das mit Parfüms untermengt ist, machen Besprengungen mit einem Aufgusse von Eisenkraut und Frauenhaar, um die Heiterkeit der Gäste zu beleben, und streuen im Augenblicke des letzten Ganges Sägespähne auf den Boden.

Außer dieser Menge hat man noch seinen eigenen Sklaven, den man gewöhnlich mitnimmt und am Ende seines Bettes stehen läßt. In Sommer gesellt man zu dieser Schaar von Dienern noch eine gewisse Anzahl junger und schöner Mädchen und Kinder, wovon die erstern die Gäste durch Fächerwedeln erfrischen, die letztern mit Myrthenzweigen die Fliegen vertreiben müssen.

Weniger als zu allen übrigen Verrichtungen haben die Römer Werkzeuge für ihre Tafelfeste. So hat man Messer, um das Fleisch zu schneiden, Löffel, um Eier oder

andere flüssige Nahrungsmittel zu essen, Federröhre oder Mastixhalme, um sich die Zähne zu stochern, aber weiter nichts, alles Uebrige faßt man mit den Fingern an, auch speiset man niemals auswärts, ohne ein Stück Leinwand, Lintea oder Mappa, mit sich zu nehmen, um sich beim Essen abzuwischen. Ueberdies gießen die Sklaven nach jedem Gange den Gästen Waschwasser aus einem Gefäße mit engem Halse in ein Becken über die Hände.

Sobald diese Waschung vorüber, beeilen sich Schenker, mit mehrern Sorten Weins beladen, um in der Runde herum einzuschenken. Während dieser Zeit erneut sich auf ein Zeichen des Wirths der Gang. Dies geschieht sehr schnell, indem er auf einmal auf einem Ferculum oder Repositorium gebracht wird, einem großen silbernen oder mit Silber verzierten Plateau, das den ganzen Tisch bedeckt und darüber Das bildet, was man den ersten, den zweiten Tisch u. s. w. nennt. Manchmal stehen auf dem Ferculo die Schüsseln über kleinen Kohlenbecken, damit die Speisen nicht kalt werden.

Bei vielen reichen Bürgern giebt es auch über Tafel Musik und Augenbelustigungen. Am Schlusse derselben, wenn Jeder zu trinken und zu essen aufgehört hat, läßt man Knaben und Mädchen herein, welche sehr leichtsinnige Tänze ausführen und griechische oder lateinische erotische Lieder, wohl auch einige neue Elegien der modernen Dichter singen. Für den Tanz sind besonders die Gaditaner [a]) berühmt, wobei sie sich mit Castagnetten begleiten.

---

a) Anwohner von Cadix.

Auch Possenreißer und Ausführer von Kunststückchen aller Art werden manchmal zugelassen.

Ein anderes Mal vertreten ernste Scenen die Stelle dieser läppischen Spiele. Schauspieler, die man Homeristen nennt, stellen sich ganz bewaffnet ein und spielen Episoden aus der Ilias. Ja es geschieht sogar, daß man in die Festsäle Sklaven hereinläßt, welche mit Schwertern fechten, den Streichen erliegen und die Tafel mit Strömen Bluts benetzen. Doch verliert sich dieser Gebrauch immer mehr.

Ernste und fleißige Leute wissen ihre Zeit beim Abendessen besser zu benutzen: sie lassen sich aus einem griechischen oder römischen Schriftsteller, sobald das Essen aufgetragen, etwas vorlesen. Manchmal giebt es auch nach demselben Concert oder Schauspiel.

Bei Gastmählern, die zu gewissen Festlichkeiten veranstaltet werden, ergötzt man sich damit, daß man gewöhnlich einen König des Festes erwählt. Das Loos bestimmt ihn. Man läßt einen kleinen Tisch und Würfel bringen, und wer den Venuswurf hat, wird König. Die Mitgäste sind bei Strafe verpflichtet, den Befehlen dieses Souverains zu gehorchen, die gewöhnlich darin bestehen, zu bestimmen, wie viele Becher Jeder austrinken solle, die Unterhaltung zu leiten, über die Spiele zu wachen, und diejenigen zu verbieten, welche Unordnung hervorbringen könnten. Auch fordert er Die, welche singen können, zum Gesang, die Redner zur Declamation, die Philosophen zur Lösung irgend einer schwierigen Aufgabe und die Dichter zur Recitation von Gedichten auf. Ein milder König

läßt Jeden nach eigenem Belieben trinken, ohne Jemanden dazu zu nöthigen, seinen Becher, wenn er getrunken hat, auf den Fußboden auszuleeren, um zu beweisen, daß die Trinkordnung gehörig befolgt worden. Ist man auf diese Art frei, so fängt man gegen die Mitte des Festes zu an, sich Gesundheiten zuzutrinken; man tauscht seinen Becher mit der Person, an welche man sich dabei wendet, man trinkt so viele Male, als Buchstaben in dessen Namen, und wünscht ihm so viele Jahre, als man Becher leert. Die Mäßigsten begnügen sich damit, dreimal drei Züge zu Ehren der Grazien zu thun.

Auch kleine Lotterien stellt man manchmal bei diesen Gastmählern an, wo der Scherz darin besteht, daß manche Loose lächerliche oder sehr unbedeutende Sachen gewähren.

Die Römer haben noch ein ganz sonderbares Mittel, ihre Gäste zu veranlassen, sich des Lebens zu freuen; sie stellen nämlich ein menschliches Skelett auf die Tafel. Ich habe bei Mamurra eins gesehen, das von Silber und mittelst einer kleinen Kette in allen seinen Gliedmaßen beweglich war. Dabei rief der Wirth seinen Gästen von Zeit zu Zeit zu: „Wie wenig ist der Mensch! Das Leben hängt nur an einem Faden. Eilt also, es zu genießen!"

Die meisten Abendessen enden damit, daß der Ueberrest des letzten Ganges unter die Gäste vertheilt wird. Jeder nimmt was er will, um es seinen Verwandten oder Freunden zu schicken. Die Mappae dienen dazu, es einzuwickeln.

Doch werden bei dieser Vertheilung auch die Götter des Hauses nicht vergessen. Zwei kleine Sklaven in wei=

ßen Tuniken bringen sie und stellen sie auf die Tafel, um welche her ein dritter einen Becher Weins gehen läßt, mit lauter Stimme sprechend: Diese Götter mögen uns gnädig sein! Dann bringt man ihnen Speisen dar, macht ihnen Libationen, eint mit ihren Namen den des Kaisers, des Vaters des Vaterlandes, und bittet den Himmel, ihn mit Glückseligkeit zu überschütten. Dann, wenn man nicht abermals ein Bad nehmen will, läßt man sich seine Fußbedeckung geben, ruft seinen Sklaven, die Fackel anzuzünden und geht unter Gesundheitswünschen auseinander.

---

## Ein und zwanzigster Brief.

Die Bäder.

Bis jetzt habe ich die Bäder nur im Vorbeigehen berührt. Dieser Brief soll sich ganz mit ihnen beschäftigen. Du weißt, daß das Bad in allgemeinem Gebrauche ist, aber was Du vielleicht nicht weißt, ist dies, daß es nicht aus einer bloßen Eintauchung ins Wasser besteht, sondern daß man es in jedem Grade der Wassererhitzung bis zu den für sehr gesund gehaltenen Dampfbädern braucht.

Unter dem heißen Himmelsstriche, wo man so leicht transpirirt, gehört das Bad zu den ersten Bedürfnissen, daher badet sich auch der Arme wie der Reiche jeden Tag, die letztern meist in ihren eigenen Häusern, die erstern in den öffentlichen Anstalten, wozu der Eintritt für ein Quadrans [a]) offen steht.

---

a) Etwas über einen Centime.

Die Privat- wie die öffentlichen Bäder sind hinsichtlich der innern Einrichtung einander fast ganz gleich; laß mich Dir daher das Bad von Mamurra beschreiben, weil ich dies am besten kenne.

Vor demselben befindet sich ein kleiner mit Mosaik gepflasterter Hof, umgeben von einem Peristyl mit achteckigen Säulen, in dessen Hintergrunde aber ein Baptisterium oder großes Becken zum gemeinschaftlichen kalten Bade. Ein leichtes Dach ist darüber auf zwei Säulen ruhend angebracht, und Gemälde, welche Fruchtbäume und Flüsse darstellen, worin man alle Arten von Fischen erblickt, zieren die Wände.

Das erste Gemach, in welches man nun aus dem Hofe kommt, ist ein Saal, Apodyterium genannt, welches Wort im Griechischen „Ablegen" bedeutet, weil man dort seine Kleider ablegt.

Aus dem Apodyterium gelangt man in das Frigidarium, einen andern Saal, worin wieder ein Becken zum kalten Bade, wenn man dies nicht in freier Luft nehmen will. Ein Ende des Frigidarii bildet einen Halbkreis, in dessen Mitte die Badewanne, Labrum oder Solium sich befindet, die mit einem durch einen Pluteus oder Schutzmauer geschlossenen kleinen Raume umgeben ist. Pilaster, Nischen und Bildsäulen zieren den Umfang dieses Halbkreises, dessen aus einer doppelten Stufenreihe bestehender Unterbau Schola genannt wird, weil hier Diejenigen sitzen, die sich gar nicht baden oder warten, bis Platz in der Wanne ist. Zwischen der Schule und der Wanne bleibt ein Weg, Alveus, damit man um die

Badenden gehen könne. Das Frigidarium erhält sein Licht von oben.

Auf dasselbe folgt sogleich das warme Bad, Tepidarium. Fast viereckig und wie das vorige Gemach durch eine Schule geschlossen, stehen zwei so große und weite Becken darin, daß man fast in ihnen schwimmen könnte. Da man nur dorthin geht, um sich zu baden, so dient diese Schule hier nur zum Abtrocknen oder Ausruhen, wenn man aus dem benachbarten Dampfbade kommt, das man Sudatorium oder Caldarium nennt.

Das Sudatorium ist kreisförmig, mit drei Stufen umgeben und rings mit engen Nischen eingefaßt, in deren jeglicher ein Sitz. Ein Behälter mit siedendem Wasser nimmt die Mitte des Saals ein und läßt Wolken von Dampf entströmen, die zur gewölbten Decke aufsteigen. Hier entweicht er durch eine enge, mit einem runden Bronzeschilde verschlossene Oeffnung, die man von unten mittelst einer Kette öffnen kann.

In meinem Leben vergesse ich es nicht, wie ich zum ersten Male in ein Sudatorium trat. Ich glaubte ersticken zu müssen. Die mit Gluth und Nässe gemischte Luft, die man dort einathmet, läßt keinen Theil des Körpers in Ruhe, sondern erschüttert ihn und regt ihn bis in seine kleinsten Parthien auf. Man glaubt fast in einem brennenden Ofen zu stecken und hält die Anstalt für eine Strafe für Verbrecher.

Das Sudatorium und seine Wanne wird durch einen äußern Ofen geheizt, den man Laconicum nennt und dessen

Gluth unter den Gewölben des Fußbodens mittelst Röhren bis in die dicken Mauern kreist.

Ein Eleothesium oder Unctorium, ein Ort, wo die Salben sich befinden, vollendet nebst einigen andern kleinen Gemächern und dem Sphaeristerium, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, das Ganze der Bäder Mamurra's.

Erst seit einigen Jahren haben wesentliche Verbesserungen an den öffentlichen Bädern stattgefunden. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit des Pompejus, gab es noch sehr wenige gut gebaute und sorgfältig versehene öffentliche wie Privatbäder. Als Agrippa vor etwa 10 Jahren Aedilis war, ließ er 170 Bäder bauen, wo während des ganzen Jahres seiner Amthierung das Volk freien Zutritt hatte. Die schönsten und besuchtesten sind jetzt die des Mäcenas, wo die heißen Wasserbecken so groß sind, daß man darin schwimmen kann, so wie die, welche Agrippa dem Volke für ewige Zeiten unentgeldlich hinterließ, diejenigen nämlich, die er später für sich selbst mitten auf dem Marsfelde, hinter dem Parthenon, in einem dieses bewundernswerthen Gebäudes würdigem Style erbaute.

Nur einige große Häuser besitzen eigene Bäder und daher dienen die öffentlichen zum allgemeinen Rendezvous, wo sich Alles einfindet, vom niedrigsten Bürger bis zu dem von hundert Clienten begleiteten. Auch die Frauen lieben diese Anstalten sehr und benutzen sie manchmal zu Bestellungen.

Man läßt sich von einem oder mehrern Sklaven ins

Bad begleiten, welche die Wäsche tragen, die Kleider aufheben, durch die Menschenmenge einen Weg bahnen, kurz alle Art Dienste leisten. Wer keine Sklaven besitzt, findet dergleichen Leute dort zu seinem Gebrauch. Doch gehören diese nicht eigenthümlich zur Anstalt, denn diese hat blos einen Bademeister, Balneator, als Aufseher, und einen Einheizer, Fornicator, der unter ihm steht. Jene drängen sich in den verschiedenen Sälen auf eigene Hand. Da giebt es zuerst Capsarii, welche die Kleider aufbewahren, dann Aliptae oder Salber (Unctores), ferner Alipili, Haarausraufer, und Tractatores, Kneter, denn die Römer lieben es außerordentlich, bei ihren Bädern gerieben und durchknetet zu werden.

Wenn der Badende aus der Kufe oder dem Schwitzbade kommt, so streckt er sich auf eine Art Ruhebette und ein junger Kneter (Kinder, Eunuchen, ja sogar Frauen bei denen, welche eigene Sklaven haben) fängt an, den ganzen Körper zu drücken, dann ihn umzudrehen und dasselbe zu thun. Sind nun alle Glieder weich und gefügig geworden, so läßt er alle Gelenke knacken und durchknetet sodann, so zu sagen, das Fleisch ohne alle unangenehme Empfindung. Dann geht er zu den Reibungen über. Die Hand mit einer Striegel von Horn oder Elfenbein, auch wohl von Metall bewaffnet, die wie ein Löffel gestaltet und der Rundung der Glieder nach geformt ist, reibt er kräftig die Haut und reinigt sie von Allem, was der Schweiß dort etwa abgesetzt hat. Diese Reibungen dauern ziemlich lange, und es gehört Gewohnheit dazu, um sie nicht schmerzhaft zu finden. Nun folgt die Haar-

ausraufung in den Achselhöhlen, die der Alipilus oder der Salber entweder mit kleinen Zangen oder mittelst einer Salbe bewirkt, die aus gleichen Theilen von Samen der schwarzen Weide und Bleiglätte zusammengesetzt ist. Nachdem dies beendet, wird der Körper leise gerieben, zuerst mit einem Liniment von Schweineschmalz und Nieswurz, welches die Kraft besitzt, das Jucken und die Hitzblattern zu vertreiben, dann aber mit Oelen und Essenzen und kleinen Fläschchen von Stier- oder Rhinozeroshorn. Nun trocknet man ihn mit Linnen oder feinen, weichen, wollenen Tüchern ab, und Alles ist beendet. Er hüllt sich jetzt in einen scharlachnen Ueberwurf, einen sehr warmen Mantel, seine Sklaven führen ihn fort, setzen ihn in eine verschlossene Sänfte und bringen ihn nach Hause. Dies für Reiche.

Arme begnügen sich mit einem bloßen Reiben mit der Hand oder mit einem noch ökonomischern, das sie sich selbst mit Hülfe der Wände verschaffen, woran sie die Theile des Körpers reiben, wohin die Hand nicht leicht kommen kann. Denn diese lieben Plebejer sind überhaupt nicht sehr reinlich und schnaufen sich gewöhnlich auf den Arm.

Man bereitet sich auf diese Reibungen durch lebhafte Spiele und Zeitvertreibe vor, welche sehr in Schweiß bringen.

In den öffentlichen Bädern sind die Geschlechter von einander getrennt, Jedermann tritt aber nackend ein. Dadurch wird eine Art von Gleichheit hervorgebracht. Auch kann man sich nichts Lärmenderes als ein Bad denken. Jede Art von Geschrei, Getös und Geräusch zerreißt oder betäubt darin das Ohr. Hier ertönet wahres oder ver-

stelltes Stöhnen Derer, die sich heftigen Leibesbewegungen hingeben, dort zählen die Ballspieler ihre Würfe, weiterhin Badende, die sich den Spaß machen, um die Kufe zu laufen, während sie sich bei den Händen halten und diese so kitzeln, daß durchdringendes Gelächter ertönt. Einige lesen laut oder declamiren Verse, Andere singen so unbarmherzig, daß die Wände davon erbeben. Die Alipilae stoßen ebenfalls ein widriges Geschrei aus, bis sie Beschäftigung gefunden haben, und nun ihre Patienten statt ihrer schreien. Rechne nun dazu das Geräusch der plebejischen Reibungen, wo man deutlich hört, ob der Reiber mit der hohlen oder platten Hand es verrichtet, die Spitzbuben, die man auf Kleiderdiebstählen ertappt, die Betrunkenen, die Eßwaaren- und Getränkeverkäufer (denn viele Personen essen und trinken etwas Leichtes, wenn sie aus dem Bade kommen), die Kuchenhändler, Zuckerbäcker und Andere, wo Jeder auf eine eigenthümliche Weise seine Waare ausschreit, und Du kannst Dir eine ohngefähre Vorstellung von dem Innern eines öffentlichen Bades machen.

Seit einigen Jahren ist das Baden nicht mehr ein bloßes Bedürfniß, sondern eine Leidenschaft. Man badet zweimal des Tages, und bringt im Allgemeinen ohngefähr die Hälfte seiner Zeit am Tage damit zu. Die öffentlichen Bäder oder vielmehr die Thermen, wie man sie zu benennen pflegt, sind ungeheure Gebäude geworden, wo man alle Genüsse vereinigt, ja selbst Bibliotheken darin aufgestellt hat. Auch in den Privatbädern, die noch immer ihre alten Namen Balnea oder Balinea beibehalten, ist ein ungeheurer Luxus eingerissen. Wo dieses bei der Neigung

der Römer, Alles bis aufs Aeußerste zu treiben, einen Endpunkt finden wird, weiß ich selbst nicht.

---

## Zwei und zwanzigster Brief.

Roms Polizei. — Die Aedilen. — Der Stadtpräfect. — Der Präfect der Nachtwachen.

Als Rom durch den schnellen Zuwachs seiner Bevölkerung eine große Stadt geworden war und die Fremden dort hinzuströmen begannen, mußte man, um Ordnung zu erhalten, geringere Magistratspersonen ernennen, welche sich mit der Rechtspflege und dem Einzelnen der Verwaltung beschäftigten, dem die Consuln, die ohnedies durch häufige Kriege immer abgerufen waren, nicht mehr genügen konnten.

Zuerst übernahmen die Volkstribunen Einiges von der consularischen Gewalt; aber bald hatten sie selbst zu viel zu thun, und gegen das Jahr 260 verlangte das Volk vom Senate die Genehmigung zur jährlichen Wahl von zwei Plebejern, um den Tribunen in Allem, wo sie dessen bedürften, beizustehen. Die Senatoren bewilligten es, und man schuf die obrigkeitliche Würde der Aediles, von der ihnen übertragenen Aufsicht über die Gebäude, aedes, so benannt.

Die nächtliche Polizei war damals drei Arten von obrigkeitlichen Personen übergeben, die man Triumviri nocturni nannte, weil die wirklichen Magistratspersonen nicht mehr nach Untergang der Sonne sich öffentlich zeigen konnten. Diese Triumviri machten Umgänge und wach-

ten gegen Feuersgefahr. Sie hatten fünf Bürger, Quinqueviri, unter sich, um sie in den entfernten Vierteln zu unterstützen, und überdies noch eine Schaar öffentlicher Sklaven, die an den Mauern und Thoren der Stadt postirt waren und im Fall einer Feuersbrunst herbeigerufen wurden.

Es gab auch Triumviri capitales, die über die Gefängnisse gesetzt waren, für die Sicherheit der Stadt wachten, mit 8 Lictoren die Runde machten, die auf der That ertappten Sklaven festhielten und richteten, und Capitalstrafen vollzogen. Sie wurden 460 oder 465 eingesetzt.

So blieb es bis zur neuesten Zeit, nur daß die Aedilen bis zu 6 vermehrt wurden. Die beiden ursprünglichen Aedilen behielten den Namen der plebejischen bei, die beiden ihnen später beigefügten nannte man die curulischen, weil sie aus den Patriciern genommen wurden, und die beiden jüngsten, die man besonders zur Aufsicht über die Nahrungsmittel wählte, hießen von daher die cerealen. Julius Cäsar war ihr Schöpfer.

Der Kaiser ordnete einige weise Abänderungen in dieser öffentlichen römischen Haushaltung an. Er theilte die Stadt in vierzehn Regionen, und jede Region in mehr oder weniger Viertel, deren Zahl zwischen 8 bis 12 je nach der Bevölkerung. Nur fünf Regionen machen eine Ausnahme davon und haben 15, 17, 30, ja sogar 40 Viertel.

Jede Region hat ihre besondern Magistratspersonen. Zwei Curatoren stehen an der Spitze jeder derselben, welche besonders das Abgabenwesen beaufsichtigen. In

jedem Viertel sind Procuratoren oder Viertelsmeister mit der Straßenpolizei beauftragt. Fast immer sind vier in jedem Viertel, und von den 184 Vierteln Roms haben blos vier weniger.

Das Volk selbst erwählt die Meister unter den angesehensten Einwohnern des Viertels. Daraus und aus den Volkstribunen, Prätoren und andern Jahresmagistraten werden dann die Curatoren gewählt. Die Viertelsmeister sind Plebejer und können an gewissen Tagen sich zwei Lictoren vortreten lassen.

Alle diese Beamten stehen unter dem Präfect der Stadt. Dieses Amt schreibt sich noch von den Zeiten der Könige her. Verließen diese Rom, so ernannten sie an ihre Stelle während dessen für die Rechtsangelegenheiten und unvorhergesehene Fälle ein Oberhaupt. Später ließen die Consuln sich eben so vertreten. Während der politischen Unruhen ging diese Stelle ein. Der Kaiser verlieh in den Bürgerkriegen seinem Minister Mäcenas die allgemeine Aufsicht über Rom und Italien, seit er aber Herr des Reichs geworden, stellte er eine Consularperson dazu an, die Sklaven und aufrührerischen Bürger, bei denen langsame Justiz nicht Schrecken genug erregt hätte, auf der Stelle und regelmäßig zu Paaren zu treiben. So ließ er dann die Präfectur der Stadt wieder aufleben.

Der Kaiser ernennt diesen Präfecten auf unbestimmte Zeit. Er hat Alles unter sich, was zur Ruhe Roms und Sicherheit des Fürsten gehört. Seine Gewalt erlischt aber außerhalb der Thore der Stadt.

Auch die so oft wiederkehrenden Feuersbrünste zogen

die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich. Sonst gab es gewisse besondere Verbindungen, die sich für Geld oder auch umsonst mit dem Feuerlöschen beschäftigten. Augustus übertrug nun den curulischen Aedilen dieses Geschäft insbesondere, und überließ ihnen dazu ein Corps von 600 Sklaven, dann gab er sich selbst in Folge mehrer die Stadt verwüstender Feuersbrünste dieser Sorge hin und errichtete gegen dieselben 7 Cohorten von Freigelassenen, die er, nicht wie sonst an den Mauern und Thoren, sondern mehr im Mittelpunkte der Stadt aufstellte. Er theilte sie nach Centurien ab, stellte Tribunen an ihre Spitze, und gab Allen zum allgemeinen Oberhaupte einen römischen Ritter mit dem Titel: Präfect der Nachtwachen.

Dieser Präfect übt auch eine Gerichtsbarkeit aus. Er spricht Recht über die Brandstifter, Räuber, Diebe und Diebshehler, wenn die dem Verbrecher anklebende Infamie denselben nicht unter den Stadtpräfect stellt. Er wacht während der ganzen Nacht, und macht Runden mit seiner Schaar von Freigelassenen, versehen mit völligem Feuerlöschapparat. Auch erinnert er die Miethleute daran, Wasser oben auf den Häusern stets bereit zu halten.

Mitten unter allen diesen Veränderungen besteht das Amt der Aedilen doch noch fast ganz so wie ehedem. Sie üben die Tagespolizei aus, beaufsichtigen die Märkte, bestimmen die Preise des Brotes, Fleisches, Getränkes u. s. w. Bäder und Tavernen stehen unter ihrer Obsicht, wie die Gasthöfe, deren Besitzer die Namen der Personen aufzeichnen müssen, die bei ihnen wohnen, welche sie dann den abgesendeten Lictoren angeben, die sie in die öffent-

lichen Register eintragen. Sie halten auch Listen über die öffentlichen Courtisanen, welche ihr schändliches Gewerbe nicht ohne vorgängige Declaration vor ihnen, ausüben dürfen.

Die Reinlichkeit und Sicherheit der Straßen Roms gehört ebenfalls unter die Attribute der Aedilen. Man hat mehrere Vorkehrungen in ersterer Hinsicht getroffen. So giebt es zum Beispiel an vielen Orten öffentliche Abtrittsgruben [a]) und fast an allen Straßenecken große Amphoren, thönerne Gefäße, wohineiu die Vorübergehenden sich ihrer sie belastenden Flüssigkeiten entledigen können. Dessenohnerachtet sind die öffentlichen Gebäude nicht immer dagegen geschützt, und wenn man dies thun will, so läßt man zwei Schlangen auf sie malen, wodurch man den Ort als heilig bezeichnet, und weiter zu gehen veranlaßt. Auch darf nichts auf die Vorübergehenden herabgegossen werden.

Hat Jemand etwas verloren, so bringt er eine Beschreibung davon in einen Anschlagzettel, fügt Namen und Wohnung, auch das Versprechen einer Belohnung hinzu, und hängt denselben öffentlich an eine Säule. Wer etwas gefunden hat, macht es eben so bekannt. Auch geschehen Bekanntmachungen durch Tafeln, welche an verschiedenen Orten sich befinden, und da sie weiß angestrichen, oder mit Gyps überzogen sind, Album genannt werden. Man malt die Buchstaben darauf roth oder schwarz.

Andere Dinge, wie z. B. einen entlaufenen Sklaven,

---

a) Im fünften Jahrhunderte nach Christo gab es deren dort 180.

läßt man durch die öffentlichen Ausschreier ausrufen, nachdem man dazu die Erlaubniß des städtischen Prätors, welcher die Gerichtspflege in der Stadt verwaltet, erhalten hat. Solche Schreier kommen in die öffentlichen Häuser und setzen ihre Nachforschungen auch bei Nacht fort. Ich sah selbst so einen, der eine Belohnung von 25 Sestertien [a]) für einen jungen Menschen, der sich beim Baden verloren, ausrief, und einen verschiedenfarbig gekleideten Begleiter hatte, der jene Belohnung in einem Becken trug.

Seit langer Zeit schon will Niemand mehr gern das Amt eines Aedils übernehmen. So gab es im Jahre 718 gar keine, weil sich bei den Comitien durch Tribus, wo man sie erwählt, Niemand dazu gemeldet hatte. Sonst, wo die Aedilswürde den Weg zum Consulat und Heeresbefehl bahnte, war es etwas Anderes. Jetzt hat das Volk nichts mehr von der Art zu vergeben. Im gegenwärtigen Jahre trat derselbe Fall ein, und man ließ also vormalige Quästoren oder Volkstribunen das Loos ziehen und zwang sie zum Aedilat.

Ich darf auch nicht vergessen, zu erwähnen, daß die Stadt von einem Corps von 6000 Soldaten bewacht wird, das in 4 Cohorten getheilt und in 14 Excubatoriis oder Wachhäusern, eins auf jede Region, untergebracht ist.

---

a) 5 Francs 10 Cent.

## Drei und zwanzigster Brief.

### Die Diebe.

Seit Jahrhunderten verpesten Diebe Rom und Italien, besonders aber das erstere. Die zahlreichen Anfuhren von Getreide, die dort geschehen und von allen Seiten Faullenzer und Müßiggänger anlocken, die kostbaren Wohnungen, die unzählbaren und prachtvollen Geschenke in den Tempeln, machen diese Hauptstadt zum wahren Diebeslande. Noch mehr haben zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bürgerkriege dazu beigetragen.

Zu der Zeit, wo der Kaiser Alleinherrscher der Republik blieb, trieben sich diese Räuber in Banden umher, die nicht allein Rom, sondern Italien und Sicilien unsicher machten. Sie verwüsteten diese Länder ungestraft, und ihre Räubereien hatten mehr das Ansehen kühner Plünderungen. Sabinus ward vom Kaiser damit beauftragt, diesen Freveln zu steuern, und es glückte ihm, binnen einem Jahre die größte Sicherheit wieder herzustellen. Von daher sollen auch die noch jetzt üblichen nächtlichen Runden sich schreiben.

Jetzt sind die Straßenräuber, die man Grassatores, Grassarii, Insessores, Hordaedocos und Latrones nennt, außerordentlich selten, Dank sei es der Wachsamkeit der Behörden; aber Spitzbuben in der Stadt giebt es noch genug. Des Tages über verbergen sie sich in der Gegend um die Stadt, besonders in dem Walde Gallinaria an der Küste des Meerbusens von Cumä; bricht nun die Nacht

ein, so stehlen sie sich, während die Wachen sie im Walde und längs der pontinischen Sümpfe suchen, nach Rom, wo sie mit Schwertern zum Angriffe und Vertheidigung, mit Brechstangen und Eisen bewaffnet, um Thüren zu öffnen und Mauern zu durchbohren, herbeieilen. Sie sind förmlich in Brigaden abgetheilt, haben ihre Anführer und befolgen gewisse Gesetze wegen Theilung der Beute.

Das Räuberhandwerk ist nicht ohne Gefahr. Die zwölf Tafelgesetze erlauben es, dieselben unter gewissen Bedingungen auf der Stelle zu tödten; doch muß Der, welcher es thut, dann schreien und Bürger als Zeugen der That herbeirufen. Dasselbe Gesetz spricht auch den am Tage ergriffenen Dieb dem Bestohlnen zu Sklavendiensten zu. Was die Sklaven selbst anbelangt, so wurden sie mit Ruthen gepeitscht und vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Die Zeit hat die Strenge dieser Gesetze sehr gemäßigt, und der Dieb wird jetzt nur nach Befinden in den Ersatz des Vier-, Drei- und Zweifachen des Entfremdeten verurtheilt. Einen Diebstahl nennt man offenkundig, nicht allein wenn man den Dieb auf der That ertappt, sondern auch wenn man das Gestohlene in dessen Wohnung findet. Die deshalb veranstaltete Haussuchung nennt man cum lance et licio, mit der Schüssel und dem Gürtel, und sie geschieht unter Genehmigung des städtischen Prätors. Damit keine Unterschleife dabei stattfinden, legt Der, welcher sie vornimmt, ehe er ins Haus tritt, seine Kleider ab und geht in einem bloßen Gürtel, aus Achtung für die Matronen und jungen Töchter. Ferner trägt er eine Schüssel vor sich her, in welcher erst der Erlaubnißschein

liegt und dann der gestohlene Gegenstand gelegt wird, um ihn aufs Forum vor die Obrigkeit zu bringen.

Nächtliche Diebstähle mit Einbruch werden bald mit Verbannung, bald mit zeitiger Verurtheilung in die Bergwerke oder zu den öffentlichen Arbeiten bestraft.

Unter den Stadtdieben giebt es viele, die sich mit leichtern Diebstählen abgeben, z. B. Gewänder in den öffentlichen Bädern, Räucherwerk auf den Sterbebetten und Gräbern, Servietten bei Gastmahlen, Geldbeutel bei Gedränge u. s. w. zu stehlen. Diese Classe nennt man Manticularii, von Manticula, Börse, oder auch Derectarii, weil sie sich in die Häuser dirigiren, um dort ihr Handwerk zu treiben.

Die Straßenräuber sollen manchmal Großmuth ausüben, z. B. berühmte Männer wieder frei ausgehen lassen. So verübte ein gewisser Corocotta in Spanien gewaltige Räubereien. Der Kaiser setzte einen Preis von einer Million Sestertien [a]) auf seinen Kopf. Da gab sich Corocotta mit großer Kühnheit selbst an und erhielt auch den ausgesetzten Preis.

In diesem Lande, wo man für Geld Alles thut, giebt es noch andere Diebe, die man aber nicht so nennt, obgleich ihre Spitzbübereien noch beträchtlicher sind, nämlich die Einnehmer der öffentlichen Gefälle und die Befehlshaber in den Provinzen. Die einen stehlen unter dem Schutze des Gesetzes, die andern bedienen sich dabei der Waffen des römischen Volkes. Cato hat, indem er sich

a) 198,797 Francs.

über die Straflosigkeit des Cassendiebstahls beklagte, die Verhältnisse beider Arten dieser großen und kleinen Diebe folgendermaßen sehr gut bezeichnet: „Die Privatdiebe bringen ihr Leben in Ketten und Banden und Gefängnissen hin, die öffentlichen aber in Gold und Purpur.“

---

## Vier und zwanzigster Brief.

### Das Capitol.

Ich komme eben vom Capitol. Vorher hatte ich's nur flüchtig gesehen, jetzt aber, wo ich's genauer betrachtete, empfand ich jene tiefe Erschütterung, deren man sich nicht erwehren kann, wenn man einen solchen Tempel besucht, und besonders wenn man ein Gallier ist. Weder Mamurra noch Vitruv konnten mich begleiten, aber sie empfahlen mich dem Tempelwächter Marcus Aufidius, der außerordentliche Gefälligkeit für mich hatte.

Das Capitol erhebt sich auf dem kleinsten der sieben Hügel Roms beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Es besteht aus zwei besondern Theilen, dem Tempel und der Citadelle, die beide sich in demselben Umkreise von 8 Joch Landes [a]) befinden. Dieser Umkreis ist heilig, und man erblickt darin eine Menge Gegenstände der Kunst als Zeugnisse der Frömmigkeit der Römer und Fremden.

Nur die vorzüglichsten derselben kann ich hier anführen, und namentlich unter den Bildsäulen einen ehernen

---

a) 565 Metres oder 1733 Fuß.

Herkules, den Fabius Maximus hierher gab und der sich in der Burg von Tarentum befand, als er sie den Carthaginensern wieder abnahm; einen Apoll, den Lucull aus dem Tempel dieses Gottes zu Apollonia entführte, 30 Vorderarmslängen hoch; zwei Jupiter, wovon einer in Erz, aus den Helmen und Brustharnischen der von Spurius Carvilius gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts besiegten Samniter gegossen ward. Er ist so colossal, daß Carvilius aus den bloßen Feilspänen davon seine eigene Bildsäule gießen ließ, die man ohnweit davon sieht. Der andere schreibt sich von etwa 40 Jahren her. Der Blitz hatte das Capitol auf verschiedenen Punkten getroffen, da kündeten die Haruspices (das sind Wahrsager) die man aus verschiedenen Bezirken Etruriens herbeigerufen hatte, an, daß man unter Krieg und Verwüstung den Untergang Roms erleben werde, wenn nicht die Götter um jeden Preis besänftigt und durch ihre Macht selbst die des Schicksals gebändigt würde. Sie geboten also, daß dem Könige des Himmels noch eine größere Bildsäule als die frühere errichtet werde, und man sie auf ein hohes Fußgestell stelle, das Haupt auf die entgegengesetzte Seite gewendet, nämlich nach Osten. Sie hofften, daß, wenn dieses heilige Bild, das kurz vor der Verschwörung des Catilina errichtet ward, zugleich die Morgenröthe und den Ort überschaue, wo sich Senat und Volk versammle, diesem die im Verborgenen geschmiedeten Ränke zum Untergange Roms zeitig genug kund werden würden. Der Erfolg hat die Voraussagung gerechtfertigt, aber auf Kosten des Retters des Vaterlandes, denn nicht weit davon sieht

man eine schützende Minerva, welche Cicero dorthin weihte, als er in die Verbannung ging, mit welcher man seine geleisteten Dienste belohnte.

Aufidius zeigte mir noch eine Menge anderer eherner und vergoldeter Bildsäulen; was mich aber am meisten verwunderte, waren die sieben ehernen Statuen der alten römischen Könige ohnweit des Eingangs zum Tempel, und in derselben Reihe die des Brutus, des Besiegers der Tyrannei. Diesen Bildsäulen gegenüber erblickt man ebenfalls diejenige, welche der Senat nach der berühmten Schlacht von Mantinea dem Julius Cäsar auf Antrag des Decimus Brutus hatte setzen lassen, der dadurch dem Unterdrücker der Freiheit eine Falle stellen wollte.

An einer Seite des Tempels zieht eine kleine mit Rohr gedeckte Hütte eben durch diese Armseligkeit die Blicke auf sich. Dies ist die Wiege Roms, die Wohnung von Romulus und Remus, zu der Zeit, wo diese Adoptivsöhne des Faustulus als Hirten lebten. Man bewahrt mit einer Art von Stolz diese Hütte, welche die Gründer Roms mit eigener Hand errichteten und die noch ihren Namen führt. Man verehrt sie als ein Heiligthum und besondere Wächter sorgen für ihre Erhaltung. Seit 7 Jahrhunderten setzt sich ihr Dasein fort, indem man bei jeder Ausbesserung ihr immer dieselbe Gestalt läßt.

Es giebt in diesem geheiligten Umkreise auch Springbrunnen zum gottesdienstlichen Gebrauche.

Ueber einer Area oder geräumigem Platze, und ohngefähr in der Mitte dieser verschiedenen Denkmäler erhebt sich der Tempel, dessen Gestalt die eines Parallelogramms

von 200 Fuß Länge und 190 Fuß Breite ohngefähr ist, von drei Seiten mit einer köstlichen Colonnade von Marmor umgeben. Seine zwischen Morgen und Mittag gestellte Façade besteht aus einem Peristyl oder dreifachen Säulenreihe, welche einen majestätischen Fronton trägt, auf dem wieder Bildsäulen von Bronze und ein dergleichen Viergespann stehen. Die Seitencolonnaden bilden jede blos einen Porticus von zwei Reihen.

Der Anblick dieses ergreifenden Gebäudes zeigt gleich den stolzen Tempel, von welchem aus das römische Volk die Blitze des Krieges schleudert, und wo der Sieg selbst seine Wohnung sich erwählt zu haben scheint. An den Säulen, den Friesen des Peristyls und über den Thüren hangen Kriegstrophäen. Da sieht man die Vordertheile carthaginensischer Schiffe, Helme der Senonen, ein furchtbares Schwert, welches das des Brennus sein soll, Beute von Pyrrhus, Standarten der Epiroten, zerstückte Helmbüsche der Ligurier, rohe Tartschen der Spanier und tausend ähnliche Dinge, denn dieser Tempel, den Tarquin der Aeltere mitten im Tumulte der Waffen in einem Kriege gegen die Sabiner weihte, scheint durch die an seiner Architektur angebrachte Beute das mannichfaltigste Zeughaus des Sieges zu sein.

Viele Kostbarkeiten desselben sind jedoch in der furchtbaren Feuersbrunst verloren gegangen, welche diesen Tempel vor einigen und sechszig Jahren zu der Zeit einäscherte, wo Sylla und Carbonius das Vaterland zerfleischten, ja man schreibt Letzterm selbst diese That zu.

Sylla stellte ihn nach seinem Siege über seinen

Gegner wieder so her, wie man ihn noch jetzt sieht, aber einweihen konnte er ihn nicht. So glücklich er auch war, versagte ihm doch die Glücksgöttin dieses; ja man kann sagen, daß dieses Unternehmen sogar seinen Tod durch dabei gehabte Aergerniß beschleunigte. Lutatius Catulus vollbrachte, wie die Inschrift am Giebel bezeugt, ein halbes Jahrhundert später die Weihe des neuen Tempels, der ganz dem alten ähnlich, nur durch die Schönheit des Materials und die Pracht seiner reichen Verzierungen von ihm abweicht. Seine Säulen wurden aus Athen herbeigebracht. Sylla raubte sie aus dem Tempel des olympischen Jupiters.

Man tritt zu ebener Erde in den Tempel, dessen Thüren und Schwelle von Erz sind. Das Innere entspricht würdig dem Aeußern und theilt sich in drei Schiffe, die gleichsam wieder drei Tempel bilden, denn ob dieser Tempel gleich hauptsächlich dem Jupiter, dem Erhabensten und Gütigsten, gewidmet ist, so verehrt man doch auch darin Juno, die Königin, und Minerva. Jupiter nimmt das mittelste Schiff, Juno das linke und Minerva das rechte ein. Der Vater der Götter steht so zwischen Gemahlin und Tochter.

Der innere Tempel des Jupiter besitzt, wie der äußere, einen mit einem Viergespann überragten Giebel. Sein Gewölbe ist vergoldet, sein Fußboden musivisch. Der Gott ist in eine prächtige Toga von Purpur mit Goldstickerei gekleidet. Er sitzt und hält in der linken Hand eine Lanze, sein Scepter, in der rechten den goldenen Donnerkeil. Auf dem Haupte trägt er eine goldene Strahlenkrone und sein Gesicht ist mit Zinnober bemalt.

Das Capitol ist bei den auswärtigen Völkern höchst verehrt. Sie betrachten es als das Heiligthum des römischen Volkes und senden Botschafter ab, um dort zu opfern und reiche Geschenke niederzulegen. Auch ist jede der drei Cellae (so nennt man die drei Schiffe des Tempels) voll solcher Gaben, die vorzüglich aus goldenen Kränzen bestehen, wovon der eine 50 Pfund wiegt und von den Alabandinern dargebracht ward. Einen andern von 100 Pfund sendete Philipp von Macedonien und einen dritten von 256 Pfund der König Attalus. Eine Victoria von Gold wiegt 320 Pfund. Sie ist ein Geschenk des Königs Hiero von Syrakus an den Senat.

„Hier," so erklärte mir Aufidius, „hier findest Du die Denkmale unsrer Siege. Diese Edelsteine und murrhinischen Becher weihte der große Pompejus, so wie diese herrlichen Kleinodien alle, die dem König Mithridates angehörten, und diesen ungeheuern goldnen Kranz. Dieses Stück Krystall wiegt 50 Pfund. Es ist ein Geschenk der Kaiserin Livia. Der Kaiser ist nicht minder freigebig gewesen und hat uns eben 16,000 Pfund Goldes [a]) und für 500,000 Sestertien [b]) Edelgesteine und Perlen gesendet. Diese Bildsäule mit der Chlamys ist die des ersten Scipio von Afrika. Als besondere Auszeichnung dient das Capitol dem Cornelischen Geschlechte zum Atrium. Scipio unternahm nichts Wichtiges, ohne erst darüber im Tempel des capitolinischen Jupiters reiflich nachzudenken; auch sagte man, er sei ein Sohn dieses Gottes."

---

a) 17,845,416 Francs. b) 99,399 Francs.

Die Tempel der Juno und Minerva sind nicht minder schön oder reich geschmückt als der des Jupiter. So sieht man unter andern in der Cella der Juno eine silberne Gans, zu Ehren der, welche zuerst beim Ueberfall der Gallier Lärmen machte, und einen Hund von Erz, der seine Wunde leckt, ein durch hohe Kunst so ausgezeichnetes Werk, daß die Tempelwächter mit ihrem Kopfe dafür haften müssen.

Im Tempel der Minerva bewahrt man eine merkwürdige römische Antiquität, nämlich ein altes in damaliger Sprache und Zügen geschriebenes Gesetz, welches verordnet, daß alle Jahre an den Idus des Septembers [a]) die erste obrigkeitliche Person einen Nagel in die linke Wand dieses Tempels nach der Seite des Jupitertempels einschlagen soll. Diese Nägel dienten bei damals noch seltner Schreibkunst zu Bezeichnung der Jahre, und noch jetzt wird dieses Gesetz zu Ehren der Göttin, welcher man die Kenntniß der Zahlen verdankt, genau beobachtet.

Vor der Cella befinden sich drei Bildsäulen der Götter Nixii, welche den kreisenden Weibern beistehen. Sie sind als auf ihre Knie gestützt dargestellt. Im Innern sieht man ein Gemälde, welches die Entführung der Proserpina darstellt, und an der Seite einen großen Theil der Beute des Kaisers aus den Bürgerkriegen, worunter auch fast der ganze Schmuck der Königin Cleopatra.

Aufidius sagte: „Du kannst leicht denken, daß mir diese Reichthümer, die mir sorgfältig aufgezeichnet über-

a) Den 13. September.

geben worden sind, nicht wenig Unruhe verursachen. Wir halten uns daher Hunde, welche die ganze Nacht über um die Tempel streifen, und Gänse, deren Deine Landsleute sich erinnern müssen. Diese Thiere erwecken dann die Tutelarii oder allgemeinen Wächter, die Aeditui oder besondern Wächter jedes der drei Tempel, und die Arcubiae oder Wachen der Cidatelle."

Als ich wieder ins mittelste Schiff kam, bemerkte ich am Gewölbe eine weite Oeffnung, durch die man den Himmel erblickt und unter ihr am Boden einen unansehnlichen Stein. Ein Aedituus nahte sich mir und erklärte: „Dies ist der Altar des Gottes Terminus. Als Tarquinius der Stolze ernstlich an die Vollendung des Capitols dachte, wollte er es dem Jupiter allein weihen, und daher einige kleine Tempel abbrechen, welche der König Tatius dort errichtet hatte. Deshalb mußte man auch jetzt wieder die Auguren zu Rathe ziehen, wie man es zuerst bei ihrer Einweihung gethan. Die Haruspices genehmigten auch in der That das Uebersiedeln der meisten dieser Götter, setzten sich aber bestimmtest dem der Götter Terminus und Mars und der Göttin der Jugend entgegen. Diese Weigerung ward als eine Prophezeihung der unerschütterlichen und ewigen Macht Roms angesehen, und man ließ jene Altäre also bleiben. Was aber noch seltsamer, war dies, daß, als man den Grund des Gebäudes grub, man einen Menschenkopf fand, der eben erst abgeschnitten zu sein schien. Dieses Wunder ließ nun keinen Zweifel mehr übrig. Rom sollte der Sitz der Weltherrschaft, gleichsam das Haupt des Universums werden.

Von den alten kleinen Altären, die man schonte, siehst Du noch den der Jugend vor dem Heiligthume der Minerva, den des Mars ein wenig weiterhin, und zu Deinen Füßen den des Terminus. Sie sind aber so klein, daß Viele vorübergehen, ohne sie zu bemerken. Terminus steht zu Tage, weil man ihm blos im Freien opfert."

Obgleich die Citadelle nahe am Tempel liegt, stößt sie doch nicht völlig daran. Ein Eichengehölz, jenes berühmte Asyl, welches Romulus eröffnete, um Einwohner in seine neue Stadt zu ziehen, trennt es zum Theil davon. Es ist selbst durch einen Tempel des Vejovis oder Jupiters als Kind, in zwei Theile geschieden. Die Citadelle ruht auf dem steilen tarpejischen Felsen. Im Umkreise ihrer mit Thürmen versehenen Mauern findet man den Tempel der Juno Moneta. Er steht da, wo sonst das Haus des Manlius stand und enthält die Münze und Archive.

Nicht weit von diesem Tempel ist der Ort, wo man die Abkömmlinge des berühmten Federviehs nährt, dessen Wachsamkeit, Folge des Hungers, das Capitol rettete, welches doch wenige Tage darauf uns Preis gegeben war. Da kauften sich die Römer durch ein Lösegeld von 1000 Pfund Goldes [a]) los, und die Gallier zogen sich mit Gold und Beute beladen zurück. Denn die Erzählung vom Camillus, der sein Schwert in die Waagschale, womit dieses Gold zugewogen ward, gelegt haben soll, und vom Rückzuge des Brennus ohne dasselbe, ist ein bloßes Märchen, das die Römer erfunden haben und bei dem ich nur lächeln konnte.

---

a) 1,115,683 Francs.

Die Römer halten so viel darauf, glaubend zu machen, daß ihr Capitol niemals uns zu Gebote gestanden habe, daß sie das Andenken an jene wunderbare Rettung durch verschiedene Gebräuche verewigt haben. So ernährt man in der Festung noch immer der Juno geweihte Gänse, und die Censoren haben, so bald sie ihr Amt als Oberaufseher des Capitols antreten, nichts eifriger zu thun, als sowohl das Malen der Statue des Jupiters als die Bekôstigung jener wachsamen Wächter an den Mindestbietenden loszuschlagen; auch führt man jährlich am Tage jener Rettung arme Hunde in Procession umher, die lebendig an ein Kreuz von Fliederholz geschlagen sind, während man die Gänse, mit Gold und Purpur verziert, in einer Sänfte trägt. Wenn diese Gänse sterben, begräbt man sie öffentlich, nachdem man sie vorher einbalsamirt und mit Binden umwickelt hat. So werden sie in marmorne Grabmäler beigesetzt.

Nachdem mich mein Führer nun überall umhergeführt und mich selbst unter die Area des Capitols in die Favissae hatte steigen lassen, eine Art Cisternen, wo man die alten Bildnisse der Götter und einige geheiligte Gaben aufbewahrt, so geleitete er mich nun über die Area des Tempels und ließ mich einige Augenblicke lang der köstlichen Aussicht von diesem Punkte aus genießen, worauf ich einige Stufen herabgehen mußte, die von dieser Area zu dem Clivus Capitolinus führen, einer Straße, die zum Capitol herauf sich erstreckt.

„Wir wollen unsern Besuch,“ sagte er, „mit dem Tabularium und den Substructionen beschließen. Links

ist das Tabularium hinter den Tempeln des Jupiter tonans (dem donnernden Jupiter) und der Eintracht. Suche nicht so weit, es sind Portiken mit dorischen Säulenreihen, die der Area des Capitols selbst als Terrassenmauer dienen. Die Tausende eherner Tafeln, die Du hier siehst, enthalten die alten und neuen Verträge mit fremden Nationen und besiegten Völkern, so wie die Gesetze und Ordnungen Roms. Diese Gegenstände werden bei solcher Aufbewahrung hier noch ehrwürdiger und zu authentischen Denkmälern durch den Schutz der Götter selbst geheiligt."

Was einem aufmerksamen Beobachter vielleicht als das Staunenswertheste erscheint, sind die Substructionen. Der Hügel, auf welchem Tarquin das Capitol erbauen wollte, war steil abschüßig und endete in eine Spitze. Er umgab ihn also mit hohen und dicken Mauern, schaffte Erde herbei und schuf so diese weite und schöne Esplanade, auf welcher der Tempel steht. Sonst hieß der Berg der saturnische, seitdem aber der capitolinische.

Diese Arbeiten erforderten mehrere Jahre und kosteten bedeutende Summen, welche einige bis zu 40 Talenten [a]), andere bis zu 40,000 Pfund Silbers [b]) ansteigen lassen. Hat man diese Substructionen von ungeheuern Steinen ohne allen Mörtel und Kalk gesehen, so wundert man sich über diese Summen nicht. Rom, als ein eben erst entstehender Staat, war außer Stande, einen solchen Aufwand zu tragen; aber die Römer waren es gewohnt, dem Siege dergleichen zuzumuthen, und so widmete man

---

a) 2,150,000 Francs. b) 2,876,619 Francs.

die Beute von Sueſſa=Pometia, von Gabiä, von Apiolä und von Oricolum dazu, forderte Contributionen von den Verbündeten und ließ Künſtler und Maurer arbeiten, ohne ihnen Lohn zu reichen.

Aber alle dieſe mehrere Jahre lang berufenen Hülfsmittel reichten kaum dazu hin, das Einebenen zu vollenden, und der Tod überraſchte den ältern Tarquin, ehe er nur den Grund zu dem Tempel hatte legen können. Dieſe Ehre genoß Tarquin der Stolze. Er führte das Gebäude großentheils auf, konnte es aber doch nicht bis zu Ende bringen. Dieſer Ruhm war der Freiheit vorbehalten. Erſt unter den jährlichen Conſuln, im dritten Jahre nach der Vertreibung Tarquins, war das Capitol beendet, und ward an dem Idus des September [a]) durch den Conſul Horatius Pulvillus geweiht.

Dieſes in ſo vielem Betracht merkwürdige und wichtige Capitol [b]) flößt ein ſolches Intereſſe ein, daß man

---

a) Den 13. September. b) Das Capitol, wie es zu Sylla's Zeiten beſtand, ward in der Zeit der Unruhen, welche unter Vitellius zu Rom ausbrachen, verbrannt. Vespaſian baute es von Grund aus wieder auf. Man machte die Mauern höher. Dies war die einzige Veränderung, welche die Religion erlaubte, und das Einzige, was auch noch der Pracht dieſes Tempels gefehlt zu haben ſchien. Nach Vespaſians Tode brannte es von Neuem ab, und Domitian baute es wieder auf. Plutarch beſchreibt es ſo: „Alles Vermögen, ſelbſt des reichſten Privatmannes in Rom, würde nicht hinreichen, auch nur Das zu bezahlen, was die Vergoldung an dem Capitole, wie wir es jetzt erblicken, koſtete. Dieſe überſteigt die Summe von 12,000 Talenten (57,073,316 Fr.). Die Säulen deſſelben wurden in den penteliſchen Marmorbrüchen

Mühe hat, sich davon zu trennen. Auch blickten, als ich fortging, meine Augen immer wieder darauf zurück; ein fast unbeschreibliches Gefühl von Traurigkeit bemächtigte sich meiner, denn dort, sagte ich zu mir selbst, dort ist das Joch des Weltalls! und ich vergoß Thränen, wenn ich an unser Vaterland dachte.

---

## Fünf und zwanzigster Brief.

Die Parasiten.

Solltest Du es wohl glauben, mein theurer Induciomares, daß in dieser Stadt, wo alle Reichthümer der Welt zusammenfließen, es Tausende von Menschen gebe, die des Abends nicht wissen, ob sie am nächsten Tage etwas zu leben haben werden? Und doch ist dem so. Es giebt Personen, ja selbst römische Bürger, die statt eines ehrbaren und nützlichen Handwerks an den Straßenecken stehen, um sich zu Tische laden zu lassen und auf Anderer Unkosten zu leben. Es sind dies größtentheils Verschwender, die sich selbst zu Grunde gerichtet haben, und man nennt sie Parasiten. Diese Classe theilt sich in drei Arten. Zuerst giebt es Derisores, Spaßmacher, dann Adulatores, Schmeichler, und zuletzt Plagipatidae oder Schmerzensmänner, die Alles geduldig über sich ergehen lassen,

---

gefertigt." In der Widmungsinschrift erwähnte Domitian keinesweges die Namen der ersten Begründer. Er wollte sie in Vergessenheit bringen und sich so allein den Ruhm anmaßen, ein solches Monument errichtet zu haben.

selbst Schläge und Mißhandlungen. Man nennt sie auch Lacones, Laconier, weil man ihre Selbstentsagung mit der der Lacedämonier vergleicht, die von Jugend auf gewöhnt werden, jeden Schmerz zu erdulden.

Es giebt Parasiten, die zu gewissen Familien gehören, andere aber auch, die keine bestimmte Krippe haben und daher wandernde Parasiten sind. Diese letztern gehören einigermaßen zur Race der Cyniker. Ich kenne einen, Namens Mänius, der, wenn er noch nüchtern ist, weder Freund noch Feind kennt, und den rechtlichsten Mann durch seine Redensarten entehren könnte. Alles, was er nur erwischen kann, geht in seinen Magen. Haben ihn z. B. Die, welche sich an seinen Bosheiten ergötzen, oder sich vor seiner Unverschämtheit fürchten, nichts oder nur wenig gegeben, so verschlingt er zu seinem Abendessen Kaldaunen und Schaffleisch so viel, als drei Bäre in sich bringen könnten. Nun macht er den Censor, und sagt, daß man die Leckermäuler, die Alles aufs Ausgesuchteste haben wollen, mit glühendem Eisen brandmarken müsse. Findet er aber eine gute Beute, so spricht er, wenn er Alles verzehrt und klein bekommen hat: „Ich wundere mich gar nicht, daß gewisse Leute ihr ganzes Vermögen verthun; es giebt doch nichts Besseres als einen guten, fetten Krammtsvogel, nichts Schöneres als einen farcirten Schweinswanst."

Das Leben eines Parasiten ist durchaus ephemer, und wer dazu sich gebracht sieht, denkt selten an den folgenden Tag. Einer dieser Schufte sagte zu mir: „Ein Parasit, der Geld zu Hause hat, verdient gar nicht diesen

Ehrennamen. Ein ächter Parasit muß sich mit seiner Flasche Oel, seiner Striegel, seiner Tasse, seinen Schuhen, seinem Mantel und einer Börse begnügen, in der ein Paar Sestertien zu seinen häuslichen Bedürfnissen sich befinden."

Zu einer gewissen Periode im Jahre fühlen sich die Parasiten sehr unglücklich, nämlich beim Anfange der schönen Jahreszeit, wenn Alles auf's Land zieht. Dann wird es ihnen schwer und fast unmöglich, auswärts ihr tägliches Brod zu finden, und sie müssen zu Hause bleiben und am Hungertuche nagen.

Name und Handwerk der Parasiten sind ebenfalls ein griechischer Einfuhrartikel, wie so Vieles in Rom. Parasit bedeutet Aufseher über das Getreide, weil ursprünglich diesen Namen gewisse Tempeldiener führten, welche die Aufsicht über das auf den zu jedem Tempel und jeder Gottheit gehörenden Ländereien gewonnene Getreide und darüber hatten, daß die heiligen Mahlzeiten in den Tempeln bereitet würden. Es gab eine Zeit, wo die Parasiten in Athen große Achtung genossen und unter die angesehensten obrigkeitlichen Würden gehörten. Nach und nach aber wurden sie habsüchtig und gefräßig, so daß schon Solon diejenigen Bürger so nannte, die an den öffentlichen Mahlen allzuoft Theil nahmen, die er im Prytaneo zum Besten der Bürger, die sich um's Vaterland verdient gemacht hatten, gestiftet.

---

## Sechs und zwanzigster Brief.

### Die Bettler.

Von den Parasiten zu den Bettlern ist der Uebergang sehr natürlich, denn Du mußt wissen, daß das Betteln hier für gewisse Leute auch ein Handwerk ist; nur daß es unter den Bettlern wirklich mitleidswerthe Personen giebt, während alle Arten von Parasiten verächtlich sind.

An die Spitze jener stelle ich die Schiffbrüchigen. Oft sind dies Kaufleute, welche ein Sturm zu Grunde gerichtet hat. Sie lassen sich nun die Scene ihres Schiffbruchs aufs Rührendste malen, hängen sich dies Gemälde auf die Brust, und gehen mit geschornem Kopfe durch die Straßen, um sich im jämmerlichsten Tone ein As [a]) zu erbitten. Wer kein solches Gemälde bezahlen kann, nimmt einfach einen Stock mit Bändern in die Hand und erzählt unausgesetzt seine Unfälle.

Die Bettler nehmen ihr Costüm mit zu Hülfe, um Erbarmen zu erregen. Zerrissene Kleider, schmutziges, unordentliches Haar, ekelhaften, bis zur Brust herabgehenden Bart, einen Stock in der Hand, einen Bettelsack auf dem Rücken, so erblickt man sie meistentheils.

Bettler von Handwerk, denen nichts fehlt, als Fleiß, ahmen jene täuschend nach, ja, wissen sich sogar scheinbare Wunden beizubringen. Ich ward selbst einmal das Opfer eines solchen Betrügers, der auf den Stufen eines

---

a) 5 Centimen.

Tempels saß und vorgab, das Bein gebrochen zu haben, dann aber flink davon lief.

Kannst Du wohl denken, daß es sogar Speculanten auf das Bettelwesen giebt, welche Familien von Bettlern unter ihren Sklaven unterhalten, die für den Vortheil ihrer Herren betteln müssen? Dieser Industriezweig wird durch die schändlichsten und grausamsten Mittel betrieben. Wer es thut, rafft ausgesetzte und von ihren Aeltern verlassene Kinder auf und verstümmelt und verkrüppelt sie auf alle nur mögliche Weise. Für diese Henkersknechte wandern dann Blinde ohne Führer an einem bloßen Stabe durch die Straßen, für sie zeigt man allen Vorübergehenden Armstumpfe, für sie sieht man verdrehte Füße, gebrochene Beine und dergleichen. Diese Familienväter berechnen kaltblütig, welches Gebrechen ihnen am meisten einbringen könne, und prüfen nach der Gestalt jedes Individuums, ob sie mehr Vortheil von ihm als Blinder, oder als Einarmiger, Verkrüppelter, Hinkender oder sonst Verstümmelter ziehen können.

Jeden Morgen, und besonders an Festtagen, bestimmen sie Jedem den Posten, den er einnehmen und die Orte und Häuser, wo er betteln soll. Abends zählen sie dann, was Jeder mitgebracht hat, und wenn ein Einziger darunter ist, dessen Gewinn ihre Erwartung nicht befriedigt, so schreien sie: „Warum bringst Du mir heut so wenig? Du hast entweder nicht gebettelt, wie sich's gehört, oder Dich nicht erbärmlich genug angestellt. Man geißele ihn tüchtig! Da siehst Du, Schurke, hättest Du so geschrieen, wie jetzt, Du hättest mir mehr gebracht. Es sei

nicht Deine Schuld, sagst Du? Ja, ja, Du siehst allerdings noch nicht elend genug aus." Und nun wird auf der Stelle eine neue Verstümmelung angeordnet und der arme Teufel nach der einträglichsten Art im eigentlichsten Sinne zugestutzt.

Einige Bettler ziehen mit zahmgemachten wilden Thieren umher und lassen sie von Taverne zu Taverne sehen. Vorzüglich Löwen putzt man heraus und lenkt sie an einer bloßen Schnur.

Die Bettler suchen sich mit besonderer Geschicklichkeit die besuchtesten Orte und solche aus, wo man am schwierigsten ihrer Zudringlichkeit ausweichen kann, wie die Ufer, Brücken, Zugänge zu den Tempeln und selbst deren Inneres. So lauern sie auch da, wo es bergan geht und die Wagen langsamer fahren müssen, um den Reisenden einen Stips [a]), die kleinste Kupfermünze, die man ihnen gewöhnlich zuwirft, abzulocken. Sie strecken die Hand demüthig aus und bringen sie dann von Zeit zu Zeit an den Mund, um denen Küsse zuzuwerfen, die sie anflehen. In Rom sind die suplicische Brücke und das Thor Trigemina, in dessen Umgebungen aber der aricische Hügel auf der appischen Straße, ihre Hauptsammelplätze.

Des Abends verläßt diese armselige Menschenmenge den Schauplatz ihrer Arbeiten und flüchtet in eine elende Wohnung, wo eine schmale Matratze mit Schilf gestopft, in alte durchlöcherte Tücher eingeschlagen, ihnen zum Lager, und eine Hand voll Heu zum Kopfkissen dient. Manche

---

a) Etwas weniger als ein halber Centime.

schlafen ganz im Freien, auf dem Foro unter den Portiken, was sie bei dem hiesigen milden Klima wohl thun können.

---

## Sieben und zwanzigster Brief.

Die Ruhmredigen.

In einem meiner frühern Briefe habe ich schon von der lächerlichen Eitelkeit mancher Römer gesprochen, jetzt will ich Dir noch einige solcher Ruhmredigen (Gloriosi), wie sie hier genannt werden, schildern. Ein gewisser Hortensius Corbio, Enkel des Redners Hortensius, bringt sein Leben in allen Arten von Ausschweifungen zu und hat dadurch seinen Namen an schlechten Orten eben so berühmt gemacht, als sein Vorfahr den seinen auf dem Foro. Seine Eitelkeit besteht darin, stets zu thun, als habe er ein nächtliches Abenteuer zu bestehen, und der Tugend jedes Mädchens spottet er öffentlich.

Gargilius hat eine andere Eitelkeit: um einen großen Herrn zu spielen und Jedermann sehen zu lassen, daß er auf die Jagd geht, verlebt er den Morgen auf dem Foro mit seinen Jagdtüchern, seinen Saufspießen und Sklaven, und bringt des Abends auf einem Maulesel einen Eber heim, den er in irgend einem benachbarten Dorfe gekauft hat.

Ein Dritter, Vibius Rufus, spannt die Saiten höher. Er hat den curulischen Sessel erkauft, auf welchem Cäsar an dem Tage saß, wo er im Senat getödtet ward; er hat die Wittwe des Cicero geheirathet, und bildet sich nun in seiner Eitelkeit auf Beides ein, daß er ein Red=

ner wegen seiner Frau, oder Cäsar wegen seines Stuhles werden wird.

Andere trinken Kümmelwasser, um sich eine blasse Gesichtsfarbe zu verschaffen, weil dies meist die Folge von Nachtwachen und Studiren ist.

Eine Eitelkeit, welcher der erste Rang gebührt, ist die, reich zu scheinen. Es giebt Leute hier, die sich eben so gern bis zum Betteln zurückgesetzt, als des Vergnügens beraubt sehen möchten, Jedermann zu zeigen, daß sie reich sind. Zoilus ist krank: der Luxus seines Bettes ist's, der ihm das Fieber gab. Was sollte, wenn er sich gesund befände, aus diesem Behänge von Scharlach, diesen herrlichen ägyptischen Decken, diesem feinen Linnen werden, das die zartesten Wohlgerüche aushaucht? Zoilus ist krank, aber nicht die Aerzte werden ihn heilen; bettet ihn auf Stroh und er wird gleich gesund werden.

Neulich ging ich mit Fontejus auf die Septa spazieren. Ein Mann in einer violetten Toga mit ernster Haltung zog vor uns her. Der Luxus seiner Gewänder überbot Alles, was Rom nur an Eleganz besitzt; viele Clienten und eine Schaar von Sklaven mit langen Haaren machten sein Gefolg aus. Er selbst blähte sich in einer mit Vorhängen und Frangen geschmückten Sänfte. Ich hielt ihn wenigstens für einen der Wohlhabendsten in der Stadt, bis Fontejus mir sagte: „Diesen Mann, der so viel Wesens von sich macht, habe ich vor Kurzem seinen Ring für 8 Sestertien [a]) verpfänden sehen, um nur zu Abend essen zu können."

---

a) Anderthalb Francs.

Gehen wir zu einer andern Art nicht minder gewöhnlicher Eitelkeit über, die mir, obgleich rühmlichen Motiven entsprungen, doch nicht minder bizarr scheint. Ein Vorrecht, das sonst die Patricier allein besaßen, das nun aber auch, in Folge ihrer Zulassung zu allen hohen Magistraturen, auf die Plebejer übergegangen, ist das, welches man das Recht der Bildnisse nennt. Man erlangt es durch Bekleidung einer curulischen Magistratur. Es besteht darin, daß man seine Züge verewigen darf, indem man sich in einer Wachsbüste mit allen Attributen seiner Würden darstellen läßt. Du wirst Dich erinnern, daß dann diese Büsten im Atrio aufgestellt werden, weit mehr um die Eitelkeit der Familien zu befriedigen, als um die Nachkommen daran zu erinnern, die Tugenden ihrer Vorfahren nachzuahmen.

Nicht selten lassen auch Familien, welche eine große Reihe solcher Ahnherren zählen, diese auf Münzen prägen, welche sie nach genealogischer Reihenfolge an die Zweige eines Baumes heften, der auf die Wand gemalt worden. Je zahlreicher solche Büsten oder Münzen sind, um so geachteter ist eine Familie. Es giebt Personen, die auf diese Art ihren Ursprung bis über die Gründung Roms hinaus beurkunden, und da in der Reihe so vieler Jahrhunderte die genealogische Liste nicht immer genau gehalten worden ist, so finden sich Lücken darin, welche die ruhmredige Bescheidenheit dieser Edlen dadurch ausfüllt, daß sie, wo ein Mensch fehlt, einen Gott an dessen Stelle setzt. Es giebt wohl aber auch Fälle, wo die ganze Liste aus falschen Angaben besteht, und historische Irrthümer und Ungewißheit auf solche Art verbreitet werden.

Diese Manie einer wahren oder falschen Auszeichnung durch alte Abstammung, die Furcht, für Das zu gelten, was man einen neuen Menschen nennt, das heißt, der Erste zu sein, der seinen Stamm berühmt macht, weil viele Leute dies für eine Beleidigung halten, obgleich Cato,

Cicero, Marius und Andere neue Menschen waren und sich dessen rühmten, diese sonderbare Verirrung der Eitelkeit ist durch eben diesen Marius in einer Rede, die er bei Gelegenheit des Krieges gegen den Jugurtha an das Volk hielt, auf's Kräftigste in ihrer Nichtigkeit dargestellt worden.

---

## Acht und zwanzigster Brief.

Die Censoren. — Musterung des Senats, der Ritter und des Volks.

Als der König Servius Tullius die politische Verfassung des römischen Volkes ordnete und vervollkommnete, führte er eine Sitte ein, die in der schönsten Verbindung mit der Ordnung steht, welche er in den verschiedenen Classen festgesetzt hatte, und die zu deren Aufrechterhaltung Vieles beitrug, nämlich den Census oder die allgemeine Zählung der Bürger. Er befahl, daß dies alle 5 Jahre statt finden und durch die Könige geschehen solle. Er selbst that es viermal.

Von den Königen ging es auf die Consuln und Dictatoren über; bei ihren vielen Geschäften vergaßen sie aber manchmal den Census. Dies geschah einmal während 17 Jahre, wo denn die Consuln im Jahre 312 dem Senate vorstellten, daß zu diesem Geschäfte eine besondere Magistratur nothwendigerweise ernannt werden müsse. Sie schlugen vor, ihr das Corps der Schreiber unterzuordnen, und die Aufsicht und Controle der Recrutirungsregister, so wie die Entscheidung in allen streitigen Fällen über das Verhältniß als Bürger zu übertragen. Diese Beamten sollten Patricier sein. Da ergriff der Senat mit Freuden eine Gelegenheit, die patricischen Magistraturen zu vermehren, und da auch die Volkstribunen auf der andern Seite in diesen Geschäften mehr Glanz als Nutzen erblickten, so hatten sie nichts dagegen und

man erwählte also zwei obrigkeitliche Personen, die von ihren Arbeiten die Benennung der Censoren annahmen.

Diese Censur jedoch, welche die vornehmsten Patricier wegen des engen Kreises, in welchen sie beschränkt war, gering zu achten begannen, vermehrte sich nach und nach gleich allen nicht streitig gemachten Gewalten und zog endlich die allgemeine Aufsicht über Roms Sitten und Disciplin, so wie die über den Senat und die Ritter an sich. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle öffentliche wie Privatorte; sie wurden mit der Uebernahme und Uebertragung öffentlicher Bauten, Denkmäler, Straßen, Wasserleitungen, sowohl in Rom als in ganz Italien beauftragt, mit Verpachtung, Erhebung und Vertheilung vieler Abgaben, mit Abschätzung des Vermögens, Verwaltung des Staatsschatzes und Aufsicht über die öffentlichen Schulen.

Alle fünf Jahre, zur Zeit des Census, hielten die Censoren Musterung über Senat, Ritter und Volk. Sie lasen bei der Musterung des Senats die Liste der Senatoren laut vor, und diejenigen, welche sie dabei als unwürdig mit Stillschweigen übergingen, waren eben dadurch ausgeschlossen. Man nannte dies den Senat wählen. Die Gründe der Ausschließung wurden dann auf der definitiven Liste unter die durchstrichenen Namen bemerkt. Nicht immer aber bedurfte es zu einer solchen Ausschließung sehr wichtiger Gründe.

Die Musterung der Ritter ging mit mehr Pomp und Pracht vor sich, nach dem von Quintus Fabius um die Mitte des fünften Jahrhunderts eingeführten Gebrauche. Diese Musterung, die an den Idus des Quintilis[a]) statt fand, begann mit einem prächtigen Auftritt, wozu nur Schimmel genommen wurden. Alle Ritter mit Oelzweigen bekränzt und der Trabea, einer mit einer schmalen Purpurborde eingefaßten Toga, bekleidet, geschmückt mit ihren kriegerischen, wegen

a) Den 15. Juli.

Tapferkeit erhaltenen Ehrenzeichen, vereinten sich in einem Tempel des Mars außerhalb der Stadt. Von da zogen sie, nach Tribus und Centurien abgetheilt, und als ob sie aus der Schlacht zurückkämen, geordnet, weiter, durch die vorzüglichsten Viertel der Stadt, bis auf's römische Forum vor den Tempel des Castor, wo die Censoren sie auf ihren curulischen Sesseln unter dem Porticus jenes Tempels erwarteten. Kurz vorher war jeder Ritter abgestiegen, hatte sein Pferd am Zaume genommen und trat nun auf den Anruf eines Herolds vor. Hielten die Censoren ihn für rein von jedem Tadel, so riefen sie ihm zu: Führe Dein Pferd fort. Im entgegengesetzten Falle erholten sie sich Raths bei den Umstehenden, fragten den Ritter selbst über sein bisheriges Betragen, und wenn seine Antworten ihnen nicht genügten, befahlen sie ihm, sein Pferd zu verkaufen, degradirten ihn und brachten ihn auf die Liste der Ceriten, eine Strafe für alle Bürger im Allgemeinen und manchmal selbst für die Senatoren.

Die Ceriten waren ein etrurisches Volk, das zu der Zeit des Einfalls des Brennus den Heiligthümern, die man aus Rom rettete, Schutz verlieh, dafür aber die römischen Bürgerrechte, aber ohne das Recht der Abstimmung erhielt. Da es nun eines ausdrücklichen Volksbefehls bedurfte, um einen römischen Bürger seines Stimmrechts zu berauben, so erfanden die Censoren den Ausweg, die Strafbaren auf die Liste der Ceriten zu bringen, wodurch sie sogar noch alle Lasten zu tragen hatten, ohne doch jenes kostbaren Vorrechts sich zu erfreuen.

Nicht minder streng, als gegen die Senatoren, waren die Censoren gegen die Ritter und bestraften ohne Ausnahme Alles, was der öffentlichen Sittlichkeit, der National- oder persönlichen Ehre, wie der Achtung gegen die obrigkeitlichen Personen zuwider gehandelt ward.

Die Musterung des Volks folgt auf die des Senats und der Ritter. Sie geschieht auf dem Marsfelde, in

der Villa publica und besteht in der Zählung und darauf folgenden Vertheilung der Bürger in die verschiedenen Classen, Tribus und Centurien. Jedes Familienoberhaupt muß dabei genau sein Besitzthum, seinen Rang, sein Alter, sein Geschäft und seine Wohnung angeben. Auch muß er bemerken, ob er ledig, verwittwet oder verheirathet ist und Alter wie Anzahl seiner Familie, die Sklaven einbegriffen, nennen.

Niemand darf sich diesem Census bei großer Strafe entziehen. Noch jetzt zieht ein solches Vergehen Sklaverei nach sich. Jeder Bürger Roms, der sich außerhalb Italiens befindet, muß bei dieser alle 5 Jahre eintretenden Feierlichkeit nach Rom zurückkehren, wenn er nicht unter den Waffen steht. Deshalb werden manchmal Abgeordnete an die Heere, um des Census willen, gesendet.

Die Gewalt, welche die Censoren besaßen, das Volk nach Gutbefinden classificiren zu können, gab ihnen die Comitien völlig in die Hände, dadurch aber auch zugleich die unumschränkteste Macht, weil nichts Wichtiges beschlossen ward, als in diesen Versammlungen. Doch fügte es das günstige Schicksal des römischen Volks, daß die Censur diese Gewalt nicht mißbrauchte. Nur das Beispiel des Censor Appius ist eine Ausnahme, indem er die unterste Volksclasse, welche bis dahin nur auf die letzten Centurien beschränkt war, in alle Tribus mischte, so daß Rom in zwei Parteien getheilt ward, in rechtliche Bürger und in jene Faction des Forums. Dieser Zwiespalt dauerte fünf Jahre, bis zu der Censur des Q. Fabius und P. Decius, wo Ersterer jenen Bodensatz aussonderte und ihn nur auf vier Tribus beschränkte, die er städtische Tribus, tribus urbanos, nannte.

Um einer solchen gefährlichen Macht doch einigen Zügel anzulegen, verordnete das Gesetz späterhin, daß Niemand mehr als zweimal das Censoramt erhalten könne, daß bei ihrem Amtsantritt die Neuerwählten schwören mußten, es nach Wahrheit, Recht und Unparteilichkeit zu verwalten, daß sie

solches beim Abgange mit einem gleichen Schwure bekräftigen mußten, daß eine Verurtheilung, die nur von dem einen Censor ausgesprochen worden, von dem andern widerrufen werden könne, und wenn einer vor seinem Austritte sterbe, der andere ebenfalls abzudanken genöthigt sei. Dagegen war jeder Censor, einzeln genommen, allmächtig, sobald es darauf ankam, seinen Collegen zu bestrafen.

Ursprünglich behielt jeder Censor sein Amt fünf Jahre, von einem Census zum andern. So blieb es bis zum Jahre 374. Hier wollte der Dictator Mamercus Aemilius, in Ermanglung von Heldenthaten, dieses sein Amt dadurch verewigen, daß er die Macht der Censoren beschränkte. Er stellte daher dem Volke vor, daß, da alle andern hohen Aemter alle Jahre wechselten, auch die Censur nur anderthalb Jahr bei Einer Person bleiben sollte. Das Gesetz ging auch einstimmig durch, Mamercus aber mußte es büßen; denn die Censoren verjagten ihn aus seinem Tribus, stellten ihn unter die Steuerpflichtigen und legten auf seine Güter eine achtmal höhere Abgabe, als ihr Ertrag. Doch blieb es bei den achtzehn Monaten.

Ein andrer Zügel, welcher die Censoren mehr als einmal von Mißbräuchen zurückhielt, war der, nach ihrem Abgange bestraft zu werden, denn alsdann verfielen sie dem allgemeinen Gesetze hinsichtlich ihrer Handlungen dabei. Diese konnten von ihren Nachfolgern, oder dem Volke, ja selbst dem Senate allein, je nachdem die Sache beschaffen war, für ungültig erklärt werden.

Die letzte Garantie war der geringe moralische Werth, den man auf die Censoren legte. Ihre Anordnungen wurden nie für Rechtssprüche angesehen, nie für gerichtliche Urtheile geachtet. Keins von den Gesetzen, welche bestimmen, in welchen Fällen man nur ein obrigkeitliches Amt annehmen, Recht sprechen, oder Ankläger werden könne, läßt die ungünstigen Bezeichnungen eines Censors als störend dabei gelten.

Man sieht sie als verletzend, aber nicht als entehrend an. Daher übertrug man mehr als einmal in Zeiten, wo es großer Eigenschaften zur Rettung des Staats bedurfte, die höchste Gewalt einem Manne, den die Censoren herabgewürdigt hatten, ja ein solcher ward dann oft selbst wieder, nachdem er von neuem die curulischen Aemter verwaltet hatte, Censor.

Dessenohnerachtet war und blieb die Censur eine sehr hohe Würde und gleichsam die Krone aller Ehrenämter, auf die ein Bürger Anspruch machen konnte. Mit wenigen Ausnahmen mußte Jeder, um dazu zu gelangen, vorher Consul gewesen sein. Daher ließ sich auch noch im vorigen Jahrhunderte M. Cato dazu ernennen, indem er dem Volke rieth, zur Besserung der Sitten nicht die mildesten, sondern die strengsten Aerzte, gleich ihm, zu wählen. Sein Benehmen stimmte auch mit diesen Ansichten überein, wie die Inschrift an der ihm in dem Tempel der Gesundheit errichteten Bildsäule bezeugte.

Späterhin flößte jedoch die außerordentliche Strenge der Censoren, oder vielmehr das allgemeine Sittenverderbniß dem Volke eine solche Abneigung gegen dieselben ein, daß es sogar deren Namen verabscheute, so daß Sylla, um sich volksthümlich zu machen, sie ganz unterdrückte. Nach ihm ward die Censur jedoch wiederhergestellt, doch untersagte der Volkstribun Clodius im Jahre 696, um sich gleichergestalt beliebt zu machen, den Censoren, irgend einen Magistrat seines Amtes zu entsetzen, oder Jemand als beschimpft zu bezeichnen, bis ihn erst ein öffentliches Urtheil gerichtet habe. Pompejus widerrief als Consul 702 diese Bestimmungen und gab der Censur ihre Unabhängigkeit zurück; aber es hatten sich während ihrer sechsjährigen Sklaverei so viele Menschen der erbärmlichsten Art in den Senat und unter die Ritter eingeschlichen, daß die Censoren eine solche Reinigung nicht wagten, und daher kein verständiger Mann um das Censorat nachsuchte. So stand es mit den Censoren, als bei dem

Ausbruche des Bürgerkrieges Niemand mehr an die Censur dachte, und in dieser Zeit des Verraths und der Verbrechen sich dieser alte Wächter der Bescheidenheit und Schaam, wie man sie genannt hatte, das Haupt verhüllen mußte. Auch nach der Entwickelung dieses großen Trauerspiels war nicht mehr die Rede von ihr. Endlich aber rief man sie doch wieder, blos um Cäsar zu schmeicheln, unter dem Namen eines Sittenmeisters aus ihrem Dunkel, und erkannte diesem die Censur auf ewige Zeiten zu.

Nach ihm verschwand sie abermals in den neuen Bürgerkriegen, und erschien auch dieses Mal erst nach der Befriedung des Reiches wieder. Zuerst bekleidete sich der Kaiser gemeinschaftlich mit seinem Minister Agrippa für immer mit dem Titel eines Sittenmeisters, gleichsam als Cäsarische Erbschaft, in neuester Zeit aber (732) bot das Volk in einem Anfalle ungeschickter Schmeichelei diesem Sittenmeister die immerwährende Censur an. Er schlug sie aus, ernannte aber, um nicht wieder einer solchen Albernheit seiner Höflinge ausgesetzt zu sein, auf der Stelle zwei Censoren, die er nicht wie sonst aus den Consularen wählte, sondern unter den einfachen Bürgern aussuchte. Doch übt er selbst noch mehrere Functionen dieses Amtes fortwährend aus.

Auch den ehemaligen lange nicht mehr geübten Brauch der Musterung der Ritterschwadronen hat er wieder hergestellt, jedoch verordnet, daß während dieses Auftritts kein Ankläger einen Ritter aus seiner Reihe herausreißen könne, wie es sonst geschah. Statt der Kranken und Schwachen kann deren Pferd nur eingestellt werden, sie selbst aber müssen sich beim Aufrufe zu Fuß melden. Die Zahl der Ritter beläuft sich bei dieser Feierlichkeit manchmal auf 5000, und man kann nichts Schöneres, noch der Würde des Reichs Angemessenere sehen, als eine solche Musterung.

## Zu dem Plane.

---

# Das römische Forum
oder
## die achte Region Rom's.

Das römische Forum beschränkte sich nicht, wie Viele glauben auf den großen Platz, wo das römische Volk die meisten seiner Versammlungen hielt, sondern diesen Namen führte ein ganzes Stadtviertel Roms, das außer dem Forum Romanum im eigentlichen Sinne auch noch das Forum Boarium, das Forum Caesaris und das Forum Augusti, so wie den capitolinischen Hügel umfaßte.

Die umherliegenden Punkte sind, ob sie gleich vier andern Vierteln angehören, ebenfalls wegen ihrer Nachbarschaft vom römischen Foro so wichtig und spielen in der Geschichte eine so große Rolle, daß, wenn man sie weggelassen hätte, die achte Region Roms in der That unvollständig gewesen wäre. Es ist daher die Area des Vulkans, die zur vierten, fast der ganze palatinische Hügel, der zur zehnten, der große Circus, der zur eilften und ein Stück des aventinischen Hügels, das zur dreizehnten Region gehört, hier mit aufgenommen worden.

Dieser Plan ist nach den zuverlässigsten und neuesten topographischen Forschungen wiederhergestellt worden. Alles darauf ist mit der sorgfältigsten Treue angegeben, von der absoluten und relativen Lage an, bis zu der Stellung und Flächengröße der Denkmäler selbst. Eine Menge Zeichnungen oder Pläne an Ort und Stelle aufgenommen und dann mit den classischen Schriftstellern und den Bruchstücken des alten Plans von Rom, den man auf dem Capitol aufbewahrt, verglichen, bilden den Grund, auf dem diese Arbeit beruht.

Die Gebäude, von denen jetzt nichts mehr weder am Orte selbst noch in dem alten Plane vorhanden, deren Lage aber, so wie nicht selten ihre Gestalt und Dimensionen, durch alte Schriftsteller angedeutet worden, hat man nach diesen Angaben wiederhergestellt. Was aber die wenigen betraf, für welche alle Hülfsmittel fehlten und von denen man nur die Lage kennt, so ist ihre Form nach irgend einem der übrigen alten Tempel Roms, dessen Bestimmung dieselbe war, gemuthmaßt worden.

M. F. Debret, Architekt und Mitglied des Instituts, ist der Zeichner des Plans.

## Erklärung der Nummern des Plans.

1) Tempel der Juno Moneta.
2) Tempel des Vejovis.
3) Gehölz des Asyls.
4) Tabularium.
5) Tempel des capitolinischen Jupiters.
6) Curia Calabra.
7) Grabmal.
8) Hütte des Romulus.
9) Oeffentliches Gefängniß und Treppe zum Hochgericht.
10) Tempel der Eintracht.
11) Tempel des Jupiter tonans.
12) Bogen des Scipio.
13) Basilica opima.
14) Basilica des Paulus, oder Aemilia, und Atrium der Freiheit.
15) Posten der Municipien.
16) Tempel des rächenden Mars.
17) Tempel der Venus genitrix.
18) Vulcanale oder Area des Vulkan. In der Mitte Säule des Ludius. In der Ecke kleiner Tempel der Eintracht.
19) Haus des Julius Cäsar.
20) Tempel des Romulus und Remus.

21) Tempel der Göttin des Glücks.

22) Mänische Säule.

23) Bogen des Janus.

24) Bildsäule des Marsyas.

25) Puteal oder Brunnen des Libonius.

26) Bildsäule der Venus Cloacina.

27) Tempel oder Schatz des Saturns.

28) Bogen des Germanicus.

29) Schiffssäule des Duilius.

30) See des Curtius.

31) Reiterstatue des Cäsar Octavian.

32) Graecostasis.

33) Früchtemarkt.

34) Tempel der Penaten.

35) Tempel des Jupiter Stator.

36) Tempel der Luna Noctiluca.

37) Porta Pandana.

38) Die goldene Meilensäule.

39) Die Rostra. An den Seiten verschiedene Bildsäulen und Sonnenuhren; nach hinten gegen rechts, andere Bildsäulen; gegen links, ein kleiner Porticus mit einer Wasseruhr.

40) Lupercal, ruminalischer Feigenbaum und Bildsäule der Wölfin.

41) Julische Curie.

42) Tempel der Glückseligkeit.

43) Tempel des Castor.

44) See oder Springbrunnen des Juturnus.

45) Tempel des Augustus.

46) Area des Saturns.

47) Basilica Julia. Vorn vergoldete Statuen der 12 großen Götter.

48) Tempel des Julius Cäsar.

49) Atrium regium.

50) Tempel der Vesta.

51) Bäder des Cn. Domitius Calvinus.
52) Tempel des Bacchus.
53) Tempel der großen Mutter Idea oder Cybele.
54) Forum Cupedinis.
55) Tempel der Ops.
56) Altar der Juno Juga.
57) Oelmarkt.
58) Tempel der Laren.
59) Bildsäule des Vertumnus.
60) Tempel des palatinischen Apolls.
61) Tempel der Treue.
62) Haus Augusts.
63) Excubitorium oder Wachhaus der Prätorianer.
64) Haus Tibers.
65) Macellum oder Fleischmarkt.
66) Forum Piscarium oder Fischmarkt.
67) Tempel der Fortuna virilis.
68) Tempel der Matuta.
69) Tempel des siegenden Herkules.
70) Bildsäule des triumphirenden Herkules.
71) Tempel des Vertumnus.
72) Tempel der patricischen Scham.
73) Tempel des siegenden Jupiters.
74) Sacrarium des Augustus.
75) Loge des Kaisers, um die Spiele im Circus mit anzusehen.
76) Großer Circus.
77) Ara maxima.
78) Forum pistorium oder Brodmarkt.
79) Tempel der Juno Regina.
80) Tempel der Dea bona.
81) Tempel der Luna oder aventinischen Diana.
82) Tempel oder Bogen des Janus.

# Rom

## im Jahrhunderte des Augustus

oder

## Reise eines Galliers nach Rom

zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers.

---

Nach dem Französischen

des

**M. L. Charles Dezobry**

bearbeitet

von

**Th. Hell.**

---

**Zweiter Theil.**

---

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
1837.

Leipzig,
gedruckt bei Theod. Hóhm.

# Inhalt.

## Neun und zwanzigster Brief.

### Eine Sitzung des Senats.

Gestern wohnte ich einer Sitzung des Senats bei. Eine kleine List hat mir diesen Zutritt verschafft. Der Kaiser hat ohnlängst ein altes republikanisches Edict wieder in's Leben gerufen, vermöge dessen die Söhne der Senatoren in die Senatsversammlungen als Zuhörer kommen können, um sich zeitiger für die Geschäfte auszubilden. Diese neue Maßregel verursacht daher großen Zulauf, und so hatte denn der Sohn des Juristen Capito mich auch mit sich unter diese jungen Patricier genommen. Wir verfügten uns auf das Forum des Augustus in den herrlichen Tempel des rächenden Mars, wo man sich versammelte. Bis Leute genug da waren, um mich unbemerkt mit hereinschlüpfen zu lassen, blieben wir auf dem freien Plätze und sahen die Senatoren vorbeikommen, die in vollem Costüm, die Tunica Laticlava tragend und bis an's halbe Bein mit einer Art schwarzen Stiefelchen bekleidet, an denen eine halbmondförmige Schnalle befestigt, sich in den Sänften vorbeitragen ließen oder zu Wagen kamen, auf denen ihr curulischer Sessel stand, oder zu Fuß, von jungen Leuten ihrer Familie und ihren Freunden begleitet, einherschritten.

Capito sagte mir hierbei: „Du wirst gehört haben, wie man die Senatoren bald **Patres**, bald **Patres conscripti**, bald **Pedarii** nennt. Wisse denn, daß **Patres** die Senatoren patricischer Herkunft sind. Romulus gab ihnen diesen Namen, weil sie eine rein väterliche Magistra=

tur verwalteten. Patres conscripti werden die Abkömmlinge der Senatoren genannt, die Brutus nach Vertreibung der Könige aus den Rittern erwählte. Jetzt sind deren nur noch sehr wenige übrig. Was die Pedarii betrifft, so sind dies diejenigen Bürger, welche nach Bekleidung eines curulischen Amtes in den Senat gekommen sind, aber blos mit dem Rechte abzustimmen, nicht aber zu sprechen, bis die Censoren sie auf die Liste der Senatoren gebracht haben. Dieses Recht, die Zahl der Senatoren zu vermehren, haben aber die Censoren seit Begründung der Censur gehabt. Um Senator zu werden, mußte man ursprünglich Patricier sein. Nach Vertreibung der Könige vervollständigte Brutus den Senat, wie schon gedacht, aus den Rittern und den Angesehensten des Volkes. Nachher ordnete das ovinische Gesetz an, daß Verdienste und geleistete Dienste dazu hinreichten, wenn man nur freier Bürger war; später vergaß man aber dieses so gänzlich, daß der Censor Appius Claudius Söhne von Freigelassenen darin aufnehmen wollte, ein Versuch, der mit Erfolg in den bürgerlichen Unruhen wiederholt ward. In ruhigen Zeiten erwählte man die Senatoren hauptsächlich aus den Rittern, daher diese Ordnung auch das Seminarium des Senats heißt. Es giebt jetzt noch viele Senatoren, die nicht Patricier sind."

„Ein anderes Requisit war ehemals das Alter, was auch der Name derselben, der Greise bedeutet, anzeigt. Später ging man aber sehr davon ab, so daß Pompejus nach dem Siege über den Mithridates sich zu einem Gesetze genöthigt sah, welches das senatorische Alter auf

30 Jahre bestimmte. Der Kaiser hat es vor einiger Zeit bis auf 25 erweitert."

„Statt des Alters hat man jedoch eine neue vordem unbekannte Eigenschaft für nothwendig erachtet, nämlich das Vermögen. Der Census, der zum Eintritt in den Senat erfoderlich, war zur Zeit des zweiten punischen Krieges eine Million Asse [a]). Er stieg dann bis zu 800,000 Sestertien [b]). Da in den Bürgerkriegen viele Familien zu Grunde gerichtet worden, setzte der Kaiser ihn auf die Hälfte herab, als aber die Zeiten wieder besser wurden, erhöhte er ihn bis auf eine Million [c]), ja selbst bis auf 1,200,000 Sestertien [d]), indem er denjenigen Senatoren, deren Vermögen sich nicht so hoch belief, selbst Zuschüsse machte."

Capito schwieg hier eben, als eine Menge junger Leute und Senatoren zugleich kamen und wir dadurch Gelegenheit hatten, einzutreten und uns an die Thüre zu schleichen, wo die Zuhörer sitzen. Bänke mit kleinen Fußtritten vor denselben füllen die Mitte des Tempels. Außerhalb ihrer erblickt man die curulischen Sessel der Consuln, des Prätors und verschiedener Priester. Seitwärts eine Bank für die Volkstribunen. Ein prächtig vergoldeter Sessel zeigt den Platz des Kaisers an. Nicht weit davon erhebt sich eine Estrade, auf welcher ein einziger curulischer Sessel steht. „Das ist ohnstreitig, fragte ich meinen Freund, der Platz für den Fürsten des Senats (princeps senatus)?" —

---

a) 51,143 Fr. b) ungefähr 125,000 Fr. c) 156,000 Fr. d) 187,500 Fr.

„Keineswegs, antwortete er, sondern für die vorsitzende Magistratsperson.“ — „Aber wo sitzt denn der Fürst des Senats?“ — „Unter den Uebrigen, bei allen seinen Collegen. Du wunderst Dich darüber, wie ich sehe, aber Du lässest Dich durch diesen Namen eines Fürsten täuschen. Vormals war dieses Fürstenthum wirklich eine Würde, die Romulus erfand, um, so oft der Krieg ihn abrufte, einen Repräsentanten seiner Gewalt zu haben; seit langer Zeit ist es nun aber ein bloßer Ehrentitel, der dem Senator beigelegt wird, dessen Name zuerst auf der Liste (Album) der Senatoren steht. In der Regel giebt man ihn immer dem Würdigsten und meist einem ehemaligen Censor. Man behält ihn für immer, und dieser Senator wird stets zuerst bei den Berathungen befragt.“ — „Wo stehen aber die Redner? Giebt's denn hier keine Tribune, wie auf dem Foro?“ — „Nein, Jeder steht auf und spricht vom Platze aus.“

Die Eröffnung der Sitzung erwartend, schwatzten viele Senatoren mit einander gruppenweise, während Andere in einer Ecke sitzend lasen, indem sie ein Ende ihrer Toga vor sich legten. Capito zeigte mir auch an verschiedenen Stellen die Schreiber und öffentlichen Sklaven, welche die Senatsbeschlüsse niederschreiben und auch die Reden durch gewisse Zeichen und Abkürzungen auffassen mußten. Wo es geheimnißvoll zugehen soll, verrichten diese Geschäfte die Senatoren selbst.

„Aus wie vielen Mitgliedern besteht der Senat?“ — „Aus 600.“ — „Man sagte mir ja, es wären 1000.“ — „Ja, noch vor 5 bis 6 Jahren, aber der Kaiser hat sie bis auf 600 beschränkt, da ja zu Romulus Zeit deren nur

100 waren. Bei Einführung der Republik vermehrte man die Zahl bis 300, und so blieb es lange, dann wurden 400 und unter Julius Cäsar 900 daraus." — „Aber da müssen heut noch viele fehlen?" — „Die volle Zahl der 600 ist zu Berathungen nicht nöthig; 400 genügen, und selbst wenn diese Zahl nicht vollständig, geschieht es doch. Was der Senat dann beschließt, heißt Decisio, und späterhin wird, wenn die vollzählige Versammlung diese genehmigt, ein Senatsbeschluß, Senatus Consultum, daraus. Doch giebt es Vorschriften, welche die Senatoren zu fleißigem Erscheinen anhalten. Die unter 60 Jahre müssen allen Sitzungen beiwohnen oder Strafe zahlen. Der Kaiser hat dies auf alle Ausbleibende ausgedehnt, die keine gegründete Ursache angeben können. Auch kann kein Senator ohne Erlaubniß des Kaisers aus Italien sich hinweg begeben, nur nach Sicilien kann's geschehen."

„Was das Recht, eine Versammlung des Senats zusammenzuberufen, betrifft, so ist dieses von den Zeiten der Könige Roms an, bald in diesen, bald in jenen Händen gewesen; Alle, mit Ausnahme der Tribunen, konnten sich aber desselben nur in Abwesenheit der Consuln und bei außerordentlichen Vorfallenheiten bedienen. Heut zu Tage kann der Senat nur durch die Consuln oder den Kaiser berufen werden, letzterer aber dies so oft thun, als es ihm beliebt."

„Die Senatssitzungen sind, wie ich gesehen habe, nicht allzu häufig." — „Die regelmäßigen sind es allerdings viel weniger, als ehedem, und fallen nur zweimal des Monats vor, einmal an den Kalenden und das zweite Mal an

den Idus. Jetzt wie vormals dauern die Arbeiten des Senats nur zehn Monate hindurch und zwei Monate, September und October, giebt es Vacanzen. Vordem war es April und September. Während der Zeit bleibt blos eine Commission des Senats, stark genug, um Decrete geben zu können, in Rom." — „Heute früh, als ich über das Forum ging, hörte ich an der julischen Curie einen Herold ausrufen: Die Senatoren und Diejenigen, welche das Recht besitzen, ihre Stimmen im Senat abzugeben, werden ersucht, sich in dem Tempel des rächenden Mars einzufinden. Ist das die gewöhnliche Art des Zusammenberufens?" — „Ja, aber sie geschieht mehrere Tage vorher nach einander. Man läßt sie sogar, da nöthig, in den weit von Rom entlegenen Städten wiederholen, und fügt den Gegenstand der Berathung hinzu. In dringenden Fällen heftet man in der Nacht Anschläge für den nächsten Tag an. Ehemals berief man die Senatoren in der Stadt mit einer Trompete zusammen." — „Ich möchte wohl wissen, weshalb sich der Senat nicht immer an demselben Ort versammelt, und warum stets in einem Tempel?" — „Weil der Ort der Sitzungen, bei Vermeidung der Ungültigkeit der Beschlüsse, ein geweihter sein muß. Der Tempel des Vulkan, die hostilischen, pompejischen und julischen Curien dienten zu verschiedenen Zeiten zu gewöhnlichen Versammlungsorten des Senats. Ich sage gewöhnlich, weil es gewisse Tempel giebt, in welchen sich der Senat nach Beschaffenheit der zu verhandelnden Gegenstände versammeln muß. So zum Beispiel geschieht es wegen eines Krieges oder Triumphes stets in diesem Tem-

pel, wie vormals auf dem Capitol, wegen einer Audienz fremder Gesandten in einem Tempel außerhalb der Stadt, gewöhnlich in dem der Bellona oder des Apoll. So oft die Nachricht einläuft, daß ein Stier gesprochen habe, ein Wunder, das, wie man sagt, die Begründung des Triumvirats bezeichnete, versammelt sich der Senat unter freiem Himmel."

Während wir so schwatzten, kam der Consul Valerius, Vorsitzender des Senats, an die Pforten des Tempels. Ehe er eintrat, verweilte er im Vestibul, um nach alter Sitte die Auspicien zu erhalten. Priester opferten mehrere Thiere in seiner Gegenwart, untersuchten die Eingeweide und erklärten, daß sich nichts Ungünstiges zeige und der Senat rathschlagen könne. Nun erst trat der Consul ein. Bei seinem Anblicke standen alle Senatoren aus Achtung auf. Er nahte sich dem Altar des Mars und opferte Weihrauch und Wein. Jeder Senator that beim Eintritte dasselbe.

Bald darauf kündigte ein gewaltiger Lärmen außerhalb den Kaiser an. Man öffnete die Pforten, und wir sahen allerdings auf der Straße von Antium her eine Menge Bürger mit Lorbeerkränzen ihm voraus eilen. Dann trat der Fürst, die Hände voll unterwegs erhaltener Bittschriften, mit zehn Senatoren ein. Jeder eilte, sich zu setzen, und Augustus grüßte nun, nachdem er geopfert, einen Senator nach dem andern, jeden bei seinem Namen, ohne Hülfe eines Nomenclators.

Während dieser einzelnen Begrüßung befand sich immer jene Wache der zehn getreuen und tapfern Senatoren

um den Kaiser, und Capito sagte mir, daß sie ihn nie verlasse; er soll sogar Panzer und Schwert unter seiner Toga tragen, und zu noch größerer Sicherheit tritt er stets erst ein, wenn sich Alles gesetzt hat und geht zuerst wieder fort.

Als die Begrüßung vorüber, nahm der Consul das Wort und sprach, zum Kaiser gewendet: „Cäsar Augustus, zum Glücke und Gedeihen Deiner Person und Deines Hauses (denn dieser Wunsch schließt zugleich das stete Wohl der Republik und unser Aller Glück mit ein) grüßt Dich der Senat so wie das römische Volk als Vater des Vaterlandes." Fast alle Senatoren schlossen sich dem Consul an, um in Augustus zu dringen, diesen Titel anzunehmen. „Versammelte Väter (Patres conscripti), antwortete dieser bis zu Thränen gerührt, all meine Wünsche sind erfüllt! Es bleibt mir nichts mehr übrig, als die ewigen Götter zu bitten, mir bis an das Ende meiner Tage diese rührende Uebereinstimmung Eurer Gesinnungen zu erhalten."

Kaum war der Tumult, der bei diesem Vorschlage, welchen der Senat durch Discessio, das heißt ohne Berathung, abstimmte, entstanden, in etwas beschwichtigt, als Valerius seinen Collegen Cinna sprechen ließ. Dieser las ein Project zu einem Senatus Consulto, welches fünftägige Gebete und das Opfer von 120 großen Opferthieren anordnete, um den Zorn des Himmels zu beschwichtigen, der sich durch Erdbeben und ein Austreten der Tiber kund gegeben, welche Rom seit sieben Tagen überschwemmte. Ein Volkstribun las alsdann einen Vortrag über die Lu-

percalien, und als die religiösen Angelegenheiten, mit denen man sich stets zuerst beschäftigt, erschöpft, nahm Cinna von Neuem das Wort zu einem Vortrage über die appische Straße und die Münze.

Dann war die Rede von einem Verbrechen des Peculats, das ein öffentlicher Pächter begangen hatte. Der Prätor Nepos stand auf und sagte, er bitte den Consul, die Versammlung zu befragen, ob es ihre Absicht sei, daß man es mit dem Peculat wie mit der strafbaren Dienstbewerbung halte? Valerius antwortete, daß, wenn nichts dagegen erinnert werde, man sogleich zur Abstimmung über diese Frage schreiten wolle; aber mehrere Stimmen widersprachen und er eröffnete also die Discussion.

Zuerst wendete er sich an M. Aemilius, den designirten Consul, und bediente sich dabei folgender Formel: Aemilius, sage Deine Meinung. Dann wurden Capito's Vater und mehrere Andere aufgerufen, immer in derselben Art durch den Vorsitzenden, der erst ganz zuletzt Arruntius, den zweiten designirten Consul, befragte. Diese Art, welche ganz von der frühern abwich, wo man zuerst entweder die designirten Consuln oder den Fürsten des Senats befragte und dann nach der Anciennetät fortfuhr, ist erst vom Kaiser eingeführt worden. Sie ist jedoch lobenswerth, damit Jeder, wenn, so wie es der Zufall giebt, gefragt wird, sich mit einem unerwarteten Aufruf bedroht sieht und daher den Berathungen aufmerksamer folgt.

Jetzt brach ein großer Tumult in der Versammlung aus, ohne daß wir sogleich die Ursache davon ergründen konnten. Der Senator Cremutius Cordus hatte das Wort

und hielt ein Heft in der Hand, aus welchem er las. Gewaltsame Unterbrechungen von allen Seiten her ließen ihn jedoch schon nicht mehr verstanden werden. „Gegen wen richtest Du diese Anklage?“ rief man ihm zu: „Laß ehrliche Leute in Ruhe!“ und hundert andere wirre Reden. Cremutius fuhr immer fort, ohne sich stören zu lassen, endlich aber verlor er die Geduld und rief mit einer Stimme, die den Tumult übertönte: „Zwingt mich nicht, ich bitte Euch, den Beistand der Tribunen anzurufen.“ Hierauf richtete der Vorsitzende an einen der hauptsächlichsten Störer die Worte: „Egnatius, Du wirst antworten, wenn die Reihe zu sprechen an Dir ist.“ — „Ihr werdet mir doch, entgegnete dieser, Das erlauben, was man nie Jemand verweigert hat.“

Der Lärmen, von dem der ganze Tempel erbebte, betäubte mich. Da fragte mich Capito, ob dieser Auftritt mich wundere? „Allerdings,“ entgegnete ich, und setzte hinzu, daß in unsern Versammlungen so etwas nie vorfalle, und daß, wenn einer einen Redner unterbreche oder störe, ein öffentlicher Beamter vortrete mit dem Schwerte in der Hand und dem Störer Ruhe gebiete. Gehorche er nicht, so wiederhole dieser den Befehl und dies zu dreien Malen, helfe dies aber doch nicht, so haue er ihm von seinem Mantel ein so großes Stück ab, daß Jener ihn nicht mehr brauchen könne. — „Oh! entgegnete mein Freund lachend, wenn dies in Rom geschähe, wie viele kurze Togen würden wir da erblicken!“

Doch legte sich endlich nach vielfachem Stillegebieten der Tumult in etwas. Cremutius fuhr fort, und nun

begriff ich, daß von der Anklage wegen des Peculats die Rede sei. Jetzt hörten ihm Die gerade am eifrigsten zu, die ihn vorher am heftigsten unterbrochen hatten, so riß er sie durch sein Feuer und seine Beredtsamkeit hin. Viele Senatoren standen auf und traten, um kein Wort zu verlieren, näher zu ihm. Als er geendet, erschollen Beifallsbezeigungen von allen Seiten, und eine Menge seiner Collegen umarmte ihn und wünschte ihm Glück.

Die meisten Derjenigen, welche der Consul nach Cremutius aufrufte, blieben sitzen und schwiegen, als Zeichen, daß sie des Letztern Ansicht theilten. Andere setzten die Discussion fort, indem sie bald für, bald gegen den Angeklagten sprachen, und stets mit den Worten endeten: „Ich bin ebenfalls der Meinung dieses oder jenes Redners und schlage vor, dieses oder jenes zu beschließen."

Egnatius Rufus, ein Freund des Angeschuldigten, hatte jetzt das Wort. Er hatte seine Antwort auf seine Täfelchen geschrieben, und wartete, bis die Beifallsbezeigungen, welche man der letzten Rede gezollt, ihm zu sprechen erlaubten. Da sie etwas zu lange dauerten, stand der Kaiser auf, und ehrfurchtsvoll schwieg der Senat sogleich. Egnatius sah die Verurtheilung seines Freundes im Voraus und suchte sie also dadurch zu verhindern, daß er den noch übrigen Theil des Tages mit Discussionen hinbrachte, ein wohlerlaubter Kunstgriff, der um so leichter anzuwenden, als es erlaubt ist, so bald man das Wort hat, über jeden beliebigen Gegenstand zu sprechen, jede Art von Vorschlag zu thun und zu verlangen, daß man sich darüber berathe, ohne daß der Vorsitzende unterbrechen darf. So sprach

denn auch Egnatius schon sehr lange, und als er endlich die Rechtlichkeit Derer angriff, welche die Anklage unterstützten, erhoben sich von allen Seiten nicht undeutliche Ausfälle gegen sein eigenes Benehmen. Der Kaiser, den die Hitze und Lebhaftigkeit der Discussion mißfiel, bezeugte Verdruß und erhob sich, um fortzugehen. Da riefen einige Senatoren, welche diese Bewegung bemerkten: „Bald wird es hier nicht mehr erlaubt sein, sich mit den Angelegenheiten der Republik zu beschäftigen.“ Augustus nahm nunmehr seinen Platz wieder ein, ohne ein Wort darauf zu sagen. Dessenohnerachtet dauerten die Unterbrechungen und Zurufe fort. Man hörte Egnatius übel und böse drei Stunden lang zu, endlich aber entstand ein so ungeheurer Lärmen und die Versammlung zeigte ihren Unwillen so stark, daß er enden mußte. Er allein hatte den Muth, auf die Lossprechung des Angeklagten anzutragen, was seine Freunde nur durch wirres Geschrei und in Masse wagten.

Der Kaiser nahm auch das Wort, und da man seine Stimme nicht überall hören konnte, so rief man ihm von mehreren Seiten zu: „Lauter! rede lauter!“ Trotz dessen verstand ich aber nur wenige Worte seiner Rede, aus denen mir schien, als unterstütze er die Anklage. „Ich würde Dich widerlegen, Cäsar, rief ihm Egnatius zu, wenn wir frei wären.“ Augustus zürnte nicht über diesen kühnen Zuruf, und Valerius verkündete, daß man abstimmen wolle. Er stellte die Frage so, daß man zugleich über das Verbrechen des Peculats und über die Anwendung der auf strafbare Dienstbewerbung gesetzten Strafen entscheide. Dies geschah, um, so bald das Peculat erwiesen, den Angeklag-

ten härter zu bestrafen. Egnatius aber forderte die Theilung und wagte, als er sah, daß der Senat sein Gesuch verweigere und zum Abstimmen schreite, noch die letzte Anstrengung, die Discussion erfolglos zu machen. „Der Senat ist nicht vollzählig, rief er; ich verlange den namentlichen Aufruf." Man zählte nun die gegenwärtigen Mitglieder, und es zeigte sich eine mehr als hinreichende Zahl zu einem Senatus Consulto.

Nun erhob der Vorsitzende die Stimme und sagte: „Diejenigen Senatoren, welche der Meinung sind, den Angeklagten zu verurtheilen, mögen auf die Seite des Aemilius treten, die für die Lossprechung stimmen, auf die des Egnatius." Da stand die ganze Versammlung auf. Eine ungeheuere Mehrzahl umgab Aemilius, und nur etwa funfzig Mitglieder stellten sich zu Egnatius. Der Consul kündigte nun an, auf welcher Seite die Mehrzahl zu sein s c h e i n e (die gewöhnliche zweifelnde Formel), und der Angeklagte ward für strafbar erklärt. Egnatius stand etwas verlegen da, alle Blicke wendeten sich auf ihn und ein dumpfes Gelächter durchlief alle Sitzreihen.

Ich hatte bemerkt, daß die Consuln bei keiner Berathung ihre Stimme abgegeben hatten. Capito sagte mir, daß, wenn diese Beamten einen Vorschlag machten, sie nie dies thäten, und nur dann abstimmten, wenn der Kaiser selbst die Berathung veranlaßt habe. Manchmal stimmt man auch heimlich mit kleinen Kieseln ab, die Jeder in ein Gefäß legt. Andere Male, bei sehr wichtigen Angelegenheiten, geht der Berathung eine Eidesleistung voraus, und jeder Senator spricht nur dann erst seine Meinung

aus, wenn er geschworen hat, nicht wider sein Gewissen zu reden.

Die Abfassung des Senatsbeschlusses, an dessen Anfang man die Namen der Vorschlagenden und aller Abstimmenden setzte, erfolgte nun, und alsdann trug Valerius darauf an, zu einer andern Angelegenheit überzugehen. Es ward dagegen aber bemerkt, daß vor dem Ende der Discussion die Sonne untergegangen sein würde, und alsdann der gefaßte Beschluß nicht gültig sein könnte. Der Vorsitzende hob also die Versammlung mit den Worten auf: „Patres conscripti, wir halten Euch nicht länger zurück."

Bei diesen Worten stand der Kaiser auf, grüßte namentlich alle Senatoren, wie er es beim Eintreten gethan, und ging mit seiner Begleitung hinweg.

---

## Dreißigster Brief.

### Die Kalenden des Januar.

Der erste Jahrestag ist für die Römer ein Fest. Sie glauben an Vorbedeutungen beim Anfange jeder Sache, und suchen also an den Kalenden, dem ersten Januar, die guten Vorzeichen zu vervielfältigen. Sie besuchen sich daher gegenseitig, wünschen sich Glück und sagen sich die angenehmsten Dinge.

Diese Wünsche begleiten sie mit Geschenken, die man Strenae nennt, welcher Name ein Glück bedeutet, das sich dreimal wiederholen soll, so als ob man Trena sagte, wie es die Alten thaten, denn dieser Gebrauch geht bis

auf den König Tatius zurück. Im Allgemeinen sind diese Geschenke sehr wenig von Werth, aber ihre Wahl dennoch nicht willkürlich. Damit sie wirklich den Charakter guter Vorbedeutungen annehmen, wählt man Datteln, trockene Feigen und weißen Honig in Scheiben dazu.

Auch fügt man diesen Geschenken kleine erzene Münzen bei, die man Stips nennt, damit die Gabe für alle Wünsche, folglich auch für Reichthum, vollständige Vorzeichen enthalte.

So bringen denn auch die Clienten ihren Patronen Geschenke, aber diese dürfen nur in einem kupfernen Aß[a]) und einer Dattel, mit einem leichten Goldblättchen bedeckt, bestehen.

Reiche Personen überschreiten freilich manchmal diese durch religiöse Ansicht festgestellten Gaben.

An einem solchen Tage bietet das ohnedies sehr lebhafte Rom noch einen viel bewegtern Anblick dar. Alles ist auf den Straßen, man begegnet nur Eiligen, Alles stößt sich auf Märkten und Gassen, kaum kann man sich durchdrängen. Schon am frühesten Morgen sieht man die Menge, Senatoren, Ritter und Volk, Alle in weiße Togen gekleidet, oder wegen der Kälte in eine wollene Penula gehüllt, die neuen Consuln, die von ihrer Stelle Besitz nehmen, begleiten. An diesem Tage wurden ja auch die ersten Consuln ernannt, die Rom sich gab.

Im Tempel des Jupiter auf dem Capitol erhalten diese Beamte die gemalte Toga, das Zeichen des Consulats.

---

a) 5 Centimen.

Vor ihren, auf dem curulischen Sessel sitzenden, Vorgängern stehend, sprechen sie diesen vorläufig den Eid nach, die Gesetze treu zu befolgen, und weihen sich und ihr Haus dem Zorne der Götter, wenn sie wissentlich gegen dieses Versprechen handeln.

Während dessen sprühen wohlriechende Feuer von allen Seiten in die Luft und Safrangarben knistern in den Kohlenbecken. Die Flamme steigt bis zum goldnen Gewölbe der Tempel empor. Junge Stiere, deren Nacken noch nicht vom Joche gebeugt, fallen unter dem heiligen Beile, die neuen Beamten befragen die Eingeweide dieser auserwählten Opfer und suchen darin nach vortheilhaften Vorbedeutungen für das Jahr, an der Spitze von dessen Jahrbüchern ihre Namen eingeschrieben werden.

Aber schon sind die **Fasces** in andere Hände übergegangen, man verläßt das Capitol und steigt auf's Forum herab. Die alten und neuen Consuln betreten die Rostra in Gegenwart der versammelten Menge. Die Letztern wiederholen den Schwur der Treue dem Gesetz, und die Erstern legen Rechenschaft von ihrer Verwaltung ab, indem sie gleichfalls schwören, während derselben keine gesetzwidrige Handlung verübt zu haben.

Die Menge wendet sich darauf nach dem argiletischen Viertel, um zur Doppelcapelle des Janus zu gelangen, dessen vergoldetes Bildniß der Kaiser aus Aegypten mitgebracht hat. Jeder bringt diesem Gotte bescheidene Gaben, rohen Kuchen, weißes Mehl mit Salz und einige alte Kupfermünzen, die auf der einen Seite dessen Doppelkopf darstellen, auf der andern ein Schiff.

Eben so ziehen zahlreiche Processionen in's palatinische Gebäude, um dort dem Oberhaupte des Reichs ihre Neujahrsgeschenke und Huldigungen zu weihen. Der Kaiser empfängt, wie bei einer Salutatio, im Atrio seines Hauses sitzend. Man geht einzeln vor ihm vorüber und jeder Bürger legt seine Gabe, die er in der Hand hält, vor den Füßen des Erdengottes nieder. Diese Strenae bestehen in Silbermünzen, denn die Großmuth der Bürger wird hier durch persönliches Interesse aufgereizt, indem der Kaiser Allen wenigstens die gleiche, oft auch selbst eine höhere Summe wieder schenkt.

Das wäre nun wohl recht löblich, aber wie die Römer in nichts Maaß halten können, so bringen sie auch, wenn Augustus abwesend, seinem curulischen Sessel, der im Capitole steht, ihre Gaben, und legen sie vor diesem hin, als ob der Kaiser selbst darauf säße. Und dies thut nicht nur das Volk, sondern auch alle Senatoren, alle Beamte.

Zu derselben Zeit genehmigt das Volk auch im Voraus alle künftigen Handlungen des Kaisers; der Senat und die weltlichen wie geistlichen Beamte schwören ihnen Gehorsam, auch die Armee schwört von Neuem ihrem Herrn, der für sie mehr gelten muß, als das Vaterland.

Alle diese Besuche und Ceremonien währen jedoch nur die Hälfte des Tages über, weil Janus nicht gewollt hat, daß sein Fest einen ganzen Ruhetag bilde. Im Gegentheil empfahl er als Vorbild für das Jahr an, daß man einige von dessen ersten Stunden der Arbeit widme, und so ist denn die zweite Hälfte der Kalenden des Januars fastus, das heißt, die Tribunen halten des Nach-

mittags ihre Sitzungen und die Handwerker gehen ihren Beschäftigungen nach.

---

Tiberius fügte sich bei seinem wilden und finstern Charakter ungern in solchen Volksempfang und besonders in den Austausch der Neujahrsgeschenke. Doch gab er sich in den ersten Jahren seiner Regierung dazu her, und erwiederte gewöhnlich das Vierfache. Müde aber, von Denen, die an den Kalenden nicht hatten erscheinen können, während dieses ganzen Monats belästigt zu werden, stellte er für's Erste den Grundsatz fest, wenn jener Tag vorüber war, nichts wieder zu schenken, und dann entfernte er sich stets aus Rom, wenn dieser Zeitpunkt eintrat. Er tadelte August, daß er sich einem so ermüdenden und kostspieligen Gebrauche hingegeben, machte es aber dennoch nicht wie sein Vorgänger, der von den Geschenken, die er erhalten hatte, schöne Bildsäulen der Götter kaufte und sie dann in die verschiedenen Viertel der Stadt widmete.

---

## Ein und dreißigster Brief.

### Das römische Bürgerrecht.

Das römische Bürgerrecht besteht aus verschiedenen Rechten, nämlich dem der Freiheit, dem des Stammes und der Familie, dem der Verheirathung, dem des Vaterthums, dem der Vormundschaft, dem des legitimen Eigenthums, dem des Testaments und der Erbschaft, dem des Census, dem

der Miliz, dem der Stimmabgabe und endlich dem der Ehren.

Das schönste und wichtigste, alle andere in sich umfassende, ist das Recht der Freiheit. Es besteht darin, von Niemand abhängig zu sein, selbst von keiner ihre Macht überschreitenden Obrigkeit, nie Sklav werden, nie mit Ruthen gepeitscht, nie zum Tode verurtheilt werden zu können. Doch beschränkt dies Letztere sich nur darauf, daß Dem, der dies Recht besitzt, die Wahl frei steht, statt des Todes in's Exil zu gehen. Wartet er den Urthelsspruch ab, so erduldet er durch eine Fiction des Rechts die Todesstrafe als ein Sklav derselben. Eben so untersagt man dem Strafbaren blos Feuer und Wasser im Vaterlande, und nöthigt ihn also zum Auswandern, wodurch er sein Bürgerrecht verliert. So werden auch Die, welche sich der militairischen Aushebung, die man Miliz nennt, betrügerisch entziehen, als Sklaven verkauft, weil man Den nicht für frei hielt, der sich, um seine Freiheit zu behaupten, nicht der Gefahr aussetzen wollte.

Die Achtung für das Recht der Freiheit geht so weit, daß nicht nur, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Volks, kein Heer in Rom einziehen darf, sondern selbst nicht einmal ein einzelner mit militairischem Oberbefehl bekleideter Bürger.

Die Stämme und Familien (letztere ist ein Zweig der erstern) bilden kleine Staaten im Staate. Alle Mitglieder eines Stammes werden Gentiles genannt, die Familienmitglieder nennen sich Agnati. Ehemals machten die Patricier Anspruch darauf, allein des Rechts der Fa-

milie und des Stammes theilhaftig zu sein; seit ihren Verbindungen mit Plebejern genießen Letztere es aber auch. Dieses Recht besteht darin, besondere Opfer zu haben, welche vererbt werden, und dergleichen Opfer stiften zu können.

Vordem war das Recht der Verheirathung in jeder Ordnung abgeschlossen, und das Gesetz der 12 Tafeln verbot Heirathen zwischen Plebejern und Patriciern. Jetzt erstrecken sich diese Beschränkungen nur auf Verheirathung eines römischen Bürgers mit einer Freigelassenen und eines Fremden mit einer römischen Bürgerin.

Das Recht des Vaterthums überträgt jedem Vater über seine Kinder eine absolute Obergewalt, die er, mit wenigen Ausnahmen, nie verliert. Ein Gesetz des Romulus erlaubte den Vätern Alles, selbst bis zur Tödtung, und wenn selbst die Kinder die ersten Würden des Staats bekleideten, oder diesem die größten Dienste geleistet hätten. Ja, die Väter durften sie sogar dreimal verkaufen. Nur dieses letztere Gesetz ist zu Gunsten der verheiratheten Männer durch Numa beschränkt worden, sobald diese mit Bewilligung ihrer Aeltern sich verheirathet hatten, alle andern Bestimmungen des Romulus sind aber noch in Kraft, selbst das furchtbare Recht der Tödtung. So ließ Brutus als Vater, und nicht als Consul, seine Söhne hinrichten, so ward der Urheber des ersten agrarischen Gesetzes, Cassius, von seinem Vater deshalb getödtet, und neuerdings noch war dies bei mehreren Mitschuldigen Catilina's der Fall.

Doch erhebt sich die öffentliche Meinung gegen Die, welche dieses Recht mißbrauchen, und ich habe einen römi-

schen Ritter mit Dolchen durchbohren sehen, weil er seinen Sohn zu Tode hatte peitschen lassen. Nur mit Mühe konnte das Ansehen des Kaisers ihn den erbitterten Händen der Väter und Kinder entreißen.

Vermöge des väterlichen Rechts ist ein Sohn so sehr als Sklave seines Vaters anzusehen, daß er ohne dessen Einwilligung nichts erwerben kann, und was er besitzt, eben so wie bei den Sklaven Peculium heißt [a]).

Das Recht der Vormundschaft, Tutela, ist eine Fortsetzung des väterlichen Rechts, wornach ein Vater das Recht über seine Kinder vererben kann, das ihm die Natur durch den Tod entreißt.

Die Rechte des Eigenthums, der Erbschaft und des Testaments bestehen blos in gewissen, nur bei den römischen Bürgern üblichen Formalitäten, sind aber, dem Grunde nach, allen freien Völkern zugehörend.

Von den Rechten des Census, der Miliz und der Stimmabgabe habe ich schon gesprochen, und was das der Ehrenstellen betrifft, so gewährt es einem Bürger den Zutritt zu allen obrigkeitlichen und priesterlichen Aemtern.

Das Recht des römischen Bürgerthums schließt das aller andern Städte aus, weil ein römischer Bürger für zu hoch gehalten wird, um andern Gesetzen, als denen seines Vaterlandes zu gehorchen. Er kann, wenn er will, ein anderes Land wählen, muß aber alsdann auf das erstere Verzicht leisten.

---

a) Das Recht der Väter über Leben und Tod der Kinder ward unter den Kaisern abgeschafft. Unter Diocletian geschah dasselbe mit dem Rechte, die Kinder als Sklaven zu verkaufen.

Dieses Recht kann aber auch keinem Bürger wider seinen Willen entzogen werden, außer in den weiter oben angeführten Verurtheilungsfällen. Selbst Sylla, obgleich von den Comitien unterstützt, konnte es z. B. den Einwohnern von Volterra, die es früher besaßen, nicht einmal auf die ganze Dauer seiner Dictatur rauben, ob sie gleich noch die Waffen gegen Rom trugen.

Hat man dieses Recht durch freiwilliges Exil oder durch Annahme eines fremden Bürgerrechts verloren, so kann man es durch ein anderes Recht, das man jus postliminii nennt, wieder erwerben, welches man nie verliert, und das nichts weiter ist, als die Rückkehr in sein natürliches Vaterland, wo man wieder seine Wohnung nimmt. Doch gilt es in dem Falle, wo Jemand durch Rechtsspruch verbannt worden, nicht.

Das römische Volk ist unbeschränkt in Ertheilung des Bürgerrechts an Personen, die sich um dasselbe verdient gemacht haben. Seine Generale können dies selbst in dessen Namen thun, und Völker wie Individuen, welche es auf diese Art erhielten, sind nie darin gestört worden. Doch läßt man die Gesetzlichkeit der Bewilligung noch auf feierliche Art durch die Comitien nach Tribus bestätigen.

Für Fremde ist das römische Bürgerrecht die ausgezeichnetste Gunst. Das Volk glaubt, daß dasselbe Jeden, der es besitzt, zum Gegenstande der Achtung für alle Völker der Erde mache. Der einfache Zuruf: Ich bin römischer Bürger! muß jede Verfolgung, jeden Eingriff in die persönliche Freiheit zurückschrecken. Es war dies auch der Ruf der Schlachtopfer des berüchtigten Verres, und bei

den Piraten, die Pompejus vernichten sollte, suchten die gefangenen Bürger auch dadurch ihr Leben zu retten.

---

## Zwei und dreißigster Brief.

Ueber die Regierungsform Italiens und die verschiedenen Bürgerrechte.

Italien bestand ehemals aus 12 unabhängigen Provinzen. Jede derselben enthielt mehrere kleine Völkerschaften a), welche jede ihre Gesetze, Verfassung und Beamte hatten und eben so viele besondere Staaten bildeten, von denen einige blos aus Dorfschaften bestanden. Alle zusammen gehörten keiner nationellen Vereinigung an.

Roms Glück wollte es, daß sich die künftige Königin der Städte mitten unter diesen kleinen Völkerschaften bildete. Bewundernswerth gelegen, um sich einen Staat und ein Gebiet auf Kosten ihrer schwachen Nachbarn, welche kein Band vereinte, zu verschaffen, ward sie Eroberin zuerst aus Nothwendigkeit, dann aus Charakter. Vom ersten Augenblicke an übte sie die seitdem stets befolgte wichtige politische Maxime aus: Theilen, um zu herrschen.

Klug genug, Sitten und Gebräuchen nicht den Krieg anzukündigen, ließ Rom jedem Volke, jeder Provinz seine Verfassung. Es begnügte sich damit, zu den Ueberwunde-

---

a) Etrurien enthielt 12 Völkerschaften, welche der ältere Tarquin unterwarf. Plinius versichert, daß zu seiner Zeit aus dem alten Latium 53 Völkerschaften ohne Spur verschwunden gewesen.

nen zu sagen: Ich könnte Euch meine Gesetze aufdrängen, aber ich lasse Euch frei; seid unter dieser Bedingung meine Verbündeten. — Anfangs hatte es freilich einige Völker aufreiben müssen, um sich selbst einige Kraft und Bestand zu geben, nachdem aber einmal dieser Zweck erreicht war, befolgte es stets jene Maßregel.

Allerdings war die den eroberten Völkern gelassene Freiheit nur sehr willkürlich, denn Rom hielt sie immer in Abhängigkeit von sich, indem es ihnen verbot, unter sich selbst politische Verbindungen, wie Privatverträge ohne seine Erlaubniß anzuknüpfen, indem es ihnen manchmal einen Theil ihres Gebietes wegnahm und hier und da römische Colonien begründete, endlich indem es ihnen Tribut an Menschen und Geld auferlegte.

Mittelst dieser Politik vollzogen die Römer die große und schwierige Eroberung Italiens, die allein ihnen eine Anstrengung von 5 Jahrhunderten kostete, während sie dann die der übrigen Welt in zwei Jahrhunderten vollendeten.

Dieses obschon sehr weise System hatte doch auch seine Nachtheile, nämlich die, daß es den Völkern, da sie ihre eigene Verfassung behielten, dadurch leichter wurde, sich gegen einen so begehrlichen Verbündeten, wie Rom war, zu empören, und so oft als möglich die sich darbietenden Gelegenheiten dazu zu benutzen.

Wegen dieser immer wieder neu ausbrechenden Kriege milderte auch Rom in etwas seine Politik, und bewilligte denen Völkern, die sich am treuesten zeigten, verschiedene Vorrechte, während es gegen die sich empörenden oder verrätherischen wüthete. Daraus entstanden denn zwei neue

Rechte, das Recht von Latium und das italische Recht, welche, mit dem Rechte des römischen Bürgerthums vereint, nun die politische Verfassung Italiens ausmachten.

Die Städte, welche eins dieser verschiedenen Rechte genossen, nahmen den Namen, römischer oder lateinischer Colonien, verbündeter Städte, lateinischer Städte und Municipalstädte an, diejenigen aber, die dessen entbehrten, wurden Präfecturen.

Die römischen Colonien sind Ausflüsse der Hauptstadt, und gleichsam eben so viele Copien derselben. Sie beobachten dieselben Gesetze, dieselbe Gerichtsverfassung, dieselbe Religion, dieselben Feste und haben auch zwei Consuln und einen Senat unter dem Namen der Duumvirn und Decurionen. Nur werden ihre Duumvirn nicht wie die Consuln auf ein Jahr, sondern auf mehrere ernannt. Diese Colonisten genießen aller Privilegien des römischen Bürgerrechts, ausgenommen der Abstimmung und des Rechts der Ehrenstellen zu Rom. Sie hätten ja deshalb ihre Posten verlassen müssen, auf denen sie zur Bewachung und Zügelung der eroberten Völker stehen.

Die lateinischen Colonien haben blos das Recht Latiums, sonst auch das lateinische Recht genannt, welches bei weitem beschränkter als das römische Bürgerrecht ist und weder die absolute väterliche Gewalt verleiht, noch das Recht des Testaments und das der Erbschaft, gegen einen römischen Bürger. Ein Lateiner kann sich außerhalb seines Gebiets nicht verheirathen, seine Person ist nicht unverletzlich, er kann mit Ruthen gepeitscht

und getödtet werden. Auf der andern Seite genießt er folgende Privilegien: er kann sich in Rom nieder= und unter die römischen Bürger einschreiben lassen, wenn er in seinem Vaterlande männliche Nachkommen hat; er erwirbt das römische Bürgerrecht, wenn er Beamter in einer Stadt seines Landes war.

Die lateinischen wie die römischen Colonien sammt allen Verbündeten Roms im Allgemeinen sind verpflichtet, Mannschaft zu den Heeren der Republik zu stellen und jährlichen Tribut zu zahlen. Nur die am Meere gelegenen Colonien sind vom Erstern ausgenommen.

Die Städte, welche mit Rom nur durch einen gegenseitigen Of= und Defensivtractat verbunden sind, oder selbst die, welchen dieser Tractat untersagt, selbst Krieg zu führen oder sich auch nur zu vertheidigen, da Rom für ihre Sicherstellung die Sorge übernommen hat, heißen föderirte, vom Worte Foedus, Vertrag, selbst. Sie behalten ihre Verfassung, ihre Gesetze und tragen mehr oder weniger zum Kriegsdienste bei.

Die lateinischen Städte stehen in gleichem Verfassungsverhältniß wie die lateinischen Colonien.

Die Municipalstädte genießen des Rechts des römischen Bürgerthums. Ihr Name kommt von Munus, Geschenk, weil sie die am vortheilhaftest beschenkten sind. Ein Theil der Municipalen muß bei Annahme dieses Titels auch die römische Gesetzgebung annehmen. Andere behalten ihre eigenthümliche Verfassung u. s. w. bei. Erstere werden populi fundi genannt. Die Municipien haben auch ihre drei Ordnungen, Senat, Ritter und Volk, ja

selbst ihre Tribunen, unter dem Namen der Vertheidiger der Stadt.

Präfecturen nennt man diejenigen Städte, auf welchen die Bande der Knechtschaft lasten. Es sind dies die alten Municipial- oder föderirten Städte, welche, in Folge späterer Empörungen ihrer Freiheiten und Verfassungen beraubt, jedes Jahr von Rom aus einen dort erwählten Regierungsbeamten erhalten, der sie unter dem Namen eines Präfecten willkürlich beherrscht.

Keine dieser Verfassungen, selbst nicht die des lateinischen Rechts, ist einer Provinz oder besondern Gegend Italiens eigen, sondern sie sind überall auf der Halbinsel verstreut. Doch werden alle diese kleinen verschiedenen Staaten durch den Einfluß der kräftigen römischen Republik in ihren verschiedenen Beziehungen zusammengehalten, und der Senat kann ihre obersten Beamten vor sich berufen, um, wenn sie sich nicht gesetzmäßig und treu benehmen, sie zu richten.

So gelangte Rom, ohne namentlich sich als Beherrscherin Italien's kund zu geben, doch thatsächlich zu dieser Herrschaft. Die Subsidien, welche es von seinen Verbündeten forderte, wurden aber nach und nach so beträchtlich, daß diese Völker endlich die Augen öffneten. Da sahen sie denn, daß ihr Zustand nur eigentlich eine Sklaverei sei, und daß namentlich durch den Mangel des Rechts der Stimmenabgabe und der Ehrenstellen, sie auf jene Centralregierung, die den Krieg anbefahl und den Vortheil davon zog, nicht den mindesten Einfluß hätten.

Schon C. Gracchus versuchte diese Unbilligkeit zu

beseitigen, indem er den Vorschlag machte, allen föderirten Völkern Italiens das Stimmrecht zu ertheilen. Der Tribun Livius Drusus nahm diesen Plan wieder auf, bezahlte aber mit seinem Leben einen Augenblick des Gelingens und das Durchgehen eines Gesetzes, das nach ihm nicht mehr beobachtet ward.

Diese Versuche reizten den Durst der Völker nach dem Stimmrechte nur noch mehr auf, und eine große Menge von Colonisten und Verbündeten bemächtigten sich desselben durch Trug, indem sie sich für römische Bürger ausgaben. Im Jahre 658 ging ein Gesetz (die **lex Licinia Mucia**) durch, um diesen Mißbräuchen zu steuern. Es erbitterte aber die vorzüglichsten Völker Italiens gewaltig und ward die hauptsächlichste Ursache des Kriegs der Bundesgenossen, der drei Jahre später ausbrach. Mit den Waffen in der Hand forderten die meisten Völkerschaften des östlichen Theils von Italien die Privilegien des römischen Bürgerthums; sie unterlagen zwar in diesem hartnäckigen Kampfe, der Rom in die größte Gefahr stürzte, aber dennoch erhielten sie nach ihrer Niederlage und Unterwerfung, was sie vorher vergebens begehrt hatten. Die treugebliebenen Völker bekamen es jedoch durch das julische Gesetz (663) zuerst, jene drei Jahre später durch das pompejische.

Als sich sonach die Römer endlich genöthigt sahen, jene Völker zu den Comitien zuzulassen, suchten sie die Folgen dieser Verwilligung zu vermeiden und sie dadurch fast nur scheinbar zu machen, daß sie für alle diese neuen Bürger 8 neue Tribus schufen, in welche diese so ver-

theilt wurden, daß Uneinigkeit in ihren Stimmen entstehen mußte. Sie ordneten nämlich nie mehrere Städte derselben Gegend in einen und denselben Tribus. Dann wurden auch diese neuen Tribus, da sie hinter den alten ihre Stelle angewiesen bekamen, die meisten Male gar nicht zum Abstimmen mit aufgerufen, weil die vorhergehenden 35 schon an sich meist die nothwendige Majorität ausmachten.

Die ehemalige Eintheilung Italiens in Municipal- und föderirte Städte, in Colonien und Präfecturen besteht noch, nur haben die Bürger dieser kleinen Staaten zu ihren besondern und eigenthümlichen Rechten noch das des römischen Bürgerthums hinzugefügt, so daß die Italiener in der That jetzt mehr Rechte haben als die römischen Bürger selbst, weil letztere nicht an den Wahlen der Beamten in den einzelnen Städten Italiens Theil nehmen.

Das julische Gesetz hatte das römische Bürgerrecht nur den Provinzen verliehen, welche nördlich vom Rubicon, am adriatischen Meere von der Stadt Ariminum, und am tyrrhenischen von Luca begränzt wurden, das pompejische erstreckte es bis auf das cispadanische Gallien. Julius Cäsar ließ im Jahre 705 das transpadanische daran Antheil nehmen, um die Einwohner desselben, die unter seinem Befehl gestanden, dadurch zu belohnen.

Da Italien immer mehr sich ausdehnte, so beschloß der Kaiser Augustus, unter dem Vorwande, den Bürgern der Provinzen zu kostspielige Reisen zu ersparen, eigentlich aber, um mehr Herr der Comitien zu sein, daß die Ein-

wohner außerhalb Rom nicht in Person zum Abstimmen kommen, sondern in ihren respectiven Ortschaften selbst unter der Aufsicht ihrer Beamten stimmen, diese Abstimmungen aber dann versiegelt zu dem Comitientage nach Rom senden sollten.

Ueberhaupt hielt es dieser Fürst für sehr wichtig, das römische Volk in seiner Reinheit zu erhalten, ohne Vermischung mit fremdem Blute, und er bewilligte daher nur mit außerordentlicher Zurückhaltung das römische Bürgerrecht.

---

## Drei und dreißigster Brief.

### Die Staatsverwaltung in den Provinzen.

Du sahst, wie die Römer sich mit ihren Eroberungen in Italien benahmen, laß uns jetzt zu der Staatsverwaltung übergehen, welche sie in ihren Eroberungen in fremden Ländern einführten.

Die erste Provinz, welche sie außerhalb Italien besaßen, war Sicilien, oder wenigstens derjenige Theil desselben, welchen die Carthaginienser ihnen durch einen im Anfange des sechsten Jahrhunderts geschlossenen Frieden abtraten. Anfangs ward er wie eine italienische Provinz behandelt, als aber um das Jahr 526 Sardinien den Carthaginiensern entrissen worden war, faßte man den Gedanken, aus diesen beiden Inseln besondere Gouvernements zu machen. Man vermehrte daher die Zahl der Prätoren auf vier, und zwei davon wurden jährlich auf jene Inseln geschickt, um sie zu verwalten.

Als die Römer ihre Eroberungen über Spanien und Gallien ausgedehnt hatten, vermehrten sie die Prätoren bis zu 6, und als bei noch weiterer Vergrößerung des Reichs auch diese Anzahl zu klein erschien, half man sich dadurch, daß man die frühern Prätoren in ihren Functionen trotz der Erwählung von 6 neuen beließ und manchmal nur einen einzigen in Rom behielt. Später und gegen Anfang des siebenten Jahrhunderts ergriff man den Ausweg, daß man erst dann die Provinzen durch Prätoren verwalten ließ, wenn diese das vorhergehende Jahr ihrer Prätur in Rom Recht gesprochen hatten. Dann bekamen sie den Namen von Proprätoren, und verwalteten die ihnen durch das Loos angewiesenen Provinzen; dies galt aber blos von den gänzlich unterworfenen. In die noch nicht völlig befriedigten sendete man Proconsuln, welche zugleich militairische Macht besaßen, da der Gebrauch, die Consuln selbst dahin zu senden, schon gegen das Ende der Republik abgekommen war. Die Militairgewalt, welche den Proconsuln durch die Comitien nach Curien anvertraut wird, nennt man Imperium.

Es giebt nichts Unglückseligeres, mein lieber Induciomares, als das Verhältniß der Provinzen. Ihre Verwaltung ist stets die der Eroberung, möge man ihr auch immerhin einen Anschein von Gesetzlichkeit geben. Rom schickt ihnen jedes Jahr, um sie zu verwalten, eine Art Colonie, oder nach dem üblichen Ausdrucke, Cohorte, die aus folgenden Personen besteht:

Ein oberster Beamter, der jetzt stets die Civil- und Militairgewalt vereint, wie es die 6 vor ihm hergehenden

Lictoren anzeigen. Diese Beamten theilen in Gegenwart des Volks durch's Loos die friedlichen Provinzen unter sich, dagegen der Senat oder das Volk, in den Versammlungen nach Tribus, diejenigen vertheilt, wo es noch Krieg giebt.

Ein Quästor, dem unter den Befehlen des Proconsuls oder Proprätors Alles obliegt, was zu dem Finanzwesen und Rechnungswesen gehört. Das Volk ernennt stets so viele Quästoren als Provinzen vorhanden, und jene obersten Beamten wählen sie sich dann durch's Loos. Selten erlaubt ihnen der Senat, sie nach Willkür auszusuchen.

Legaten. Dies sind die Stellvertreter der obersten Befehlshaber. Ihre Zahl bestimmt der Senat nach der Wichtigkeit der Provinz, und der Proconsul oder Proprätor wählt sie unter Zustimmung des Senats selbst.

Präfecten, für die Präfecturen der Provinz.

Contubernalen, junge Leute von Familie, die ihre militairische Laufbahn beginnen, keine bestimmten Geschäfte haben, sondern nur bei vorkommenden Gelegenheiten gebraucht werden.

Der übrige Theil des Gefolges besteht aus Schreibern, Dolmetschern, Lictoren, Herolden und auch Sklaven, denn die Gouverneurs dürfen keine in der Provinz kaufen, als die zum Ersatz der dort verstorbenen nothwendig.

Einige Provinzialstädte genießen mehrere der städtischen Rechte, welche in Rom und Italien gelten, aber ihre Zahl ist klein. Diejenigen, welche weder Colonien, noch Municipien, noch Städte mit lateinischem Rechte sind, werden fast willkürlich beherrscht. Der Gouverneur publicirt bei seiner Ankunft ein Edict, in welchem er anzeigt,

welches seine Grundsätze über Gerechtigkeitspflege und Verwaltung sind, und dieses, dem man sich dann im Guten oder Bösen unterwerfen muß, gilt als Gesetzbuch.

Die Provinzen werden in Diöcesen und in Juridici conventus oder Gerichtssprengel abgetheilt, welche der Gouverneur nach der Reihe durchzieht, um darin das Forum zu halten, das heißt, Recht zu sprechen, das die Provinzialen daher wie im Fluge erhaschen müssen. Giebt's Krieg, so ist der Sommer Militairarbeiten gewidmet, und nur der Winter zum Rechtsprechen bestimmt. Der Gouverneur läßt sich dabei auch manchmal durch seinen Quästor oder einen seiner Legaten vertreten.

Der Gouverneur einer Provinz ist ein wahrer Jahreskönig, und man nimmt ihn auch dort so auf. Durch ein Edict kündigt er seinen künftigen Unterthanen seine Ankunft, und diese seinem Vorgänger durch einen Brief an, indem er ihm den Ort andeutet, wo er absteigen werde, der immer an der Gränze liegt. Dort halten sie eine Unterredung, nach welcher die Provinz übergeben wird. Der Austretende muß sie dann in den nächsten 30 Tagen verlassen. In jener Gränzstadt finden sich auch die angesehensten Bürger und Deputirte der hauptsächlichsten Städte ein.

Als der Gesetzgeber den Gouverneurs der Provinzen eine so unbeschränkte Gewalt verlieh, verordnete er auch, damit sie dieselbe nicht, selbst unter dem rechtlichsten Vorwande, mißbrauchten, daß der Staat ihnen alle ihre Bedürfnisse an Wagen, Mauleseln, Schiffen, Zelten, Silbergeräth, Getreide, kurz Alles, was zur Kriegsausrüstung gehört, liefere. Ueberdies ist ihnen eine große Summe

aus dem Staatsschatze angewiesen, worüber sie blos nach Niederlegung ihres Amtes Rechnung stellen. Dieses Geld nennt man Vasarium [a]).

Die Provinzen bieten ihren Gouverneuren aber auch noch andere Unterstützungen selbst dar. Dies schreibt sich erst vom Ende des sechsten Jahrhunderts her; aber was im Anfange bloße Nachgiebigkeit war, ward nach und nach durch Habgier so lästig, daß man kein besseres Mittel, es in verständige Gränzen zu beschränken, fand, als ihm gesetzliche Weihe zu geben; man publicirte ein solches Gesetz also in den Provinzen unter der Form eines Senatsbeschlusses, der ausdrücklich verbot, den römischen Beamten in den Provinzen mehr zu geben, als was der Senat ihnen zugestanden haben würde.

Die lex Julia, welche Cäsar während seines ersten Consulats gab, kräftigte noch diese Verbote durch genauere Bestimmungen und beschränkte Alles, was ein Gouverneur an Lebensmitteln u. s. w. fordern könne, blos auf die Orte, wo er Nachtlager halte. Diese Orte sind auf den Straßen bezeichnet, und der Staat hält dort Commissarien, Parochi genannt, welche durch die dazu Pflichtigen diese Contributionen in Natur herbeischaffen.

Die Habgier hat jedoch hundert Mittel gefunden, immer eins künstlicher als das andere, um diese lex Julia zu hinterziehen. Vor ihr schon verursachten die Gouverneurs der Provinzen einem solchen Lande große Unkosten,

---

a) Das Vasarium des Piso, Proconsuls von Macedonien, gegen 669, betrug 18 Mill. Sestertien oder 3,662,000 Francs.

indem sie sich Zelte, Betten und Kleider liefern ließen, eine Menge Freunde und Diener in ihrem Gefolge hatten, große Summen für Feste forderten, und dergleichen Ausgaben mehr. Jetzt ist es nicht im Geringsten besser, und Die, welche sich darauf beschränken, werden noch für sehr mäßig gehalten, da die Meisten, zur Befriedigung ihrer Raubsucht, Abgaben jeder Art erfinden und das Recht verkaufen.

Aber giebt es denn nicht Tribunale in Rom, um den Unterdrückten beizustehen? wirst Du mich fragen. O ja, es giebt deren, und die Provinzen haben das Recht, die Gouverneurs, über welche sie sich beklagen zu müssen glauben, nicht nur zu verklagen, sondern sogar dies bei sich selbst zu thun. Aber wozu hilft das, wenn diese mit der Beute ihrer Schlachtopfer beladenen Räuber alle Mittel besitzen, die Gerechtigkeit zum Schweigen zu bringen und ihre Richter zu erkaufen? Man hat eine große Anzahl Concussionsgesetze gegeben, aber diese haben nie es verhindern können, daß die Provinzen auf alle Art geplündert und gepeinigt werden.

Was rede ich aber von Anklagen! Geht nicht die Tyrannei dieser Gouverneurs so weit, daß sie verlangen, man solle mit ihnen zufrieden sein, und wenn sie sich in einer Provinz recht dick gemästet haben, die unglückseligen Einwohner derselben dazu verurtheilen, Deputationen nach Rom zu schicken, um Zeugniß für ihr gutes Benehmen abzulegen und vor'm Senate Lobredner ihrer Unterdrücker zu werden?

Außer dem Gouverneur und seiner Cohorte haben

die Provinzen auch noch oft eine Menge anderer Beamten ohne wirklichen Auftrag, ohne Ansehen, ohne gesetzliche Gewalt zu ertragen, die doch auf ihnen unter dem bloßen Titel freier Legaten lasten. Hat ein Senator Geschäfte in einer Provinz, sei's nun, um eine Erbschaft zu erheben oder Schulden einzutreiben, so erhält er vom Senate Das, was man eine freie Legation nennt, und genießt dann aller Privilegien und Freiheiten der wirklichen Gouverneurs der Provinzen. Ehedem war die Zeit solcher Legationen unbeschränkt; der Consul Cicero erhielt jedoch, nachdem er vergebens gesucht hatte, sie völlig abzuschaffen, wenigstens so viel, daß sie nur für zwei Jahre gültig sein sollten.

Man kann die guten Proconsuln zählen, so selten sind sie, und die Provinzen überhäufen solche mit außerordentlichen Zeichen des Dankes und der Verehrung. Solchen Wohlthätern errichten sie Bildsäulen, Triumphbogen, ja sogar Tempel, und besteuern sich mit Freuden dazu selbst. Sie gehen selbst so weit, Feste zu Ehren solcher verehrten Männer anzuordnen, und sie dadurch den Göttern gleich zu stellen.

Ich kenne keine beißendere Satyre auf die Gouverneurs der Provinzen, als die Empfehlung, dem Q. Scävola, ehemaligen Proconsul Asiens, nachzuahmen, welche der Senat allen solchen Bestallungsdecreten einrückt. Scävola hatte Kleinasien im Jahre 558 verwaltet, und seit der Zeit hat man also unter allen diesen jährlich ernannten Beamten keinen einzigen als ihn gefunden, den man zum Muster aufstellen könnte!

Man berathschlagte einst im Senate, welchen von zwei Consuln man nach Spanien senden solle. Scipio Aemilius stand auf und sagte: „Meiner Meinung nach keinen von beiden, den einen nicht, weil er zu arm, und den andern nicht, weil er zu unersättlich ist.“ Doch blieb den Proconsuln immer noch eine große Gewalt übrig, selbst wenn sie streng gesetzlich verfuhren, da Cicero, der bei seinem Proconsulat von Cilicien ein Muster von Uneigennützigkeit war, doch noch eine Summe von 2,200,000 Sestertien [a]) von dort mitbrachte.

Ich erfahre so eben, und schäme mich fast, es bis jetzt nicht gewußt zu haben, daß seit fünf Jahren eine bedeutende Veränderung, nicht sowohl in der Lage und Verwaltung der Provinzen, als in der Vertheilung der Gouvernements vorgegangen ist. Als Cäsar Octavius seine angemaßte Gewalt wohlgesichert vermeinte, wollte er sie auch legitim machen lassen. Er stellte sich daher, als wolle er sie niederlegen. Nachdem er nun einige Senatoren in's Vertrauen gezogen, rief er den Senat zusammen, setzte in einer langen Rede Alles auseinander, was er für die Republik gethan habe, und fügte hinzu, daß nun, von Arbeiten und Sorgen ermüdet, die Zeit für ihn gekommen, sich zurückzuziehen, und er also seine Tage in Ruhe beenden wolle.

Diese Rede brachte große Bewegung im Senate hervor. Je nachdem man in das Ganze eingeweiht war oder nicht, waren die Empfindungen verschieden, aber Alle drangen, die Einen aus Furcht, die Andern aus Ueberzeugung, in

---

a) 450,083 Fr. 32 Cent.

den Kaiser, die Regierung zu behalten. Er willigte endlich ein, setzte aber verschmitzt hinzu, daß er sich nicht allein mit der Sorge für alle Provinzen belasten wolle, die Bürde müsse getheilt werden. Und so theilte er auch wirklich das römische Reich in zwei Theile, wovon er den einen behielt und den andern dem Volke überließ. Den ersten nannte man die Provinzen des Cäsar, und den zweiten die Provinzen des Volks.

Die erstern bestehen aus allen den Ländern, die eines militairischen Schutzes bedürfen. Es sind entweder Gegenden von barbarischen Völkern bewohnt und noch ungezügelten Nationen nahe liegend, oder unfruchtbare und uncultivirte, folglich schwer im Zaume zu haltende, weil sie an Allem Mangel leiden, außer an von Natur festen Punkten.

Die Provinzen des Volks enthalten dagegen friedliche Länder, die man ohne Waffenhülfe beherrscht.

Die wahre Ursache dieser Vertheilung war die, Senat und Volk ohne Einfluß und Macht zu lassen, und allein das Heer zu seiner Disposition zu behalten. Der Senat erhielt also Afrika, Numidien, Asien, welches Phrygien, Mysien, Carien und Lydien begriff, Griechenland, Epirus, Dalmatien, Macedonien, Sicilien, Creta, das cyrenaische Afrika, Bithynien und den Pontus, Sardinien und das bätische Spanien.

Dagegen waren die Provinzen des Cäsars: der übrige Theil Spaniens, Tarragonien und Lusitanien, die vier von Julius Cäsar in unserm Gallien gebildeten, nämlich Narbonensien, Aquitanien, Belgien und das beiderseitige Germanien, wovon Obergermanien die nächsten Länder an den

Quellen des Rheins, und Untergermanien die von diesem Flusse bis zum britannischen Meere liegenden enthält. Auch bekam Cäsar Cölesyrien, Phönicien, Cypern und Aegypten. Vor Kurzem tauschte er mit dem Volke Cypern und das narbonensische Gallien gegen Dalmatien; auch fielen noch andere ähnliche Verhandlungen vor.

Selbst die Regierung dieser Länder hat sich Cäsar Octavius, aber nur auf 10 Jahre, und wenn er sie früher beruhigen könnte, noch auf kürzere Zeit zur Rückgabe an Senat und Volk vorbehalten.

Aus den Patriciern werden die Gouverneurs aller Provinzen, Aegypten ausgenommen, das blos den Rittern vorbehalten, durch's Loos gewählt. Die Dauer der Verwaltung ist ein Jahr.

Die Gouverneurs, welche Senat und Volk absendet, haben kein Imperium, d. h. keine Militairgewalt, sondern blos Potestas, Civilgewalt. Daher tragen sie weder Schwert noch Kriegskleid. Sie nehmen den Namen der Proconsuln an, obgleich nur zwei Provinzen den Consularen angeeignet, die andern alle den Prätoren. Lictoren haben sie ihrem Range angemessen.

Der Kaiser behält seine Provinzen Beamten vor, die er Legaten oder Proprätoren nennt, weil man im alten Rom Kriegssendungen nur Prätoren anvertraute. Doch gilt dies nur für Italien. Wer außerhalb dieses Landes befehligt, wird Präfect oder Procurator genannt. Afrika und Asien werden Senatoren, die übrigen Provinzen Prätoriern zu Theil. Nach Gutdünken läßt er ihnen ihr Amt manchmal länger als ein Jahr, und er-

laubt ihnen Schwert und Kriegsgewand, so wie die Gewalt, über das Leben der Soldaten zu entscheiden.

Was man die Zierden einer Provinz (Ornamenta) nennt, d. h. die Freiheiten und Entschädigungen des Gouverneurs, wird jetzt in Geld abgeschätzt, und Jeder sorgt selbst für Zelte, Maulesel, Geräth. Uebrigens erhalten die Proconsuln und Curatoren eine gewisse Summe. Letztere sind die Einnehmer der Staatsabgaben; der Kaiser wählt sie aus den Rittern, selbst aus den Freigelassenen und sendet sie ohne Unterschied sowohl in seine Provinzen, als in die des Volkes.

Alle diese Veränderungen fanden 727 statt, und ganz neuerlich decretirte der Senat, daß der Kaiser die proconsularische Gewalt auch in den Provinzen des Volkes genießen, dieses Recht aber stets dem der Gouverneurs selbst noch übergeordnet sein, ja daß er es für immer behalten solle, ohne es erneuern lassen zu müssen. „Andere Nationen mögen Sklaverei erdulden; die Freiheit ist das Eigenthum des römischen Volkes." Vor kaum einem Vierteljahrhunderte sprach Cicero diese Worte auf dem offenen Forum; man sollte glauben, sie seien vor tausend Jahren gesprochen worden.

---

## Vier und dreißigster Brief.

### Die öffentlichen Straßen.

Laß mich Dir jetzt etwas über die öffentlichen Straßen schreiben. Ich that es nicht, als ich Dir meine Reise von Lutetia nach Rom erzählte, weil damals meine Kennt-

nisse darüber noch sehr unvollständig waren; jetzt kann ich aber, Dank sei es einigen kleinen Reisen in der Umgebung Roms und selbst noch weiterer, diese großen und herrlichen Werke besser würdigen.

Italien, einem großen Garten durch den Reichthum seiner Cultur vergleichbar, ist durch eine Menge Straßen aller Art durchschnitten, die man in eigentlich öffentliche, Verbindungs- und Privatstraßen unterscheidet.

Privatstraßen giebt es zweierlei, die einen gehen durch Ländereien, welchen die Servitut obliegt, einen Durchgang zu gestatten, um zu einem Eigenthume zu gelangen, die andern laufen an einer Villa aus und dienen zugleich verschiedenen Besitzthümern. Diese Privatwege nennt man Diverticula.

Die Verbindungsstraßen, Vicinales, gehen durch Ortschaften oder laufen wenigstens dort aus.

Oeffentliche Straßen (Heerstraßen) wurden ursprünglich angelegt, um das Fortkommen der Heere zu erleichtern, und behielten von daher den Namen militairische, prätorianische oder consularische. Sie sind für Rom wahre Wege des Ruhms.

Um eine solche Straße zu bauen, fängt man damit an, den Boden bis zu einer gewissen Tiefe auszuhöhlen, dann nivellirt man ihn, und ein feiner fester Sand ersetzt den Theil desselben, der weniger Halt bietet. Stößt man auf eine Schlucht oder einen Morast, so schüttet man Erde auf, um den Weg fortzusetzen. Ich habe dergleichen zu 10, 15 bis 20 Fuß Höhe und bis zu 15 bis 18,000

Länge gesehen. Brücken und Terrassenmauern werden ebenfalls dazu angewendet.

Sind alle Vorbereitungsarbeiten beendigt, so beginnt der eigentliche Bau der Straße. Diese besteht gewöhnlich aus 3 bis 4 Lagen Mauerwerk, die man Statumen, Rudus, Nucleus, summa crusta oder summum dorsum nennt, und welche eine Masse von 3 bis 3½ Fuß Stärke bilden.

Das Statumen oder der Grund wird so gelegt: zuerst eine zolldicke Lage von Kalkmörtel, und hierauf mehrere Reihen platter Steine von 10 Zoll Dicke, die mit einem sehr festen Kitte unter sich verbunden werden. Manchmal bedeckte auch noch eine zweite Lage von 11 Zoll, blos aus Steinen bestehend, diese erste.

Der Rudus ist eine Art von Lettendamm mit Mauerwerk von Füllsteinen, aus einem Mörtel bestehend, entweder mit halbzolldicken Steinen oder kleinen Steinen jeder Form, so wie Stücken Dach- und andrer Ziegel gemischt. Diesen Lettendamm stampft man nun mit Rammen, die mit Eisen beschlagen sind, recht tüchtig, und wenn er bis zu etwa 10 Zoll Höhe eingestampft ist, so bringt man den Nucleus darüber.

Auf einigen Straßen ist dieser Nucleus ein Gemisch von Kalk, Kreide und Erde, derb zusammengestampft, auf andern blos ein Mörtel von Kalk und Kies. Seine Dicke wechselt zwischen 4 und 5 Zoll bis einen Fuß. Einige Straßen entbehren auch seiner ganz.

Die letzte Lage, summum dorsum, gleichsam der Rücken der Chaussée, oder summa crusta, die Oberrinde, ist nach der Localität und Beschaffenheit der Straßen ver-

schieden. Bei einigen besteht sie aus einer Lage von stark verkitteten Kieseln, 6 Zoll dick, bei andern aus großen, platten, in unregelmäßigen Formen, oder völlig rechtwinklich behauenen Steinen. Alle öffentliche Straßen bis 150 Meilensteine [a]) von Rom, sind mit solchen Steinen gedeckt.

Die appische Straße, welche zuerst von allen großen Straßen Italiens erbaut ward, und die man daher die Königin derselben nennt, weil sie die schönste und wichtigste, ist von Rom bis Brundusium mit großen Steinen sehr harter Lava gedeckt, die sich ein wenig gegen die Mitte erheben, und fünf-, sechs- und siebeneckig sind. Die größten derselben haben 3 bis 4 Fuß im Durchmesser. Alle Fugen sind so sorgfältig aneinander gepaßt, und ihre Verbindung ist ohne ein anderes Hülfsmittel so eng, daß man es mehr für ein Werk der Natur, als der Kunst halten sollte. Obgleich seit mehr als drei Jahrhunderten — denn ihre Erbauung schreibt sich von der Censur des Appius im Jahre 442 Roms her — unaufhörlich von zahllosen Wagen und Pferden befahren und beritten, hat sie sich doch so gleich, eben und gut erhalten, als ob sie eben erst angelegt worden wäre.

Man mußte ungeheure Schwierigkeiten überwinden, um dieses große Werk zu vollenden. Die Breite dieser Straße ist bei Terracina, wo sie durch einen Felsen geht, nur 15 Fuß, bei Rom aber 26, ja mitten in den pontinischen Sümpfen 36, und mit größern oder kleinern Abweichungen an ihrem Endpunkte beinahe 60. Die engsten

---

a) 5 Stunden etwa.

Punkte haben 14 Fuß Breite für den Verkehr der Wagen, denn auf jeder Seite ist die Straße mit zwei Mauerwerken aus großen behauenen Steinen eingefaßt, welche zugleich als Stützpunkte derselben und Wege für die Fußgänger dienen. Diese Einfassungen oder Ränder (Margines) sind 12 Zoll hoch und 21 breit. Längs derselben stehen von 12 zu 12 Schritten noch etwas höhere Steine, in welche einige Stufen gehauen sind, damit man darauf in die Wagen oder zu Pferde steigen könne, so wie größere etwa 8 Fuß hohe Ecksteine von Marmor, bald viereckig, bald cylindrisch, welche von 1000 zu 1000 Schritten bis auf 100,000 von Rom die Entfernungen anzeigen.

An Militairstraßen zählt man mehr als 30, welche von allen Theilen des Reichs in Rom ausmünden und ein förmliches Netz um die Stadt bilden.

Die Erbauung und Unterhaltung derselben war vormals den obersten Beamten der Republik, den Consuln, Volkstribunen, Aedilen, vorzüglich aber den Censoren übertragen. Der öffentliche Schatz bestritt die Kosten. Manchmal wendeten aber auch jene Beamte einen Theil ihres Vermögens darauf, um sich dadurch berühmt zu machen.

In der alten Republik waren die Stellen der Curatores viarum, Aufseher der Straßen, sehr gesucht, weil man sich dadurch die Volksgunst erwerben konnte. So begann der berühmte Volkstribun Cajus Gracchus damit, und Julius Cäsar wendete ungeheure Summen an die appische Straße.

Die Communicationsstraßen werden auf Unkosten der Ortschaften, denen sie zum Nutzen gereichen, erbaut und

unterhalten. Die dortigen Obrigkeiten schreiben aus, was Jeder dazu beizutragen hat.

Während der bürgerlichen Kriege waren die großen Heerstraßen sehr vernachläßigt worden, im Jahre 727 legte daher der Kaiser mehreren Senatoren auf, sie auf ihre Kosten wiederherstellen zu lassen, und übernahm selbst die flaminische Straße, weil er ein Heer darauf führen wollte. Man errichtete ihm daher deshalb zum Andenken Bildsäulen auf den Altären der Tiberbrücke und der zu Ariminum. Später kam der Schatz den Senatoren zu Hülfe, ob der Kaiser gleich nur die Triumphatoren zu dieser Ausgabe veranlaßt hatte.

Damit mehr Personen an Staatsämtern Antheil nehmen könnten, führte der Kaiser für immer die Straßenaufseher ein, deren Anstellung bis dahin nur temporär gewesen war. Er selbst wählt sie aus den vormaligen Prätoren, und zwar 4 für die Straßen in der Stadt und 2 für die außerhalb. Jeder hat 2 Lictoren.

Roms Großartigkeit fängt auch an, sich bis auf die entlegensten Provinzen zu erstrecken. August hat eben (Jahr 749) in Spanien eine Heerstraße beendet, die von Medina nach Gades geht, und ganz neuerlich seinem Minister Agrippa Befehl gegeben, unser Gallien durch vier große Straßen zu durchschneiden, die von Lugdunum bis zum Zusammenfluß der Rhone und Saone gehen. Die eine soll über die gebennischen Gebirge [a]) nach dem Lande der Santonen [b]) und Aquitanien [c]), eine andere nach dem

a) Die Cevennen. b) Dep. der Charente und Charente inférieure. c) Gascogne.

Rheine zu, die dritte zum Ocean, durch das Land der Bellovaci und Ambiani [a]), und die vierte an die Küste von Marsilium führen [b]).

---

## Fünf und dreißigster Brief.

### Eine Hinrichtung.

Ich schrieb Dir schon davon, daß es in der römischen Bürger Gewalt stehe, sich durch freiwillige Verbannung vor Beendigung ihres Processes einem Todesurtheile zu entziehen, vergaß aber hinzuzufügen, daß es gewisse Verbrechen giebt, die unnachläßlich vorläufige Gefangennehmung nach sich ziehen, und wodurch die Schuldigen also von selbst jenes Rechts des Exils beraubt werden. Dann kann kein Mittel sie der über sie verhängten Strafe entziehen.

Gewisse Beamte, die man triumviri capitales nennt, sind mit der Vollziehung aller Hinrichtungen beauftragt. Es giebt deren verschiedene Arten: die Erwürgung, die im Stillen vollzogen wird, das Beil, die Herabstürzung und die Ertränkung, welche öffentlich sind.

Die Erwürgung wird am häufigsten angewendet.

---

a) Beauvoisis und die Picardie. b) Das Itinerarium Antonini weist aus, daß die Zahl der Heerstraßen in Italien 47 war, und alle zusammen eine Länge von 4500 Stunden ausmachten. In Spanien allein legten die Römer mehr als 7700 Meilen lang gepflasterte Wege an, und die Wege in den 6 afrikanischen Provinzen, Aegypten nicht mit einbegriffen, betrugen deren 9348 oder 4674 Stunden.

Sie geschieht im Gefängnisse selbst. Darin giebt es einen Ort, den man Tullianum nennt. Es ist eine Einsenkung in die Erde von etwa 12 Fuß, rings umher gemauert und mit gewölbter Decke. Unreinlichkeit, Finsterniß, übler Geruch machen den Zugang dazu ekelerregend und schrecklich. In diesem vom Könige Tullius erbauten Kerker erdrosselt man die wegen Hochverrath Verurtheilten. Da kamen die Mitgenossen des Cajus Gracchus um, so wie die des Catilina.

Die Strafe des Beils, welche schon in der alten Republik in Verfall kam, wurde von den Consuln, sowohl in der Stadt als bei der Armee militairisch angeordnet. Die Lictoren vollzogen sie. So kamen die Söhne des ersten Brutus in Gegenwart ihres Vaters um, so wie die des Manlius, welche gegen den Befehl ihres Vaters und Heerführers gekämpft hatten.

Die Herabstürzung dagegen ist seit der ersten Zeit Roms immer noch in Uebung. Sie besteht darin, von dem tarpejischen Felsen herabgeworfen zu werden. Dieser hohe und steile Punkt in Rom bildet einen furchtbaren Absturz, der an allen Seiten mit scharfen Felsenspitzen besetzt ist, die den Körper zerreißen oder weit hinweg schleudern.

Die Leichname der Hingerichteten werden gewöhnlich der Ehre des Begräbnisses beraubt. Man wirft sie in die Umgebungen des esquilinischen Hügels an einen Ort, der Sestertium heißt. Die aus dem Tullianum kommenden wirft man auf die Stufen der Gemoniae, wo man sie eine Zeit lang liegen läßt und dann in die Tiber stürzt. Begehren jedoch die Verwandten des Hingerichteten den

Leichnam, so überläßt man denselben ihnen meist. Der Kaiser schlägt es nie ab.

Die Ertränkung ist die schrecklichste dieser Strafen, ja, den Römern zufolge, die einzige schreckliche. Sie ist auch nur für die beiden gräßlichen Verbrechen, Eltern- mord und Vergiftung, festgesetzt.

Folge mir nun im Geiste einen Augenblick auf das Forum, und Du wirst sehen, wie alle öffentliche Hin- richtungen überhaupt mit Bezug darauf geschehen, daß diese Züchtigungen für Beispiel und Sittenbesserung um so nützlicher sind, je öffentlicher sie vor sich gehen.

Malleolus, ein junger Mann, hat seine Mutter um- gebracht. So wie der Proceß angestellt und das Verbre- chen bis zur Evidenz erwiesen ist (er hatte seine Sklaven sich dabei helfen lassen), steht der Vorsitzende des Tribunals auf, giebt das Zeichen, das Volk durch Trompetenschall zusammenzuberufen, und spricht in Gegenwart einer unge- heuern Menschenmenge, nachdem er seine weiße Toga ab- gelegt und sich dafür mit einer braunen zum Zeichen der Trauer bekleidet hat, mit feierlichem Tone, aber doch sanft und ernst, wie ein Mann, der sich einer schmerzlichen Pflicht entledigt, das Todesurtheil, welches dahin lautet: daß Malleolus, überführt, seine Mutter getödtet zu haben, in einen Sack von Büffelleder mit einem Hunde, einem Hahne, einer Viper und einem Affen eingenäht und in das tiefe Meer oder den nächsten Fluß geworfen werden soll.

Das Gesetz betrachtet einen Elternmörder als nicht mehr der Menschheit angehörend, er ist für dasselbe blos ein Einzelner, den man von der ganzen Natur absondern

muß, indem man ihm zugleich den Himmel, die Sonne, das Wasser und die Erde raubt, damit das Ungeheuer, das den Urhebern seines Daseins das Leben nahm, keins der Elemente mehr sich erfreue, welche als der Grundstoff alles Bestehenden angesehen werden. Jene Thiere werden zu ihm gesperrt, weil sie hinsichtlich ihres Charakters mit ihm die meiste Aehnlichkeit haben.

Sobald jenes Urtheil gefällt war, bemächtigten sich die **triumviri capitales** [a]) des Malleolus, banden ihm hölzerne Klötze unter die Füße, damit er die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, nicht mehr berühre, hüllten ihm den Kopf in ein Wolfsfell, das sie ihm unter dem Halse zubanden, und befestigten ihm Glöckchen am Rücken, um alle Vorübergehenden zu warnen, sich nicht durch seine Berührung zu verunreinigen. Man ließ den Verbrecher einen mit schwarzen Stieren bespannten Karren besteigen und diesen zur sublicischen Brücke fahren. Während dieser Fahrt bis zu dem Orte der Hinrichtung peitschten ihn Henker mit Ruthen von Ulmenzweigen blutrünstig, bis er dort aus Schmerz und wohl auch aus innerer Erschütterung völlig das Bewußtsein verlor.

Ich hätte nie geglaubt, daß in diesem Lande, wo man mit dem Tode spielt, die Hinrichtung eines Verbrechers so sehr die Neugierde erwecken könne. Die Menge war zahllos und vermehrte durch ihre lautlose Aufmerksamkeit nur noch das Furchtbare dieses Schauspiels. Man hörte

a) Später (774) ließ Kaiser Tiberius ein Senatus-Consultum abfassen, worin angeordnet ward, daß alle Hinrichtungen erst 10 Tage nach dem Urtheilsspruche vollzogen werden könnten.

nur die Stimme des Herolds, der von Zeit zu Zeit Namen und Verbrechen des Missethäters verkündete.

In dem Augenblicke, wo man diesen in den ledernen Sack steckte, mußte man ihn für todt halten, so bleich war er. Als man aber den Hund, den Affen, den Hahn und die Viper mit hineingethan, als diese über einander gepreßten Thiere in ihrer Wuth ihren schändlichen Gefährten selbst angefallen hatten, stieß dieser ein furchtbares Geheul aus. Man beeilte sich, den Sack zuzunähen und ihn in den Fluß zu werfen. Verdoppelt war nun das gräßliche Getös, aber bald ward es schwächer, und ein schauerliches Schweigen folgte, als der Strom, nachdem er einen Augenblick lang den Sack des Muttermörders auf seinen Wellen getragen hatte, sich plötzlich öffnete und über ihm wieder schloß, in dem Augenblicke, wo der Herold zum letzten Male wiederholte: „Malleolus, der das Leben Derjenigen geraubt hat, die es ihm gab, wird durch Entziehung der Elemente, der Urstoffe alles Daseienden, bestraft.“

---

## Sechs und dreißigster Brief.

Vom Wasser und den Wasserleitungen. — Verwaltung dieser Angelegenheiten.

Die Römer haben ungeheure Arbeiten unternommen, um sich die Massen Wassers zu verschaffen, welche zur Annehmlichkeit wie Gesundheit der Stadt beitragen. Fast fünftehalb Jahrhunderte hindurch begnügten sie sich mit dem Wasser aus der Tiber, aus Quellen und Brunnen.

Im Jahre 442 unternahmen es die Censoren Appius Claudius und C. Plautius, eine Quelle, die 7 bis 8 Meilensteine von der Stadt [a]) auf der pränestinischen Straße entfernt lag, nach Rom zu leiten. Plautius bekam den Zunamen Venox wegen des Eifers, mit welchem er die Adern (venae) dieses Wassers aufsuchte; aber da Appius so verschmitzt gewesen war, seinen Collegen zur Aufgabe der Censur zu vermögen und die seine sich bis dahin verlängern zu lassen, wo er die Quelle bis nach Rom geleitet habe, so hatte er die Ehre, der ersten Wasserleitung, welche diese Stadt besaß, seinen Namen zu geben.

Seit Appius fand ein edler Wetteifer unter den Bürgern, welche Censoren, Aedilen, ja selbst nur Prätoren waren, statt, um Rom mit so nützlichen und um so nothwendigern Denkmälern zu bereichern, da man ehemals die Luft, welche man in Rom athmete, abscheulich (infamis) nannte.

Jetzt besitzt man in Rom folgende sieben Wasserleitungen:

Die appische, von Appius, wie oben erwähnt, erbaut.

Die des Anio, vom Curius Dentatus, Censor, im Jahre 483.

Die marcische, vom Prätor Q. Marcius, 608.

Die julische und die Tepula, von Agrippa, als Aedil, 719.

Die Jungfrau (virgo), auch von Agrippa, als Aedil, 732.

---

a) 10 Kilometer 789 Meter, 2½ bis 3 Stunden.

Die alsietinische oder augusteische, von Augustus, Consul mit Caninius, 752 [a]).

Zur Zeit der Republik stand die Verwaltung der Wasserangelegenheiten den Censoren zu, und wenn es deren keine gab, den curulischen Aedilen. Seit dem ersten Aedilate Agrippa's aber, wo er auf seine Kosten alle diese fast in Trümmern zerfallenden Wasserleitungen auf's Prächtigste wiederherstellen ließ, konnte man sie ganz sein Werk nennen. Der Kaiser schuf zu Gunsten seines freigebigen Ministers die Stelle eines immerwährenden Curators

---

a) „Nach den ebengenannten Wasserleitungen wurden keine weiter erbaut, als erst zur Zeit des Kaisers Caligula, der auf Tiberius folgte, wo die bestehenden nicht mehr für den öffentlichen Bedarf und den Privatluxus auszureichen schienen. Dieser begann also den Bau von zwei neuen im zweiten Jahre seiner Regierung unter dem Consulate des M. Aquilius Julianus und P. Nonius Asprenas 789. Kaiser Claudius vollendete sie mit vieler Pracht und weihte sie im Jahre 803 an den Kalenden des Augusts ein."

„Die erstere derselben, die ihr Wasser aus den Quellen Caerulea und Curtia erhält, bekam den Namen Claudia. Sie hat nach der Marcia das beste Wasser in Rom. Das Wasser der zweiten ward Neu-Anio genannt, um sie von jener ältern zu unterscheiden, die nun auch Alt-Anio hieß." (Front. Aquaed. 13.)

Hören wir noch Plinius (XXXVI, 15.): „Hinsichtlich des Aufwandes dabei stehen alle frühern Wasserleitungen der nach, welche Caligula begann und Claudius endete. Die Quellen Curtius, Ceruleus, Anio Novus wurden 15 Stunden weit hergeleitet und so hoch gespannt, daß sie über alle Hügel Roms sich verbreiten. Das Werk selbst kostete 55,500,000 Sestertien (10,201,438 Fr.)."

der Gewässer. Nun führte Agrippa in der Verwaltung selbst eine bewunderswürdige Ordnung ein. Genaue Register wurden über alles dabei Vorkommende gehalten und eine besondere Schaar oder Familie von Sklaven bei der Wasservertheilung angestellt. Diese Familie gehört jetzt dem Volke, dem sie Augustus schenkte, welchem sie Agrippa vermacht hatte. Sie besteht aus verschiedenen Arbeitern und Aufsehern, ohngefähr 240 Mann stark. Es giebt darunter Controleurs an den Quellen, Villici; Wächter der Wasserbehälter, Castellarii; Aufseher, Circitores; Pflasterer, Silicarii; Besorger der Anwürfe, Tectores; Aquarii, welche die Einströmungen in die Wasserbehälter der Stadt beaufsichtigten; Libratores, Nivelleurs, welche die Röhren legten; Abaicher, Metitores, zu den Vertheilungen in jedes Viertel bestimmt; Punctatores, welche auf die großen in den Boden versenkten Röhren die kleinen, Puncta genannt, legten, welche in jedes Haus gingen, das sich die Erlaubniß dazu gekauft hatte [a]).

Einige dieser Sklaven blieben auf dem Lande, um schnell bei den Arbeiten zur Hand zu sein, alle andere aber bewohnten die Stadt in der Gegend der Wasserbehälter und anderer betreffenden Orte [b]). Der öffentliche Schatz trägt die Kosten dieser Familie, entschädigt sich aber dafür durch den Verkauf des Wassers, den man jährlich auf ohngefähr 250,000 Sestertien (48,708 Fr. 89 Cent.) anschlägt.

---

a) Unter Nero wurden dazu besondere Beamte, Custodes, ernannt. b) Claudius stiftete eine zweite Familie von 460 Sklaven, die den Namen Familie des Cäsar annahm, während die erste familia publica hieß. Beide wurden aus dem öffentlichen Schatze bezahlt.

Der Kaiser ernennt den Curator der Gewässer, und läßt ihn dann vom Senate bestätigen. Er hat eine Menge Unterbeamte, die alle auch aus dem öffentlichen Schatze bezahlt werden. Die Dauer seiner Amtirung ist nicht fest bestimmt, beträgt aber ohngefähr 10 Jahre.

Alle Wässer gehören dem Staate, der Kaiser und die Curatoren können nur Bewilligungen derselben machen, der Erstere unentgeldlich, von gewissen Quantitäten, die er sich vorbehielt, der Zweite gegen Vergütung mit Erlaubniß des Kaisers. Deshalb geht das Gesuch wegen jeder solchen Ablassung schriftlich an den Kaiser durch den Curator. Das erlangte Recht ist alsdann nur persönlich, keinesweges sächlich, und kann nicht vererbt werden. Nur die öffentlichen Bäder und die vom Kaiser begnadigten Besitzer erfreuen sich des immerwährenden Genusses dieses Vorrechts. So wie eine Concession vacant wird, kündigt man es öffentlich an und bemerkt es in den Registern.

Dessenohnerachtet fallen sehr viele Unterschleife vor, z. B. schon in Dem, was man fallende Wässer nennt, dem nämlich, was aus den Behältern überläuft und aus den Röhren austritt, welches Beides man durch Hülfsmittel zu bewirken sucht. Gleiches geschieht durch Einrichtung von Wasserabfällen, wozu keine Erlaubniß gegeben. Es ist dies selbst aber in Rom um so leichter möglich, weil das Ergebniß jeder Wasserleitung ursprünglich sehr wenig genau und weit unter dem Ertrage angeschlagen und eingeschrieben worden ist.

Die Wasserleitungen sind wahre Denkmäler. Die Römer mußten, um sie zu erbauen, Berge durchbrechen,

Thäler ausfüllen, Canäle an Orten, wo es an Boden fehlte, in der Höhe anlegen, so daß man in Rom und der Umgegend oft zwei bis drei Bogenreihen dazu in staunenswerther Höhe übereinander erblickt.

Alle Wasserleitungen münden in der Stadt in Behälter aus, die man Dividicula und noch gewöhnlicher Castella nennt, wo die Einmündungen angebracht sind, die aus ehernen Trichtern (Calices, Kelchen) bestehen, an welche Austheilungsröhren von gleichem Umfange bis auf wenigstens 50 Fuß Länge befestigt sind. Alle diese Trichter sind in gleicher Tiefe angebracht. Ihre Länge beträgt wenigstens 12 Zoll, und ihr Durchmesser ist dem Verhältnisse des bewilligten Wassers angemessen.

Die Röhren sind von Blei und haben einen funfzehnfach verschiedenen Durchmesser, wo denn die Wasserberechtigten sich den ihnen am angemessensten auswählen.

Mehrere Wasserleitungen ergießen, ehe sie in die Stadt gelangen, ihren Inhalt in die Piscinae, große, tiefe und offene Behälter, wo sie ihre erdigen Theile absetzen und geaicht werden. Wenn sie aus den Piscinen kommen, verbreiten sie sich in die innern Wasserleitungen, um dort vertheilt zu werden.

Reinheit und Unschädlichkeit des Wassers ist stets der Gegenstand besonderer Vorsorge gewesen. Es giebt alte Gesetze, in welchen Jedermann verboten wird, das zum öffentlichen Besten bestimmte Wasser zu verderben, und eine Strafe von 12,000 Sestertien [a]) darauf gesetzt ist. Zwei

---

a) 2385 Fr.

Bürger sind nach einem Decrete der curulischen Aedilen zur Obacht darüber angewiesen.

Noch jetzt sind die Quellen heilig und haben ihren Gottesdienst gleich den Gottheiten. Alljährlich feiert man am dritten der Idus des Octobers [a]) ein Fest, **Fontinalia** genannt, das einen halben Tag dauert, und während dessen man die Brunnen bekränzt und Kränze in die Wasserquellen wirft.

Da die Wasserleitungen fast ganz von Mauerwerk und an einer Menge Stellen unterbaut sind, so sind sie auch vielen und bedeutenden Reparaturen unterworfen. Bei nur einigermaßen wichtigen Fällen berathet sich der Curator deshalb mit berühmten Architekten und ordnet die Arbeiten danach an, die entweder durch die Pächter oder die Familie der Handarbeiter bewirkt werden müssen. Manchmal hat dies der Kaiser auf seine eignen Kosten gethan. Gewöhnlich geschieht's im Frühling oder Herbste.

Zu Zeiten der alten Republik war die Erhaltung der Wasserleitungen an Unternehmer verpachtet, von denen die Censoren, die Aedilen und manchmal selbst die Quästoren die ausgeführten Arbeiten übernahmen.

Der Theil der Wasserleitungen, welcher der Stadt zunächst, d. h. bis zum siebenten Meilenstein liegt, erfordert die hauptsächlichste Aufsicht, weil er der bedeutendste ist und weil mehrere derselben da schon mehrere Wässer in sich aufgenommen haben. Man legt daher bei Fällen längerer Baulichkeiten dort einen einstweiligen, aus mehre-

---

a) Am 13. October.

ren bleiernen Röhren bestehenden Canal an, um das Wasser ungestört in die Stadt gelangen zu lassen.

Die Wiederherstellung unterirdischer Leitungen verursachte lange Zeit um so größere Schwierigkeiten, da sie unter vieler Privatleute Besitzungen hinweggingen; auf den Antrag der Consuln Q. Aelius Tubero und Paulus Maximus verfügte daher der Senat durch einen Beschluß, daß der Staat in dieser Hinsicht unbeschränkte Freiheit der Arbeit genießen, der Eigenthümer des Grundes und Bodens aber entschädigt werden sollte. Dieselben Consuln veranlaßten auch noch einen zweiten Senatsbeschluß hinsichtlich der Erhaltung der Wasserleitungen, wodurch bestimmt ward, daß an jeder Seite der Quellen, Mauern und Gewölbe 15 Fuß frei bleiben sollten (in der Stadt und bei den unterirdischen Canälen jedoch nur fünf). Nicht einmal Bäume sollte man in größerer Nähe pflanzen, und die jetzt schon näherstehenden ausrotten. Auf Uebertretung dieser Vorschriften war eine Strafe von 10,000 Sestertien a) gesetzt, wovon die eine Hälfte dem Angeber, die andere aber dem öffentlichen Schatze gehören sollte. Die Curatoren wurden zu Richtern dabei verordnet.

Auch die Entfremdung von Wässern, Hinderungen bei ihrer Vertheilung und Beschädigung der Wasserleitungen sind durch ein besonderes Gesetz mit Strafen belegt, so daß der Thäter, wenn er wissentlich fehlte, 100,000 Sestertien b) zahlen, im entgegengesetzten Falle aber Alles wieder, wie vor, herstellen muß. Geschieht es durch einen Sklaven, büßt sein Herr für ihn.

---

a) 1987 Fr. 97 Cent. b) 19,877 Fr. 77 Cent.

Dasselbe Gesetz verordnete jedoch auch, daß es Jedem erlaubt sein solle, Wasser in den Quellen, Canälen oder unterirdischen Leitungen zu schöpfen, wenn man sich dazu nur weder eines Rades, noch eines Trichters, noch einer Maschine bedient, keinen Brunnen gräbt und nirgends eine neue Oeffnung macht.

Man sagt in Rom, daß die Wasserleitungen einer der vorzüglichsten Beweise der Größe des römischen Volkes seien. Allerdings muß man auch dieser Meinung beipflichten, wenn man diese herrlichen Denkmäler betrachtet. Um Dir nur eine schwache Idee von ihrer Wichtigkeit zu geben, will ich Dir hier blos ein Verzeichniß ihrer Ausdehnung im Raume mittheilen, wie es mir ein Unterbeamter des Curators zukommen ließ.

Die appische Wasserleitung erstreckt sich von ihrem Ursprunge bis zu den Salinen, einem ohnweit des Thores Trigemina gelegenen Orte, 11,190 Schritte weit, wovon 11,130 in unterirdischen Canälen, die übrigen 60 aber in Unterbauen oder Arkaden. Sie bekommt überdies noch Wasser aus einer andern Quelle, die durch einen unterirdischen Canal von 6380 Schritten damit verbunden ist.

Die Wasserleitung des Anio zählt 43,000 Schritte, wovon 42,779 unterirdisch und die übrigen in Unterbauen.

Die Marcia, wohin der Kaiser einen Zufluß leiten ließ, der ihre Gewässer verdoppelt, erstreckt sich im Ganzen 61,710½ Schritte weit, wovon 54,247½ unterirdisch.

Die Julia und Tepula zählen zusammen 15,426 Schritte, wovon 7000 über der Erde.

Die Virgo hat 15,510 Schritte, wovon 14,270 unterirdisch.

Die Alsietina endlich umfaßt 22,172 Schritte, wovon 358 in Arkaden.

Auch giebt es noch eine andere Wasserleitung von 800 Schritten Länge, welche der Kaiser, dessen Namen Augusta sie trägt, durch einen unterirdischen Canal bis zu der Marcia führte, um deren Wasser in trocknen Zeiten zu vermehren.

So kommen denn die Wässer, welche Rom erfrischen, durch Canäle von 15,980 Schritten in Unterbauen, und 128,606 Schritten unterirdischer Leitungen dahin, welches zusammen ein Ganzes von 166,188½ Schritten ausmacht, eine Länge von ziemlich 60 Stunden [a]).

Rechne nun zu diesen Kunstbauten noch alle Castella, die zu Vertheilung der Gewässer in Rom dienen und deren Zahl wenigstens bis auf 155 steigt, die unzähligen bleiernen Röhren zu den Privatvertheilungen, die Springbrunnen und Tränken, die schon zu der Zeit, als Agrippa Aedil war, sich bis auf 700 Tränken beliefen, von denen 365 allein in Rom, so wie auf 105 Springbrunnen, und Du kannst Dir leicht eine Vorstellung von den unermeßlichen Arbeiten machen, welche nöthig waren, um eine solche Menge Wassers nach Rom zu bringen, daß es gleichsam Ströme bildet, welche mitten durch die Stadt sich ergießen, und Du wirst meinen Enthusiasmus begreifen, wenn

a) Als die Claudia und der neue Anio noch dazu erbaut wurden, betrug die ganze Länge der Wasserleitungen 287,294 Schritte oder 107½ Poststunden.

ich Dir sage, daß kein Wunder der Welt mehr Anspruch auf das Staunen der Menschen hat.

---

## Sieben und dreißigster Brief.

### Die große Schleuse.

Ich glaubte alle Denkmäler Roms gesehen zu haben, und trat seit langer Zeit schon, ohne es zu wissen, das staunenswertheste vielleicht von allen mit Füßen, den großen unterirdischen Canal nämlich, der auf dem Foro romano anfängt, es durchschneidet, dasselbe mit dem Velabro thut, und nachdem er mehrere Einmündungen aus den benachbarten Thälern erhalten hat, sich rechts von der suburanischen Straße in die Tiber ergießt. Man nennt ihn die große Schleuse, und er sammelt die Gewässer, die in den Straßen der Stadt rinnen.

Tarquin dem Aeltern verdankt man dieses Denkmal. Er unternahm den Bau, um die in der Umgegend des Forum niedrig liegenden Ländereien auszutrocknen, und ließ das Volk daran arbeiten. Die Arbeit währte so lange und war so schwer und gefährlich, daß eine große Menge Bürger, vor Verdruß darüber, sich selbst den Tod gaben. Um diese Selbstmorde zu verhüten, erfand Tarquin ein Mittel, dessen gleichen man weder vor ihm noch nachher findet. Er ließ die Körper der Selbstmörder an's Kreuz nageln, sie öffentlich ausstellen und überließ sie dann den wilden Thieren und Raubvögeln. Diese Art nachträglicher Strafe glückte auch vollkommen; die Römer scheuten sich vor die-

ser Schande so sehr, daß Niemand sich mehr umbrachte. Von dieser dem Volke aufgelegten Arbeit ward der Canal auch die Gräben der Quiriten genannt.

Hat man die große Schleuse gesehen, so wundert man sich nicht über die Schwierigkeiten, welche ihre Anlegung in morastigem und wenig haltbarem Boden darbieten mußte. Stelle Dir einen Fluß vor, dessen Ufer durch zwei starke Mauern gebildet werden, welche ein Gewölbe tragen, das aus einer dreifachen Reihe von mit Stichhaken in einander gefügten Gewölbsteinen erbaut ist, um ihm mehr Festigkeit zu geben. Dieser Rinnsaal ist so breit, daß zwei der längsten Männer, wenn sie neben einander stünden, mit ausgestreckten Armen nicht die Mauern erreichen würden [a]). An mehrern Orten verengen ihn Wege rechts und links, um die Aufsicht zu erleichtern, sowohl über ihn selbst, als über die Menge Röhren zu den Wasserleitungen, welche auf Steinen ruhen, die auf Vorsprünge in den Mauern der Seitenwege eingeklammert sind. Alles ist aus sehr großen Bruchsteinen gearbeitet, die behauen und ohne Mörtel zusammengefügt worden. Ich habe diese Schleuse übrigens mit Agrippa selbst auf einem Boote besucht, in welchem wir von da bis in die Tiber gefahren sind.

Die Reinigung derselben ist keine geringe Sache, wie Du leicht denken kannst. Ich weiß nicht, was die neuere von Agrippa besorgte gekostet hat, aber vor 50 Jahren war es derselbe Fall, indem die Schleuse so vernachlässigt

a) Plinius und Strabo sagen, er sei so breit gewesen, daß ein beladener Heuwagen hindurch gekonnt, und Quatremère de Quincy giebt ihm 14 Fuß Breite.

worden, daß kein Wasser mehr hindurchfloß, und damals überließen die Censoren Reinigung und Wiederherstellung einem Unternehmer für 1000 Talente (5,343,679 Fr.).

Rom hat nichts Prachtvolleres vorzuzeigen, nichts, was die Größe seines Reichs mehr beurkunde, als die Wasserleitungen, die Schleusen, die Straßen und die gepflasterten Heerstraßen. Schon Cato nannte die große Schleuse Roms den cloakalischen Fluß. Aber seit Agrippa Aedil gewesen, hat sie diesen Namen erst in der That verdient. Zu Cato's Zeit konnte sie nur bei großen Regengüssen einen Strom zeigen. Agrippa aber ließ die sieben Wasserleitungen der Stadt hineinmünden, deren lebendige Wogen alle Unreinigkeiten fortführen, und hat sie dadurch zu einem schiffbaren Flusse gemacht. Von Regengüssen angeschwellt, wird derselbe manchmal von der übertretenden Tiber zurückgedrängt, und beide Ströme bekämpfen dann einander. Die Festigkeit des Werks widersteht aber allen Angriffen. Ungeheure Massen werden im Canal mit fortgerissen, ohne daß die Grundlage leidet; das Gewölbe wird durch die Trümmer von Häusern erschüttert, die vor Alter oder bei Feuersbrünsten einstürzen, denn die Schleuse geht jetzt bei dem unordentlichen Wiederaufbau der Stadt unter mehrern Privatwohnungen mit fort; Erdbeben lassen den Boden wanken und doch besteht dieses Werk noch unverändert seit Tarquin dem Aeltern, das heißt, seit mehr als siebenhundert Jahren.

---

## Acht und dreißigster Brief.

### Wahl-Comitien.

---

### Von den consularischen Comitien.

(Auszug aus Gniphons Tagebuche.)

„Ich soll Dir jetzt sagen, theurer Herr, wie viele Wahl-Comitien es giebt. Da diese Versammlungen sich unter einander sehr ähnlich sehen, so werde ich mich blos, um sie Dir zu schildern, bei den anziehendsten von allen verweilen, die man consularische Comitien nennt. Ich theile daher diesen Brief in zwei Abschnitte, in deren erstem ich von der Candidatur und in dem zweiten von den comitialischen Operationen handeln werde."

### Erste Abtheilung.

Die Candidatur.

„Für einen Bürger, der Beamter werden will, giebt es der Thatsache nach zwei nothwendige Candidaturen: die eine gesetzliche, welche die Formalitäten und Bedingungen umfaßt, welche die Gesetze fodern, um Candidat werden zu können; die andere aber die wohlwollende, welche aus dem Verein aller Anstrengungen und Hülfsmittel besteht, welche man anwendet, um sich das Wohlwollen des Volks zu verschaffen."

„Diese letztere Candidatur, die man eigentlich nur eine aushelfende nennen könnte, weil die Gesetze sie nicht anerkennen, ist in der That jetzt zur eigentlich wahren ge-

worden. Sie geschieht oft zwei Jahre vor der andern, und wird gewöhnlich mit der verschwenderischsten Freigebigkeit, mit den ungeheuersten Kosten getrieben. Feste und Spiele aller Art, oft jedem Tribus, ja selbst den Centurien der Ritter gegeben, bezeichnen sie. Das Volk ist auch so sehr daran gewöhnt, seine Gunst nur um diesen Preis zu verschenken, daß mir Cicero als etwas sehr Merkwürdiges erzählte, L. Philippus, ein angesehener, sehr verständiger Mann, sei ohne alle solche Freigebigkeiten zu den höchsten Würden gelangt, und für sich selbst gleiche Auszeichnung in Anspruch nahm."

„Was die gesetzliche Candidatur betrifft, so finden folgende Bedingungen dabei statt. Für's Erste muß man persönlich vor dem Consul erscheinen, der in den Comitien vorsitzen soll, und die Erlaubniß erhalten, seinen Namen in eine Liste einzutragen, die einige Tage offen bleibt, und zu einem gewissen Zeitpunkte geschlossen wird. Erachtet der Consul Deine Ansprüche nicht für ausreichend, so läßt er sie manchmal im Senat beurtheilen, und hält er Dich für ganz unwürdig, so schlägt er Dir es völlig ab. Doch haben manchmal, trotz dessen, Candidaten es beim Volke durchgesetzt."

„Es geschieht wohl auch, daß Einer, der die Erlaubniß des Consuls erhielt, alsdann eine Opposition unter den Volkstribunen findet, wenn er nicht durch alle Beamtenstellen hindurch ist, die zum Consulate führen, d. h. durch die Aedilenwürde, die Quästur und Prätur, nicht das von dem Gesetze vorgeschriebene Alter von 43 Jahren besitzt oder nicht geborner römischer Bürger ist."

„Auch dürfen die Candidaten mit keinem militairischen Commando bekleidet sein, müssen sich in Rom gegenwärtig befinden, und wenn sie schon consularische Functionen verwalteten, sich ausweisen, daß seit ihrem letzten Consulate 10 Jahre verflossen seien.“

„Die meisten dieser Vorschriften sind aber theils durch das souveraine Volk selbst, theils durch jene Ehrgeizigen verletzt worden, die zu verschiedenen Zeiten sich der höchsten Gewalt widerrechtlich bemächtigten. Im erstern Falle versteckte das Volk die Ungesetzmäßigkeit damit, daß es das betreffende Gesetz auf Ein Jahr abschaffte, ein Gebrauch, den man den Lacedämoniern nachmachte und den diese den Schlaf des Gesetzes nannten.“

„Ist dieses nicht der Fall, so ist Derjenige, der obige Formalitäten beobachtete, gesetzlicherweise Candidat. Dann begiebt er sich während dreier Nundinen oder hintereinander folgenden Markttagen auf's Marsfeld, um bei seinen Mitbürgern sich zu bewerben, und stellt sich an das Ende dieses Platzes auf den kleinen Berg, den man den Hügel der Gärten nennt, um sein Aeußeres sehen zu lassen, was von großer Wichtigkeit ist. Diese Bewerbungstage nennt man gesetzmäßige Tage.“

„In der Zwischenzeit gehen die Intriguen ihren lebhaftesten Gang. Ich erlebe jetzt eben ein solches Beispiel, das ich Dir doch näher beschreiben muß.“

„Uebermorgen sind die consularischen Comitien und Rom bietet den malerischsten und belebtesten Anblick dar. Alle Straßen sind voll Bürger, die aus allen Theilen des Reichs herbeigekommen sind, um ihr Stimmrecht

auszuüben. Man sieht überall nur Clienten in Bewegung, Agenten für Bewerbungen, geschäftige Patrone. Die Stadt ist in ungewöhnlicher Aufregung. Selbst die Frauen vergessen ihre natürliche Schüchternheit, laufen von Haus zu Haus, gehen zu den Morgenbegrüßungen und plagen für Verwandte, Günstlinge und Freunde die einflußreichsten und angesehensten Personen."

„Drei Mitwerber stellen sich dar: L. Lucceјus, M. Bibulus und mein junger Freund Julius Cäsar. Das sind nicht eben Viele, wenn man weiß, daß bei gewissen Comitien man wohl sieben Bewerber findet. Es ist zum zweiten Male, daß Cäsar sich um diese Stelle bewirbt, die ihm schon einmal entging. Er kommt aus Iberien, wo er Prätor war, und sein Verlangen, Consul zu werden, ist so groß, daß er, um sich nur noch zur rechten Zeit einschreiben zu lassen, auf den Triumph, den ihm der Senat zuerkannte, Verzicht geleistet hat."

„Gestern sah ich Lucceјus. Man erkennt ihn gar nicht mehr. Die Candidatur lastet schwer auf ihm. Uebrigens ist er plötzlich der höflichste und gefälligste Mensch geworden. Eine eben so große Veränderung an ihm ist seine Freigebigkeit, da er vorher geradezu geizig war. Alles das der Comitien wegen!"

„Diesen Morgen bin ich zur Salutation zu Cäsar gegangen. Lange vor Tagesanbruch war sein kleines Haus auf der suburanischen Straße mit Clienten umringt, da ich aber des Rechts des ersten Zutritts mich erfreue, so ging ich gleich an die geheime Thür, und ward vor ihn gelassen. Beim Eintreten sah ich Pompejus und Crassus

fortgehen. Ich wußte, daß sie seit langer Zeit gespannt waren, und ihre Versöhnung wunderte mich einigermaßen. Ich habe sie wieder ausgesöhnt, sagte mir Cäsar, und Bibulus, setzte er hinzu, scheint mir jetzt nicht mehr furchtbar."

„Während er so schwatzte, legte er sein weites Oberkleid ab, gab einem Kammersklaven ein Zeichen, ihn zu entkleiden, und zog blos eine Toga an, deren natürliche Weiße noch durch eine kreidende Vorrichtung erhöht worden war. Ich wunderte mich, daß er nicht wenigstens eine Tunica darunter trage. Und meine Wunden! entgegnete er lebhaft, könnte man die denn da sehen?"

„Cäsar ließ seine Toga sehr zierlich sich anpassen, ordnete seine Haare so, daß das Kahlwerden, das ihn sehr zu verdrießen beginnt, dadurch verdeckt ward, ging dann in's Atrium und trat lächelnd und heiter unter die Clienten, sprach mit aller Welt, und verweilte besonders bei den Unentschiedenen, die man mit dem Namen der Salutatoren bezeichnet, und die von Haus zu Hause gehen, um auf den Gesichtern der Candidaten deren Hoffnungen und Hülfsmittel zu lesen, und sich dann an Den anzuschließen, der die meisten Aussichten auf Erfolg hat. Er entfaltete dabei das ihm so ganz eigenthümliche Talent der vertrauten Umgangssprache und des einnehmendsten Betragens. Jeden Clienten wußte er auf die Art zu behandeln, die gerade für denselben die angemessenste war, und schien sich dadurch die Anhänglichkeit Aller zu erwerben."

„Bis zur dritten Stunde [a]) verlängerte Cäsar die Sa-

---

a) 9 Uhr Vormittags.

lutation, dann ging er auf's Forum. Seine Verwandten und vertrautesten Freunde waren ihm schon vorausgegangen. An ihrer Spitze Oppius, der schon mehrere Schriften zu Gunsten der Candidatur Cäsars veröffentlicht hatte, Gabinius, der größte Schmeichler des Pompejus, Cornelius Balbus, C. Trebatius und L. Cotta, Alle beauftragt, ihren verschiednen Tribus den Hof zu machen und für Julius bei ihnen zu werben. So bald er sich am Ende der heiligen Straße sehen ließ, gingen sie ihm entgegen und mit ihnen eine kleine heimlich gewonnene Schaar, deren Beispiel eine große Volksmasse nach sich zog."

„Cäsar fand die Bürger gut für sich gesinnt und begann also selbst um die Abstimmungen zu werben. Mehrere Nomenclatores folgten ihm, und diese Sklaven flüsterten ihm, sobald sie sich einem Bürger näherten, dessen Namen in's Ohr. Auf der Stelle grüßte er ihn, wie einen Bekannten, streckte ihm die Hand entgegen und nannte ihn, je nach seinem Alter, mein Vater oder mein Bruder, stets aber, mein bester Freund, meine sicherste Stütze am Comitientage."

„Nichts ist aber in der That geeigneter, volksthümlich zu machen, als die Nomenclatur. Ohne diese Namensnennung kann selbst das ausgezeichnetste Verdienst auf keinen Erfolg rechnen, und man hält sie für ein so mächtiges Hülfsmittel, daß man sehr geachtete Personen alle Bürger Roms bei ihren Vor- und Zunamen hat grüßen hören [a])."

---

a) Es galt überhaupt in Rom für Höflichkeit, die Leute bei ihren Namen zu nennen, und für Beleidigung, es nicht zu thun.

„So bestrebte sich denn auch Cäsar, die größte Freundlichkeit gegen Jedermann zu zeigen, verschwendete das Anerbieten seiner Freundschaft, bewarb sich mit Eifer und Energie, legte in seine durch Eleganz und Reinheit merkwürdigen Reden so vieles Feuer, so viele Kraft, daß man hätte sagen können, er spreche mit demselben Muthe, wie er kämpfe. In Dem, was seiner Natur am fremdesten war, schien er am natürlichsten sich zu benehmen, und formte seine Züge, seinen Gesichtsausdruck, seine Worte, seine Gedanken nach dem Geschmack und Gefallen Derer, die er ansprach und wären es die Letzten im Volke, die gemeinsten Personen gewesen. Ich habe ihn vielen Plebejern, die er weniger wohlgestimmt glaubte, die Hand küssen sehen, und Sklaven schmeicheln, die er für einflußreich bei ihren Herren hielt."

„Glaube aber ja nicht, daß nur Cäsar sich so benehme, o nein, dieses Betragen ist allgemein, ist unerläßlich für alle Candidaten, welche auf glücklichen Erfolg rechnen, denn das geringste Zeichen von Stolz oder Hochmuth, der kleinste, unschuldigste Scherz könnte die Wahl scheitern machen und in einem Augenblicke das Werk jahrelanger Arbeiten vernichten."

„Nachdem Cäsar nun auf diese Art das Forum nach allen Richtungen durchstrichen und fast mit allen dort Anwesenden gesprochen hatte, ging er in seine Basilica Aemilia, wo ihn eine große Menge Senatoren und Ritter empfingen. Pompejus und Crassus wanderten einen Augenblick mit ihm umher, Andere ahmten diesen nach, und Cäsar schien völlig freudestrahlend. Dieses einfache

Benehmen einiger Augenblicke ist die Art, wie Senatoren und Ritter ihr Wohlwollen für einen Candidaten bezeugen."

„Als Cäsar die Basilica wieder verließ, begegnete er seinem Mitbewerber Luccejus, redete ihn mehr als Freund denn als Nebenbuhler an und lud ihn zum Abendessen. Ich gehörte mit unter die Eingeladenen und bemerkte am Schlusse des Mahls, daß Cäsar eine Comitialangelegenheit daraus gemacht hatte. Er schlug Luccejus eine Vereinigung vor, sich gemeinschaftlich wählen zu lassen. Mich, sagte er zu ihm, unterstützen Pompejus, Crassus und alle einflußreichen Bürger. Du bist reich und weiter nichts. Gieb das Geld für die Centurien her, laß es in unserm beiderseitigen Namen vertheilen, und ich verpflichte mich, Du sollst nebst mir zum Consul erwählt werden. — Schicke zu mir, entgegnete Luccejus. Mein Vermögen steht Dir zu Dienst. Und damit ging er."

„Cäsar eilte nun auch vom Triclinio fort, begab sich in sein Schlafzimmer und ließ die Interpreten rufen, die schon lange darauf warteten. Interpreten sind Geschäftsleute der Bestechung, welche mit den Volksstimmen Handel treiben. Julius kündigte ihnen, ohne bestimmten Auftrag an, daß er freigebig sein wolle, befahl ihnen, an's Werk zu gehen, und ihm baldmöglichst Bericht abzustatten."

„Auf die Interpreten folgten die Divisores, Leute, welche in jedem Tribus damit beauftragt sind, das Volk in der Art einzutheilen, wie dieselbe durch die Art der Comitien bestimmt wird, und welche ihre Functionen dazu benutzen, die Agenten der freigebigsten Candidaten zu machen und deren Geschenke zu vertheilen. Cäsar sagte ihnen, daß

sie Lucceius neben ihm wählen lassen müßten. Anfangs wollten sie nicht daran, weil Cato und ein Theil des Senats für Bibulus sei, als ihnen aber Cäsar mit furchtbarer Stimme entgegnete, daß eben diese Schwierigkeiten ihren Muth nur noch mehr anspornen müßten, so antwortete der Divisor des Tribus Romilia, einer der geschicktesten und unerschrockensten: Nun denn, Cäsar, wenn Du 500,000 Sestertien [a]) daran wenden willst, so will ich Deinen Auftrag vollziehen. — O! ich gebe für Lucceius und mich 10 Millionen [b]), die Ihr unter Euch vertheilen könnt, versetzte Cäsar. — Diese Worte bestimmten die meisten der Divisoren, die sich nun auch verpflichteten, ihre Anstrengungen mit denen ihrer Cameraden zu vereinigen."

„Das den Divisoren versprochene Geld wird wieder in die Hände anderer Personen niedergelegt, die man Sequester nennt. Diese wurden nun auch hereingelassen, und ich erkannte unter ihnen mehrere römische Ritter. Cäsar sagte ihnen, daß in einigen Stunden das Geld bei ihnen sein sollte."

„Als ich jetzt Cäsar verließ, ging ich zu Bibulus, der auch die Güte hat, mich unter seine Freunde zu zählen. Hier bot sich eine andere Scene meinen Blicken dar. Die Basilica war voll Senatoren, Ritter und Personen des ersten Ranges. Man sah dort den unbeugsamen Cato, den Redner Hortensius, Cicero, Piso, Pontius Aquila, Epidius Marcellus, Cäsetius, Flavus, den alten Considius, den berühmten Varro, Sulpitius, der schon einmal Cäsar

---

a) 102,291 Fr. 66 Cent. b) 2,045,833 Fr. 32 Cent.

um's Consulat gebracht hatte, und eine Menge Anderer. Der ungeheuere Erfolg, den Cäsar in den Tribus und der Basilica gehabt, bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung, und Unwille, Zorn, Furcht und Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern."

„Die Nachricht, welche Varro brachte, daß zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus eine furchtbare Verbrüderung statt finde, die er mit dem Namen des Triumvirats bezeichnete, vermehrte noch den Schrecken, und Bibulus ließ zuerst die größte Angst blicken. Da trat sein Schwiegervater, der erhabene Cato, dessen Muth noch seinen Ruhm übersteigt, in die Mitte der Basilica, und rief Alle mit den kräftigsten Worten, im Namen der unsterblichen Götter, und bei drohendem Verluste Alles, was sie jetzt besäßen, Senatoren wie Ritter, zur Rettung der Republik auf."

„Diese mächtige und fast rauhe Rede des einzigen Mannes vielleicht, der die Republik wahrhaft und uneigennützig liebt, ermuthigte die Versammlung von Neuem. Jeder schlug Mittel und Wege vor, die Wahl des Cäsar oder wenigstens die des Luccejus zu hintertreiben. Ein gewisser Favonius trug zuerst darauf an, Cäsar durch eine Anklage wegen Bestechung der Stimmgebenden zu erschrecken und berief sich dabei auf die lex Aufidia und die lex Calpurnia. Cicero aber unterbrach ihn mit den Worten: Redet mir nicht von Anklage wegen Bestechung! Das wäre gerade das beste Mittel, uns selbst zu Grunde zu richten, denn solche Drohungen zeigen nur zu deutlich, daß man alle Hoffnung verloren habe, und erkälten daher

den Eifer unserer Freunde. Wer um das Consulat werben will, muß Vertrauen und Zuversicht zeigen. Ich kenne das aus eigener Erfahrung, denn man erschreckt nicht so leicht einen Mann, der den Vers des Euripides:

Wenn's einen Thron gilt, ist die Tugend nichts!

beständig im Munde führt."

„Cäsars Rath siegte. ... Was nun thun? fragten Piso, Sulpitius und Bibulus. — Cäsar nachahmen, erwiederte Cicero; aber dabei in den Schranken bleiben, welche das Gesetz uns vorgeschrieben hat. — Und was richten wir mit mäßigen Geschenken aus, während unsere Gegner das Geld aus Körben schütten? — Das ist wahr, fiel Cato ein. Weil das Volk ein Handwerk daraus macht, sich zu verkaufen, weil jeder Bürger seine Stimme wie ein Erwerbsmittel ansieht, und fast keiner mehr die Comitien besucht, ohne vorher seinen Lohn erhalten zu haben, weil die allgemeine Verdorbenheit uns es nicht verstattet, ehrbare Mittel anzuwenden, so wollen wir wenigstens Das thun, was uns Nutzen bringt. Cäsar und Lucceius erkaufen die Tribus; bieten wir mehr und wir haben sie. — Und nun ging er in der Basilica umher und sammelte von Jedem Versprechungen auf diese oder jene Summe ein. — Nun wollen wir auch, fuhr er dann wieder fort, moralische Mittel gegen Cäsar anwenden, und den ehrlichen Leuten, die noch in den Centurien unentgeldlich ihre Stimmen den Candidaten geben, welche sie am meisten achten, die offenbar schlechten Handlungen Cäsars, und die, welche man noch etwa von ihm erwarten könnte, in's Gedächtniß zurückrufen. Bibulus, Du und ich, wir wollen uns

Beide morgen auf's Forum begeben, um zu Deinem Besten bei den Tribus zu werben, und die verführerische Beredtsamkeit des Sulpicius, der uns begleiten muß, mag dabei das Beste thun."

„Damit trennten sie sich tief in der Nacht."

„Am folgenden Morgen begab ich mich zu Bibulus, um ihn auf das Forum zu begleiten. Wie wurde mir aber, als Bibulus, so wie wir die Rostra und das Comitium gewahr wurden, mich bei Seite zog und mir zuflüsterte: In den Comitien will das Volk gebeten und angefleht sein, verleiht auch seine Stimme nur Dem, der sich am zudringlichsten und demüthigsten zeigt; ich werde daher hier wohl mich selbst herabwürdigen müssen; vor Dir, Gniphon, aber möchte ich mich am wenigsten dabei sehen lassen, daher bitte ich Dich, mir nicht weiter nachzugehen."

„So sah ich mir denn das Forum nur von weitem an. Es war der Tag vor den Comitien und es bot daher ein merkwürdiges Schauspiel dar, diese drei, in weiße Tuniken gekleidete Candidaten sich mit Tausenden von Clienten umhertreiben zu sehen, die eben so viele einander gegenüberstehende Armeen zu sein schienen, und von denen jede ihren eigenthümlichen Charakter trug."

„Am Abend ging jeder Candidat von seiner Schaar begleitet wieder nach Hause, nicht um sich der Ruhe zu überlassen, sondern um seine Hülfsmittel zu organisiren und zu vervollständigen. — Am IV. der Kalenden des Sextilis (am 27. Juli) unter dem Consulate des Q. Metellus und L. Afranius, im 693sten Jahre nach Erbauung der Stadt."

## Zweite Abtheilung.

### Der Tag der Comitien.

„Ein Edict der Consuln, das an drei nach einander folgenden Markttagen veröffentlicht wird, bestimmt den Tag der Comitien, der jedoch nachher noch auf verschiedene Art verschoben werden kann. Er darf aber auf keinen Fest- noch Markttag fallen."

„Der Vorsitz dabei wird lange vor der Zusammenberufung demjenigen Consul ertheilt, den das Loos dazu bestimmt. Ist er an dem Tage in Dienstgeschäften von Rom abwesend, so kommt er auf Einladung des Senats zurück oder beauftragt seinen Collegen damit; ist dieser aber auch abgehalten, so ernennen Beide einen Dictator dazu."

„Gewöhnlich werden die Comitien im Sommer gehalten, manchmal im Quintilis oder Sextilis. Man hat sie aber auch selbst bis nach dem Beginn des nächsten Jahres verschieben sehen."

„Wenn die Comitien so weit verschoben werden, daß die Consuln zu Anfang des Jahres noch nicht erwählt sind, so giebt es Das, was man ein Interregnum nennt. Dann sorgt der Senat für die Regierung, indem er einen Interrex aus den Patriciern erwählt. Dies ist ein Beamter, dessen Gewalt, welche der der Consuln gleicht, nur 5 Tage dauern kann. Dieser versammelt die Comitien, sitzt ihnen vor und übergiebt die Regierung den erwählten Consuln. Gewöhnlich hält aber der erste Interrex die Comitien nicht, sondern überläßt die Sorge dafür einem seiner Nachfolger."

„Einmal blieb Rom 5 Jahre ohne Consuln und ward

indeß von den Volkstribunen und Aedilen regiert, die sich stets der Ernennung eines curulischen Beamten widersetzten. Ein anderes Mal blieb die consularische Gewalt 45 Tage lang in den Händen von 11 nach einander folgenden Zwischenkönigen, und neuerdings mußte man sogar das Oberhaupt einer aufrührerischen Gegenpartei erst in Verhaft nehmen, um nur die executive Gewalt bestätigt zu sehen."

„Gestern hatten die consularischen Comitien statt, wo das Volk nach altem Gebrauche stets in Centurien versammelt ist. Um die erste Stunde (6 Uhr früh) stiegen die Herolde auf Befehl des Consul Metellus auf's Capitol und die Rostern, verbreiteten sich durch Rom und verkündeten bei Trompetenschall, daß man die consularischen Comitien halten werde, und also die Buden der Geldwechsler geschlossen werden sollten und das Volk sich auf das Marsfeld begeben möge."

„Zugleich ließ man von der Spitze des Janiculus eine weiße Fahne wehen, die man stets bei ähnlichen Gelegenheiten dort aufsteckt, ein Gebrauch, der sich aus der Kindheit Roms herschreibt, als sein ganzes Gebiet sich nur etwa auf 6 Stunden im Umfange erstreckte."

„Gleich bei dem ersten Trompetenstoße begab ich mich denn auch auf's Marsfeld, welches kaum die ungeheuere Menschenmenge fassen konnte, welche aus allen Theilen Italiens herzugeströmt war. Es versteht sich von selbst, daß bis zur Ankunft des vorsitzenden Consuls die allseitigen Bewerbungen noch lebhafter und dringender waren, als je. Pompejus, Crassus und der Consul Afranius befanden sich unter Denen, die es für Cäsar thaten. Auch

die Candidaten, die jeder eine Art von Hauptquartier unter einem Zelte hielten, das sie für sich und ihre Freunde dort hatten aufschlagen lassen, waren nicht müßig. Ja, es gab sogar unter den Stimmenbewerbern einige Candidaten für Beamtenstellen, welche erst in einiger Zeit vergeben werden sollten, die aber diese Gelegenheit bereits benutzten."

„Gegen die zweite Stunde brachte man den consularischen Sessel und bald darauf kam auch Metell mit der Purpurtoga, dem Zeichen des Consulats, unter Vortritt von 12 Lictoren mit Ruthenbündeln und Beilen bewehrt. Sie neigten ehrfurchtsvoll diese vor der Versammlung, als Zeichen der Huldigung gegen die Volkssouverainetät. Ich bemerkte, wie die Gegenwart des hochverdienten Metell dem Volke Ehrerbietung einflößte. Sein Erscheinen genügte, um die Ordnung herzustellen."

„Sein Tribunal besteigend und die Liste der Candidaten ergreifend, rief er, mitten in der feierlichsten Stille: Römer! wollt ihr Bibulus, Luccejus oder Cäsar zum Consul?"

„Sogleich befahl er den Eintheilern (Divisores), das Volk in Centurien zu sondern und in jeder Centurie die Greise auf die eine, die jungen Männer auf die andere Seite treten zu lassen, um die Wahl der bevorzugten Centurie durch's Loos zu bestimmen. Die Centurie Veturia traf es. Nun richtete Metell an das Volk eine Rede, um es zu ermahnen, die Wahl nach dem Bedürfniß des Vaterlandes einzurichten, las den Senatsbeschluß, der im Voraus diese bestätigte, bezeichnete dann namentlich jeden Tribus und jede Centurie und befahl dem Herolde, sie nach einander zum Abstimmen aufzurufen."

„Sie traten nun in das kleine hölzerne Gitter, das man Septa oder Ovilia nennt, weil es dem gleicht, mit welchem man die Schafe umstellt, und gingen zur entgegengesetzten Seite wieder heraus, indem sie schnell über die schmalen Stege (Pontes) schritten, an deren Ende junge Ritter, Freunde der Candidaten, welche die Vertheiler, Distributores, machten, Jedem ein Täfelchen reichten, auf welchem der Anfangsbuchstabe des Namens ihres Candidaten stand. Am andern Ende des Steges warfen nun die Abstimmenden eine dieser Tafeln in einen langen cylinderförmigen Korb, an welchem andere Ritter standen, die das Geschäft der Wächter, Custodes, übten, damit Niemand mehrere Täfelchen hineinwerfe."

„Während dieser ganzen Abstimmung war die Versammlung sehr geräuschvoll, da die Freunde der Candidaten hier ihre letzten Bitten anbrachten, ja wohl gar auf die Stege stiegen, um zu sehen, was für ein Täfelchen in den Korb geworfen würde."

„Sobald die bevorzugte Centurie abgestimmt hatte, was sehr schnell geschah, schritten die Rogatores, die Sammler der Täfelchen, auch Freunde der Candidaten, zur Erörterung. Einige sonderten die Stimmen, andere zählten sie, noch andere bemerkten sie mit Punkten auf großen Tafeln. Als nun Cornelius Balbus, der Rogator dieser Centurie, seinen Bericht an den vorsitzenden Consul abgestattet hatte, ließ Metell durch einen Herold der gespannten Versammlung bekannt machen, daß die bevorzugte Centurie Cäsar vorgeschlagen habe."

„Unter Cäsars Anhängern erscholl sogleich ein tausend=

stimmiges Freudengeschrei und man umdrängte ihn mit Glückwünschen, denn die Zustimmung der bevorzugten Centurie ist ein so vortheilhaftes Anzeichen, daß der Candidat, welcher diese erhält, auch fast der übrigen gewiß ist. Daher spendet man auch dieser am reichlichsten, und es hat Candidaten gegeben, die dies bis zu 10 Millionen Sestertien (2,045,833 Fr. 33 Cent.) getrieben haben."

„Die übrigen Centurien stimmten fast alle zu Cäsars Gunsten, und ob er gleich dem Luccejus einige abgetreten hatte, vereinte er für sich doch mehr als die nöthige Majorität. Als die Herolde der verschiedenen Centurien (jede hat ihren eigenen) die Abstimmungen bekannt gemacht hatten, sprach der Consul Folgendes, was durch einen Ausrufer wiederholt ward: Die Centurien der Greise und jungen Männer sprechen das Consulat dem Julius Cäsar zu. — Von Neuem erscholl Beifallsgetös von allen Seiten. Ich hatte meiner Mutter diesen Morgen versprochen, sagte Cäsar, daß sie mich heute als Consul wiedersehen solle; meine Voraussagung ist erfüllt; sorgen wir jetzt für unsern Freund Luccejus."

„Unterdessen geboten die Herolde wieder Stillschweigen und riefen die Bürger zusammen, die während der Erörterung sich in den Schatten der Villa publica oder der Zelte der Candidaten zurückgezogen hatten. Die Tribus nahmen nach und nach ihre Plätze wieder ein und die zweite Wahl begann. Das erste Scrutinium zeigte, daß die bevorzugte Centurie Luccejus nannte. Da unterbrach Metell, der sich auf die Seite des Bibulus neigte, das Sammeln der Abstimmung, richtete nach Befugniß eines Rechts, dessen

sich die Vorsitzenden der Comitien jedoch nur selten bedienen, eine Rede an das Volk und erinnerte dasselbe, daß es sich durch vielseitige schon ausgebrochene und noch drohende Kriege in einer sehr bedenklichen Lage befinde, und die heutige Wahl daher von der größten Wichtigkeit sei. Diesen Umständen nach müsse sie sich auf Consuln richten, deren Kriegsfertigkeit den berühmtesten Helden gleiche, auf Männer, die im Stande seien, das Vaterland zu vertheidigen und Diejenigen zu bewältigen, die es angreifen. Cäsar habe Ansprüche darauf gehabt, aber Lucceius? welches wären die seinen? wer kenne dessen Talente? Ja, Metell wendete sich sogar an Lucceius selbst mit den Worten: Du hast nie etwas Großes im Kriege vollbracht; ernennt das Volk Dich zum Consul, so wird es fast nöthig, noch einen Dictator zu erwählen. Du mußt selbst wünschen, daß man Dir nicht eine Last auflege, welche zu ertragen Du nicht im Stande bist."

„Lucceius erklärte nun voll Heftigkeit, daß er nicht zurücktreten werde, und bat seine Freunde um so dringender, ihn nicht zu verlassen. Einige Schreier erhoben sich gegen Metell, dieser ordnete aber ganz ruhig an, daß die Centurie, welche schon gestimmt habe, dies noch einmal thun solle, und nun sprach sich diese für Bibulus aus, worauf die andern Centurien ihrem Beispiele folgten."

„Als Bibulus proclamirt worden, trugen Schreiber den Erfolg und den Gang des Geschäfts in die öffentlichen Register ein. Metell wiederholte nochmals die Namen der Neuerwählten und richtete dann ein feierliches Gebet an die Götter, worin er sie anflehte, diese Wahl dem Staate

zum Besten gereichen und die neuen Consuln in ihrem Amte nur ein Unterpfand des Glücks und Segens finden zu lassen."

„So war die siebente Stunde (1 Uhr Nachmittags) herbeigekommen, da erklärte Metell die Comitien für beendigt und befahl, die Fahne vom Janiculus hinwegzunehmen."

„Ehe noch die Versammlung auseinanderging, bestiegen die ernannten Consuln die Septa und richteten jeder eine Danksagungsrede an das Volk. Dieses antwortete durch tausendstimmigen Beifall und vereinte sich, als dieselben das Marsfeld verließen, in zahllosen Schaaren mit den Freunden und Clienten, welche sie nach Hause führten. Beim Capitole vorüberkommend, bestiegen es die Neuerwählten, um den Göttern Dank darzubringen. Sie hätten diese auch zugleich um Bescheidenheit anflehen sollen, denn schon war Stolz und Verachtung an die Stelle der vorigen Demuth und Milde getreten."

„Als der arme Luccejus den Sieg seines Mitbewerbers bekannt machen hörte, ergriff ihn dies so sehr, daß er Krämpfe bekam oder sich wenigstens so stellte. Ein gewöhnlicher Kunstgriff der durchgefallenen Candidaten. Metell errieth ihn und schickte ihm seine Lictoren zu, die ihn bald wieder zu sich brachten, indem sie ihm mit ihren Bündeln drohten. Er schlich sich dann inmitten einer kleinen Anzahl von Freunden still nach Hause."

„Am andern Tage begab ich mich zeitig zu der S a l u t a t i o n Cäsars und Bibulus, um ihnen meine Glückwünsche zu wiederholen. Ganz Rom schien sich zu Cäsar zu drängen. Das ganze Haus hatte ein festliches An-

sehen, und im Atrio waren die Bildnisse seiner Vorfahren mit Lorbeeren bekränzt."

## Dritte Abtheilung.

Bestechungen und Gewaltthätigkeiten bei den frühern Comitien. — Ueber die jetzigen Comitien.

Ich füge dem Briefe unsers berühmten Landsmannes noch eine dritte Abtheilung bei, damit Du die ehemaligen Comitien Roms ganz kennen lernest. Ehemals gaben die Bürger ihre Stimme durch Zuruf ab, was der Freiheit der Abstimmung sehr nachtheilig, da führte der Tribun Gabinius, um sie ganz unabhängig zu machen, im Jahre 685 den Gebrauch ein, mit Täfelchen es zu thun.

Im folgenden Jahre setzte das calpurnische Gesetz sehr strenge Strafen gegen die Bürger fest, die sich bestechen ließen.

Noch fünf Jahre später ließ Cato dem Senate sein Edict geben, wornach alle durch Comitien erwählte Personen selbst sich vor Gericht stellen und die Mittel beschwören mußten, welche ihnen die Wahl verschafft, so sehr nahm man bereits eine allgemeine Bestechung an.

Im Jahre 692 erschien das aufidische Gesetz, welches sonderbar genug Diejenigen nicht bestrafte, welche dem Volke Geld versprochen, sondern nur Die, welche es wirklich gegeben hatten.

Das sonderbarste Gesetz vielleicht gegen diese Pest der Käuflichkeit, und auch das erste von allen war das, welches der Volkstribun Pätilius gegen das Ende des vierten Jahrhunderts Roms gab. Das Verbot an die Candida-

ten, während dieser Tage ihre Toga nicht weiß auffärben zu lassen, stellt die Bestechung gewissermaßen in ihrer ursprünglichen Unschuld dar. Welcher Schritt von da bis zu den blutigen Gewaltthaten, die seit der Zeit des C. Gracchus die Comitien befleckten! So wünschte z. B. Pompejus wieder mit Crassus Consul zu werden. Alles war gegen ihn. Was verschlägt das ihm? Er will, er will mit Ernst. Das Schrecken muß ihm zu Hülfe kommen. Seine Mitbewerber lassen sich auch wirklich abschrecken, nur Einer nicht, L. Domitius. Was thut da Pompejus? Keine Rivalität duldend, entschließt er sich, diesen hartnäckigen Nebenbuhler zu morden. Mörder werden von ihm gedungen und in Hinterhalt gelegt, und als Domitius vor Anbruch des Tages sich auf's Marsfeld zu den Comitien begiebt, tödtet man zuerst den Sklaven, der ihm die Fackel vorträgt, dann greift man ihn selbst an, verfolgt ihn, verwundet mehrere seiner Begleiter und nöthigt ihn, mit den Seinigen sich in ein benachbartes Haus zu flüchten, wo man sie belagert hält, bis des Pompejus und Crassus Wahl zu Stande gekommen.

Und doch waren es diese Beiden, die gleichsam mit bitterm Hohne die Strafen gegen Stimmenkauf schärften. Pompejus publicirte nämlich einige Jahre darauf, wo ihn der Senat zum alleinigen Consul ernannt hatte, ein Gesetz, vermöge dessen Jeder berechtigt war, die öffentlichen Beamten wegen ihrer Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen, und ließ es sogar noch auf 20 Jahre zurückwirken. Noch später arteten die Comitien zu wahren Schlachttagen aus, und das Forum war nicht selten mit Blut benetzt, so daß

der Ausdruck, Schlacht der Comitien, dessen sich die Römer bedienen, niemals schrecklichere Wahrheit enthielt, als in unsern Tagen.

Doch was spreche ich von unsern Tagen? Unwillkürlich setze ich Gniphon fort, und vergesse, daß es keine Republik mehr giebt. Nichts ist jetzt einfacher, ruhiger, friedlicher, als die Comitien oder vielmehr dieses Scheinbild von Comitien, denn seit der Dictatur Dessen, den man den göttlichen Julius nennt, finden diese Versammlungen nur noch dem Namen nach statt, indem der Senat diesem Alles hingegeben hat. So bestimmte er denn auch, daß der Mann, dem er eben die Dictatur auf 10 Jahre überlassen, von da an allein über alle Beamtenstellen und Ehren, welche das Volk bisher ertheilt, verfügen solle! Dieser „Halbgott" stellte sich jedoch bescheiden und erklärte, daß er, das Consulat ausgenommen, die Besetzung aller andern Beamtenstellen mit dem Volke theilen wolle.

Was das Consulat betraf, so schaltete der Dictator damit nach Wohlgefallen und zeigte selbst gegen diese hohe Würde eine Gleichgültigkeit, die an Verachtung gränzte. Er gab eine recht deutliche Probe dafür, als er, nachdem er Besitz davon genommen, gegen allen bisherigen Gebrauch und ohne durch ein Senatusconsult dazu autorisirt zu sein, während er von Rom abwesend, sie vor Ablauf des Jahres wieder niederlegte und an seine Stelle den Q. Fabius und C. Trebonius ernannte. Als Fabius am Tage vor den Kalenden des Januars starb, berief er die Comitien, um Rebilus Caninius ernennen zu lassen, der um die siebente Stunde (1 Uhr Nachmittags) sein Amt

antrat, und es am folgenden Morgen wieder aufgeben mußte.

Nach Cäsar machte es das Triumvirat nicht besser, denn es schuf Consuln schichtweise und nur für einige Monate. Daher der Unterschied der großen und kleinen Consuln, von denen jene zuerst mit dem Consulate bekleidet waren, diese ihnen nach und nach während der übrigen Zeit des Jahres substituirt wurden.

Octavius gab sich darauf den Schein, als wolle er das alte Recht der Comitien wiederherstellen. Er bestimmte harte Strafen auf Bestechungen, und um der Verführung der beiden Tribus, denen er angehörte, des fabischen und scaptiensischen, desto sicherer vorzubeugen, ließ er jedem am Comitientage 1000 Sestertien (198 Fr. 80 Cent.) auszahlen. Auch stimmte er in einem Tribus als bloßer Bürger ab.

Einige Male übte das Volk noch seine Freiheit bei den Comitien unter ihm aus, jedoch nur in dessen Abwesenheit; aber auch dieses hörte gänzlich auf, als er die Gewohnheit einführte, jedesmal, wenn er sich von Rom auf einige Zeit entfernte, im Voraus die nächsten Beamten zu bezeichnen. Das Volk verfiel wieder in die vorige Lethargie und hatte nichts dagegen, daß man ihm die Wahl vorschrieb, welche man ihm zu überlassen schien, so daß es das Consulat ohne Murren die Beute von den allerunbedeutendsten Personen werden sah.

---

Tiberius befahl mit einer Frechheit der Tyrannei, die sein finsterer Charakter doch außerdem zu vermeiden schien,

daß das Volk keine Consuln mehr erwählen solle; daß der Senat allein die Comitien vorstelle; daß es weder Candidatur noch Bewerbung mehr gebe; daß die Senatoren nur unter vier von ihm selbst, das heißt, durch seinen Liebling Sejan, vorgeschlagenen Candidaten wählen sollten. Die einzige Spur der alten Sitte war nur noch die öffentliche Bekanntmachung der Gewählten. Ein Wort genügt, mein lieber Induciomares, um Dir einen Begriff von der tiefen Erniedrigung zu geben, in welche dieses Gaukelspiel von Comitien die erste Beamtenstelle Roms gestürzt hat; man kann jetzt nur noch durch Sejan zum Consulate gelangen, zu Sejan aber nur durch Verbrechen.

---

## Neun und dreißigster Brief.

Gesetzgebende Comitien. — Comitien nach Tribus. — Ueber Abfassung der Gesetze.

(Auszug aus Gniphons Tagebuche.)

„Ich will Dir, lieber Herr, jetzt das römische Volk zeigen, wie es seine gesetzgebende Gewalt ausübt. Dies ist auch in der That die einzige Art, wie es Antheil an der Regierung nimmt, denn alle seine Entscheidungen sind Gesetze. Diese aber theilen sich in drei Gattungen: eigentliche Gesetze, Privilegien und Volksbeschlüsse (Plebisscita.).“

„Ein Gesetz ist ein allgemeiner Befehl des Volks, der alle Bürger angeht.“

„Das Privilegium ist ein besonderes Gesetz für

Einzelne (lex priva). So ist z. B. das Gesetz, welches dem Pompejus die oberste Gewalt übertrug, ein Privilegium, ebenso das wegen Cicero's Rückberufung, wegen des Clodius Mord u. s. w. Solche Gesetze können nur in den Comitien nach Centurien vorgeschlagen werden."

„Das Plebisscitum, der Volksbeschluß, ist ein allgemeines, auf den Vorschlag der Tribunen, durch die Plebejer, nicht aber durch das Volk gegebenes Gesetz. Das Volk begreift alle Classen der Bürger in sich, die Plebejer nur den Theil des Volks, der nicht zu den Senatoren oder den patricischen Familien gehört. Daher lehnten auch die Patricier bis zu Anfang des vierten Jahrhunderts die Plebisscita ab, weil sie ohne ihre Mitwirkung gemacht worden."

„Jede dieser drei Gattungen führt den Namen und die Standesbezeichnung des Beamten, der den Vorschlag machte, manchmal auch den des Gegenstandes, den es enthält. So lange sie nur noch im Project vorhanden und nicht angenommen sind, heißen sie Rogationes. Eine Rogatio muß wenigstens drei Markttage öffentlich und wörtlich ausgestellt bleiben. Diese Feierlichkeit nennt man die Bekanntmachung, Promulgatio. So lange sie dauert, nehmen die Urheber derselben die Bemerkungen aller Bürger an, die ihnen dergleichen machen wollen, ändern das Project und entsagen ihm manchmal ganz. Die Promulgation ward 655 durch die lex Caecilia Didia gesetzlich vorgeschrieben."

„Der Tag der Discussion wird im Voraus angekündigt. Hier entwickelt der vorschlagende Beamte, In-

ventor, die Vortheile seiner Rogation und läßt diese dem Volke durch einen Schreiber oder Herold vorlesen. Macht nur ein einziger Volkstribun eine Einwendung dagegen gleich bei Eröffnung der Comitien, so kann das Vorlesen nicht stattfinden und man setzt die Versammlung aus. Im Gegentheil wird die Berathung nach der Recitatio eröffnet."

„Hier steht denn das Wort zuerst auf den Rostris den einfachen Bürgern vor den Beamten zu, damit es um so unbefangener bleibe. Die Volkstribunen behalten ihr furchtbares Veto aber immer fort, und können sich dessen bis zum letzten Augenblicke, bevor die Annahme proclamirt worden, bedienen."

„Die Freiheit, welche alle Bürger besitzen, hier mitzusprechen, artet freilich manchmal in Mißbrauch aus, und man hat Beispiele, daß die Comitien auf diese Art mehrere Tage hindurch verlängert worden sind."

„Um jede Ungewißheit zu vermeiden, wird das Gesetz, ehe man zur Abstimmung schreitet, noch ein zweites Mal verlesen und dann läßt der Vorsitzende abstimmen, indem er spricht: Bürger, begebt Euch in Eure Tribus oder Centurien, wenn's beliebt. Die Art der Abstimmung ist dieselbe, wie bei den consularischen Comitien, nur die Täfelchen sind verschieden und jeder Abstimmende erhält deren zwei, eins für die Annahme, worauf die Buchstaben U. R., das heißt uti rogas (wie Du's begehrst) stehen, das andere für die Zurückweisung, das mit A. (antiquo, ich verwerfe) bezeichnet ist."

„Ist nun die Rogation Gesetz geworden, so wird dieses mit einer Menge neuer Förmlichkeiten, deren kleinste

Vernachlässigung eine Nullität hervorbringen kann, abgefaßt, in eherne Tafeln gegraben und mit eisernen Nägeln an die Mauern der Tempel und öffentlichen Plätze befestigt, wo es für immer verbleibt. Außerdem legt man auch noch eine Abschrift im öffentlichen Schatze nieder."

„Jeder Beamte kann ein Gesetz vorschlagen und man bedient sich dieses Rechts als Hülfsmittel des Ehrgeizes. Besonders waren es die Volkstribunen, diese ewigen Aufreger des Staats, welche noch einmal so viele Gesetze vorschlugen, als die übrigen Beamten zusammen, und dreimal mehr als die Consuln! Ja, die berüchtigten agrarischen Gesetze, welche Rom bis auf den tiefsten Grund erregten, rühren alle mit zwei bis drei Ausnahmen von den Volkstribunen her. Auch alle frumentarischen Gesetze, wegen Getreidevertheilungen unter das Volk, sind ihr Werk."

„Durch diese Leichtigkeit, Gesetze zu veranlassen, ist ein Chaos in der Gesetzgebung selbst entstanden, aus dem nur, wie ein Pharus, die unsterblichen Gesetze der 12 Tafeln, noch jetzt die Grundlage alles öffentlichen und Privatrechts der Römer, hervorleuchten. Vergebens versuchte man gegen Ende des sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts hier Schranken zu ziehen und gab deshalb die Gesetze Aelia und Fusia, welche Cicero Wälle und Stützen der öffentlichen Ruhe nennt; aber es war schon zu spät, und sie mußten sich nach wenig Jahren theils Abrogationes, wodurch man sie abändert, theils Subrogationes, wodurch man etwas Neues hinzufügt, theils Derogationes, wodurch man sie ganz einfach und unumwunden durch eine Abrogation unterdrückt, gefallen lassen."

„Es ist ein merkwürdiger Zug, daß man gerade in den ruhigsten Jahren der Republik die wenigsten Gesetze gab, dagegen dies in den unglückseligsten und empörtesten am meisten der Fall war. Das Jahrhundert, in welchem wir leben, zählt daher deren fast das Doppelte von dem aller vorhergehenden Jahrhunderte zusammen. Und was für Gesetze! Meistentheils agrarische und frumentarische, um das Volk zu gewinnen, dieses blinde Werkzeug aller Ehrgeizigen."

„Man kann also wohl sagen, daß die fast allen Beamten überlassene gesetzgebende Gewalt Das gewesen ist, was der Freiheit am meisten geschadet hat, und daß alle Unterdrücker der Republik auf legalem Wege zur Tyrannei vorgeschritten sind. So thaten Marius, Sylla, Pompejus und Cäsar; und machte sich nicht dieser Letztere dadurch, daß er sich gesetzmäßig erst die Präfectur, dann das Consulat, dann den Befehl und die Kriegsleitung in Gallien verschaffte, so mächtig, daß er sich dann nicht mehr scheute, den Rubicon zu überschreiten, um die freiheitmörderische Hand an sein Vaterland zu legen?"

---

Diese Unruhen, diese Gewaltschritte sind aber nicht blos den letzten Zeiten der Republik eigen, auch vom dritten Jahrhunderte Roms an ging das Gesetz, als der Volkstribun Publicius Volero den Vorschlag that, die Wahl aller plebejischen Beamten in den Comitien durch Tribus anzustellen, nur nach blutigen Auftritten zwischen den Tribunen und Consuln, den Patriciern und Plebejern durch, und dieses bejammernswerthe Schauspiel erneuerte sich seit-

dem oft, so daß fast jedes nur einigermaßen wichtige Gesetz im eigentlichen Wortverstande mit dem Degen in der Faust erobert werden mußte. Auch sah man zuletzt stillschweigend die Comitien nur wie eine Schlacht an, und die Besiegten ergaben sich drein und hielten das Gesetz für gut und dauernd, sobald es nur einmal angenommen war.

Dies, mein lieber Induciomares, über die ehemaligen gesetzgebenden Comitien, denn heut zu Tage ist der Kaiser der einzige oberste Gesetzgeber.

---

## Vierzigster Brief.

Von der Gerechtigkeitspflege.

---

### Erste Abtheilung.

Privatgerichte. — Prätoren und ihre Unterbeamten. — Verfahren vor dem Prätor.

Die Verwaltung der Justiz theilt sich in Privat- und öffentliche Gerichte. Erstere sind für Sachen, welche blos die Bürger unter sich angehen und bei denen Gewohnheits-, manchmal sogar willkürliches Recht zum Grunde liegt; letztere beziehen sich auf alle öffentliche, durch besondere Gesetze bezeichnete Verbrechen.

Unter den Königen richtete das Volk, nach besonderer Vergünstigung derselben, auch über Privatsachen. Nach Vertreibung der erstern erhielten die Consuln dieses Recht und behielten es anderthalb Jahrhunderte. Als jedoch Roms Macht riesenhaft anwuchs, konnten diese es nicht

mehr ausüben, und der Senat schlug also selbst vor, dieses Geschäft einem besonders dazu unter dem Namen Praetor ernannten Beamten zu übergeben. Das Volk willigte ein und ließ auch geschehen, daß die Prätur ein blos patricisches Amt sei, obgleich damals (389) das Consulat selbst Plebejern zugänglich ward. Neun und zwanzig Jahre später wurden aber auch die letztern zur Prätur gelassen.

Bei immer steigendem Flore der Republik reichte auch dieser Eine Beamte nicht mehr aus. Die Stadt wimmelte von Fremden. Für diese allein ward also dem Prätor noch ein College zugesellt. Dies geschah 510. Nun nannte man den einen Prätor den städtischen (urbanus) und den andern den fremden (peregrinus). Beide wurden in Comitien nach Centurien erwählt, und erst alsdann entschied das Loos über ihr Geschäft, wie über ihren Rang, denn man nannte den städtischen Prätor den großen.

Seitdem hat man aber auch noch, um die Geschäfte, für welche selbst diese zwei nicht mehr genügten, zu beschleunigen, dem städtischen Prätor das Recht ertheilt, sich durch Bürger vertreten zu lassen, denen er sein Amt überträgt. Diese können jedoch nur für eine einzelne und bestimmte Streitsache ernannt werden. Doch sind dem Prätor auch hier gewisse Beschränkungen auferlegt.

Die Gerechtigkeitspflege ist jedoch auch nicht allein den Einsichten des städtischen Prätors anheimgestellt. Man hat ihm bald zehn, bald hundert Räthe zu Beiständen gegeben. Diese sind bleibend und bilden zwei Gerichtshöfe, wovon der eine die Zehnmänner (Decemviri), der andere

die Hundertmänner (Centumviri) heißt. Er selbst wählt nun nach Beschaffenheit des Falles den Gerichtshof, den er dazu für geeignet hält, führt dabei lediglich den Vorsitz und fällt das Urtheil nach dem Gutachten der Richter, ob er gleich, um das Ansehen zu haben, als urtheile er allein, dieses nur in seinem eignen Namen ausspricht.

Das Decemvirat sowohl als das Centumvirat, wozu drei Bürger aus jedem Tribus von diesen selbst erwählt werden, und das folglich aus 105 Personen besteht, haben ohngefähr gleichen Rang, denn auf der einen Seite werden zwar die wichtigsten Sachen vor den Centumvirn verhandelt, auf der andern aber berufen die Decemvirn den Rath zusammen und führen die Oberleitung in jeder der vier Abtheilungen, aus welchen er besteht und die der Prätor einzeln oder vereint auffordern kann.

Diejenigen Sachen, die der Prätor vor sich selbst zur Entscheidung bringen läßt, werden causae cognitionis, Sachen, von denen er selbst Kenntniß nimmt, genannt. Die andern benennt man mit den Namen der Art von Richtern, an welche sie abgegeben worden, und die entweder Arbitres (Schiedsrichter), oder Judices (Richter), oder Recuperatores (Wiedererwerber) sind.

Vor den Schiedsrichter gelangen Sachen, die nach der natürlichen Billigkeit (bona fides) sich entscheiden lassen. Hier giebt es keine Formeln noch Gesetze, sondern das Gefühl des Rechts und der Billigkeit entscheidet.

Dagegen fällt der Richter sein Urtheil nach strengem Rechte. Er muß sich genau an die Thatsache und an den Inhalt der Formel halten, die ihm der Prätor gab.

Angelegenheiten, welche das Eigenthum betreffen, sind den Recuperatores vorbehalten. Das Eigenthum nimmt den ersten Rang im geselligen Verhältnisse ein, bei Streitigkeiten darüber genügte es also nicht an Einer Person, man unterlegte sie mehrern. Doch lassen auch Arbitri und Judices sich meist Freunde, besonders Rechtsgelehrte beistehen, die man dann Consiliarii nennt, da sie keine gesetzliche Stellung dabei haben.

Alle drei müssen in einer bestimmten Zeit ihren Vortrag an den Prätor machen, der dann, als Erwählter des Volks, das Urtheil spricht und die Vollziehung anordnet.

Den Prätoren liegt es aber auch ob, nicht nur die Gesetze anzuwenden, sondern, wo diese schweigen, auch die Lücke derselben auszufüllen. Das Gesetz der 12 Tafeln ist die Basis ihrer Gerichtspflege, da dieses aber nicht überall ausreicht, hat man es ihnen zugestanden, selbst ein ergänzendes Recht zu schaffen, damit die Gerechtigkeit nicht zu verstummen brauche. Sie müssen dies jedoch in eine Art Edict zusammenfassen, und ehe sie ihre Stelle antreten, es dem versammelten Volke vortragen. Gewöhnlich nehmen sie dabei das Edict ihrer Vorgänger nur mit unbedeutenden Abänderungen an. Jedoch war es nicht immer so, und im Jahre 686 wurde ihnen durch ein Gesetz eingeschärft, während der ganzen Dauer ihrer Prätur dem Rechte nachzugehen, das sie beim Antritt ihres Amtes aufgestellt hatten. Seitdem nennt man das Edict des Prätors edictum perpetuum [a]), um seine wenigstens jährliche Dauer zu bezeichnen.

---

a) Das eigentliche edictum perpetuum ward erst im Jahre

Der städtische Prätor hat sein Tribunal auf dem Comitium. Dort hält er unabänderlich seine Sitzungen, die man in postulationes und cognitiones eintheilen kann, denn bald richtet er selbst, bald giebt er blos Richter.

Die streitenden Parteien stellen sich beide vor ihm ein. Der Kläger macht da den Beklagten mit seinem Anspruche, so wie mit der Klagart (actio), die er zu Erlangung seines Rechts erwählen will, bekannt. Nun entscheidet sich der Beklagte, ob er dem Kläger Genüge leisten oder den Streit beginnen will, wo denn im letztern Falle der Prätor dem Gegner das Klagrecht gegen ihn zugesteht. Diese Formel wird sogleich niedergeschrieben, und der Kläger liest sie dem Beklagten vor oder giebt sie ihm, damit dieser seine Vertheidigung vorbereiten könne. Manchmal führt er auch blos den Gegner vor das Album, wo man das Edict des Prätors liest, um ihm darauf die anzustellende Klage zu zeigen.

Hat der Beklagte keinen Vertheidiger, so muß ihm der Prätor einen zuweisen.

Dieses erste Erscheinen ist blos vorbereitend, und es wird den Parteien nun ein Tag bestimmt, wenn sie wieder erscheinen sollen. Doch muß der Beklagte Caution wegen seines Erscheinens zu dieser angesetzten Zeit leisten. Kann er das nicht, so wird er in's Gefängniß gesetzt. Die Bürgen für ihn nennt man vades und ihr Versprechen vadimonium, weil der Beklagte dadurch die Erlaubniß er=

---

132 nach Christi Geburt von Salvius Julianus auf Befehl des Kaisers Hadrian zusammengetragen.

hält, sich zu entfernen, vadendi. Das Wiedererscheinen ist gewöhnlich auf den zweiten Tag bestimmt und heißt daher comparendinatio.

An diesem Tage, den man auch den des Erkenntnisses, cognitio, nennt, läßt der Prätor die Parteien namentlich durch einen Herold citiren. Nun trägt der Kläger abermals seine Klage vor und ersucht den Prätor, sie entweder selbst vor sein Tribunal zu ziehen, oder es nach Beschaffenheit der Sache einem Andern zu übertragen. Das Letztere muß jedoch der Beklagte erst annehmen, da er das Recht hat, diese abgeordneten Richter zu verwerfen.

Sobald der Richter anerkannt, müssen beide Parteien Bürgschaft leisten, daß sie sich dem Urtheil unterwerfen wollen. Läßt sich einer durch einen Procurator vertreten, muß dieser auch Sicherstellung leisten. Die Parteien erlegen nun eine gewisse Summe. Wer gewinnt, nimmt sie zurück, die Summe des Verlierenden aber wird für den öffentlichen Schatz confiscirt und zu heiligen Zwecken angewendet, daher sie sacramentum heißt.

Jetzt erst beginnt der eigentliche Rechtsgang, contestatio, wo die Streitenden ihre Angelegenheit dem Richter mit allen nöthigen Beweisen auseinandersetzen, und wenn nicht besondere Umstände eintreten, so wird der Proceß noch an demselben Tage entschieden. Die Audienz fängt stets mit dem Eide vor Gefährte, juramentum calumniae, an, aber auch der Richter schwört, nach Gesetz und Gewissen zu urtheilen. Zeugen oder Beweisgegenstände werden nun vorgebracht.

Haben die Verhandlungen den Richter nicht hinreichend

überzeugt, so erklärt er dies durch einen Eid und enthält sich der Sentenz. Dann ernennt der Prätor einen andern Richter, vor dem die Sache von Neuem verhandelt wird.

In Privatsachen handelt sich's stets nur um eine Verurtheilung in Geldwerth, sei es nun Eigenthum oder was sonst, und es giebt keine anderen Zwangsmittel gegen den Beklagten, der dem Urtheile nicht nachkommt, als persönliche. Dreißig Tage werden dem Verurtheilten daher bewilligt; ist aber während dieser Zeit der Sentenz nicht Genüge geleistet worden, so überläßt der Prätor nach dem Zwölftafelngesetze dessen Person dem Gläubiger, welcher ihn dann in's Gefängniß werfen oder in Fesseln legen kann, bis er durch Geld oder Arbeit befriedigt worden.

Niemand darf sich weigern, vor Gericht zu erscheinen. Ist dies der Fall, so hat nach den zwölf Tafeln der Kläger das Recht, den Beklagten selbst zu ergreifen und ihn mit Gewalt vor den Richter zu führen. Doch muß er dies vor Zeugen thun, die er deshalb am Ohrläppchen zupft und dazu auffordert. Dies gilt jedoch nur von Bürgern; bei Dieben, Sklavenhändlern und andern Personen dieser Gattung bedarf es solcher Formalitäten nicht. Kranke und Schwache können verlangen, daß der Kläger ihnen einen unbedeckten Wagen schicke.

Der Beklagte, der nicht auf die Vorladung antwortet, verliert seinen Proceß. Das ist überhaupt die Strafe für jeden Proceßführenden, der nicht erscheint. Der Prätor decretirt gegen ihn einmal und zum zweiten Male mit einem Zwischenraume von mindestens 10 Tagen, und erscheint er dann nicht, so giebt er der sich einfindenden Partei Bescheid des Gewinnens.

Dieses findet jedoch nur statt, wenn die Abwesenheit nicht gesetzlich entschuldigt ist; doch auch da muß man früher oder später auf die Ladung antworten. Dies gilt selbst bei Beamten, deren Stellung ihnen nicht das Recht giebt, einen Bürger vorzuladen oder ergreifen zu lassen. Blos die obersten Beamten, welche Lictoren haben, sind unverletzlich, so lange sie ihre Stellen bekleiden.

Auch hinsichtlich der Zeugen haben die römischen Gesetze die größte Vorsorge getroffen, und besonders bestimmen die Zwölftafelngesetze darüber. Falsche Zeugen werden gleich den größten Verbrechern mit dem Tode bestraft.

Von jeher waren die Römer für die Gerechtigkeitspflege leidenschaftlich eingenommen, und ordneten, als das größte Zeichen öffentlicher Trauer, bei großen Unglücksfällen des Staats, die Suspension derselben an, was man ein **Justitium** nannte. Die Prätoren durften keine Nacht außerhalb Roms bleiben, und bestochene Richter wurden gleich falschen Zeugen bestraft.

Die letzte Garantie ist noch die, daß keine Sache zum ersten Male unwiderruflich abgeurtheilt wird. Man kann sie noch einmal bei dem andern Prätor oder vor den Consuln anbringen, die jetzt auch Recht zu sprechen pflegen.

Ich kann diesen Brief nicht enden, ohne vom Kaiser Augustus zu sprechen, der es auch nicht unter seiner Würde hält, sich in denselben Rang mit den Consuln und Prätoren als Richter zu stellen. Mit vielem Eifer giebt er sich der Rechtspflege hin, und ich habe ihn manchmal seine Audienzen bis in die Nacht verlängern, sie selbst durch Krankheit nicht unterbrechen, und ihn von seiner Sänfte

aus vor seinem Tribunale Recht sprechen, oder auch die Parteien vor sein Bett kommen lassen sehen. So begiebt er sich auch in Person zum Tribunal des Prätors, um seinen Freunden beizustehen, oder auch blos Zeugniß abzulegen, die Beleidigungen nicht achtend, welchen ihm manchmal diese letztere Rölle aussetzt. Man verdankt ihm verschiedene Anordnungen, um die Gerichtspflege unparteiischer und schneller zu machen. So hat er eine vierte Decurie von Richtern geschaffen, in welche man bei geringerm Census zugelassen wird, welche man die Decurie der Zweihundert nennt, und die über Streitigkeiten wegen kleinerer Summen richtet. Auch hat er, um das Verfolgen der Verbrecher zu fördern und die Dauer der Processe abzukürzen, so eben dreißig Tage, welche bis hierher Festen gewidmet waren, dem Kalender hinzugefügt. Doch hat er der Reihe nach jeder Decurie ein Jahr Vacanzen, und die Unterbrechung der gewöhnlichen Geschäfte im October und November bewilligt, aber nur, um die Bürger zur Uebernahme des Richteramtes dadurch geneigter zu machen.

---

Tiberius hat die Reformen seines Vorgängers beibehalten und nur in der Art, die Prätoren zu wählen, die Neuerung eingeführt, daß dies der Senat thut, wie dieser auch die Consuln wählt. Uebrigens hat er eine neue Einrichtung erdacht, die der Asyle nämlich, in der sich sein ganzer Charakter ausspricht. Die Tempel füllen sich nun mit ausgearteten Sklaven, zahlungsunfähigen Schuldnern und Verbrechern, und es giebt keine Obrigkeit, die sie von dort hinwegweisen könnte, weil das Volk in sei-

nem Aberglauben die Götter zu vertheidigen meint, indem es diese Leute beschützt. Selbst in Griechenland und allen römischen Besitzungen sind diese unverletzlichen Zufluchtsorte des Verbrechens geöffnet.

---

## Ein und vierzigster Brief.

Von der Gerechtigkeitspflege.

---

### Zweite Abtheilung.

Oeffentliche Gerichte. — Von der richterlichen Gewalt. — Richterliche Comitien.

Zuerst standen die öffentlichen Gerichte, judicia publica, nur den Königen, dann den Consuln zu. Letztere blieben aber nicht lange in deren Besitz, denn da Valerius Publicola im ersten Jahre der Freiheit die Berufung auf's Volk eingeführt hatte, so raubte er dem Amte, mit dem er selbst bekleidet war, das Recht, auf unwiderrufliche Weise eine Verurtheilung auf Leben und Tod gegen einen Bürger auszusprechen. Dies war der Ursprung der richterlichen Comitien, comitiae judiciales, die stets nach Centurien gehalten werden.

Das Volk zeigte sich weniger eifersüchtig auf sein gerichtliches, als auf sein Wahlrecht, denn oft ließ es sich durch Richter vertreten, die es blos für Einen Fall wählte, und die man judices parricidii nannte, Richter des Mordes, nach dem allgemeinen Sinne, den man mit diesem Worte verband. Hatte es Vertrauen in seine Consuln, so ernannte es diese zu Quästoren oder überließ deren

Ernennung dem Senate, der nun wieder die Wahl auf die Consuln und Prätoren richtete, sehr selten aber ausdrücklich noch einen Dictator ernennen ließ.

Die Einrichtung der Comitien nach Tribus gab dem Volke Gelegenheit, seine richterliche Gewalt zu erweitern. Vorher hatte es nur das Recht, in peinlichen Sachen zu richten, die eine Todesstrafe nach sich zogen, und zwar in den Comitien nach Centurien, jetzt aber erhielt es in denen nach Tribus auch das Recht der öffentlichen Gerichte über Sachen, wo es sich nur um eine Geldstrafe handelte. Jene blieben jedoch Eigenthum der Centurial-Comitien.

Früher war Seiten des Volks die Uebertragung der richterlichen Gewalt lediglich in dessen Belieben gestellt, so wie aber mit einreißender Sittenverderbniß auch die Verbrecher häufiger wurden, ward es unmöglich, das Volk so oft zu versammeln, und man ernannte daher Quaesitores. Da aber auch dies zu oft wiederholt werden mußte, kam man auf den Gedanken, eine bleibende gerichtliche Behörde zu ernennen, die aus den Bürgern erwählt werde, denen es ihre Lage und Vermögen verstattete, sich mit öffentlichen Angelegenheiten, ohne zu großen Nachtheil für sich selbst zu beschäftigen, und ertheilte der Classe der Patricier das immerwährende Richterrecht. Das Volk behielt sich nur das Gericht über das Verbrechen der Staatsverrätherei (crimen perduellionis) vor, und die Revision der Urtheile, von denen man an dasselbe appellirte. Doch hatte diese Revision auch wieder blos durch Uebertragung mittelst eines Tribunals statt, das cognitio extraordinaria hieß und in den Comitien erwählt ward.

Nun verfaßte man eine Zusammenstellung der am häufigsten vorfallenden Verbrechen, und organisirte demgemäß zu Anfange des siebenten Jahrhunderts vier immerwährende Tribunale, von denen das erste über Majestätsverbrechen, das zweite über unredliche Bewerbungen, das dritte über Concussionen, das vierte über das Peculat richtete. Man gab ihnen den Namen immerwährender Quästuren.

Das Verbrechen des Peculats ward durch bösliche Verschwendung des Staatsvermögens begangen, Concussionen dagegen durch erzwungene Leistungen von Unterthanen. Schon 5 Jahre vor jenen andern, nämlich 604, ward diese Quästur errichtet, so nothwendig hatten sie die furchtbaren Mißbräuche der Gouverneurs der Provinzen gemacht.

Die steigende Sittenverderbniß vermehrte die Zahl der immerwährenden Quästuren, und Sylla bildete wenige Jahre nachher noch drei neue, um über Meuchelmorde, Vergiftungen und Verfälschungen zu richten. Später ernannte man noch andere für Bestechungen der Richter, Vatermord, und öffentliche oder Privatgewaltthätigkeiten. Doch stehe ich nicht für die Richtigkeit dieser Liste, weil die Quästuren durch so viele von Parteien herrührende Gesetze umgeändert wurden, daß man nur schwer einen Leitfaden darin finden kann.

Alle immerwährende Quästuren wurden von ihrem Beginne an von Prätoren geleitet, welche ein Jahr in Rom bleiben mußten, ehe sie sich in ihre Provinzen begaben. Als mehr Tribunale sich vorfanden denn Prätoren, nahm man seine Zuflucht zum städtischen und fremden Prä-

tor, oder wählte aus den ehemaligen Aedilen eine Art von Stellvertretern der Vorsitzenden, die man judices quaestionis (Richter des Falles) nannte, und die, ohne Beamte zu sein, doch alle Functionen eines Quästors ausübten. Oft war auch der judex quaestionis nur das erste Mitglied des Tribunals, das dem Vorsitzenden beistand.

Diese oberste Leitung der immerwährenden Quästuren ist auch ohngefähr die einzige Spur der Volksgewalt, die man noch in den Tribunalen bemerkt. Selbst die Liste der Richter entwirft jetzt alljährlich der städtische Prätor zu Anfang des Jahres. Sie ist in Decurien eingetheilt, die einen für die öffentlichen, die andern für die Privatgerichte, und das Loos bezeichnet die Decurie, aus welcher man während des ganzen Jahres die Richter für dieses oder jenes Tribunal nehmen soll.

Das Recht des Richteramtes wird nach mannichfachen Schicksalen jetzt von der Classe der Senatoren und Ritter ausgeübt. Es besteht aus 4000 Bürgern, welche vier Decurien bilden. Vor Kurzem noch zählte man deren nur drei.

Jede Quästur oder Tribunal hat seine besondere Gerichtsverfassung, welche durch das Gesetz seiner Bestallung geordnet worden, das zugleich auch die Zahl der Richter und der Zeugen, die man produciren kann, die Strafen und selbst die den Beklagten verstatteten Beweismittel bestimmt.

---

## Zwei und vierzigster Brief.

Gesetzgebende Comitien nach Curien. — Adoptionen.

Unter den römischen Gesetzen giebt es eins, welches die Erlaubniß ertheilt, seine Familie zu wechseln und das eine erdichtete Kindschaft hervorbringt, indem es so viel als möglich die wirkliche nachahmt und alle ihre Vortheile gewährt. Die Veränderung der Familienstellung geschieht durch eine Feierlichkeit, welche man Adoption nennt.

Es giebt deren zwei Arten: Adoption im eigentlichen Sinne und Arrogation. Die erstere bezieht sich auf Kinder, die noch in väterlicher Gewalt sind, die andere auf einen bereits selbstständigen Bürger. Jene geschieht zu Rom vor dem städtischen Prätor und in der Provinz vor dem Gouverneur derselben, diese bedarf der Zustimmung des Volkes, daher auch ihr Name, der von rogare, bitten, abstammt, weil das Volk deshalb gebeten werden muß. Frauen und Bevormundete können daher nie arrogirt werden, Erstere weil sie nicht das Recht der Comitien haben, Letztere weil ihre Vormünder nicht das Recht besitzen, sie fremden Händen zu übergeben.

Der Adoptirte steht nur im verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Gliedern der Familie, in welche er eintritt, keinesweges zu denen, die nur durch Verbindung ihr angehören. Daher vertritt z. B. die Ehefrau eines Adoptirenden nicht Mutterstelle bei dem Adoptirten ihres Mannes, aber dieser wird dagegen Bruder der legitimen und natürlichen Tochter seines Adoptivvaters und darf diese also nicht ehelichen.

Der Unterschied zwischen Adoption und Arrogation entspringt aus der Unbeschränktheit der väterlichen Gewalt. Die Zustimmung des Sohnes ist so wenig zu seiner Adoption in eine neue Familie nothwendig, daß man sie gar nicht von ihm verlangt. Ja, noch mehr, wenn ein Familienvater sich selbst arrogiren läßt, so geht all sein gegenwärtiges und zukünftiges Besitzthum mit vollstem Rechte auf den Adoptirenden über, und seine Kinder kommen, indem sie Enkel desselben werden, dadurch in dessen Gewalt. Der Zustimmung des Volkes aber bedarf es zu einer Arrogation, weil ein Bürger, da er nicht allein sich selbst, sondern dem ganzen Staate angehört, die Zustimmung seiner Mitbürger erhalten muß, um seinen Stand zu verändern und seine Freiheit zu Gunsten eines neuen Vaters aufzugeben.

---

## Drei und vierzigster Brief.

### Von den Testamenten.

Da ich einmal im Zuge bin, von den Vorrechten des Volks und den Fällen, wo es einschreitet und sie ausübt, zu sprechen, will ich auch der Testamente oder letzten Willen der Bürger gedenken, obgleich dabei, wie bei den Adoptionen, das Königsvolk mir dieses nur der Form nach zu sein und blos durch einige Personen repräsentirt zu werden scheint.

Romulus theilte die Ländereien seines kleinen Staats unter seine Bürger. Aus dieser Theilung stammen die Gesetze Roms über die Erbfolge her. Ihr Zweck war der, das Werk der Vertheilung der Ländereien unter die Fami-

lien aufrecht zu erhalten, folglich Vermögen und Rang jedes Bürgers die Basis der gesetzlichen Ordnung des neuen Staates. Man trieb die Genauigkeit in dieser Beziehung so weit, daß man, um die Möglichkeit solcher Vermögensänderungen zu vermeiden, bestimmte, Heirathen sollten die Familienrechte nicht verändern, und Mann und Frau stets dem Gesetze nach als Mitglieder zweier verschiedener Familien angesehen werden. Es gab also nur zweierlei Gattungen von Erben: die Kinder und alle lebende Abkömmlinge unter der väterlichen Gewalt. Erstere waren ohne Unterschied des Geschlechts Kinder des Mannes und also seine Erben; aus demselben Grunde aber konnten sie ihre Mutter nicht beerben, noch diese sie, weil dies die Güter einer Familie in eine andere übergetragen hätte.

Da die Erbfolgeordnung durch ein politisches Gesetz bestimmt worden, so konnte ein Einzelner dieses nicht durch Privatwillen abändern, und also in der ersten Zeit Niemand testiren. Weil dieses aber sehr hart schien, so erfand man einen Ausweg und erlaubte, über sein Vermögen in den Comitien nach Curien zu bestimmen. Das Volk mußte oberster Richter bleiben.

Um den im Felde stehenden Bürgern, welche wegen ihrer Entfernung diesen Weg nicht einschlagen konnten, gleiche Rechte zu ertheilen, konnten diese vor einigen ihrer Cameraden das thun, was sie vor dem Volke außerdem hätten thun müssen. Dies nannte man Testamente in procinctu, unter dem Harnisch, in der Kriegskleidung, wie man eben in's Treffen geht. Gegen das Ende der alten Republik verlor sich aber dieser Gebrauch.

Das Zwölftafelngesetz schaffte die ursprünglichen Verordnungen über die Testamente ab, und erlaubte jedem römischen Bürger, der Familienvater, über sein Vermögen nach Willkür zu testiren. Statt der fünf Classen des römischen Volks, die bei den Comitien thätig sein sollten, brauchte man nur fünf mündige, mit dem römischen Bürgerrechte versehene Zeugen. Da sie die Stelle jener Classen vertraten, nannte man sie Classici.

Diese Art der Testamente ist jetzt die einzige übliche. Man nennt sie Testamente durch Emancipation, und sie werden in derselben Art vollzogen, wie die Adoptionen. Man nimmt an, der Testator verkaufe seine Familie, d. h. seine Erbschaft, an Den oder Die, welche er zu seinen Erben erwählt hat. Dieser Verkauf geschieht in Gegenwart von Zeugen, und es erscheint auch der Libripens dabei, um die Zahlung zuzuwiegen.

Alle Testamente haben in ihrer Abfassung die Form der Gesetze beibehalten, welche ihre ursprüngliche war; so sagt oder schreibt man z. B.: Ich verordne, daß der und der mein Erbe sei.

Im Jahre 584 ward ein Gesetz von dem Volkstribun Voconius Saxa durchgesetzt, nach welchem Frauen für unfähig erklärt wurden, mehr als 100,000 Sestertien (20,458 Fr. 33 Cent.) als Legat zu erhalten. Dieses Gesetz besteht zwar auch noch jetzt, aber man hat ein Mittel gefunden, es durch einen Privatvertrag, welchen man Fideicommiß nennt, zu umgehen. Man setzt nämlich einen Erben ein, wie ihn das Gesetz begehrt, und bittet ihn, die Verlassenschaft an eine Person zu überlassen, die sie gesetzlicherweise nicht erhalten konnte.

Ein anderer Mißbrauch, welcher aus der Freiheit zu testiren entstanden, ist die Speculation auf die Testamente. Die Römer schreiben nämlich ihr Testament schon ziemlich frühzeitig nieder und vermachen darin ihren Freunden größere oder geringere Legate, und es wird sogar eine Ehre darein gesetzt, unter diesen zweiten Erben mitzustehen. Sagt man doch, daß dem Kaiser solche Legate jährlich 2 Millionen Sestertien (409,166⅔ Fr.) eintrügen, und rühmte sich doch Cicero am Ende seines Lebens, stets so viele Freunde besessen zu haben, daß die Summe ihrer für ihn bestimmten Legate 20 Millionen Sestertien (4,091,666 Fr. 66 Cent.) überstiegen. Alles dieses reizte die Habgier nicht wenig. Die reichen Leute wurden der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt der Erbschleicher, und beluden nun ihre Testamente mit einer solchen Menge von Legaten, daß oft den natürlichen Erben nicht das Mindeste übrigblieb.

Im Jahre 714 machte daher der Volkstribun P. Falcidius diesem Mißbrauche ein Ende durch ein Gesetz, welches den natürlichen Erben wenigstens den vierten Theil des Nachlasses zusicherte.

Eine Gattung testamentarischer Freigebigkeit, der man nie hat Grenzen setzen wollen, ist die von Vermächtnissen an das Volk. Unter vielen Beispielen will ich nur das des Julius Cäsar anführen, der ihm seine Gärten hinterließ und außerdem noch 300 Sestertien (61 Fr. 41 Cent.) für jeden Bürger. Agrippa that noch ganz neuerlich dasselbe mit seinen Gärten und Bädern, eine gewisse Geldsumme ungerechnet.

---

## Vier und vierzigster Brief.

Von der Religion und ihren Dienern.

Wollte man nach der Menge ihrer Götter einen Schluß auf die Frömmigkeit der Römer ziehen, so würde man vielleicht auf der ganzen Erde kein gottesfürchtigeres Volk finden. Sie haben Götter für jedes Alter, für jede Leidenschaft, für jedes Gefühl, für die ganze Natur; sie haben deren so viel, daß ihre Stadt einem Olymp gleicht und man leichter darin einen Gott als einen Menschen finden würde. So giebt es z. B. eine Reihe von Gottheiten für persönliche Beziehungen: Vitumnus und Sentinus verleihen dem Kinde Leben und Gefühl im Schooße der Mutter. Nun wird es geboren: Ops steht ihm bei; es lallt: Vaticanus öffnet ihm den Mund; Ruminia reicht ihm die Brust; Potina giebt ihm zu trinken; Educa zu essen; Cunina wacht über seiner Wiege und Ageronia über seinen Bewegungen.

Es wird größer: Juventas begleitet den Jüngling; Barbatus läßt ihm den Bart sprießen; Stimula den Reiz des Verlangens empfinden; Volupia lehrt die Lust; Numeria das Zählen; Camöna den Gesang; Strenua macht ihn kräftig; Consus flößt ihm guten Rath ein, und Jugutinus waltet bei seiner Heirath vor.

Selbst die gleichgültigsten Handlungen haben ihre Gottheiten. Statulinus wacht über Denen, welche stehen, Adonea über Denen, die kommen, und Abonea über Denen, welche gehen.

Und die Götter der Häuser: Forculus ist der der

Thüren, Limentius ist der der Schwellen, und Cardea die Göttin der Angeln.

Gehen wir auf's Feld, so finden wir es eben so reich mit göttlichen Beschützern gesegnet: Rusina steht den Feldern vor, Collatina den Hügeln, Vallonia den Thälern, Stercilinus dem Dünger, Sator den Saaten, Sarritor dem Jäten.

Man hielt eine einzige Göttin für die Ernte nicht für ausreichend und bestimmte also, daß Seja dem gesäeten, noch unter der Erde befindlichen Korne, Segetia aber dem, das zur Ernte reif, und Tutelina dieser selbst und dem Einbringen des Getreides sich widme. Ja, sie suchten noch Proserpina auf für das Keimen des Korns, Nodotus für die Knoten des Stengels, Volutina für die Einhüllung der Blättchen, und Patelena für die Entwickelung dieser Blättchen, um die Aehre herauszulassen, Hostilina für den Bart der Aehre, Flora für deren Blüthe, Lacturcia für die Verwandlung des Korns in Milch, Matura für die Reife und Runcina für das Mähen.

So vermehrte sich denn die Zahl der Gottheiten aller Art bis auf 6000, unter denen man 300 Jupiters zählt. Um nur etwas Ordnung in diese Menge zu bringen, haben die Römer sie in große und kleine Götter, Dii majorum gentium und minorum gentium getheilt.

Der großen Götter giebt es 12. Jupiter, König des Himmels, Juno, Königin, seine Gemahlin, Minerva, Göttin der Weisheit, Vesta, Göttin des Feuers, Ceres, Göttin des Ackerbaues, Neptun, Gott des

Meeres; Venus, Göttin der Liebe und Schönheit; Vulkan, Gott des Feuers; Mars, Gott des Krieges; Merkur, Gott der Beredtsamkeit und des Handels; Apollo, Gott der Dichtkunst, Musik und Arznei; und Diana, Göttin der Wälder und der Jagd. Man nennt diese Götter auch Consentes, weil sie den Rath (Consilium) Jupiters bilden.

Nach ihnen kommen die auserwählten Götter, an Zahl acht: Saturn, der Gott der Zeit; Janus, der Gott des Jahres; Rhea, die Gemahlin Saturns und Göttin der Erde; Pluto, der König der Hölle; Bacchus, der Gott des Weins; die Sonne, der Mond und Genius.

Die Götter geringerer Ordnung, theilen sich in Indigetes, zu Göttern erhobene Menschen, welche Götter des Landes geworden sind, und in Semones oder Semihomines, halb Götter, halb Menschen.

Die vorzüglichsten Indigeten sind: Herkules, Castor und Pollux, Aeneas, unter dem Namen von Jupiter indiges, und Romulus, unter dem des Quirinus.

Die vorzüglichsten Semonen sind: Pan, Faun und Silvan, Götter der Hirten; Pales, Göttin der Heerden; Vertumnus, Gott der Jahreszeiten; Pomona, Göttin der Gärten und Früchte; Flora oder Chloris, Göttin der Blumen; Terminus, Gott der Grenzen; Robigo, Göttin des Rosts; Fascinus, Gott der Zaubereien; Averruncus, der die Unfälle abwendet; Vacuna, Göttin der Ruhe und Vacanzen; Laverna, Göttin der Diebe; Mephitis, Göttin der schlechten Ge-

rüche; Cloacina, Göttin der Schleusen; Hymen, Gott der Ehen.

Unter die Semonen zählt man auch alle Nymphen, Gottheiten der Gehölze, Berge, Meere, Flüsse und Quellen, die Richter der Unterwelt, und endlich alle Gemüthsbewegungen, aus denen man Gottheiten gemacht hat, wie Frömmigkeit, Glauben, Hoffnung, Schaam, Ehre u. s. w. oder selbst Laster und Unglücksfälle, wie Furcht, Blässe, Fieber u. s. w., die größtentheils Tempel in der Stadt haben.

Zur Zeit des Romulus verehrte man die Götter in Masse und beschränkte sich darauf, ihren Willen zu befragen, indem man gewisse Zeichen und natürliche Voraussagungen beobachtete, die man für von ihnen gesendet hielt.

Numa stiftete Opfergebräuche für jede Gottheit. Diese Art von Doppelcultus machte zwei verschiedene Classen von Priestern nothwendig, die einen für die Gebräuche des Gottesdienstes, die andern blos zur Auslegung des göttlichen Willens, durch alle Arten von Vorausverkündigungen veröffentlicht.

Die erstere Classe umfaßt die Pontifices und Flamines, erstere, Diener der Götter im Allgemeinen, letztere, einer Gottheit insbesondere.

Die zweite besteht aus den Auguren und Aruspices.

Kein Priesteramt ist ein ausschließliches Eigenthum irgend einer Classe, alle Bürger können dazu gelangen. Die Pontifices, Augures, Quindecemviri und Septemviri epulonum bilden vier Collegien, ebenso

die verschiedenen Flamines, die Curiones, Feciales und Vestalen mit einbegriffen.

Die allgemeine Aufsicht über Alle steht dem Senate zu, der über die Erhaltung der alten Gebräuche wacht, über die Zulassung oder Verwerfung neuer Gottesdienste entscheidet, und alle außerordentlichen religiösen Feierlichkeiten anordnet.

## Erste Abtheilung.

### Von den Pontificibus.

Die Pontifices wurden von Numa gestiftet. Er bildete ein Collegium daraus, das er beauftragte, über alle Streitigkeiten der Einzelnen, der Beamten und der Priester in religiösen Angelegenheiten zu richten, Gesetze zu geben, über die heiligen Ceremonien, die nicht niedergeschrieben oder allgemein üblich waren, die Oberaufsicht über alle Beamte und Würden zu führen, die das Recht besaßen, gottesdienstliche Functionen zu verrichten, und darauf zu sehen, daß keine Verstöße gegen die geheiligten Gesetze begangen würden. Ferner müssen sie das Volk unterrichten, zu Anfang jeden Monats den richtigen Zeitpunkt der Idus bekannt machen und Anweisung in den Begräbnißgebräuchen geben. Alle Widersetzlichkeit gegen ihre Befehle richten und bestrafen sie selbst.

Ihren Namen haben sie davon, daß sie besonders zum Dienste der allmächtigen Götter (Potentes) bestellt sind. Ihr Collegium besteht aus neun Mitgliedern, den Vorsitzenden einbegriffen, den man pontifex maximus nennt. Die acht andern werden zur Hälfte aus den Pa-

triciern, zur Hälfte aus den Plebejern genommen. Doch nennt man die erstern **große**, die andern **kleine** Pontifices.

Der oberste Pontifex (maximus) erhielt von Numa als Geschäft die Oberaufsicht über alle angenommene Opfergebräuche; er bestimmte den Tag und den Tempel, wo sie geschehen sollten, die Wahl der Opfer und die dazu anzuwendende Summe. Selbst die in dem Innern der Familien anzustellenden Opfer wurden seiner Aufsicht unterworfen. Auch frug man ihn über alle Wunderzeichen um Rath.

Noch jetzt hat der oberste Pontifex dieselben Geschäfte beibehalten, die Wunderzeichen ausgenommen, welche vor die Auguren und Aruspices gehören. Von ihm hängen alle Priester im Allgemeinen ab und auch die Priesterinnen der Vesta, die er auswählen muß. Er gleicht darin sehr dem Oberhaupte unserer Druiden. Auch darin findet sich Aehnlichkeit, daß er und alle andern Priester vom Kriegsdienste befreit sind. Dagegen kann er zugleich das Consulat, das Censoramt und jede andere städtische Magistratur verwalten, aber nicht Gouverneur einer Provinz werden, weil er wegen der Opfer Italien nie verlassen darf. Er wohnt in einem Hause, das ihm der Senat miethet und welches immer für Jedermann offen bleibt.

Sonst ward das oberste Pontificat durch das Priestercollegium selbst verliehen und von diesem dem Würdigsten ertheilt, im Jahre 649 aber nahm ein Volkstribun Namens Cn. Domitius, der darauf gerechnet hatte, seinem Vater im Pontificate nachzufolgen, aber nicht gewählt worden war, dies so übel auf, daß er ein Gesetz durchsetzte, wodurch er diesem Collegio das Recht der Wahl in so weit

entzog, daß es künftig blos Candidaten vorschlagen durfte, aus denen das Volk dann in den Comitien nach Tribus selbst wählte, und damit jener nicht zu wenig seien, mußte ihre Zahl wenigstens die Hälfte der Pontifices im Amte betragen. Sylla schaffte dies Gesetz ab und gab den Pontificibus ihre frühern Rechte zurück; im Jahre 690 ließ es aber ein anderer Volkstribun, Labienus, wieder aufleben und so besteht es noch heute.

Die Stelle des obersten Pontifex giebt den Eintritt in den Senat und ist ebensowohl lebenslänglich als unwandelbar, wie es selbst Octavius in dem Falle mit Lepidus bewährte.

Jetzt ist der Kaiser oberster Pontifex und allem Anscheine nach wird diese Stelle immer dem Oberhaupte des Reichs gehören. Hatte doch auch schon Romulus sich Alles vorbehalten, was den Dienst der Götter betraf, und Numa bestellte sich selbst zum obersten Pontifex.

## Zweite Abtheilung.

### Die Auguren und Aruspices.

Man unternimmt kein nur einigermaßen wichtiges öffentliches Geschäft, ohne vorher den Willen der Götter durch gewisse geheiligte Gebräuche, die man Augurien oder Auspicien nennt, um Rath zu fragen. Die Augurien werden nach dem Gesange der Vögel, ab avium garritu, die Auspicien nach Beobachtung ihres Flugs, ab ave spicienda, entnommen. Es giebt noch ein drittes Mittel, den göttlichen Willen zu erforschen, nämlich aus den Eingeweiden der Opferthiere, was man auch ausdehnungsweise mit jenem Namen belegt.

Diese prophetischen Berathungen, die so alt sind als Rom selbst, werden von zwei Priesterclassen besorgt, die man Auguren und Aruspices nennt.

Die Auguren wurden von Romulus eingesetzt, der für jeden seiner Tribus einen bestimmte. Numa vermehrte ihre Zahl bis auf 5. Dann stieg sie auf 9 und jetzt besteht das Collegium der Auguren aus 15 Mitgliedern.

Bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts blieb das Augurat ausschließlich bei den Patriciern, dann aber öffnete ein Volksgesetz auch den consularischen Plebejern oder Triumphatoren das Priesterthum, und sie wurden, wie beim Pontificate, je zur Hälfte zugelassen.

Die Könige waren die ersten Auguren und ernannten zu diesem Priesterdienste. Später füllte das Collegium derselben selbst die in ihm entstandenen Lücken aus. Dies währte bis zum domitianischen Gesetz, das auch die Wahl der Auguren regelte.

Krieg, Frieden, Wahl aller Beamten, Gesetze und oft auch die Gerechtigkeitspflege hängen von den Comitien des Volkes ab. Da nun die Auguren das Recht besitzen, diese Versammlungen zu hindern oder aufzulösen, indem sie erklären, daß sie den Göttern nicht angenehm, so kann man kühn behaupten, daß die Auguren gleich Königen des römischen Staats, vorzüglich der ehemaligen Republik anzusehen sind. Die neue Ordnung der Dinge hat freilich auch ihre Macht sehr verringert.

Im Kriege, wo manchmal auch Auspicien nöthig, sind die Generale selbst berechtigt, zu diesem gottesdienstlichen Act zu schreiten. Deshalb befinden sich im Gefolge

der Heere eine Menge Hähne, die man heilige Hühner nennt, und die im Falle der Noth zu Auspicien dienen müssen, da vielleicht im dringenden Augenblick keine Vögel sich zeigen könnten. Man setzt dann vor den Käfig dieser Hühner eine Quantität Backwerk, die man offa pultis nennt, und wenn sie sich nun recht gierig darüber werfen, davon beim Fressen Einiges auf die Erde fallen lassen, was man mit dem augurischen Kunstausdruck Tripudium nennt, so sieht man die Auspicien für günstig an. Weigern sie sich aber gar, zu fressen oder fliehen gar davon hinweg, so sind sie ungünstig.

In Rom geht man feierlicher zu Werke. Die Auspicien werden außerhalb der Stadt in der Umgebung des Pomoerii gehalten, unterm Eingange eines Zeltes, das auf einem erhöhten Orte, den man Arx (Festung) nennt, errichtet wird. Der General, der das Heer führen, oder der Beamte, der den Comitien vorstehen soll, begiebt sich nach Mitternacht an den bezeichneten Ort, mit einem Mitgliede des Augurencollegii und im Costüm, d. h. mit der purpurbesäumten Toga. Der Augur trägt eine Laterne, deren Obertheil unbedeckt ist. Nun läßt der Priester Den, welcher die Auspicien suchet, auf einen Stein mit gegen Mittag gewendetem Gesicht setzen. Er selbst stellt sich mit bedecktem Haupte neben diesen links und hält in der rechten Hand einen kurzen Stab ohne Knoten und an dem einen Ende gekrümmt, den man Lituus nennt, weil er einer Zinke ähnlich. Nachdem er sich nun rings umgesehen und gebetet hat, wendet er sich nach Osten, theilt mit dem Lituus den ganzen Himmel in verschiedene Ge-

biete, welche Tempel genannt werden, so daß rechts Mittag und links Mitternacht ist, und bezeichnet nun grad aus einem fixen Punkt, so weit das Auge reichen kann. Hierauf nimmt er den Stab in die linke Hand, legt die rechte auf das Haupt des Suchenden und spricht: „Jupiter, wenn es Dein Wille ist, daß diese Comitien des römischen Volkes gehalten werden, oder, daß dieser Bürger die Heere des römischen Volkes befehlige, so laß es uns in den Tempeln, die ich abgetheilt, durch sichere Zeichen erkennen."

Gehen nun 24 Stunden vorüber, ohne daß die Götter ihren Willen kund gegeben, so kehrt der Suchende wieder in die Stadt zurück und erneuert am folgenden Tage das Werk, dann aber muß er durchaus ein anderes Zelt erwählen. Sind die Auspicien ungünstig, so sagt der Augur blos: „Auf einen andern Tag!" und die Comitien werden bis dahin verschoben, wo es günstigere giebt.

Nur eine kleine Zahl Vögel sind es, die Auspicien geben können, nämlich: der Mäusefalk, der Fischadler, der Adler, der junge Adler und der Geier, auf der einen Seite, der Rabe, die Krähe, die Nachteule und der Grünspecht, auf der andern.

Die Erstern nennt man Alites, von Ala, Flügel, weil sie nur durch ihren Flug Auspicien geben, die Zweiten Alites und Oscines zugleich, weil sie es auch durch Gesang, Os, den Schnabel, thun.

Praepetes nennt man die Vögel, welche, indem sie sehr hoch gerade vor sich hin und mit breiten Fittigen fliegen, gute Auspicien geben. Die Gesangsvögel werden

nach der Seite beurtheilt, wo sie sich hören lassen. So bekräftigt die Stimme eines Raben zur rechten, die einer Krähe oder Grünspechts zur linken Das, was man vorhat. Das Geschrei eines Uhu ist stets ein übles Zeichen, so wie das Schweigen aller andern. Solchenfalls nennt man sie Obscenae, Inebrae oder Arculae.

Man theilt nach der Vogelgattung die Auspicien in große und kleine und läßt die erstern stets überwiegen, so daß z. B. das Auspicium des Adlers stets über das der Krähe siegt.

Wir kommen nun zu den Aruspices oder den Erklärern der Anzeichen. Ein Prodigium ist eine unglückliche Voraussagung, gleichsam etwas, was man von sich weisen müsse, quasi porro agendum. Man könnte auch die Prodigien als außerordentliche, unglaubliche, oft alberne und unmögliche Begebenheiten bezeichnen. Die römische Geschichte ist voll davon.

Die wichtigsten und thatsächlichsten himmlischen An- oder Vorzeichen sind Donner und Blitz. Die Etrurier kamen zuerst auf den Gedanken, in den Gewittern ein Mittel zu Prophezeihungen zu suchen und bildeten daraus eine Wissenschaft, welche drei Theile umfaßt: die Beobachtung, die Auslegung und die Beschwörung. Schon seit lange erkannten die Römer die Geschicklichkeit der Etrusker in der Gewitterkunde und der Kunst, die Prodigien auszulegen.

Trotz der Menge ungünstig auszulegender Blitze, die dabei vorkommen, ist der Donner doch nur für die Comitien von böser Vorbedeutung, denn er unterbricht sie sogleich. Außerdem ist er, wenn er sich zur linken Seite hören läßt,

stets von der allerbesten. Eben so ist's, wenn der Blitz von der Linken zur Rechten zuckt, nicht weil er von links herkommt, sondern weil unsere Linke die Rechte des Himmels ist. Daher hat man ihnen auch den Namen Sinistri gegeben, von sinere, erlauben.

Die Auguren können die Blitze eben so gut, wie die Aruspices beobachten, letztere aber allein aus den Eingeweiden der Thiere wahrsagen. Diese Wissenschaft beschäftigt sich mit Untersuchung des mehr oder weniger regelmäßigen Zustandes der Eingeweide des zu dem Zwecke geschlachteten Opfers. Die Theile, welche man untersucht, sind die Lunge, die Leber, das Herz und die Galle. Stiere, Kälber, Schafe und Hähne sind die für die Aruspices zur Wahrsagung geeigneten Thiere. Man theilt die Eingeweide in zwei Theile, den einen nennt man familiaris, der den Suchenden betrifft, den andern hostilis, der sich auf die Feinde bezieht, weil man gewöhnlich in Kriegsangelegenheiten zu der Aruspication seine Zuflucht nimmt.

Vielleicht liegt etwas Kindisches in diesen Wahrsagungsmitteln der Römer, aber ich ziehe sie doch bei alle dem den Gebräuchen unserer Druiden bei weitem vor, welche mit einem Schwerthiebe den Rücken eines zum Tode Verurtheilten öffnen und aus der Art, wie das Opfer stirbt, ihre Vorhersagungen ableiten.

## Dritte Abtheilung.

### Die Quindecemviri.

Im Jahre 535 zu Anfang des zweiten punischen Krieges, der Hannibal bis vor die Thore Roms führte, ge-

schahen an verschiedenen Orten und zu gleicher Zeit, in Sicilien, Sardinien und mehreren Städten Italiens Wunderzeichen. Da beschloß der Senat unter Anderm, daß die Decemviri die sibyllinischen Bücher befragen und deren Orakelvorschrift genau nachgehen sollten. Nach dem Berichte derselben wurde nun zuerst dem Jupiter ein goldener, 50 Pfund schwerer Blitz geweiht und dann auch der Juno und Minerva ein Geschenk in Geld gemacht. Ebenso wurden in den Tempeln der Juno als Königin auf dem Aventin und der Juno sospita zu Lanuvium erwachsene Opferthiere geschlachtet, ja die Decemviri brachten selbst dergleichen.

Diese Decemviri, welche in den Orakel- oder sibyllinischen Büchern die Abbüßungen bei Gelegenheit solcher Wunderzeichen aufsuchen müssen, wurden später durch Quindecemviri ersetzt und gehörten der Priesterclasse an.

Ueber die sibyllinischen Bücher erzählt ein alter Annalist Folgendes. Unter der Regierung Tarquin des Stolzen kam eine fremde Frau zu diesem Tyrannen, um ihm neun Orakelbücher zu verkaufen. Als Tarquin sich weigerte, ihr den dafür geforderten hohen Preis zu zahlen, so ging sie fort und verbrannte drei davon. Kurze Zeit darauf kam sie mit den noch übrigen sechs wieder und verlangte für diese denselben Preis. Man hielt sie für verrückt und schickte sie fort, worauf sie abermals drei Bücher verbrannte, dann nochmals wiederkam und denselben Preis forderte.

Tarquin ließ nun, voll Staunen über dieses sonderbare Benehmen, die Auguren kommen, erzählte ihnen, was vorgegangen und befragte sie, was zu thun sei? Diese, aus gewissen Zeichen erkennend, daß die Götter dieses Geschenk

dem Tarquin sendeten, antworteten, daß es ein großer Verlust sei, jene neun Bücher verschmäht zu haben, und er eiligst um jeden Preis die noch übrigen drei kaufen solle. Dies geschah, die Alte empfahl die größte Sorgfalt für sie, ging fort und man sah sie nie wieder.

Dieser kostbare Schatz ward nun in einem Tempel aufbewahrt und Tarquin vertraute zwei angesehenen Bürgern, denen er noch zwei öffentliche Diener beigab, die Aufsicht über diese geheimnißvollen Bücher. Nach der Vertreibung der Könige blieb dies eben so.

Im Jahre 386 brachten die Volkstribunen ein Gesetz in Antrag, künftig statt zwei Wächtern deren zehn anzustellen, das auch angenommen ward. Dasselbe Gesetz öffnete auch den Plebejern den Zutritt zu diesem Priesterthume. Später wurden, wie gesagt, funfzehn daraus, welche Quindecemviri hießen. Sie werden durch Volksabstimmung auf Lebenszeit ernannt.

Ich kann nicht sagen, daß ich die sibyllinischen Bücher gesehen habe, denn man bewahrt sie höchst geheimnißvoll auf, man hat mir aber doch erzählt, daß sie in griechischen Versen geschrieben sind, lediglich mit Initialbuchstaben, die, wenn man sie in senkrechter Richtung liest, einen Sinn gewähren. Die jetzt vorhandenen Bücher sind nicht mehr die des Tarquins, welche vor etwa 70 Jahren beim Brande des Capitols mit in Feuer aufgingen. Die gegenwärtigen schreiben sich von verschiedenen Orten her, einige aus italienischen Städten, andere aus Erythräa, wohin der Senat Abgeordnete sandte, um ihre Authenticität zu prüfen und sie abzuschreiben, oder sie sind vielmehr die

Copien dieser Copien, die, da sie vor Alter zerfielen, vor wenigen Jahren auf Befehl des Kaiser Augustus abgeschrieben wurden. Die Pontifices mußten dies mit eigenen Händen thun, damit Niemand Kenntniß von ihnen erlangte. Das Vertrauen auf diese Bücher ist so groß, daß, als der Kaiser erfuhr, daß es viele nachgemachte gebe, er anbefahl, alle an den städtischen Prätor binnen einer gewissen Zeit abzuliefern. Auf diese Art kamen mehr als 2000 Bände zusammen, welche verbrannt wurden.

Der Text der wahren sibyllinischen Bücher wird sehr geheim gehalten. Man verwahrt sie in zwei goldenen Kisten, die unter der Basis der Statue des palatinischen Apolls sich befinden, und sie kommen nie aus dem Tempel dieser Gottheit.

Jetzt noch ein Wort über den Ursprung dieser Bücher, die man die sibyllinischen, von einer Frau her nennt, die auf der Insel Erythräa Orakel spendete. Man nannte diese Frau die Sibylle, was im Griechischen die Gottheit des guten Raths bedeutet, indem sie vom Apoll begeistert ward. Dieser für sie in Liebe entbrannte Gott versprach ihr, Alles zu bewilligen, was sie begehre. Sie füllte sich also die Hände mit Sand und verlangte, so viele Jahre zu leben, als sie Sandkörner halte; Apoll versprach ihr auch dies, wenn sie jene Insel verlasse und nie dahin zurückkehre. Sie zog also nach Cumä in Italien, wo sie im höchsten Alter starb, nachdem ihr von allen Körperkräften nur noch die Stimme übriggeblieben war. Sie war es, welche die sibyllinischen Bücher verfaßte und dann an Tarquin verkaufte.

Ein Senatsbeschluß muß es den Quindecemvirn anbefehlen, wenn sie diese Bücher zu Rathe ziehen und ob sie Das, was sie enthalten, dem Volke mittheilen sollen. Demgemäß ordnen nun auch diese die Büßungen zur Versöhnung der Götter an.

Die Unbestimmtheit dieser heiligen Poesien läßt den Priestern großen Spielraum und bewirkt, daß man mehr den Dolmetschern, als dem Gotte glaubt. Auch wissen jene allerdings stets eine Antwort zu finden, welche auf die Umstände und Begebenheiten paßt, wegen deren sie befragt werden, wie sie denn auch gewöhnlich religiöse Feierlichkeiten zu Ehren des Mars und der Vorsicht bei einem Kriege, des Aeskulaps bei einer Pest, und aller Götter bei einer allgemeinen Bedrängniß vorschreiben.

## Vierte Abtheilung.

### Die Epulonen.

Die Epulonen oder Septemviri epulonum, wie man sie auch nennt, sind ein Collegium aus sieben Priestern bestehend, welche für die heiligen Gastmähler sorgen müssen, die man bei allen religiösen Feierlichkeiten veranstaltet. Numa hatte dieses Geschäft den Pontificibus überlassen, da diese aber zu viel zu thun hatten, ließen sie im Jahre 556 drei Priester ernennen, denen sie es übertrugen. Späterhin vermehrte man die Zahl der Epulonen bis auf sieben, wovon sie den Namen Septemviri annahmen. Auch sie dürfen als ein Theil des Pontificats die togam praetextam tragen.

Dies sind die allgemeinen Diener des römischen Cul-

tus. In meinem nächsten Briefe theile ich Dir etwas über die Priester mit, die zur Verehrung einer besondern Gottheit angestellt sind.

---

## Fünf und vierzigster Brief.

Besondere Priestergattungen.

### Erste Abtheilung.

Die Flamines.

Numa errichtete die Flamines und schuf deren drei, den Flamen Dialis, Flamen des Jupiter, den Flamen Martialis, Flamen des Mars, und den Flamen Quirinalis, Flamen des Quirinus oder Romulus. Man nannte sie die großen Flamines und wählte sie aus den Patriciern.

In der Folge ward die Zahl der Flaminen bis auf zwölf vermehrt; die übrigen 9 nahm man aus den Plebejern und nannte sie kleine Flamines.

Der Name selbst kommt daher, daß auf ihrem aus einer weiten Mütze von weißer Wolle bestehenden Kopfschmuck ein Oelzweig durch einen Faden, Filum, befestigt ist, woraus man Flamen gemacht hat.

Der Flamen Dialis ist der erste und angesehenste. Er hat das Recht, im Senat zu sitzen, und umschlingt ein Verbrecher seine Knie, so muß er begnadigt werden. Dagegen sind ihm aber auch eine Menge Observanzen und Gebräuche und darunter mehrere sehr lästige auferlegt. Sie sind meistentheils symbolisch und dazu bestimmt, seine

Person in außerordentlicher Reinheit zu erhalten; das unbequemste von allen Verboten für ihn ist aber dies, sich nie länger als drei Nächte hintereinander von Rom zu entfernen, ja, einige Personen haben mich versichern wollen, nicht einmal Eine. Dies schreibt sich noch von Numa her, der dadurch den Dienst des Jupiters gehörig und ununterbrochen besorgt wissen wollte. Der Kaiser Augustus hat jedoch erlaubt, daß mit Begünstigung des obersten Pontifex und wenn kein öffentlicher Gottesdienst eintritt, dieser Flamen zweimal im Jahre auf kurze Zeit sich von Rom entfernen kann.

So kann sich der **Flamen Dialis** auch nur auf die gottesdienstlichste Art von allen vermählen, die man **Confarreatio** nennt; die Scheidung ist ihm untersagt und nur der Tod kann seine Ehe lösen; der Verlust seiner Ehegattin nöthigt ihn aber auch, sein Amt aufzugeben, weil diese sich mit ihm zugleich dem Dienste des Gottes weihen muß und es mehrere Ceremonien giebt, die er nicht allein verrichten kann.

Die andern Flamines sind viel weniger genirt; sie sind nicht an täglichen Gottesdienst gebunden, können ohne ihre Amtstracht ausgehen und nicht nur Rom verlassen, sondern sogar Reisen außerhalb Italien unternehmen.

## Zweite Abtheilung.

### Die Curionen.

Nachdem Romulus sein Volk in drei Tribus und dreißig Curien abgetheilt hatte, stellte er an die Spitze jeder Curie einen Bürger, der den Namen **Curio** führte und den Gottesdienst besorgte.

Die Flamines Curiones werden nach der Bestimmung ihrer ersten Begründung in den Comitien nach Curien gewählt. Sie müssen wenigstens 50 Jahre alt sein. Ihr Amt ist lebenslänglich. Sie sind von der Theilnahme an den Stadtgeschäften befreit, so wie vom Kriegsdienste. In der kirchlichen Hierarchie wies ihnen Numa den ersten Platz an.

Alle Curionen, wie ihre Curien, stehen unter der Aufsicht eines Obern, den man den obersten Curio (Curio Maximus) nennt und der sonst ein Patricier sein mußte, seit dem Jahre 543 aber auch aus den Plebejern gewählt werden kann.

## Dritte Abtheilung.

### Die Fetiales.

Die Fetialen sind Priester des Kriegs und des Friedens. Numa gründete dieses Priestercollegium, als er die Fidenaten, welche das römische Gebiet verwüstet hatten, mit Krieg bedrohte, wenn sie sich nicht gutwillig verglichen.

Das Geschäft der Fetialen besteht darin, darüber zu wachen, daß die Römer nicht verbündete Städte oder Nationen ungerechterweise mit Krieg überziehen; brechen aber diese zuerst das Bündniß, so werden sie zu diesen abgesendet, um Recht zu verlangen und, wenn sie es nicht erlangen, den Krieg zu erklären. So urtheilen sie auch über die Beschwerden der Verbündeten wegen Bedrückungen, über Verletzungen des Gesandtschaftsrechts, helfen Friedenstractate schließen und heben die auf, die nicht nach den geheiligten Gesetzen geschlossen worden.

Ancus Martius, der König, verfaßte das Gesetzbuch

für sie und entlehnte die meisten Bestimmungen desselben von den Aequicolen, einem alten italienischen Volke. Zu den dabei vorfallenden Missionen ernannte das Collegium der Fetialen einen aus seiner Mitte, der den Titel Pater patratus erhielt, von patrare, vollenden, ausführen. Dieser setzte sich einen Kranz von Eisenkraut auf, das in dem Umkreise des Capitols selbst gepflückt worden war und seine Person unverletzlich machte, worauf er sich in das Gebiet des betreffenden Volks begab und da auf öffentlichem Markte der ersten Grenzstadt seine Angelegenheit vortrug, welches man, da es mit deutlicher, lauter Stimme geschah, Clarigatio nannte. Gab man nun nicht Genugthuung binnen 30 Tagen, so erklärte er auf dieselbe Art den Krieg, kehrte dann nach Rom zurück, berichtete an den Senat, und wenn dessen Mehrzahl einwilligte, ging er an die Grenze des feindlichen Gebietes und warf unter vorgeschriebenen Worten einen eisernen Wurfspieß oder auch nur einen im Feuer gehärteten blutigen Pfahl auf dasselbe.

So geschah es ehemals; seit der großen Ausdehnung der Grenzen des römischen Gebietes aber erfolgen die Kriegserklärungen in Rom selbst beim flaminischen Circus vor einer kleinen, im Vorplatz des Tempels der Bellona belegenen Säule, die man die Kriegssäule heißt, gegen die der Fetial nun seinen Wurfspieß schleudert und den Krieg erklärt. Dabei sind im Tempel der Bellona sämmtliche Senatoren in Kriegskleidung zugegen.

Die Fetialen erhalten stets vom Senate ihren Absendungsbefehl. Der Senatsbeschluß enthält auch dabei jedesmal ausdrücklich, daß jeder Fetial die scharfen Kiesel

zur Opferung, so wie den Kranz von Eisenkraut mitnehmen solle, und sie werden ihm vom städtischen Prätor eingehändigt.

Die Fetialen sind Patricier; ihre Würde bleibt ihnen lebenslänglich und ihr Collegium besteht aus 20 Mitgliedern.

## Vierte Abtheilung.

### Die Salier.

Fast bei allen religiösen Einrichtungen Roms stößt man zuerst auf den Namen Numa's. Er war es auch, dem man die Stiftung der Salier verdankte, welche Priester des vorschreitenden Mars sind (Mars gradivus). Um das achte Jahr seiner Regierung verwüstete eine Pest Italien und drang auch nach Rom vor. Schrecken und Angst waren auf's Höchste gestiegen, als vom Himmel herab ein ehernes Schild zu Numa's Füßen niederfiel, wie er eben den Göttern opfern wollte. Er versicherte nun, die Nymphe Egeria und die Musen hätten ihm gesagt, daß dieses Schild vom Himmel zum Heile und zur Erhaltung der Stadt gesendet worden sei, und daß man 11 gleiche fertigen lassen müsse, damit, wenn Jemand es etwa entfremden wolle, er das wahre zu erkennen nicht im Stande sei. Als nun diese Schilder, welche man wegen eines runden Ausschnitts, den sie an ihren Rändern haben, Ancilia nannte, gefertigt waren, errichtete Numa ein Collegium von 12 Priestern, um sie zu bewachen, und stellte eine jährliche Procession zum Andenken an diese Begebenheit an. Dieses Collegium besteht, wie ehemals, auch jetzt noch aus jungen, wohlgebildeten Patriciern, welche der König der Opferfeste, Rex sacrificulus, ein Priester, von dem ich nachher sprechen will, auswählt.

Stets im Monat März findet die Procession statt. Die Salier gehen da vom Hause des obersten Pontifex auf dem palatinischen Berge, worin die Ancilien aufbewahrt werden, aus, und durchziehen die ganze Stadt, indem sie Tänze oder vielmehr lebhafte und gewaltsame Sprünge ausführen. Das Oberhaupt geht voran und Alle folgen nach. Von diesen Tänzen her bekamen sie den Namen Salii, vom Worte salire, springen. Eine Flöte begleitet sie, und sie singen zugleich alte Gesänge, die man Axamenta nennt, und die zu Numa's Zeiten zu Ehren der Götter gedichtet wurden. Niemand versteht sie jetzt mehr und die Salier selbst nur theilweise.

Das Costüm der Salier macht dieses Fest sehr pitoresk. Es besteht aus einer mit verschiedenen Farben gemalten Tunica und einem Panzer darüber, so wie einer Trabea (Staatskleid) mit Purpur besetzt und mit Spangen befestigt. Ihre Kopfbedeckung ist eine hohe, eherne, kegelförmige Mütze. Sie tragen ein Schwert am Gürtel, eine Lanze oder einen Stab in der rechten Hand und am linken Arme eins von jenen berühmten Schildern, worauf sie von Zeit zu Zeit mit Lanze oder Schwert schlagen. Manchmal lassen sie auch die Schilder auf der Spitze einer langen Stange durch ihre Sklaven tragen.

Dieser Zug dauert vier Tage, denn sie besuchen an jedem eine Region Roms, und haben in jeder ein Hospitium, wo das Publicum ihnen ein glänzendes Mahl giebt. Dieser Festzug wird die A n c i l i e n genannt.

Die Salier bilden eins der drei Collegien, denen zu Rom die Besorgung des Hauptgottesdienstes übertragen ist.

Außer den Saliern des Numa giebt es noch andere, die man Salii Collatini nennt, weil sie ihren Tempel auf dem collatinischen Hügel haben. Diese ernannte der König Tullus Hostilius.

## Fünfte Abtheilung.

### Die Lupercales.

Die Lupercalen gehören auch zur Classe der Flaminen. Es sind Priester des Pan. Man nennt sie so vom Worte Lupus, weil Pan der Beschützer der Heerden gegen die Wölfe ist.

Ueber den Ursprung dieses Gottesdienstes erzählt man mehrere Fabeln; die angenommenste ist die, daß ein gewisser Evander, König von Arkadien, ihn eingeführt habe. Alle Jahre wird das Fest des Pan unter dem Namen der Lupercalien im Monat Februar gefeiert. Schaaren junger Leute sammeln sich am Fuße des Palatinus an einem Orte, der Lupercal heißt, weil Romulus und Remus dort von einer Wölfin gesäugt worden, und wohnen dem Opfer einer Ziege und eines Hundes bei. Die Obersten der beiden Collegien dieser Priester, der quintilischen und fabischen, stellen sich vor den Opferer hin, der ihnen die Stirn mit einem vom Opferblute gerötheten Messer berührt. Diesen Fleck wischt man ihnen aber schnell wieder mit in Milch getauchter Wolle ab und sie lachen dann überlaut. Sobald das Opfer beendigt, schneidet man die Haut der Opfer in Riemen, und die Gehülfen, welche bis auf ein Ziegenfell um die Hüften nackt und am Leibe mit Oel bestrichen sind, bemächtigen sich derselben, worauf sie durch

die Stadt und die Umgegend laufen und Jeden, der ihnen begegnet, mit diesen Striemen schlagen; die Frauen dulden dies sehr gern, da solche Schläge sie fruchtbar machen und eine leichte Entbindung befördern sollen.

Ohnstreitig ist dies der geräuschvollste Festzug, den man je sehen kann, denn die Lupercalen singen auch so schön dabei zu Ehren Pans, daß die Hunde zu heulen anfangen. An die von ihren Oberhäuptern geführten beiden Collegien schließen sich nämlich noch eine Menge junger Leute von guter, meist ritterlicher Herkunft, ja selbst mit den höhern Staatsämtern betrauter Personen, die sich nicht scheuen, thätigen Antheil an diesem Feste zu nehmen, das man als eine Reinigungsfeierlichkeit für Rom betrachtet.

Romulus und Remus stifteten bei Gelegenheit der Gründung Roms die Lupercalien. Sie wurden während der Bürgerkriege ausgesetzt, aber Augustus hat sie mit allem ihren alten Ritus wiederhergestellt und nur Unerwachsenen die Theilnahme daran verboten.

## Sechste Abtheilung.

### Die Gallier.

Die Gallier, Galli, sind Priester der Cybele und ihr Name stammt von Gallus, einem Flusse in Phrygien, her, aus welchem Lande ihr Gottesdienst sich herschreibt. Alle Mitglieder dieses Collegii, die unter einem Obern stehen, den man Erzgallier (Archigallus) nennt, sind der Mannbarkeit beraubt. Ueber den Gottesdienst der Cybele später.

## Siebente Abtheilung.

### Sodalen des Titius oder Titienses.

Priester vom König Tatius eingesetzt, um die heiligen

Gebräuche der Sabiner zu bewahren, oder nach Andern von Romulus zu Ehren des Tatius selbst.

### Achte Abtheilung.

Der König der Opfer, Rex sacrificulus.

Da es gewisse Opfer gab, welche die Könige in Person verrichten mußten, so ernannte man nach Verjagung des Tarquin, damit man in keiner Hinsicht das Bedürfniß nach einem Könige spüre, einen König der Opfer, und ordnete ihn dem obersten Pontifex unter, damit der Vorrang des Namens nicht der Freiheit Nachtheil bringe.

Dieser Opferkönig ist ein Patricier und wird in den Comitien nach Curien erwählt. Seine nicht eben wichtigen Geschäfte beschränken sich auf gewisse Opfer, die er selbst vornehmen muß, und auf das Bekanntmachen der Feste jedes Monats. Man kann ihm kein bürgerliches oder kriegerisches Amt übertragen; er bewohnt ein Staatsgebäude, das man Regia nennt und dessen Thüre stets mit grünem Lorbeer geschmückt ist.

Auch seine Frau hat einige heilige Handlungen zu verrichten und opfert an den Kalenden jeden Monats der Juno in der Regia ein Mutterschwein oder ein Lamm.

---

## Sechs und vierzigster Brief.

Die Vestalinnen.

Das einzige Collegium von flaminischen Priesterinnen in Rom ist das der Vestalinnen.

Der Gottesdienst der Vesta, der Göttin des Feuers,

ist einer der geehrtesten in Rom. Er kettet sich durch Erinnerungen an den Ursprung des römischen Volks und die Gründung der Stadt. Durch den berühmten trojanischen Flüchtling nach Italien gebracht, kannten ihn zuerst die Albaner und Romulus und Remus verdankten ihr Dasein einer albanischen Vestalin. Doch begründete den Tempel der Vesta in Rom erst Numa.

Vesta gilt für die Schutzgöttin der Altäre und der häuslichen Heerde, ja für die Bewahrerin aller innern Angelegenheiten überhaupt. Mit ihrem Anruf schließen alle Gebete und Opfer. In ihrem Tempel wird ein immerwährendes Feuer unterhalten, dessen Bewachung Jungfrauen anvertraut ist, weil zwischen dem Feuer und der Jungfräulichkeit eine Wahlverwandtschaft stattfindet, indem das erstere auch unfruchtbarer Natur ist. Diese heilige Flamme brennt inmitten eines runden Tempels, dem Nachbilde der Gestalt des Weltalls. Uebrigens ist nirgends ein Bild der Göttin: nur das Feuer ist ihr Repräsentant.

Viele Personen behaupten, daß man unter andern heiligen, dem Volke verborgenen, und nur von den Pontificibus und den Jungfrauen gekannten Gegenständen auch das Palladium, die Bildsäule der Pallas, aufbewahre, die als ein Unterpfand für das Wohl des Reichs angesehen werde. Es sind dieses nur Vermuthungen, denn kein Mann, selbst nicht der Oberpontifex, kann in das Allerheiligste des Tempels dringen. Man hat die Ehrfurcht vor der Vesta so weit getrieben, daß die Auguren ihre Wohnung nicht einmal geweiht haben, damit sich der Senat nicht darin versammeln könne, ja sie ist selbst kein

Tempel, templum, sondern blos ein Haus, aedes, und man giebt ihr nie einen andern Namen. Das Volk wird nur bis zur Nachtzeit in den Theil zugelassen, wo die Priesterinnen das ewige Feuer unterhalten.

Dieses Feuer, welches die Römer als eine Schutzleuchte betrachten, welche immer für das Heil des Staates erhalten werden muß, wird einmal im Jahre, an den Kalenden des März, erneuert. Verlischt es durch die strafbare Nachlässigkeit einer Vestalin, so zündet man es wieder an den Sonnenstrahlen an. Dies geschieht jetzt mittels eines concaven Metallgefäßes von rechtwinklicher conischer Form. Sonst geschah es durch Reibung trockenen Holzes.

Das Collegium der Vestalinnen besteht aus sechs Jungfrauen. Ursprünglich waren deren nur vier. Der König Servius oder Tarquinius der Aeltere aber vermehrte ihre Zahl bis auf sechs. Heilige Gesetze verordnen, daß sie im zartesten Alter zwischen 6 und 10 Jahren aufgenommen werden. Sie müssen noch Vater und Mutter am Leben haben, sie und ihr Vater dürfen nicht emancipirt, noch weniger Sklaven oder Freigelassene sein, auch kein niedriges Handwerk getrieben haben. Gehör und Gesicht müssen vollkommen bei ihnen, noch sonst ein körperlicher Fehler vorhanden sein. Auch sollen noch andere Bestimmungen hinsichtlich ihrer Familienverhältnisse dabei vorwalten.

Durch das papische Gesetz ward dem obersten Pontifex die Wahl der Vestalinnen anvertraut; ehemals gehörte sie den Königen. Dieser nimmt nun willkürlich 20 römische Jungfrauen, darauf versammelt man die Comitien, und in deren Gegenwart bezeichnet das Loos eine von

ihnen, deren er sich dann bemächtigt und sie zur Vestalin weiht. Er legt dabei die Hand wirklich auf sie und entreißt sie ihren Aeltern. In der dabei vorgeschriebenen Formel nennt er sie Amata, weil man versichert, daß die erste, welche man ihrer Familie auf diese Art entriß, diesen Namen führte.

Kein Vater, dem man seine Tochter zur Vestalin nimmt, kann sie verweigern, und doch haben viele Familien Abneigung davor, wegen der strengen Pflichten, welche dieser Gottesdienst auflegt. In der That bleibt auch jede dieser Jungfrauen der Vesta 30 Jahre lang geweiht. Sie beginnt mit einem Noviziat von 10 Jahren, dann thut sie 10 Jahre Dienste und die letzten 10 Jahre unterrichtet sie die Novizen. Sie bewohnt ein Gebäude ohnweit der Wohnung der Vesta, und kann es nur in Krankheitsfällen mit Erlaubniß der Pontifen verlassen, die sie dann einer achtbaren Matrone anvertrauen. Nach 30 Jahren sind die Vestalinnen frei, können den heiligen Dienst aufgeben und sich verheirathen. Nur wenige aber bedienen sich dieser Erlaubniß, sondern widmen auch ihre übrige Lebenszeit dem Dienste der Vesta.

Die Abneigung der Patricier, ihre Töchter diesem Dienste zu weihen, veranlaßte im Jahre 758 ein Gesetz, welches auch Töchtern von Freigelassenen den Zutritt erlaubte, doch kam es nicht in Ausübung.

Manchmal stellen sich Jungfrauen freiwillig für diesen Dienst dar. So geschah es neulich von zwei edlen Patriciern mit ihren Töchtern, wo dann die gewählt ward, deren Mutter nur einmal verheirathet gewesen. Ihre

Mitbewerberin hatte nichts gegen sich, als daß sie die Tochter eines Geschiedenen war.

Dagegen genießen auch die Vestalinnen mehrere Vorrechte. Sie werden auf Kosten des Staats unterhalten, sie können bei Lebzeiten ihres Vaters testiren, sie sind der Autorität keines Curators unterworfen, ihre Personen sind ehrwürdig und heilig, sie verlassen ihre Wohnung nur in einer Sänfte oder auf dem curulischen Sessel sitzend; Lictoren schreiten ihnen voraus, die Beamten neigen ihre Fasces vor ihnen und treten ihnen die Mitte des Weges ab; begegnet ihnen unterwegs ein Verbrecher, den man zum Tode führt, so ist er begnadigt, sobald die Vestalin schwört, daß diese Begegnung zufällig geschehen; bei den öffentlichen Spielen erhalten sie besondere Plätze u. s. w. Ihre Verwendung ist stets von Wirksamkeit und sie sollen Sylla verhindert haben, Julius Cäsar auf die Proscriptionsliste zu setzen.

Die Vestalinnen haben eine Vorgesetzte, welche man die **Großvestalin** nennt, und sie allein hat das Recht, das Palladium zu sehen, und steht allen Opfern vor, denn die Vestalinnen sind auch mit dem Dienste des Fascinus, des Gottes, der vor Uebelthaten schützt und über dem Kaiser wacht, so wie mit der Feier der **Mysterien der guten Göttin** beauftragt, ein nächtliches Fest, das in Gegenwart nur der Frauen, im Hause eines Consuls oder Prätors begangen wird, und wovon die Männer so streng ausgeschlossen sind, daß selbst ein solcher Beamter sich während dessen Dauer aus seinem Hause entfernen muß.

Sie stehen unter der Aufsicht des obersten Pontifex. Im Fall einer Verletzung ihrer Pflichten, fällt er, vom

Collegio der Pontifen unterstützt, das Urtheil und bestimmt die Strafen; diese bestehen wegen Verlöschenlassens des Feuers in Geißelung und wegen Bruchs ihres Keuschheitsgelübdes im Lebendigbegrabenwerden. Es wird Dich interessiren, wenn ich Dir hier in dieser Beziehung einige Bruchstücke abschreibe, die ich aus den Annalen des römischen Volks genommen habe.

„Jahr DXLVI. Unter allen diesen Prodigien verursachte das Erlöschen des Feuers im Tempel der Vesta das größte Schrecken. Die Vestalin, welche in dieser Nacht die Wache gehabt, wurde ihrer Gewänder beraubt, in einen dunkeln Ort gesperrt und vom Oberpontifex P. Licinius da mit Ruthen gestrichen. Dann fanden Abbüßungen in dem Tempel der Vesta statt, ob man gleich dieses Unglück mehr für Erfolg menschlicher Nachlässigkeit, als Zeichen göttlichen Zorns ansehen konnte.“

„Durch Unachtsamkeit der Vestalin Aemilia, welche die Aufsicht darüber einer jungen Novize anvertraut, war das Feuer auf dem Altare der Vesta erloschen, und Angst verbreitete sich durch die Stadt. Die Pontifen untersuchten, ob die Priesterin nicht das Feuer durch Unkeuschheit verunreinigt habe. Da streckte Aemilia, ihrer Unschuld gewiß, aber nicht wissend, wie sie diese beweisen sollte, ihre Hand nach dem Altar, in Gegenwart jener und der Jungfrauen, sprechend: Göttin! Beschützerin Roms! wenn ich 30 Jahre lang dem Dienste, den Du forderst, treu vorgestanden und immer keusch und rein Deine Vorschriften befolgt, so komm mir jetzt zu Hülfe und gieb nicht zu, daß Deine Priesterin zu einem schmählichen Tode verurtheilt

werde. Und damit riß sie ein Ende ihres leinenen Gewandes ab und warf es auf den Altar. Augenblicklich entflammte sich das Linnengewebe, obgleich die Asche seit lange erloschen und kein Funke mehr zurückgeblieben war. Dieses Wunder rettete Aemilia und die Stadt bedurfte weiter keiner Abbüßung."

„Jahr CDXIII. Das Loos fiel auf die Tochter des Minucius. Noch zwei Jahre und sie trat in ihr eilftes Jahr, und konnte folglich nicht mehr gewählt werden. Sie war mit dem jungen Florus verlobt und liebte ihn. In zwei Jahren sollte die Vermählung sein. Welcher Schmerz, für immer getrennt zu werden!"

„Jahr CDXVIII. Mehre Anzeichen göttlichen Zornes zeigten sich in Rom. Während man noch nach der Ursache derselben forschte, gab ein Sklave bei den Pontifen an, daß die Vestalin Minucia das Gelübde der Keuschheit verletzt habe. Er setzte hinzu, daß Florus ihr Verführer sei. Ein zu sorgfältiger Putz und einige für eine Vestalin vielleicht allzufreie Redensarten hatten schon Verdacht gegen sie erweckt. Auf der Stelle verbietet ein Decret der Pontifen dem Angeschuldigten den Eintritt in die Tempel, und die Freilassung irgend eines seiner Sklaven. Das Collegium der Pontifen versammelt sich in der Regia. Die Vestalin wird vorgefordert. Weder die Anzahl noch der finstere Ernst der Pontifen erschreckt sie. Sie glaubt nicht einmal an ihrer äußern Erscheinung etwas ändern zu müssen, die allerdings zu den reizendsten gehörte, ohne jedoch das vorgeschriebene Costüm zu überschreiten. Ihre ruhigen und besonnenen Antworten setzten mehr als einmal die Anklä-

ger so sehr in Verlegenheit, daß das Collegium nähere Untersuchung anbefahl. Man brachte also alle Sklaven des Angeschuldigten auf die Folter und die Geständnisse dieser Unglücklichen mußten als Beweise gelten. Vergebens beschwor Minucia ihre Unschuld, sie und ihr ehemaliger Geliebter wurden verurtheilt."

„Der oberste Pontifex beraubte die Arme ihrer heiligen Binden, ihres Gewandes als Priesterin. Man schlug sie mit Ruthen, aber mitten unter den heftigsten Schmerzen hörte man nur die Worte von ihr: Ich eine Verworfene! ich der Keuschheit untreu! Da schmückt man sie endlich für den letzten Act ihrer Verurtheilung. Todtenschmuck tritt an die Stelle der Sinnbilder jungfräulicher Reinheit und drückt mit seiner furchtbaren Hülle den zarten anmuthigen Körper des jungen Mädchens nieder. In einer für solche fürchterliche Gebräuche besonders vorgerichteten Sänfte wird sie fortgebracht, an deren dichten Verwahrung mit Kissen ihre Stimme ungehört verhallt."

„So schreitet dieser unselige Zug durch die Stadt, in welcher die größte Bestürzung herrscht. Ueberall Schweigen und Einsamkeit. Selbst in dem Comitium auf dem Foro herrschen sie. Doch nein! aus dem Comitio hallt eine Stimme wieder. Es ist der letzte Seufzer des Florus, der an dem Halseisen hier als Verführer einer Vestalin unter den rächenden Ruthenhieben der Pontifen den Geist aufgiebt."

„Langsam geht es fort durch den salarischen Weg, und so gelangt man endlich an das collinische Thor, auf eine innerhalb der Mauern rechts von der Straße gelegene

Erhöhung. Dies ist die gewöhnliche Richtstätte. Ihre Bestimmung hat ihr den Namen des verworfenen Feldes (campus sceleratus) erworben."

„Hier ist eine unterirdische Höhlung gegraben worden, in welche man mittelst einer Leiter hinabsteigt. Unter ihrer Wölbung steht ein kleines Bett, und neben diesem Lager des Todes eine brennende Lampe, ein wenig Oel, etwas Wasser, Brot und Milch, eben genug zur Nahrung für einen Tag."

„Schon knüpfen aber die Lictoren die Verwahrungsbänder der Sänfte, die man vor das Grabgewölbe niedersetzte, auf. Der Oberpontifex richtet an die Götter gewisse geheime Gebete, hebt die Hände zum Himmel empor und tritt zur Verurtheilten. Er führt sie zur Leiter, zieht sich aber dann sogleich mit dem ganzen pontificalischen Collegio zurück, das Schlachtopfer unter den Händen der Henker lassend."

„Die unglückliche Minucia zeigte eine bewundernswerthe Festigkeit und stieg beherzt die Stufen hinab, von denen jede ein Schritt zum Tode war. Da enthüllte sich durch einen Windhauch ihr Gesicht. Die Lilien des Todes und die Ruhe der Unschuld gaben ihm einen erhabenen, himmlischen Ausdruck. Sie schien schon dieser Welt nicht mehr anzugehören. Da brach Alles in lautes Schluchzen aus, als sie noch einmal, ehe sie vor den Augen Aller verschwand, ihre Unschuld ruhig und entsagend betheuerte."

„Der Henker bot ihr die Hand, um ihr beim Herabsteigen zu helfen; sie stieß ihn aber schaudernd zurück, als fürchte sie sich, die Reinheit zu beflecken, die sie betheuert.

Ihr Haupt verschwand mit einer Art von Majestät unter dem gräblichen Gewölbe, und bis zum letzten Augenblicke erinnerte sie sich an Das, was von ihr der strengste Anstand verlangte."

„Kaum war sie in der Tiefe ihres Grabes angekommen, als der Henker die Leiter heraufzuziehen eilte. Sklaven, eben so fühllos wie der Tod, füllten den Eingang zum Gewölbe bis zur Höhe des Bodens und ebneten ihn sorgfältig, weil die unkeusche Vestalin keine Spur ihres Daseins weder unter den Lebenden noch Todten zurücklassen soll. Und es verlor sich langsam die Menge bei dem herzzerreißenden Herabrollen dieser Erdschollen, die eine eben so reine als schöne, eben so fromme und schuldlose Jungfrau begruben, als ihre Richter unerbittlich und grausam waren!"

---

## Sieben und vierzigster Brief.

Religiöse Gebräuche. — Opfer.

Opfer sind der hauptsächlichste Theil des Cultus. Es giebt deren mehrere Arten: öffentliche, besondere und fremde.

Die öffentlichen Opfer, die man auch volksthümliche nennt, weil sie von allen Bürgern geschehen können, werden in bestimmte, oder feierliche und gelegentliche abgetheilt. Einer der untern Pontifen zeigt die erstern zu Anfange jedes Monats dem in die curia calabra auf dem capitolinischen Hügel zusammenberufenen Volke an.

Gentilia nennt man die besondern Opfer, weil sie

den Cultus jedes besondern Geschlechtsstammes, gens, ausmachen. Alle besitzen nicht dergleichen, aber welches Geschlecht sie besitzt, das muß sie auf ewige Zeiten bewahren. Diese Opfer werden in den öffentlichen Tempeln begangen, stets in demselben, wo dies ursprünglich bestimmt worden. Ihrer Feier wegen kann ein Beamter seine Berufsabreise verschieben, ein Soldat die Armee verlassen und nach Rom zurückkehren.

Die gelegentlichen besondern Opfer sind sehr häufig und fallen bei Geburten, Verheirathungen, Reisen und dergleichen vor. Die letztern, propter viam, sind sehr einfach und bestehen darin, daß man am Schlusse des Mahls verbrennt, was man nicht aufessen konnte.

Nur für die fremden Götter, deren Cultus die Römer bei sich eingeführt haben, feiert man die fremden Opfer, welche öffentlich, fest bestimmt oder gelegentlich sind.

Der religiöse und selbst abergläubische Sinn, der in Rom herrschend ist, hat alle Opfer sehr häufig gemacht und Veranlassung zu denen der Abbüßung, expiatio, Anflehung, propitiatio und Danksagung, gratitudo, gegeben, wo man das Wort sacrificare für die erstern, und litare für die beiden andern anwendet. Ich will von allen eine kleine Musterung anstellen.

## Erste Abtheilung.

### Die Supplicationen.

Supplicationen sind Danksagungen, öffentliche Gebete, denen Opfer nachfolgen, die man feierlich an die Götter richtet, sei's um sie sich geneigt zu machen, sei's

um für einen Sieg oder ein sonstiges dem Staate widerfahrenes Heil zu danken, sei's um ihren Zorn, den sie durch ein Prodigium oder eine Landplage anzeigen, zu versöhnen oder abzuwenden.

Im erstern Falle befiehlt der Senat sie an, im zweiten manchmal auch derselbe, öfterer aber das Collegium der Pontifen. Ein Decret bestimmt ihre Dauer von einem Tage bis zu neun, ja sogar bis zu zwanzig; besonders bei Danksagungen.

Als vor Kurzem Prodigien die Stadt erschreckt hatten, decretirten die Pontifen, daß 27 Jungfrauen durch die Stadt ziehen und eine für diesen Fall gedichtete Hymne singen sollten. Während sie damit beschäftigt waren, dieses Gedicht im Tempel des Jupiter Stator zu erlernen, schlug der Blitz in den Tempel der Juno Regina auf dem aventinischen Hügel. Da nun die Haruspices versicherten, daß dieses Prodigium die Frauen betreffe und man daher den Zorn der Göttin stillen müsse, versammelten die curulischen Aedilen auf dem Capitole alle diejenigen, welche in Rom oder 10 Meilensteine (etwas weniger als 4 Stunden) weit umher wohnten. Dort wählten die Frauen 25 unter sich, denen jede eine von ihrer Mitgift entnommene Summe einhändigte. Von diesem Gelde ward ein goldnes Becken angeschafft, das man auf den aventinischen Hügel brachte, wo die Frauen der Göttin mit aller Reinheit, welche eine solche Feierlichkeit foderte, ein Opfer weihten. Unmittelbar darauf kündigten die Decemvirn einen Tag an, um der Göttin ein abermaliges Opfer zu bringen, das in Folgendem bestand.

Zwei weiße, vom Tempel Apollo's ausgehende junge Kühe kamen durch das carmentalische Thor in die Stadt. Hinter ihnen trug man zwei Bildsäulen der Juno Regina aus Cypressenholz. Dann kamen 27 Jungfrauen in nachschleppenden Gewändern, eine Hymne zu Ehren der Juno singend; ferner die Quindecemvirn in der Toga prätexta mit Lorbeerkränzen. Auf dem Foro machte der Zug Halt. Da bildeten die Jungfrauen, sich die Hände reichend, einen Rundtanz, dessen Bewegungen vom Gesange geregelt wurden. Der Zug ging dann durch andere Gegenden der Stadt weiter bis zum Tempel der Juno. Hier beteten sie die Göttin an, indem sie sich vor deren Knien niederwarfen und diese berührten und küßten, was man bei allen Supplicationen thut, weil dieser Theil des Körpers für den Sitz des Erbarmens gilt. Die Quindecemvirn schlachteten jetzt die Opfer und weihten die beiden obengedachten Bildsäulen.

Privatleute üben auch besondere Supplicationen. Sie schreiben dann ihre Wünsche auf Wachstäfelchen und kleben diese auf die Knie der Bildsäule derjenigen Gottheit, deren Wohlwollen sie nachsuchen.

## Zweite Abtheilung.

### Die Lectisternien.

Als im Jahre Roms 356 die Pest diese Stadt verwüstete, befahl ein Senatsbeschluß, die sibyllinischen Bücher zu Rathe zu ziehen. Damals ließen die Decemvirn zum ersten Male ein Lectisternium in Rom feiern. Man legte Apoll, Latona, Diana, Herkules, Merkur und Neptun auf drei Bettlager, und feierte ihnen zu Ehren acht Tage lang abbüßende Feste.

Der Name kommt davon her, daß die Götter auf Bettlagern liegen, wie bei Festgelagen. Hinsichtlich der Göttinnen allein hat man aber Sellisternia, weil, wie die Frauen nach dem alten Tafelgebrauche, auch die Göttinnen dabei auf Sessel gestellt sind. Die Götter liegen etwas erhöht durch Büschel von Eisenkraut, die man ihnen hinter dem Haupte anbringt.

Man beobachtet hinsichtlich der Speisen sowohl als der Geräthschaften eine große Einfachheit bei diesen heiligen Festen. Die Libationen, welche aus mit Myrrhen gemischtem Weine bestehen, werden aus irdenen Gefäßen und Bechern gebracht.

Die Lectisternien sind öffentlich und das Volk, Weiber und Kinder über 12 Jahre, mit Kränzen auf dem Haupte und einem Lorbeerzweige in der Hand, gehen im frommen Zuge vor den Pulvinarien oder Lagerbetten der Götter vorbei. Auf diese legen sie nun ihre Kränze. Man sieht Frauen ihre Andacht so weit treiben, daß sie mit ihren Haaren den Fußboden des Tempels kehren.

Bei solchen Gastmählern, die meist bei Prodigien, seltener bei Dankveranlassungen gegeben werden, ordnen die Septemviri-Epulones und manchmal selbst die Senatoren die Pulvinaria. In gewissen Tempeln giebt es periodische und sehr häufige Lectisternien. Sie dauern überhaupt von einem bis zu acht Tagen. Sehr oft finden Supplicationen und Lectisternien zugleich statt.

## Dritte Abtheilung.

### Opfer des heiligen Lenzes.

Nach dem Verluste der Schlacht am trasimenischen

See im zweiten punischen Kriege, wurden die sibyllinischen Bücher befragt und man fand darin, daß man den Göttern einen heiligen Lenz in dem Falle weihen müsse, wo die römischen Waffen mit Erfolg gekrönt wären und Rom sich in demselben glücklichen Zustande wieder befinde, wie vor dem Bruche mit Carthago.

Der oberste Pontifex, L. Cornelius Lentulus, welchen der Prätor deshalb befragte, erklärte, daß man vor allen Dingen deshalb die Meinung des Volks vernehmen müsse, ohne dessen Zustimmung kein Gelübde gültig, und es ward folgendermaßen befragt:

„Wollet Ihr und ordnet Ihr an, daß geschehe: wenn von jetzt an nach fünf Jahren die Republik des römischen Volks der Quiriten, wie ich es wünsche, gerettet und hergestellt ist von jenen Kriegen, die sie gegen das carthaginiensische Volk und die cisalpinischen Gallier führt, das römische Volk der Quiriten darbringe von Allem, was der Frühling, von dem Tage an, den Senat und Volk festsetzen werden, hervorgebracht haben wird an Neugeborenen in den Heerden der Schafe, Schweine, Ziegen, Rinder, dergestalt, daß alle neugeborene Thiere, die zu dieser Zeit nicht vorher schon für die Götter bestimmt, dem Jupiter geweiht werden u. s. w.?"

Die folgenden Bestimmungen machten durch eine Menge Vergünstigungen die Darbringung eines solchen heiligen Lenzes sehr leicht, so daß man mehr auf die Absicht als die Ausführung eines solchen Gelübdes sah. Dieses Opfer wird überall auf dem Lande zugleich vollzogen.

Man kann es nur im Monat Mai anordnen und es darf nicht über zwei Monate dauern.

Bei den Samnitern waren auch ehedem die Menschen in den heiligen Lenz mit eingeschlossen; einem so furchtbaren Opfer wich man aber dadurch aus, daß man die neugeborenen Kinder dem Mars widmete, bis zum Jünglingsalter erzog und dann sie auszuwandern und anderswo Colonien zu begründen nöthigte.

## Vierte Abtheilung.

### Das Schiffsopfer.

Das Schiffsopfer wird dem Neptun im Augenblicke der Abfahrt zu einer Seeexpedition gebracht. Man errichtet einen Altar am Ufer des Meeres an dem Punkte, bis wohin die Fluth steigt. Dort ordnet sich die ganze Flotte in einen Halbkreis, ein Herold gebietet Schweigen und der Befehlshaber spricht ein auf das Vorhaben bezügliches Gebet.

Darauf gehen die Opferer in's Meer vor, tödten die Opferthiere, besteigen mit ihnen in den Händen einige Boote und fahren damit dreimal um die ganze Flotte. Alle Anführer begleiten sie und richten Gebete zu den Göttern. Man sondert die Eingeweide und wirft einen Theil derselben ganz roh in's Meer, der übrige Theil aber wird unter dem Zujauchzen der ganzen Armee auf den Altären verbrannt. Darauf geben die Trompeten das Zeichen zur Abfahrt und man geht unter Segel.

Manchmal wird das ganze Opfer auf den Schiffen im offenen Meere verrichtet.

# Fünfte Abtheilung.

## Das Opfer der Hingebung (Devotio).

Unter den Römern ist jetzt der religiöse Sinn so geschwächt, daß man Opfer der Hingebung nur noch der Sage nach kennt. Ich will also aus den Annalen der Decier das von Vater und Sohn innerhalb nur 42 Jahren gebrachte Dir schildern.

Im Jahre Roms 415 standen sich die Römer und Lateiner feindlich gegenüber. Die Consuln Decius und Manlius befragten, als sie eben ihre Heere in die Schlacht führen wollten, die Auspicien, und diese zeigten sich für Manlius günstig, dagegen ungünstig für Decius. Als daher auch in der Schlacht der linke, von Decius befehligte Flügel zu weichen begann, rief dieser dem obersten Pontifex M. Valerius laut zu, ihm die Worte zu sagen, womit er sich für die Legionen hingeben könne.

Nach der Anweisung des Pontifex zog er daher seine Toga prätexta an, verhüllte sich das Haupt, erhob die Hand unter der Toga bis an's Kinn, legte einen Wurfspieß unter die Füße und sprach stehend die vorgeschriebenen Worte, wodurch er sich den Göttern „für die Republik des römischen Volks der Quiriten, für das Heer, für die Legionen, für die Hülfsvölker des römischen Volks der Quiriten, den Manen und der Erde hingab, die Legionen und die Hülfsvölker der Feinde aber mit sich."

Nach diesem Gebete gab er seinen Lictoren den Befehl, zu Manlius zu eilen und ihm zu verkünden, daß Decius sich für das Heer hingegeben habe. Dann gürtete

er seine Toga nach Art der Gabier, sprang ganz gerüstet auf sein Roß und stürzte sich in die Mitte der Feinde.

Als ob er den Zorn der Götter von seinen Mitbürgern wende und auf die Feinde übertrage, so ergriff die Lateiner bei diesem Anblicke Furcht und Schrecken. Ihre erste Linie gerieth dadurch in Bestürzung und nicht lange, so verbreitete sich diese über das ganze Heer. Und als Decius von Schwertern durchbohrt niedersank, war schon der vollständige Sieg über die Lateiner entschieden.

Der Dictator, Consul oder Prätor, der den unterirdischen Göttern die feindliche Armee übergeben will, braucht sich nicht selbst zu opfern, sondern kann jeden andern Römer, der wirklich in seinem Heere dient, dazu bestimmen. Stirbt dieser in der Schlacht, so ist das Opfer völlig vollbracht. Bleibt er am Leben, so ersetzt man seinen Tod durch ein Trugbild von sieben und mehr Fuß Höhe, das man in die Erde vergräbt, und ein Opfer, das man statt seiner schlachtet. Der Ort dieser Eingrabung wird dadurch für den römischen Beamten ein geheiligter Raum, wo man nicht ohne Profanation vorübergehen kann. Giebt der Anführer sich in Person hin und stirbt nicht, so ist ihm von da an jedes öffentliche oder besondere Opfer untersagt. Will aber der Beamte sich damit begnügen, seine Waffen dem Vulkan oder jedem andern Gotte zu weihen, auch das Tödten eines Opfers oder jede andere Abbüßungsfeierlichkeit eintreten zu lassen, so kann er es. Nur der Wurfspieß, den er während seines Gebets unter den Füßen gehabt, darf nie in die Gewalt des Feindes fallen. Geschieht dies, so muß dies Unglück durch mehrere Suove-

taurilien für Mars, d. h. durch Opfer eines Schweins, Schafes und Stieres abgebüßt werden.

Die Hingebung des Sohnes des Decius geschah unter ähnlichen Umständen und Feierlichkeiten im Jahre 457 im Kriege der Römer gegen die Samniter und Gallier.

Das erste Beispiel der Hingebung lieferte der Senat, als Brennus sich Roms bemächtigte, denn nur in dieser Absicht und Erwartung des Todes hatten die ehrwürdigen Greise sich vor die Thüren ihrer Häuser gesetzt.

Es giebt auch eine Art von Hingebung, die man persönliche Rache nennen könnte. Ein Beispiel davon ist dieses. Crassus war endlich dahin gelangt, sich das Commando eines ungerechten Feldzugs übertragen zu lassen, den er gegen die Parther beabsichtigte, da eilte der Volkstribun Atejus, der sich diesem vergebens widersetzt hatte, an das Thor der Stadt, durch welches Crassus auszog. Hier stellte er einen glühenden Heerd in die Mitte der Straße, und streute darauf, sobald er Crassus ansichtig ward, einige Wohlgerüche, machte auch Libationen und sprach gewisse furchtbare Verwünschungen und Beschwörungen aus, womit er diesen den unterirdischen Göttern weihte, und dabei diejenigen anrief, deren Namen am seltsamsten und schrecklichsten sind.

Die Römer glauben, daß solche Verwünschungen so große Kraft haben, daß Der, gegen den sie gerichtet sind, aber auch Der, welcher sie ausspricht, ihnen nicht entgehen könne, und man bedient sich ihrer daher nur sehr selten.

Endlich giebt es noch eine Art dieser Hingebung, nämlich die öffentliche von feindlichen Heeren und Städten,

in welche die Person, welche die Formel dazu ausspricht, nicht mit einbegriffen ist. Nur Dictatoren und Heerführer dürfen dies thun.

## Sechste Abtheilung.

### Die Amburbialien.

Die Amburbialien sind Opfer für Abbüßungen. Man nennt sie so, weil sie mit einem Festzuge um die Mauern der Stadt beginnen. Es ist dies eine der von den Quindecemvirn angeordneten Feierlichkeiten, wenn sie wegen Wunderzeichen die sibyllinischen Bücher befragen wollen. Die Bürger umringen die Mauern Roms und reinigen sie durch Lustrationen, während die Pontifen das Pomörium durchziehen, von den Priestern niederer Ordnungen im gabischen Costüm begleitet. Nach ihnen kommen die Vestalinnen, Quindecemvirn, Auguren, Septemviri-Epulones, die titiensischen Sodalen, die Salier und der Flamen des Jupiters.

Der Zug geht langsam um die ganze Ringmauer Roms und macht endlich bei einem Altare Halt, wo die Aruspices einen Stier oder anderes Thier opfern, die man Amburbiales nennt.

Ich gehe jetzt zu den ländlichen Festen über.

## Siebente Abtheilung.

### Die Sementinen.

Die Sementinen wurden angeordnet, um Ceres und Tellus zu feiern, und sie zu flehen, den Saamen, den man der Erde anvertraut, zu befruchten, denn das Fest tritt nach der Aussaat ein. Es ist beweglich und kehrt alle

Jahre gegen Ende Januars an einem Tage, den die Pontifices ansetzen, zurück. Zu Rom wird es im Tempel der Tellus begangen, auf dem Lande im freien Felde. Die Landleute betrachten es als einen Vergnügungstag; sie reinigen dann ihre Häuser, bringen den Göttern ihres Heerdes Kuchen und Ceres und Tellus, den gemeinsamen Müttern, das Getreide, das sie hervorbrachten, und die Eingeweide eines trächtigen Schweins.

## Achte Abtheilung.

### Die Robigalien.

Die Robigalien werden zu Ehren von Robigus, Gottes des Rosts oder Brandes, gefeiert, damit er das Getreide vor dieser Krankheit behüte. Das Fest wird bei den Feldern, wo die Ernte reift, begangen. Es kehrt jährlich im April, am siebenten der Kalenden des Mai (25. April) zurück, wo gewöhnlich der Brand in's Getreide zu treten pflegt. Es ist dieses Fest sehr alt, so daß man glaubt, Numa habe es eingesetzt.

## Neunte Abtheilung.

### Die Ambarvalen.

Die Ambarvalen bestehen in einem Zuge um die Felder, wie die Amburbalen aus einem um die Stadt. Sie sind um Glück flehend, nicht abbüßend. Zweimal im Jahre, zu Anfang des Frühlings und unmittelbar vor der Ernte werden sie begangen.

Ein Priestercollegium, das man fratres arvales, von arva, Feld, nennt, ist mit diesen ländlichen Opfern beauftragt; es besteht aus 12 Mitgliedern, welche ursprüng-

lich die 12 Kinder der Acca Laurentia, der Amme des Romulus, waren. Da eins davon gestorben, stellte sich Romulus statt dessen ein, und gab dem Collegio den Namen der Feldbrüder, den es noch jetzt führt.

Ohnweit des sechsten Meilensteins von Rom, in der Gegend der nomentarischen und tiburtinischen Straßen, liegt ein Ort, Festi genannt, der ursprünglich die Grenze des römischen Gebietes gewesen sein soll. Hier, wie an mehreren andern Orten, wo man auch die Grenzen dieses Gebietes annahm, feiern die Feldbrüder an ein und demselben Tage die Ambarvalen. Sie bezwecken die Reinigung der Felder und das Gedeihen der Erdfrüchte.

Am frühesten Morgen gehen die 12 Brüder mit einer weißen Mitra bedeckt und mit Aehrenkränzen in Procession aus der Stadt. Unterwegs schließen sich alle Landleute an sie an. Sind sie bei einem der Grenzpunkte angekommen, so führen sie um ein Feld, worauf man einen Altar von Rasen baute, ein Opfer glücklicher Vorbedeutung. Man thut dies dreimal, indem man Hymnen an Ceres im Chor singt. Die Priester machen Libationen von Wein, Honig und Milch und schlachten das Opfer, das stets ein trächtiges Schwein.

Auch Privatleute feiern die Ambarvalen auf ihren ländlichen Besitzungen. Solche Feste werden dem Sklaven übertragen, der die Suovetaurilien zu besorgen hat, und entweder die Opferthiere um das ganze Besitzthum oder nur um einzelne Punkte desselben führt. An einem Rasenaltare ruft der Besitzer dann mit auf diesen gelehnter Hand Janus und Jupiter unter Weinspenden an, und

richtet ein Gebet an Mars den Vater, um alles Unheil von dem Besitzthum abzuwenden und alles Gute zu spenden.

Mit einem Messer ordnet man den Haufen von Backwerk und Kuchen, den man darbringen will, und bietet ihn auf dem Altare den Göttern. Wenn man das Schwein, Schaf und Kalb opfert, sagt man bei jedem derselben, so wie es geschlachtet wird: „Und zu diesem Zwecke sei verherrlicht durch diese Opfer, die man Dir bringt.“

Geschieht es, daß man die Götter durch keins derselben noch für versöhnt hält, so fängt man das Opfer wieder von vorn an, und so macht man es auch, wenn man glaubt, daß blos eins der Opfer nicht wohlgefällig, mit diesem.

Den Tag beschließen dann Spiele, Tänze und rauschende Fröhlichkeit.

## Zehnte Abtheilung.

### Die Lucarien.

Obgleich die **Lucarien** auch auf dem Lande gefeiert werden, so haben sie doch keinen Bezug auf den Ackerbau. Sie sind ein Fest, das an die Einnahme Roms durch die Gallier erinnern soll. Damals flüchteten sich die Römer in einen großen Wald zwischen der salarischen Straße und der Tiber, wo die Lucarien noch jetzt gefeiert werden und zwar am XIV. der Kalenden des Augusts (am 19. Juli).

## Eilfte Abtheilung.

### Die Terminalen.

Die **Terminalen** sind das Fest der Grenzsteine oder vielmehr des Gottes Terminus, des Wächters der Felder. Man schreibt ihre Begründung Numa zu, der,

nachdem er allen Bürgern anbefohlen hatte, ihre Felder zu messen und Grenzsteine darauf zu setzen, diese Merkmale dem Jupiter terminalis widmen ließ, und verordnete, einmal im Jahre sich dort zu versammeln, um Opfer unter dem Namen der Terminalen zu bringen. Noch jetzt beobachtet man dies. Die Grenzsteine dienen zu Altären, und nach dem alten Ritus, welcher verbot, dieselben mit dem Blute irgend eines Thieres zu beflecken, begnügt man sich gewöhnlich damit, große Kuchen von Weizen, Brei, Körner und Früchte darzubringen.

Man fängt jetzt jedoch an, etwas von der Einfachheit dieser Gaben abzukommen, und opfert manchmal ein Lamm oder ein junges Mutterschwein.

Die Terminalen werden am X. der Kalenden des Mars (am 20. Februar) begangen. Außer den Privatfeiern giebt es auch eine öffentliche, die auf dem siebenten Meilensteine von Rom aus, wo die ostiensische und laurentinische Straße zusammenstoßen, der ehemaligen Grenze des römischen Gebiets von dieser Seite zu Numa's Zeit, geschieht.

---

## Acht und vierzigster Brief.

Ein Opfer auf dem Capitol. — Ueber den verschiedenen Ritus bei den Opfern.

---

### Erste Abtheilung.

Ein Opfer auf dem Capitol.

Ich ging eben aus, als ich vernahm, daß auf dem Capitol ein Opfer stattfinden sollte, zum Danke dafür, daß der

Kaiser Augustus einer gegen ihn von Cornelius Gallus, Präfect von Aegypten, angesponnenen Verschwörung glücklich entgangen. Auch begegnete ich, als ich über's Forum kam, in der That dem heiligen Zuge, mit welchem dergleichen öffentliche Opfer gewöhnlich beginnen.

Voraus ging ein Herold, dann kamen die Opfer, von lorbeerbekränzten Männern geführt, die bis auf den Gürtel nackt und von da an mit einer kurzen, purpurbesäumten und an den Seiten aufgeschürzten Draperie bekleidet waren. Es sind dies die Unterdiener bei den Opfern und man nennt sie Popen und Opferer (popae et victimarii). Sie führten eine große Menge blendendweißer und so fetter Stiere, daß sie kaum gehen konnten. Alle hatten vergoldete Hörner und Blumenkränze auf der Stirn. Neben ihnen gingen noch Schaaren von Flötenspielern und Kindern, auch mit Lorbeern bekränzt. Dann schritten die Pontifen in verbrämten Togen einher und alle übrige Priesterordnungen, in den Händen Stäbchen tragend, um die Menge zu entfernen. Ferner der ganze Senat, alle Beamte und eine zahllose Menge Volks.

Der Fronton und die Säulen des Tempels waren mit Gewinden von Blumen und Blättern geschmückt. Als der Zug eingetreten, verhüllten sich die Priester und Beistände die Häupter mit einem Zipfel ihres Gewandes, damit sie nichts zerstreue, verehrten den sehr großen und guten Jupiter, indem sie die rechte Hand zum Munde brachten, wendeten sich gegen die Thore, indem sie dieselbe Verehrung wiederholten, und setzten sich nieder, um sich zu sammeln und still oder mit leiser Stimme zu beten.

Nach einigen Augenblicken brachten die Popen je eins um's andere der Opfer zu einem Altar, der mit dreifachem wollenen Behänge und mit Gewinden von Eisenkraut und gewissen goldfarbigen Blumen geschmückt war, deren zahlreiche Blätter dunkelpurpurn sind, wie das Veilchen.

Einer der obern Pontifen, dem das Opfer oblag, fing nun damit an, sich die Hände zu reinigen, indem er sie einem langhärigen Knaben entgegenstreckte, der aus kleinen Gefäßen ohne Füße Wasser darauf goß. Dann nahm er von einem andern Knaben ein ähnliches Gefäß, womit er das Opfer besprengte. Ein Dritter bot ihm nun ein offenes Kästchen dar, aus welchem er einige Prisen eines aus Salz und gebranntem Korne bereiteten Pulvers nahm und sie auf die Stirn des Thieres streute, dabei sprechend: „Möge dieses Korn und Salz das Opfer vermehren." Dasselbe Pulver streute er auch auf den Altar und die nahebei in einem Gefäße mit Wasser sich befindenden Opfermesser [a]). Hierauf nahm er eines derselben,

---

a) Die bei einem Opfer angewendeten schneidenden Werkzeuge sind folgende:

Acieris, ein ehernes Beil.

Clynaculum, ein Messer zum Erstechen, theils so genannt, weil es die Hintertheile (clunes) des Thiers theilte, theils weil es die Opferer hinten herabhängen ließen.

Scena, ein Beil oder Messer zum Ausweiden, auch Dolabra genannt.

Secespita, ein eisernes langes Messer an elfenbeinernem, rundem, mit Gold und Silber eingelegtem Hefte, dessen sich die jungen flaminischen Mädchen und die Pontifen bei den Opfern bedienten. Das Wort kommt von secanda her.

fuhr mit flacher Klinge damit von der Stirn bis zum Schwanze des Opferthiers leicht hin, riß demselben ein Büschelchen der längsten Haare zwischen den Hörnern aus, warf es in das auf dem Altare entzündete Feuer, goß dem Thiere aus einer großen, goldenen, mit Blumen bekränzten Schüssel einige Weinlibationen auf die Stirn, indem er jedesmal wiederholte: „Möge dieser Wein dieses Opfer vermehren!" sprach einige Gebete und befahl dann die Opferung selbst.

Die Opferer und Popen brachten nun das Opferthier; ein Pope ergriff es mit der rechten Hand und in der linken ein Beil haltend, das auf der einen Seite eine Schneide, auf der andern einen Hammer hatte, stellte er sich hin, um es zu schlagen, zu dem Pontifex mit der Frage sich wendend: Soll ich's thun? Nachdem er nun im Augenblicke dazu die Erlaubniß erhalten, schlug er mit dem Hammer auf die Schläfe des noch stehenden Thieres; nun wankte der Stier und fiel zur Erde, da warfen sich die Opferer über ihn und erwürgten ihn. Sie faßten dann sein Blut in Schalen auf, legten den Körper auf eine Tafel, weideten ihn aus und warfen gewisse Theile desselben in Körbchen, die sie mit Gerstenmehl ausgestreut hatten, worauf sie dieselben dem opfernden Pontifex darbrachten.

Dieser zog von Neuem seine Toga über die Ohren, die Flötenspieler umringten mit ihren elfenbeinernen Doppelinstrumenten den Altar und erfüllten den Tempel mit ihren Tönen. Die andern Pontifen brachten die Erstlinge der Eingeweide des Opferthiers zum Altare und warfen sie in die heiligen Flammen, die sie bald aus einem klei-

nen Gefäße tropfenweis mit Wein begossen, bald Oel in großen Strömen darüber schütteten.

Während dieser Zeit sprach der Opferpriester ein Gebet nach, das ihm ein Anderer aus dem Ritual vorlas; ein Dritter neben ihnen Stehender hörte aufmerksam zu, und ein Vierter gebot Stille. Die Bürger ihrerseits beteten zum Jupiter, ihre Tage abzukürzen, um sie denen des Kaisers zuzulegen. Man schloß mit einer Anrufung der Vesta und das Ende der Ceremonie ward den Beiwohnenden vom Opferpriester mit den Worten angesagt: „Ihr könnt nun gehen.“

## Zweite Abtheilung.

### Ueber den verschiedenen Ritus bei den Opfern.

Ich war ganz spät fortgegangen und befand mich noch unter dem Peristyl des Tempels, als ich ganz oben auf der großen Treppe, die vom Capitol auf das Forum führt, den Pontifex Merula, denselben, der eben geopfert hatte, stehen sah. Ich näherte mich ihm und wünschte ihm Glück zu der Art, wie er sein Amt verrichtet. — „Und woher weißt Du, daß ich's recht gemacht habe?“ fragte er lachend. — O! ich habe sehr genau Acht gehabt. — „Das genügt nicht. Ich bin überzeugt, daß Du das Meiste von Dem, was Du gesehen, nicht verstanden hast; Du bist ein Fremder, und wissen doch selbst die Römer nicht Alles, da die Pontifen Vieles für sich behalten. So kommt gleich beim Zuge z. B. viel darauf an, ob die Schlachtopfer ruhig gehen und die Stricke locker bleiben, denn das Gegentheil ist ein übles Anzeichen. Dasselbe ist

der Fall, wenn das Thier am Altare brüllt oder gar entläuft, indem man es dort nur an weißen Bändern festhält und die Stricke löset, weil bei einem Opfer nichts gebunden sein darf. Auch darf es nicht nach dem Schlage brüllen oder schlecht fallen. Ebenso muß es stark bluten, die auf die Kohlen geworfenen Theile müssen gut brennen und die Flamme auf dem Altare gerade und rein zum Himmel steigen. Was hiernächst die Kleidung bei einem solchen Opfer betrifft, so muß sie ganz weiß sein. In schwarzen Gewändern darf man nur bei Opfern für die unterirdischen Götter erscheinen. Ebenso muß der Opferer an diesem Tage, vom vorigen Abende an, die strengste Keuschheit beobachtet haben. Was den Kopfputz betrifft, so besteht er stets aus Zweigen des Baumes, der der Gottheit, welcher man opfert, geweiht ist."

„Kommen wir nun zu den Cäremonien selbst. Für's Erste will ich Deinem Nationalstolz durch die Etymologie dieses Wortes schmeicheln. Als Deine Vorfahren, die Gallier, Rom einnahmen, boten die Einwohner von Cäre, einer kleinen Stadt Latiums, den Vestalinnen und dem Flamen des Quirinus, welche die Gegenstände der Verehrung aus Rom mit sich nahmen, einen Zufluchtsort an. Zum Andenken an diese Gastfreundschaft gab man den heiligen Gebräuchen den Namen Cäremonien. So ist die Händewaschung bei allen Opfern für die obern Götter nothwendig, und ihr voraus muß eine Reinigung des ganzen Körpers in fließendem Wasser gehen. Das Wasser der Quelle des Juturnus, dem Flusse Numicus in Latium gegenübergelegen, wird in ganz Rom für das reinste gehalten."

„Du sahst, daß ich far, d. h. geröstetes und pulverisirtes Getreide und Salz auf das Opfer streute. Man bedient sich dazu des Weizenmehles als des ältesten und schätzenswerthesten aller Güter. Das nennen wir eigentlich immolatio, von mola, Mühle, weil das Getreide gemahlen ist. Der Wein, dessen man sich bedient, muß von geschnittenen Reben genommen sein, dabei völlig rein und ungemischt. Griechische Weine nimmt man daher nicht, weil sie mit Wasser gemischt sind. Auch vermeidet man Wein von einem Baume, in welchen der Blitz schlug, indem Wein, wenn er erst durch den Blitz gefroren war, und dann wieder in seinen frühern Zustand gebracht worden, die davon trinken, tödtet oder toll macht."

„Weißt Du auch, weshalb ich, obgleich dem Jupiter opfernd, doch die erste Gabe Weihrauchs und Weins dem Janus brachte? Das geschieht nach allgemeinem Gebrauch, damit Janus, als Thürhüter des Himmels, mein Gebet zu der Gottheit, die ich anrufe, gelangen lasse. So richtete ich auch, nachdem ich mein Gebet zu diesem gethan, dergleichen an alle die andern Gottheiten, um keine derselben gegen mich zu haben. Ferner muß das Opfer vollbracht werden, ohne daß irgend ein unseliges Wort es störe; darum spielen beständig während der Anrufung die Flötenspieler vor den Ohren des Opferers und er verhüllt sich den Kopf. Oft fällt es vor, daß man das Opfer wieder von vorn anfangen muß, wenn durch Zufall oder Nachlässigkeit eine der vorgeschriebenen Cäremonien unterlassen worden ist."

„Ein besonderer Ritus waltet auch bei dem Tödten der Opferthiere vor. Wird das Opfer einem himmlischen

Gotte gebracht, so müssen die Opferer, wenn sie ihre Messer in die Kehle des Thiers senken, von unten nach oben zu stoßen, von oben nach unten aber für eine unterirdische Gottheit. Dasselbe gilt von den Libationen. Bei einem dem Pluto gebrachten Opfer fängt man das Blut nicht in Schalen auf, sondern läßt es in dazu gemachte Gruben laufen. Was man von den Opferthieren verbrennt, gehört den Göttern. Manchmal läßt man aber diese Theile blos in einem Kessel kochen, wodurch der Gewinn der Priester, Popen und Opferer vermehrt wird, die sich in diese Ueberbleibsel, wie in die Kuchen theilen, was man polluctum nennt, von pollucere, weihen. Bei Privatopfern nimmt Der, welcher sie veranstaltet, das polluctum mit, und verspeist es mit seinen Freunden. Unter Eingeweiden verstehen wir dabei Alles, was innerhalb der Haut sich befindet, besonders das Fleisch."

„Es giebt zwei Arten von Opfern, victimae, die eigentlich so benannten, und die hostiae. Bei einem Opfer von Personen gebracht, die in den Krieg gehen, opfert man hostiae und nach einem Siege victimae."

„Die hostiae sind wieder von zweierlei Art. Die einen, in deren Eingeweiden man den Willen der Götter erforscht, und die andern, die man blos opfert, um ihre Seelen den Göttern darzubringen. Die Aruspices nennen die letztern animales und die erstern consultatorias. Bei beiden giebt es welche, die man injuges nennt, weil sie nie ein Joch trugen, noch gezähmt waren."

„Ambegni nennt man einen Stier und Schöps, wenn man, indem man sie zum Opfern führt, an jeder Seite

ein Lamm gehen läßt; ambegnae, Schafe, welche Mütter von zwei Lämmern, mit diesen zum Opfern geführt; ambidens oder bidens, ein Schaf, weil bei diesem zwei Zähne länger sind als die andern, die sich erst nach zwei Jahren zeigen, und es verboten ist, hostiae über oder unter diesem Alter zu schlachten. Man braucht auch dieses Wort für jedes Opfer, das zweijährig."

„Die hostiae, deren Eingeweide man zu Rathe zieht, werden harugae genannt, diejenigen, welche man ganz verbrennt, prodiguae, und welche bei dem Schweife zum Opfer gebraucht werden, caviares. Dergleichen opfert das Collegium der Pontifen alle fünf Jahre. Auch giebt es noch idulae, Lämmer, die man der Juno an den Idus jedes Monats opfert, succidaneae, Opfer, wo eins dem andern folgt, wenn das erstere nicht günstig war, precidaneae, die am Tage vor einem feierlichen Opfer stattfinden, und endlich gravidae, die trächtig geopfert werden."

„Was die Opfer für einzelne Gottheiten betrifft, so werden sie entweder der Aehnlichkeit oder des Entgegengesetzten wegen gewählt. So das schwarze Rind für Pluto, so das Mutterschwein, das die Ernte zerstört, für Ceres, und die Ziege, welche stets das Fieber hat, für Aeskulap."

„Nach einer Verordnung Numa's opfert man stets den himmlischen Göttern in ungleicher Zahl, diese letztere aber steigt von 20 bis über 100, selbst bei großen Opferthieren."

„Unter diesen nimmt der Stier den ersten Platz ein. Sein Schwanz muß bis auf die Erde und selbst bei Kühen muß er bis in's Kniegelenk gehen. Stiere aus den fet-

ten Wiesen von Clitumnus und am Flusse Ombrio werden vor allen ausgesucht."

„Ein Milchschwein muß wenigstens fünf Tage alt sein und einen an der Wurzel gedrehten Schwanz haben, von wo er dann rechts oder links fällt. So dürfen auch die Lämmer keinen spitzen Schwanz, keine gespaltene Zunge, keine schwarzen Ohren haben, und alle den himmlischen Göttern dargebrachten Stiere müssen weiß sein."

„Wir haben Eurer Nation die Menschenopfer vorgeworfen, aber wir sind selbst weit davon entfernt, in dieser Hinsicht tadellos zu sein. Im Jahre 536 hatten sich zwei Vestalinnen verführen lassen; der Aberglaube machte diese Schwäche zu einem furchtbaren Wunderzeichen und man befragte deshalb die sibyllinischen Bücher. Unter einigen für diesen Fall angeordneten außerordentlichen Opfern wurden auch ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin lebendig auf dem Foro boario begraben. Der Ort ist noch durch eine steinerne Einfassung bezeichnet, die vorher schon mit dem Blute menschlicher Schlachtopfer befleckt worden war. Im Jahre 657 verbot ein Senatsbeschluß jedes Menschenopfer, dies hinderte jedoch nicht, daß im Jahre 708 auf dem Marsfelde, ich weiß jedoch nicht bei welcher Gelegenheit, zwei Menschen geopfert wurden."

---

## Neun und vierzigster Brief.

Ueber die Divination.

Man theilt mir eben ein sehr kühnes Werk Cicero's über die Kunst der Divination (des Wahrsagens) mit, oder viel-

mehr gegen dieselbe. Cicero glaubte allerdings nicht an dieselbe. Uebrigens theilen schon seit langer Zeit alle Aufgeklärte seine Ansicht, selbst die Auguren, Aruspices und Quindecemviri, die man immer noch für das Volk und zum Bedarf der Regierung beibehält, haben kein größeres Vertrauen zu der Kunst, die sie ausüben. Sagte doch schon Cato der Aeltere, er begreife nicht, wie zwei Aruspices einander ohne zu lachen ansehen könnten, und Cicero selbst war Augur.

In jetziger Zeit wird jedoch der Unglaube an die Wissenschaft der Auguren so weit getrieben, daß man die Auspicien aus Flug und Gesang der Vögel ganz aufgegeben hat. Man hält sich streng daran, die Phänomene am Himmel zu beobachten, und auch diese nur noch der Form nach.

Es schließt daher Cicero sein Werk über die Divination, nachdem er die gewichtigsten Gründe gegen dieselbe aufgestellt und entwickelt hat, mit folgenden Worten: „Wir wollen uns sonach wohl hüten, an irgend eine Art der Divination zu glauben. Allerdings hat der Aberglaube fast alle Geister bei allen Nationen gefesselt und die Schwäche der Menschen sich unterworfen, so daß der Philosoph, der diese Leichtgläubigkeit verbannte, seinen Mitbürgern wie sich selbst einen großen Dienst erzeigen würde. Aber man verstehe mich wohl; den Aberglauben vernichten, heißt nicht, dies auch mit der Religion thun. Der weise Mann muß dazu beitragen helfen, den Cultus und die Cäremonien seiner Vorfahren aufrecht zu erhalten, und das Dasein einer ewigen und allmächtigen Natur, die Bewunderung

und Dankbarkeit, welche ihr das Menschengeschlecht schuldet, sollten bei dem Anblicke eines so schönen Universums und der Ordnung, die in den Himmeln herrscht, nie in Zweifel gezogen werden. Man muß sich also bemühen, die Religion, die im Einklange steht mit der Natur selbst, weiter zu verbreiten und die Wurzeln des Aberglaubens auszurotten, eines Ungeheuers, das uns drückt und verfolgt, nach welcher Seite hin wir uns auch wenden mögen."

---

## Funfzigster Brief.

Die Penaten, Laren und Genien. — Die Compitalen.

Den ersten Rang in der religiösen Verehrung der Römer nehmen die Penaten und Laren ein. Man hat gegen diese Gottheiten eine allgemeine und unausgesetzte Ehrfurcht, welche übrigens nichts als der Cultus des Egoismus ist, weil die Penaten und Laren unter den Benennungen von Familien- und ländlichen Gottheiten, die Hausgötter, die Wächter der städtischen Wohnungen, der Felder und Gärten, die Beschützer der Familie, d. h. des Herrn und seiner Sklaven, die Schutzgenien jedes Einzelnen sind. Auch nennt man sie Lares praestites, Vorstehende, und manchmal väterliche, dei paterni.

Die eigentlich sogenannten Genien unterscheiden sich von den Penaten, ohne über ihnen zu stehen, denn sie sind auch Götter niederer Ordnung, haben aber etwas Eigenthümlicheres und Idealeres. Nach allgemein angenommener Meinung steht ein Schutzgeist, Genius, dem

Schicksale jedes Mannes vor, kettet sich an ihn vom Augenblicke seiner Geburt an, folgt ihm überall hin und stirbt mit ihm. Die Frauen haben auch dergleichen und man legt ihnen den Namen der Junonen bei. Die Penaten ketten sich weniger an das Individuum. Aendert man Gegend oder Wohnung, so muß man sie mit sich nehmen, wenn man sie nicht verlieren will. Doch besteht eine große Verwandtschaft zwischen den Penaten und Genien und sie werden oft verwechselt.

Ohnerachtet dessen sind aber doch die Penaten die am allgemeinsten verehrten Gottheiten und besonders geschieht dies vom niedern Volke, für welches die Genien vielleicht etwas allzu Intellectuelles haben. Man hat Bildnisse von Penaten, aber gar keine oder doch mindestens sehr wenige von Genien. Die Art, wie man die Penaten darstellt, geht von dem allgemeinen Cultus aus, welchen man ihnen weiht. Da sie eben so gut die Götter der Armen als der Reichen sind, so begnügt man sich bei ihren Bildnissen, um diese für Jedermann zugänglich zu machen, mit ganz kleinen Formen, mit Statüen in Stein oder Holz. Nur sehr selten nimmt man Silber dazu. Die Kleinheit dieser Gestalten macht sie bequem zum Fortbringen, was wegen der Wanderungen, welchen sie der Natur der Sache nach oft ausgesetzt sind, sehr vortheilhaft.

Die Penaten zeigen sich auch eben so bescheiden in ihren religiösen Forderungen, und nichts ist minder kostspielig als ihr Cultus. Bloße Libationen von reinem Weine, einige Körner Weihrauch, ein Schüsselchen mit Erstlingen des Festes, kleine Kränze von Blumen, besonders von Veil=

chen, als eine Art von Sinnbild ihrer Bescheidenheit, Kränze von Kornähren, Myrthen, Rosmarin, womit man ihr heiliges Haar schmückt, donatica, oder große Kränze, die wie Halsbänder ihnen auf die Brust herabhängen, Kuchen, einige Honigscheiben, Jahresfrüchte, oder auch nur etwas Weizen und Salz, dies sind die Gaben, welche man ihnen gewöhnlich darbringt. Reiche gehen manchmal bis zu Opfern, aber dann sind auch diese blos ein Schweinchen oder ein Widder, und fast immer nur bei einem ländlichen Feste, auf dem Felde und wegen eines Geschäfts dieser Art. Bei solchen Gelegenheiten geht es dann auch etwas pomphafter zu und oft schreitet eine Procession, wobei der Familienvater in weißem Gewande, mit Myrthen bekränzt und mit Körbchen aus den Zweigen dieses heiligen Strauchs geflochten in der Hand, erscheint, dem bescheidenen Opfer voraus.

In großen Häusern ist ein junger Sklave ganz besonders mit dem Cultus der Laren beauftragt. Einige verehren diese Gottheiten alltäglich, andere an den Kalenden, Idus oder Nonen jedes Monats und an Festtagen, noch andere blos am Neumond.

Außer den Familienlaren giebt es auch feindliche Laren, damit beauftragt, die Feinde zu entfernen.

Sonderbar genug ist es, daß man den Ursprung der Gottheiten der Laren nicht genau kennt. Nach einer aus Griechenland sich herschreibenden Sage sind die Laren die Seelen der Menschen, die Gutes gethan haben und in die Zahl der Götter aufgenommen wurden; da man nun aber sonst die Todten in den Häusern selbst begrub, ist daher

der Gebrauch entstanden, dort die Penaten zu verehren, die man mit den Laren verwechselt.

Noch eine andere in Latium allgemein angenommene Sage macht die Laren zu Söhnen des Merkur und der Nymphe Lara. Ein römischer Dichter, Ovidius, hat in seinen Fastis II. v. 585 fg. dieses sehr schön besungen.

Einer dritten Sage zufolge schrieben sich die Penaten ursprünglich vom Peloponnes her, und wären alsdann nach Troja gebracht worden. Bei der Einnahme dieser Stadt entführte sie Aeneas und brachte sie nach Italien, wo er sie zu Lavinium, einer Stadt Latiums, bewahrte. Man nannte sie Penaten oder große Götter; doch wünschte man, daß sie einen aus der Sprache ihres neuen Vaterlands herstammenden Namen erhielten, und gab ihnen daher den der Laren, nach einem etruskischen Worte, das Oberhaupt, Herr bedeutet.

Da nun der Name in der Uebersetzung den ursprünglichen nicht vergessen machen konnte, so führte sich unmerklich ein Unterschied zwischen den Penaten und Laren ein. Die Penaten, welche Jedermann, gleich denen die aus Troja herbeigebracht worden waren, besitzen wollte, erhielten den Namen Laren in der Landessprache und waren hauptsächlich die Götter der Eingebornen. Der Name Penaten blieb dagegen besonders mit der ursprünglichen Idee verknüpft, und man betrachtete diese Götter als die Beschützer der Reiche und Nationen.

Heut zu Tage ist wieder eine neue Vermischung eingetreten, und man sagt ohne Unterschied Penaten oder Laren, ja man hat sogar eine lateinische Abstammung der

Penaten versucht und sie von penus abgeleitet, welches alle Gegenstände ausdrückt, wovon sich die Menschen nähren, oder von penitus, weil sie das Innerste der Wohnungen einnehmen, oder von penitus spirare, durch welche man athmet.

Stamme übrigens der Ursprung dieser Götter woher er wolle, so haben sie doch in allen Wohnungen einen besondern Platz. In großen Häusern ist dies oft ein kleiner Haustempel, Lararium, seinem Namen nach in dem entlegensten Theile befindlich, manchmal ein großer Schrank unter den Portiken des Atriums, damit, wer den Herrn zu grüßen kommt, auch seine Schutzgötter grüßen könne. Einige Personen stellen sie in ihren Schlafzimmern auf, um ihren Beschützern desto näher zu sein. Bei Bürgern von geringern Mitteln und der unermeßlichen Menge Derer, die durchaus keinen Raum in ihren Wohnungen übrig haben, ist der Platz der Laren oder Penaten am Herde des Hauses, weil dieser wesentlich die Wohnung des Bürgers bezeichnet. Daher sprechen die Römer von den Laren und Penaten eines Bürgers, um sein Haus, seine Wohnung anzudeuten. Uebrigens sind die Penaten so sehr Götter des Herdes, daß überall ihnen die Küche geweiht ist.

Außer dem Tempel in Lavinium, wo die alten Penaten des Aeneas aufbewahrt werden, denen alle obere Beamte opfern, so wie sie ihre Stellen antreten, die ich aber nicht sehen konnte, weil der Eintritt in diesen Tempel der Menge untersagt ist, haben auch die öffentlichen Penaten eine Wohnung in Rom, in der Umgegend des

fori romani, an einem Orte, den man Hypelaies, d. h. unter den Oelbäumen, nennt. Dieser Jedermann offenstehende Tempel ist klein und so dunkel, daß man nur mit großer Mühe die Gestalt der Götter unterscheiden kann, die er enthält. Diese Penaten sind von Holz und zwei Fuß hoch, in Nischen aufgerichtet. Sie stellen zwei junge sitzende Männer in Kriegskleidern vor, die Lanze in der Hand haltend und mit Hundefellen bekleidet. Vor ihnen erblickt man einen kleinen Altar und seitwärts desselben etwas weiter vor, in Stein gehauen die Gestalt eines Hundes, den Schwanz aufgehoben, den Hals verlängert, die Nase in der Luft, die Schnauze offen und den Körper etwas auf die Vorderpfoten gestellt, als wolle er vorspringen.

Dies ist die gewöhnliche Form der Privatpenaten oder Laren, und der Hund dabei ist das Zeichen der Wachsamkeit und Aufmerksamkeit, diese aber verlangt man so sehr von ihnen, daß, wenn ihren Schützlingen ein Unheil zustößt, man ihnen die heftigsten Vorwürfe macht, ja manchmal sogar sie verpfändet oder verkauft.

Was die öffentlichen Penaten betrifft, so behaupten Einige, daß die Penaten Roms Jupiter, Juno und Minerva seien, denen zu Ehren Tarquin das Capitol baute. Andere finden sich dadurch, daß der Tempel der Penaten nur zwei Bildsäulen enthält, blos für Jupiter und Juno bewogen, andere für Castor und Pollux. Diese Unbestimmtheit muß Dich nicht wundern, da selbst der wahre Name dieser Gottheiten und ihr Geschlecht ein Geheimniß für Jedermann ist, indem man fürchtet, es könnten,

wenn dies bekannt würde, Seiten der Feinde diese Schutzgötter durch gewisse religiöse Ceremonien, die man evocationes nennt, von Rom hinweggerufen werden, wie es die Römer selbst manchmal mit den Völkern thun, die sie bekriegen [a]).

Es giebt auch zwei öffentliche Tempel der Laren, einen auf dem Marsfelde, den andern auf der Via nova, beim Eingange in's Velabrum.

Die öffentlichen Laren sind mehrfacher Art, einige heißen städtische Laren, andere Laren der Kreuzwege, noch andere Laren der Straßen. Sie werden an den Orten, welche sie beschützen sollen, durch bloße steinerne oder hölzerne Vierecke dargestellt, auf denen der Kopf des Apoll, Merkur, Bacchus oder Herkules steht. Der Fuß der Säule hat nun Inschriften, welche die Wege anzeigen, weil man sie immer da aufstellt, wo mehrere zusammenkommen.

Ein Edict des Kaisers Augustus hat anbefohlen, das Fest dieser Laren zweimal im Jahre zu begehen, im Anfange des Frühlings und des Sommers. Die Compitalen sind eine dieser Feierlichkeiten. Dieses Fest geht zurück bis auf den König Servius, den die Sage zu dem Sohne eines Familienlaren macht. Er ordnete die Aufstellung jener kleinen Lararien im Freien an, die man

a) Bayeux hat in seiner Uebersetzung des Ovid zu beweisen gesucht, daß diese Götter das Sternbild der Zwillinge und das symbolische Bild der Sonne waren, und diese Symbole des Feuers als schützende Mächte in jedem Hause angenommen wurden, so wie sie die Schutzgötter des Aeneas gewesen waren.

fast an allen Kreuzwegen findet. Die Bürger vereinten sich, um die Kosten davon zu tragen, und er verordnete, daß man alle Jahre dort opfern und jedes Haus Kuchen als Geschenk dahin bringen solle. So befahl er auch, daß Sklaven und nicht freie Personen den Priestern dabei helfen sollten, weil der Dienst der Sklaven den Laren besonders angenehm ist.

In der Folge blieb diese Verehrung für die Götter der Kreuzwege nicht mehr so unschuldig. Die Compitalien waren außer Uebung gekommen, als sie daher Tarquin der Stolze wiederherstellen wollte, glaubte er das Orakel des Apolls deshalb befragen zu müssen, das ihm antwortete, man müsse den Laren und Mania, ihrer Mutter, Kopf für Kopf opfern. Dieser Vorschrift gemäß befahl er also Kinder zu opfern. Nach der Vertreibung dieses Tyrannen legte jedoch J. Brutus, vom Genius der Freiheit erleuchtet, dieses dunkle Orakel anders aus, ersetzte die Köpfe der Menschen mit denen von Mohn und Lattich, und nun konnte Mania ohne Verbrechen versöhnt werden.

Ein zweites Mal wurden die Compitalien ziemlich lange aufgeschoben, und im Jahre 685 verordnete der Senat sogar deren gänzliche Abschaffung, da sie zu Unruhen und Unordnungen Veranlassung gegeben hatten. Später stellte man sie jedoch wieder her.

Dieses Fest ist beweglich und wird in den letzten Tagen des Decembers gefeiert. Statt der Mohn- und Lattichköpfe opfert man jetzt Bildnisse der Mania, wollene Bällchen und Bilder von Männern und Frauen, ebenfalls

von Wolle. Man hängt die Ebenbilder der Mania an den Thüren der Häuser auf, um das Unglück von ihnen abzuwenden, und jene letztern an den Kreuzwegen. Die Bilder für das Leben von eben so viel freien Personen, die Bällchen für das von Sklaven.

In dem Augenblicke, wo ich Dir dieses schreibe, ist mein Haus, wie die aller meiner Nachbarn mit Bildern und wollenen Bällchen tapezirt. Ich bin allein zu Hause. Außerhalb höre ich Freudengeschrei. Meine Sklaven sind ausgegangen, denn dieses Fest ist auch für sie bestimmt, und man entläßt sie dann von allen Dienstleistungen. Die Laren sind kleine Gottheiten, sie müssen daher wohl auch die Kleinen beschützen, vorzüglich wenn dies nur einmal im Jahre vorfällt.

---

## Ein und funfzigster Brief.

### Die lateinischen Ferien.

Du erinnerst Dich wohl noch, daß, als ich Dir über die römische Regierungsverfassung schrieb; ich erwähnte, daß Rom seine Macht dadurch sehr vermehrt habe, daß es viele Völker durch die Bande der Föderation mit sich verknüpft. Das merkwürdigste dieser Bündnisse war das mit den Einwohnern Latiums. Man verdankte es Tarquin dem Stolzen. Alle Völker Latiums verbanden sich nämlich unter ihm mit Rom, und um die Dauer dieses Vertrags desto besser aufrecht zu erhalten, schlug Tarquin ihnen vor, denselben alle Jahre dadurch zu erneuern, daß man

sich an einem Orte inmitten des Bundes versammle, dort einen Markt halte, Fasten veranstalte und zusammen an dergleichen Opfern Theil nehme. Und noch heute begeht man, trotz aller indeß eingetretenen Veränderungen, dieses Fest unter dem ursprünglichen Namen der lateinischen Ferien. Zur Zeit Tarquins währten sie nur einen Tag, nach der Vertreibung der Könige fügte man einen zweiten hinzu, und einen dritten zum Andenken der Versöhnung der Plebejer mit den Patriciern in Folge des Auszugs auf den heiligen Berg.

Die lateinischen Ferien kehren nicht an einem bestimmten Tage wieder und werden daher conceptivi genannt. Gewöhnlich feiert man sie zur schönen Jahreszeit, in den Monaten März, Mai oder Juni. Manchmal verschiebt man sie jedoch auch bis gegen Ende des Jahres. Die Consuln wählen den Zeitpunkt und legen ihn dem Senate zur Genehmigung vor.

Obgleich nicht mehr wie ehedem eine politische Idee sich mit diesen Festen verbindet, begeht man sie doch eben so eifrig und prachtvoll wie sonst. Bei der Armee findet ein Waffenstillstand von drei Tagen statt. In Rom ernennt der Kaiser bei ihrem Beginne ein oder zwei zeitweilige patricische Präfecte, um die Stadt zu regieren, weil diese unterdeß ihrer Magistrate entbehrt. Denn Alle, die Tribunen ausgenommen, verlassen sie, um sich auf den albanischen Berg zu verfügen, wo man das Fest begeht.

Dann sind in dieser Gegend alle Straßen und Wege mit zahllosen Zügen von Männern und Frauen bedeckt, denn der lateinische Bund besteht aus 47 Völkern. Jede

Stadt desselben muß etwas zum Feste liefern, daher sieht man die Föderirten hier die gewöhnlichen Opfer, die aus Lämmern bestehen, dort Käse, Milch und andere ähnliche Nahrungsmittel bringen.

Das Fest besteht wie vordem in Genüssen aller Art, in Spielen, besonders mit Wagenrennen, wobei der Sieger als Preis einen Trank von Wermuth erhält, und endet mit einem allgemeinen Opfer, wo man Milch ausgießt und gemeinschaftlich dem Jupiter Latialis einen Stier opfert (Latiar), von welchem alle Föderirten ein Stück erhalten. Die Römer haben den Vorsitz bei dieser Feierlichkeit in der Person ihrer Consuln und bringen das Opfer für alle Bundesgenossen dar.

Man beobachtet die dabei vorgeschriebenen Feierlichkeiten mit der größten Genauigkeit. Wenn nur die geringste Formel in den Gebeten unterlassen, wenn das Fest auch nur durch schlechtes Wetter unterbrochen wird, wenn eins der föderirten Völker nicht seinen Antheil am allgemeinen Opfer erhält, verordnen die Pontifen den Wiederanfang der Feierlichkeit.

---

## Zwei und funfzigster Brief.

### Die Wahrsager und Magier.

Die Einführung der Divination in die Religion und die Anwendung derselben bei öffentlichen Geschäften mußte sie natürlich auch über alle gesellige Verhältnisse verbreiten und ebenfalls auf Privatgeschäfte beziehen lassen. Wenn

sie aber dort durch gewisse gottesdienstliche Gebräuche geregelt und einem Priesterstande anvertraut ward, dadurch aber nicht in gefährliche Mißbräuche ausarten konnte, so war dies hier nicht derselbe Fall, und die sich selbst überlassene Leichtgläubigkeit des Volks verfehlte nicht, einer Menge Wahrsager aller Art das Dasein zu geben, die nun ohne Beruf wie ohne Aufsicht auf die furchtbarste Art das Vertrauen mißbrauchten, das man in ihre vorgeblichen Orakel setzte.

In der religiösen Hierarchie giebt es blos Ein Collegium von Wahrsagern: Auguren und Aruspices. Außerhalb des Cultus hat man Astrologen, Mathematiker, Chaldäer, Magier, Sortilegen, Hariolen und Conjectoren.

Die Astrologen, Mathematiker und Chaldäer sagen nach Beobachtungen der Gestirne wahr. Unter dem allgemeinen Namen der Chaldäer begreift man gewöhnlich alle drei Arten, weil, wie man sagt, die chaldäischen Gelehrten, nachdem sie lange den Lauf der Gestirne studirt, zuerst die Kunst erfanden, das Schicksal des Menschen nach dem Augenblicke seiner Geburt vorherzusagen. Man nennt sie auch deshalb Genethliaken. Die Handlung selbst, wodurch es geschieht, heißt Horoskop, welches augenblickliche Beobachtung andeutet.

Die Chaldäer bringen nur sehr wenige Gestirne mit dem Schicksale des Menschen in Verbindung, und nur 5 Sternbilder. So gewährt z. B. die Verbindung Jupiters oder der Venus denen in dieser Constellation Gebornen Glück, die des Mars oder Saturn Unglück.

Sie begnügen sich nicht damit, blos aus Beobachtungen im Geburtsaugenblicke des Menschen wahrzusagen, sondern thun dies auch für alle Lebensalter desselben. Mittels astronomischer Berechnungen (und daher heißen sie unstreitig Mathematiker) suchen sie nach dem Alter des Befragenden den Stand der Gestirne bei seiner Geburt auf, und sagen ihm, vom Bekannten zum Unbekannten übergehend, danach sein Schicksal voraus. Man nennt das die Genesis oder das Geburtsthema eines Menschen machen.

Das Volk und selbst viele Personen der gebildetern Stände glauben noch an diese astrologische Wahrsagerei. Sie gäben eher das Leben auf, als die Idee, daß die Zukunft jedes Menschen vom Augenblicke seiner Geburt an bestimmt sei, und daß, wenn diesen Voraussagungen Thatsachen widersprechen, dies mehr der Fehler Unwissender und Betrüger als der einer Kunst sei, von deren Zuverlässigkeit sie vollkommen überzeugt sind. An der Spitze dieser unermüdlich Gläubigen nenne ich Dir Claudius Tiberius, den Adoptivsohn des Kaisers. Ein gewisser Thrasyllus, dessen Geschicklichkeit er erprobt hatte, hat ihn in der Kunst der Chaldäer unterrichtet.

Durch gewisse Schriften, die man Ephemeriden nennt, ist die Astrologie allgemein zugänglich geworden. Man findet darin Tag vor Tag den Zustand des Himmels durch von den Astronomen berechnete Tafeln verzeichnet. Es giebt Frauen, welche diese Ephemeriden stets bei sich tragen, und keinen Schritt thun, ohne sie zu

Rathe zu ziehen. Die des Petosiris, eines ägyptischen Astronomen, sind die üblichsten.

Unter allen Wahrsagern haben die Chaldäer den größten Einfluß auf die höhern Classen und ehrgeizige Menschen. Catilina bediente sich ihrer, um Cretulus Sura in seine verrufene Verschwörung zu ziehen; Antonius ließ sich durch einen Genethliaken begleiten, der ihm rieth, sich von Octavius entfernt zu halten, weil sein Glück unter dem dieses jungen Mannes erliegen werde. Als Octavius mit Agrippa nach Apollonia ging, befragte er den Mathematiker Theogenes, der ihnen Beiden das glänzendste Schicksal voraussagte.

Auch sind die Chaldäer die Lieblingswahrsager der Frauen. Mögen jene auch oft exilirt oder in Ketten geworfen worden sein, oft in den Kerkern eines Lagers geschmachtet haben, solche Verfolgungen verschaffen ihnen eben erst nur noch größere Glaubwürdigkeit.

Die Magier sagen auch die Zukunft voraus, doch besteht ihre Kunst mehr in gewissen Opfern, in gewissen Vorschriften, um das Schicksal zu wenden, um übernatürliche Gaben zu verleihen, um unerlaubte Vortheile zu verschaffen, oder dem Haß gegen einen Feind förderlich zu sein. So verbietet schon ein Gesetz der 12 Tafeln, die Grundstücke eines Andern zu bezaubern. Man kann daher von den Chaldäern auf die Magier übergehen. Haben die erstern uns ein unglückliches Geschick vorausgesagt, können uns die andern dagegen schützen.

Ohne eigentlich in die Classe der Wahrsager zu gehören, nähern sich ihnen die Sortilegen sehr, indem

sie mittelst kleiner Würfel voll symbolischer Figuren prophezeihen, deren Erklärung nur sie allein zu geben verstehen. Diese Art der Wahrsagung stand ehemals in großem Ansehen, und es giebt in Präneste, einer Stadt Latiums, einen sehr schönen Tempel des Glückes, wo ein Kind die Würfel legt. Aber dies Orakel ist sehr in Verfall gerathen, nur die Schönheit des Tempels hat ihn vor der Vergessenheit gerettet, uud statt der Leute von Stand und Würden, welche ehemals dahin wanderten, besuchet ihn jetzt nur der Pöbel und Frauen.

Die **Harioli** sind einfache Wahrsager, die Jedem seine Zukunft prophezeihen, ohne zu irgend einer Kunst ihre Zuflucht zu nehmen, gleich als ob erstere sich augenblicklich vor ihrem Geiste entfaltete. Doch nehmen sie, um auch etwas begeistert zu erscheinen, ein Getränk zu sich, das aus einer betäubenden und giftigen Wurzel bereitet wird, die man **Halicabon** (Tollkirsche) nennt.

Die Conjectoren endlich beschränken sich darauf, Träume zu erklären und auszulegen, daher man auch ihre Kunst natürliche Divination nennt. Dieses sind die verächtlichsten und unwissendsten aller Menschen. Dessenungeachtet werden sie sehr gesucht, denn man glaubt für allgemein an Träume, vorzüglich an die vor Mitternacht. Man nimmt an, daß sie stets die Wahrheit anzeigen. Sylla empfiehlt dem Lucullus in seinen Commentarien nichts für so gewiß zu halten, wie Das, was ihm die Götter im Traume rathen. Der Glaube des Kaisers Augustus an diese vermeinten himmlischen Warnungen ist nicht minder stark.

Die Reichen lassen die Wahrsager zu sich kommen und bezahlen sie reichlich, dagegen das Volk selbst zu ihnen geht. Das Forum, das Velabrum, das Marsfeld und besonders der große Circus sind gleichsam das Hauptquartier dieses Gesindels von Bettelleuten neuer Art, welche in dem prophetischen Geiste ein Mittel gegen ihre Armuth suchen, ohne es jemals finden zu können, und die für ein kleines Geldstück aller Welt Reichthum versprechen. Ihre Berathungen geschehen inmitten der Menge, die sie umgiebt.

Das Velabrum ist das Stadtviertel der Magier. Dort verspricht ein Aruspex aus Armenien, nachdem er die Lunge einer Taube untersucht, einem jungen Mädchen entweder einen zärtlichen Liebhaber, oder die ansehnliche Erbschaft eines kinderlosen Reichen. Ein armer Plebejer will wissen, ob ihn etwas Unangenehmes bedroht; der Magier stellt ein Ei in heiße Asche und beobachtet genau, auf welcher Seite es schwitzt, woraus er dann verschiedene Prognostica ableitet.

Im Circus findet man die Sortilegen. Frauen mittlern Herkommens gehen um dieses Denkmal feierlich herum, ehe sie das Loos ziehen. Ist dieses geschehen, so halten sie Gesicht und Hände dem Wahrsager hin, der erst viele Liebkosungen auf Abschlag begehrt, dann aber ein Gefäß mit den Loosen vor die Fragende stellt, welche nun mit der Hand hineingreift und ein hölzernes Täfelchen zieht, von welchem ihr der Sortilegus ihr Schicksal abliest.

Da die Schaar der Wahrsager sehr groß ist, so würden nicht alle Lebensunterhalt in Rom finden, daher sind viele derselben Wandervögel und ziehen von Dorf zu

Dorf, von Villa zu Villa, um auf Thoren zu lauern, die sie plündern können. In der Regel sind es Priester der Isis, der Bellona und Salier.

Die Wahrsager sind eine Pest, von der man bereits mehrere Male Rom und Italien zu reinigen versuchte, aber stets vergebens. Im Jahre 614 befahl ihnen der fremde Prätor, die Stadt und Italien binnen 10 Tagen zu räumen. Als Agrippa Aedilis war, exilirte er sie ebenfalls. Alles das hat jedoch nichts geholfen, ihre Entfernung dauerte nie lange, und so wird ihre Race, obgleich verbannt, sich doch stets in Rom erhalten.

Als ob es nicht schon genug an Wahrsagern wäre, giebt es auch Wahrsagerinnen, welche man Sagae nennt, vom Worte sagare, welches fein fühlen bedeutet. Diese Frauen werden besonders bei Liebeshändeln gebraucht, sowohl um von Liebe zu heilen, als um sie einzuflößen oder Liebenden zu helfen.

Die Sagae durchziehen ebenfalls das Land. Sie wenden die lächerlichsten, tollsten, unglaublichsten, furchtbarsten und schrecklichsten Mittel an.

Ehedem war der esquilinische Hügel das Stelldichein der Magierinnen, weil er zugleich der Begräbnißplatz war. Noch immer ist er nicht ganz von ihnen gereinigt. Sobald der Mond sich voll zeigt, wandern sie dahin, suchen Knochen und pflücken magische Kräuter. Ich sah zwei der berühmtesten Magierinnen, Canidia und Sagana, sich dahin schleichen, gekleidet in ein aufgeschürztes schwarzes Gewand, nackten Fußes, mit zerstreuten Haaren, Beide bleich, häßlich und heulend. Ich sah, wie sie die Erde

mit ihren Nägeln aufwühlten und mit ihren Zähnen ein schwarzes Lamm zerrissen, dessen Blut sie in eine Grube rinnen ließen, um die Manen, welche sie befragen wollten, daraus hervorzurufen. Sie hatten auch zwei Abbildungen lebender Personen, eine von Wolle, die andere von Wachs, über welchen die Magierinnen operiren wollten. Die erste, größere, züchtigte die andere, welche in flehender Stellung sich befand, wie eine Sklavin, die dem Tode geweiht.

Nun rufte Sagana Hekate an und Canidia die grausame Tisiphone. Auf der Stelle erschienen, wenigstens vor ihren Blicken, höllische Ungeheuer und Schlangen. Sagana schien sich mit den Schatten zu unterhalten und man hörte leises Gestöhn und Klagen. Eiligst scharrten die beiden Magierinnen einen Wolfsbart und Zähne einer Natter ein. Das Wachsbild gab eine starke Flamme von sich, und ich weiß nicht, auf was die beiden Furien noch dachten, als ich sie durch ein Geräusch, das ich machte, erschreckte. Sie wurden mich gewahr und ließen, indem sie nach der Stadt zu liefen, die eine ihre Zähne, die andere ihre falschen Haare, magische Kräuter und bezauberte Zweige fallen.

Nie bin ich selbst zu einer Magierin gegangen, aber ich weiß ganz unbezweifelt, daß gewöhnlich diese Frauen Tränke brauen, die man Liebestränke oder Phyltra nennt, und daß diese Tränke nahe an Gift streifen und nicht selten sehr nachtheilige Wirkungen hervorbringen. Ich kenne einen Dichter ersten Ranges, Namens Lucretius Carus, der in Folge eines solchen Trankes, den ihm seine Geliebte credenzte, den Verstand zum Theil verlor, und

nur dann und wann lichte Augenblicke hat. Er arbeitet an einem großen Gedichte über die Natur der Dinge, und ist nur dann völlig bei sich, wenn die dichterische Begeisterung ihn erfaßt.

---

## Drei und funfzigster Brief.

### Die Abergläubigen (Superstitiose).

Der Aberglaube ist ein übertriebenes oder übelverstandenes religiöses Gefühl. Die alten Römer und Philosophen haben Aberglauben und Religion völlig von einander getrennt. Diejenigen, welche den ganzen Tag mit Gebeten uud Opfern zubrachten, damit ihre Kinder sie überleben möchten, superstites essent, nannte man Superstitiose (Abergläubige), Religiose dagegen die, welche alle Pflichten der Gottesverehrung zu erfüllen schienen und oft darauf zurückkamen, relegere. Aberglaube, superstitio, drückt also einen Fehler, Religion, religio, eine Tugend aus.

Die Römer haben stets viel Neigung zum Aberglauben gezeigt und vorzüglich bei öffentlichen Calamitäten sah man mehr als einmal das Volk zu allen Arten von Gebräuchen seine Zuflucht nehmen, die es fremdem Gottesdienste entlehnte.

Die Auguren, Aruspices und Wahrsager haben viel dazu beigetragen, den Aberglauben auszubreiten. Viele aufgeklärte Personen, ja selbst Philosophen leben noch in diesem Joche, und unter den letztern namentlich Die, welche

einer Sekte angehören, welche man die stoische nennt. Hörte man doch selbst den Kaiser Augustus sagen, daß er an dem Tage, wo er beinah ein Opfer des Aufruhrs seines Heeres geworden, aus Versehen seine linke Sandale an den rechten Fuß gebunden habe.

Als Gracchus sein Haus verließ, um in die Volksversammlung sich zu begeben, wo er getödtet ward, gewahrte er zu seiner Linken zwei Raben, die sich auf dem Dache eines Hauses zankten, wodurch ein Ziegel vor seine Füße herabfiel. Er blieb sogleich stehen und wollte eben wieder in sein Haus zurück, als einer seiner Anhänger ihm vorstellte, es würde doch die unverzeihlichste Schwäche verrathen, wenn Tiberius, der Sohn des Gracchus und Enkel des Scipio Africanus, aus Furcht vor einem Raben nicht der Einladung seiner Mitbürger folgen wollte.

Seit einem Sturze mit dem Wagen verfehlte Julius Cäsar, so oft er sich in einen solchen setzte, nicht, dreimal gewisse Worte zu wiederholen, um sich vor ähnlichen Zufällen zu schützen.

Willst Du auch einen Aberglauben kennen lernen, der jungen Frauen gemein ist? Als Livia, die Frau des Kaisers, schwanger war und aus verschiedenen Anzeigen zu ergründen suchte, ob sie einen Knaben gebähren werde, nahm sie ein Ei unter einer brütenden Henne weg. Sie erhielt es warm, indem sie es immer bald im Busen, bald in der Hand trug. Mußte sie es ja weggeben, so geschah dies an ihre Amme, damit es nicht kalt werde. Auf diese Art brütete sie es aus und erhielt ein Hähnchen mit einem prächtigen Kamme. Ein Astrolog ward

nun befragt, und antwortete, daß Livia ein Kind bekommen werde, das einst zur Herrschaft berufen sei. Dieses Kind war Tiberius, welchen der Kaiser ohnlängst an Sohnes Statt annahm, und der nun, Dank sei es seiner Mutter, die Prophezeihung des Astrologen wahrscheinlich wird in Erfüllung gehen sehen.

Den allermeisten Aberglauben findet man aber in Allem, was unmittelbar auf die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit Bezug hat. Mein Brief würde jedoch viel zu weitschweifig werden, wenn ich Dir dies Alles aufzählen wollte. Hier also nur noch ein abergläubischer Gebrauch, zu dessen Zeugen mich gestern der Zufall machte. Ich befand mich nämlich vor dem capenischen Thore, als ich einen Zug von Pontifen auf mich zukommen sah, die sich eines großen Steinblocks bemächtigten, den ich seit langer Zeit dort, dem Tempel des Mars gegenüber, hatte liegen sehen, und ihn nach der Stadt zu rollten, wo sie ihn immer weiter fort bewegten. Als ich fragte, was diese Cäremonie bedeute, antwortete man mir: „Seit langer Zeit leiden wir von Trockenheit, und der Stein Manalis wird die Katarakten des Himmels öffnen.“ Einer der geringen Pontifen setzte hinzu, daß diese Cäremonie immer bei solchen Gelegenheiten vorgenommen werde, und der Name des Steines von manare, fließen, herkomme, weil dieser Stein immer das Wasser fließen mache.

---

Unsere einzig vollständige Ausgabe von

## Edw. Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs.

Aus dem Englischen, mit Anmerkungen, Vorrede von Chr. D. Beck und vollständigem Register, 19 Bde. gr. 8. 1805 — 20; nebst Gibbon's vermischte Werke. Herausg. von Lord J. Sheffield. Aus dem Engl., mit Zusätzen. 2 Bände. Enthält: Gibbon's Selbstbiographie. Umriß der Weltgeschichte. Bemerkungen über Virgil. Anhang zur römischen Geschichte. Ueber die eiserne Maske ꝛc. — 540 Median-Druckbogen umfassend, wird, so weit der geringe Vorrath ausreicht, zu 10 Thlr. erlassen.

Gibbon's Darstellung ist anerkannt meisterhaft. Der Stoff, den er vorfand, war im Ganzen genommen nicht reich an erfreulichen und das Herz erhebenden Parthien, und er wußte daraus doch ein anziehendes und bisweilen angenehmes Gemälde zu bilden; er schien matt und unbelebt zu sein und unter seinen Händen gewann er Kraft und Leben; die widrigsten und verächtlichsten Charaktere und Handlungen wurden zu warnenden oder belehrenden Monumenten. Gegen die Gewohnheit vieler ausländischen Geschichtsschreiber, werden die Quellen und erläuternden oder beweisenden Stellen immer angeführt, und, wie fleißig und genau Gibbon sie studirt habe, zeugen einzelne Urtheile und Bemerkungen über sie. Auch aus ihnen wird der Forscher der Geschichte lernen. — Die Uebersetzer haben übrigens es sich zur Pflicht gemacht, nicht nur die Worte ihres Schriftstellers unverfälscht und treu, sondern auch dem Genius unsrer Sprache gemäß, und den Geist und die Manier des Originals, ohne steife Nachformung, auszudrücken, Vorzüge, welche diese Verdeutschung dem aufmerksamern Publicum sehr empfehlen. (Aus Christian Daniel Beck's Vorrede.)

---

## Dr. S. F. W. Hoffmann, die Alterthumswissenschaft.

Ein Lehr- und Handbuch für höhere Gymnasialclassen und für Studirende. Mit 16 mytholog. und archäolog. Kupfertafeln, von Prof. Anton Krüger. gr.8. 71 Bogen. 1835. gebd. 5¼ Thlr. ist nun vollständig erschienen.

Inhalt: Vorrede; Erklärung der Kupfertafeln I—XVIII. Einleitung, Seite 1—38. Grammatik bis 76. Hermeneutik — 100. Kritik — 160. Alte Geographie — 342. Chronologie — 370. Politische Geschichte — 441. Antiquitäten — 591. Mythologie — 639. Literaturgeschichte — 887. Archäologie — 1066. Register — 1113. — Wir ersuchen jeden Gelehrten, den Inhalt dieses an Stoff und Literatur so überaus reichhaltigen Werkes genau zu prüfen, und sich von der Brauchbarkeit desselben zu überzeugen.

**J. C. Hinrichs**sche Buchhandlung in Leipzig.

---

# Rom

## im Jahrhunderte des Augustus

oder

## Reise eines Galliers nach Rom

zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers.

---

Nach dem Französischen

des

**M. L. Charles Dezobry**

bearbeitet

von

**Th. Hell.**

---

**Dritter Theil.**

---

**Leipzig,**
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
**1837.**

Leipzig,
gedruckt bei Theod. Höhm.

# Inhalt.

Seite

## Vier und funfzigster Brief.

Die öffentlichen Spiele. — Die großen Spiele. — Spiele unter dem Aedilenamte Agrippa's. — Die Spiele des Circus.

In der Gesammtheit des prachtvollen und erhabenen Gemäldes, welches Rom den es besuchenden Fremden darbietet, finde ich als das Unvergleichlichste von allen den Anblick der öffentlichen Spiele. Wenn man diesen Feierlichkeiten beiwohnt, wo ein Pomp und eine Zurüstung sich entfalten, die in der That an Wunder grenzen, wird man unwillkührlich von Bewunderung, ja fast von Verehrung für eine Nation ergriffen, die so viele Größe in ihre öffentlichen Cäremonien, so viele Majestät in ihre Vergnügungen zu legen weiß. Allerdings sind es nicht die Spiele, welche Rom wahrhaft groß machen, und ich bin weit von dem Gedanken entfernt, daß sie viel zu seinem Ruhme beitragen; doch bekenne ich, daß mir dieses römische Volk noch riesenhafter vorgekommen ist, seit ich es im Circus und Amphitheater sah. Bei einer andern Nation würden solche Schauspiele eine merkwürdige Seite in seiner Geschichte ausmachen; hier sind es gewöhnliche, in den öffentlichen Annalen kaum angemerkte Begebenheiten, und ob man gleich mit Eifer, ja mit Begier sich zu diesen Spielen begiebt, obgleich Die, welche sie veranstalten, immer ihre Vorgänger zu übertreffen suchen, und dies ihnen auch glückt, so verläßt doch das Volk sie, obschon nicht selten zufrieden, doch nie mit Staunen, und scheint nur ihrer ferner eingedenk zu sein, um Das, was heut zu sehen war, mit Dem zu vergleichen, was man ihnen morgen darbieten wird.

Gleich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Rom hatte ich diese Betrachtungen angestellt, und als ich von einer dieser wundervollen Festlichkeiten kam, wollte ich Dir eben eine Beschreibung von Dem machen, was ich gesehen hatte, als es sich zeigte, daß tausend Dinge dabei vorwalteten, die ich bei meinem noch geringen Vertrautsein mit den römischen Sitten, weder erklären noch begreifen konnte. In dieser Verlegenheit nahm ich meine Zuflucht zu einigen Schriften über die öffentlichen Spiele, und schrieb Alles, was mir interessant schien, daraus ab. Ich war schon weit in dieser Arbeit vorgeschritten, als ich zufällig die Bekanntschaft eines Schriftstellers, Namens Titus Livius, machte.

Mamurra stellte mich ihm vor; er nahm mich freundlich auf, und seitdem besuchte ich ihn mehrere Male. Eines Tags sprach ich mit ihm von jener Arbeit für Dich und bat ihn, mir dabei mit gutem Rathe an die Hand zu gehen. Er wollte sehen, was ich bereits geschrieben, durchlief mein kleines Heft einige Zeit lang, rollte es dann wieder zusammen und sagte: „Es ist vortrefflich: nie gab es prächtigere, schönere, glänzendere Spiele. Schade nur, das es fast unmöglich ist, die Wahrheit von diesen lügenhaften Uebertreibungen abzusondern.“ — Ich machte dagegen Einwand, ich citirte ihm meine Gewährsmänner, die speciellen Commentare, Valerius von Antium. — „O, die kenne ich so gut wie Du,“ entgegnete Titus Livius. „Valerius von Antium ist ein Erzähler, gegen den man sehr mißtrauisch sein muß. Die Andern verdienen noch weniger Glauben. Alle diese kleinen Geschichtschreiber, die be-

zahlt werden, um auf künftige Jahrhunderte das Andenken an die Pracht dieses oder jenes Beamten überzutragen, arbeiten nach den Befehlen und unter der Aufsicht eines Patrons, der um so begehrlicher, je freigebiger er ist. Was Du hier niedergeschrieben hast, wird also nie den Zweck erreichen, den Du Dir dabei vorsetztest. Beschränke Dich lieber darauf, unsre alten Annalen durchzugehen, um darin blos den geschichtlichen Ursprung der Spiele zu finden, und laß die grammatikalischen Untersuchungen bei Seite. Was kann es Deinen Landsmann kümmern, ob das Wort Ludi (Spiele) von den Lydiern, Lydi, abstammt, welche die Spiele von Asien nach Etrurien verpflanzt haben, von wo aus wir sie alsdann bekamen, oder ob seine Wurzel, lusus, Erholung, Zerstreuung ist, wie es unser berühmter Varro behauptet? Uebrigens vertraue nur Dir selbst, oder den Zeugnissen von Zeitgenossen. Die Thatsachen geschehen unter Deinen Augen; gieb Dir Mühe, sie zu beobachten, und dies wird das Mittel werden, wahr zu sein und sogar Staunen zu erregen, auch ohne zu übertreiben."

## Erste Abtheilung.

### Von den verschiedenen öffentlichen Spielen. — Aufwand dabei.

Ich folgte dem Rathe des Titus Livius, und hier hast Du nun das Resultat meiner Studien und Beobachtungen. Zugleich wird dieser Brief Das vervollständigen, was ich Dir über Religion schrieb, denn die öffentlichen Spiele gehören wesentlich zum Cultus und sind ursprünglich religiöse Einrichtungen. Die Traditionen über ihren Ursprung, die bei ihrer Feier beobachteten Cäremonien,

Alles beweist es, und wenn in den letztern Zeiten der ehemaligen Republik es nur zu oft geschah, daß man diese Spiele mißbrauchte und daraus ein Mittel der Verführung für die Menge machte, so ward doch stets dieser Beweggrund mehr oder minder geschickt unter dem Anschein der Erfüllung einer heiligen Pflicht gegen die Götter oder die Familien versteckt.

Man kann die Spiele in zwei sehr wesentlich verschiedene Classen theilen, in periodische und Votivspiele, wovon ich unter die erstern diejenigen zähle, welche für immer gestiftet in größern oder kleinern Zwischenräumen wiederkehren; Votivspiele aber diejenigen nenne, die blos für einmal oder eine bestimmte Anzahl gelobt worden.

Votivspiele, welche den Staat angehen, werden durch den Senat oder einen diensthuenden Beamten, entweder in Rom oder bei der Armee bei außerordentlichen Veranlassung gelobt. Solche Gelübde werden jedoch stets nur bedingungsweise ausgesprochen, nämlich wenn der Fall wirklich eintritt. Die einzige Ausnahme davon ist, wenn solche Spiele von den Priestern zur Abbüßung drohender Prodigien angeordnet werden.

Es giebt gewisse Verhältnisse, die man fast gewöhnliche nennen könnte, und die natürlicher-, ja fast nothwendigerweise Gelegenheit zu Votivspielen geben, wie die Einweihung eines Tempels oder Theaters, ein Triumph, Beerdigungsfeiern, eine Adoption und der Jahrestag der Geburt des Fürsten.

Der Ursprung der periodischen Spiele ist derselbe. Es giebt deren zwanzig: die großen oder römischen

Spiele, die Apollinarien, die augustalischen oder palatinischen, die capitolinischen, die cäsarischen, die cerealischen, die Compitalien, die floralischen, die gymnischen, die martialischen, die megalesischen, die piscatorischen, die plebejischen, die taurilischen, die victorischen und das trojanische Spiel. Diese sechszehn sind jährliche, nachfolgende vier aber periodische ohne jährliche zu sein: die Spiele von Actium und die quinquennalischen, welche alle fünf Jahre, die decennalischen, welche alle zehn Jahre und die säcularischen, welche alle Jahrhunderte eintreten.

Bei den Votivspielen präsidirt eine noch wirksame oder vormalige Magistratsperson, und der Tag ihrer Feier macht keinen Stillstand in den öffentlichen Geschäften. Dies ist jedoch nicht der Fall bei den periodischen, bei denen gewöhnlich Prätoren und Aedilen, wohl auch Quästoren präsidiren.

Für die damit beauftragten Beamten sind diese Spiele eine sehr kostspielige Sache. Der Staat bezahlt wohl einen Theil des Aufwands, aber die bestimmte Summe, welche er dazu giebt, und die **Lucar** genannt wird, reicht bei weitem nicht aus, um die Unkosten zu decken. Da die Pontifen stets erklärt hatten, daß der größere oder geringere Aufwand bei den Spielen auf die Religion durchaus keinen Einfluß habe, so waren diese Zuschüsse nur für das Nothwendigste berechnet worden. So betrugen sie für die großen Spiele, die feierlichsten von allen, nur

200,000 Sestertien [a]), und bis zum ersten punischen Kriege für die plebejischen nur 500 Minen Silber (46,652 Fr.)

Sobald aber diese Spiele ihrer religiösen Bestimmung entfremdet und zu einem Mittel angewendet wurden, sich die Gunst des Publicums zu erwerben, wendete man mehr Pracht darauf, und die Bewilligungssumme stand dadurch in solchem Mißverhältnisse mit dem wirklichen Aufwande, daß von ihr gar nicht die Rede mehr war. Man mußte reich sein, um nach der Aedilenwürde zu streben, und die Aedilen sprachen von auf ihre Kosten gegebenen Spielen, als ob der Staat gar nichts dazu beitrage. Um diese ungeheuern Kosten nun zu decken, verstand man sich mit den Proconsuln, und diese schrieben förmliche Abgaben aus, um die in Rom gefeiert werdenden Spiele zu bezahlen.

Quintus Cicero, der Bruder des Redners, schaffte als damaliger Proconsul in Asien, diese eben so lastende als ungerechte Steuer ab und ganz Asien dankte ihm dafür. Cicero selbst ahmte bei seinem Proconsulate in Cilicien dieses Beispiel nach.

Leider bewirkte es aber wenig Nachahmung, und im Gegentheil schritt die Verschwendung in diesen Spielen auf die ungeheuerste Weise fort, so daß es zur Freundespflicht gemacht wurde, bei Personen, mit denen man in Verbindung stand, mit seiner Börse zu diesen Spielen der Beamten beizutragen. Man hat Fälle, wo solche Feste das Vermögen von drei Familien verschlangen!

---

a) 40,917 Francs. Unter Claudius kosteten diese Spiele 80 Millionen Sestertien oder über 16 Millionen Francs.

Der Kaiser war nicht unempfindlich dabei und erließ im zweiten Jahre nach meiner hiesigen Ankunft (im Jahre 732) ein Edict, worin er den Prätoren die Sorge für diese Spiele auftrug, damit das Volk durch Geschenke dazu beisteure. Zugleich verbot er Jedem, wer es auch sei, mehr als sein eigenes Vermögen betrage, dazu zu verwenden. Auch wendete er noch andere Mittel an, um zu verhindern, daß die Bürger sich auf diese Art zu Grunde richteten. Er war dazu genöthigt worden, weil das Aedilenamt auf solche Art so kostspielig ward, daß man einmal gar Niemand mehr zur Uebernahme desselben auffinden konnte.

Die Votivspiele bezahlt der Staat, nachdem die Senatoren Notiz von dem geschehenen Gelübde genommen und es für zweckmäßig befunden haben. Ist dies Letztere aber nicht der Fall, so muß der Gelobende sie auf seine Kosten allein ausrichten.

## Zweite Abtheilung.

### Häufigkeit der Spiele. — Ihre Ankündigung.

Du glaubst vielleicht, mein theurer Induciomares, daß so kostspielige Feierlichkeiten, was die periodischen Spiele betrifft, höchstens an etwa 20 Tagen des Jahres statt finden; so höre denn, daß es deren wenigstens 9 bis 10 des Monats und dies während 8 Monate des Jahres giebt, indem die Periode der Spiele mit dem Aequinoctio des Frühlings anfängt und erst mit Eintritt des Winters sich schließt, und daß blos für die periodischen Spiele 67 Tage bestimmt sind. Rechne nun die Votivspiele dazu und Du wirst sehen, daß mehr als ein Drittheil der schönen Jahreszeit in Festen dahin geht.

Jedesmal, wenn Spiele stattfinden sollen, kündigt man sie im Voraus an allen öffentlichen Orten durch Anschläge an, worin Tag für Tag Ordnung und Aufeinanderfolge der verschiedenen Festlichkeiten dabei verzeichnet sind. Ja, manchmal stellt man sogar in freilich nicht eben zierlichen Gemälden die hauptsächlichst dabei Beschäftigten und selbst ganze Scenen dieser Spiele dar.

Der Dir obengenannte Titus Livius hat mich mit reichlichen Notizen über alle Arten dieser Feste versehen, und ich will Dir also die schildern, welche unter dem Aedilenamte des Agrippa stattfanden. Dieser Günstling des Kaisers gab dabei Spiele, welche 59 Tage dauerten. Laß mich Dir wenigstens jetzt einige derselben beschreiben.

## Dritte Abtheilung.

Die großen oder römischen Spiele. — Ihr Ursprung. — Ihre Dauer.

Diese Spiele, die feierlichsten von allen, werden bald große, bald römische Spiele genannt, manchmal auch Spiele des Circus. Wahrscheinlich wurden sie zuerst römische Spiele genannt, weil es die ersten waren, die in Rom angeordnet wurden; dann nannte man sie, um an die Heiligkeit ihres Ursprungs zu erinnern, große Spiele, weil sie zu Ehren des Jupiter, der Juno und Minerva und des Consus, Gottheit der geheimen Berathung, so wie aller andern großen Götter und Penaten der Stadt Rom veranstaltet wurden.

So viel ist gewiß, daß Romulus ihr Stifter war und sie zuerst zu Ehren des Consus feierte, um Gelegenheit dabei zu haben, die Sabinerinnen zu entführen.

Damals waren diese Spiele noch nicht jährlich. Zu welcher Zeit sie es wurden, weiß ich nicht, vielleicht seit Tarquin dem Aeltern. Auch war ihre regelmäßige Rückkehr wohl die Ausführung eines Gedankens des Romulus.

Sie wurden am XV. der Kalenden des October (am 16. Septbr.) begangen. Lange Zeit war ihre Dauer willkürlich und bald von einem, bald von zwei oder drei Tagen.

Als im Jahre 263 dieses Fest durch eine gotteslästerliche That entheiligt worden, befahl der Senat, es auf's Glänzendste wieder zu beginnen, und man setzte, um Jupiter zu versöhnen, einen vierten Tag hinzu, den man instauratitius nannte.

Dies dauerte jedoch nur zeitgemäß, bis im Jahre 388 der Senat jenen Tag zum Andenken der Wiedervereinigung zwischen Patriciern und Plebejern für bleibend erklärte, und da die jungen Patricier sich zu Deckung des dadurch vermehrten Aufwands anheischig machten, so wählte man zwei Aedilen unter ihnen aus, denen von da an dieses Fest übergeben ward.

Jetzt dauern die römischen Spiele fünf Tage. Dieser fünfte ist in Folge eines von Antonius nach den berüchtigten Idus des März vorgeschlagenen Gesetzes hinzugefügt worden. Sie bestehen aus Darstellungen im Theater und Circus, die letztern aber aus Pferde- und Wagenrennen, Faustkampf und dergleichen. Zu den Zeiten Tarquins kannte man blos Wagenrennen und Cestuskampf.

## Vierte Abtheilung.

Spiele unter dem Aedilat des Agrippa [a]).

Meine Neugier war durch die Anschläge, welche ein bewundernswürdiges Schauspiel versprachen, sehr geschärft worden; doch konnte ich mich nicht entschließen, gleich den unermüdlichen Plebejern schon vor Tagesanbruch, ja selbst mitten in der Nacht mir einen Platz zu sichern. Ich rechnete lieber auf die Locarii, welche dergleichen von ihnen eingenommene Plätze den Späterkommenden für ein Billiges abtreten. Daher ging ich nicht eher aus dem Hause, als bis ich die Matronen und Vestalinnen auf ihren Pilentis, Wagen mit vier Rädern, vorüberkommen sah, und drängte mich durch das erstickende Gedränge bis an den großen Circus.

Der Anblick dieses Gebäudes war aber wahrhaft erhaben. Stelle Dir ein ungeheures Parallelogramm von 2185 Fuß in der Länge und 960 [b]) in der Breite vor, das auf beiden Enden mit einem Halbkreise geschlossen ist. Die beiden langen Seiten und der östliche Halbkreis haben außerhalb zwei Reihen auf einander stehender, mit Säulen gezierter und in eine Terrasse ausgehender Portiken. Die untern derselben nehmen zum Theil Tavernen und Durchgänge in das innere Gebäude ein.

Sechs Moenia oder viereckige Thürme, welche vorspringen, über die Terrassen hinausgehen und auf denen Quadrigen oder Gruppen von Wettläufern stehen, sind

---

a) Agrippa war im Jahre 720 Aedil, also freilich ein Anachronismus von 11 bis 12 Jahren. b) Nach neuerm Maaße 1974 Fuß 2 Zoll und 872 Fuß 8 Zoll.

um das Gebäude her vertheilt. Vier, wo sich die Seiten mit den Halbkreisen verbinden und zwei inmitten der Halbkreise.

Die innere Gestalt des Circus bietet den Anblick eines Wettrennplatzes dar, um welchen her sich auf den zwei langen Seiten und einer der schmälern zahlreiche steinerne Stufen (Sitzplätze) erheben. Hinter den letzten Reihen geht ein Säulenporticus herum, der mit dem Porticus des zweiten äußern Stockwerks dieselbe Galerie bildet. Dieser Porticus dient zum Spaziergang und im Falle schlechten Wetters zum Schutze für die Zuschauer. Aber auf der Terrasse bringt man auch noch im Nothfalle hölzerne Stufenbänke an.

Die zweite kurze Seite endet sich an dem diametralen Theile des Halbkreises. Sie zeigt eine Reihe von dreizehn Arkaden, die rechtwinklich mit beiden Seitenpartien des Circus geordnet sind und Thermen als Unterlagen haben. Die mittelste unter dem Thurme ohne Arkade dient zum Eingange, die zwölf andern, die mit beweglichen eisernen Gittern versehen sind, bilden Carceres oder Aufenthaltsorte für die Pferde und die Wettkämpfer.

Die drei mit Sitzstufen besetzten Seiten werden von der Arena durch ein Gitter getrennt, hinter welchem ein Euripus oder langer und 10 Fuß tiefer Canal sich befindet, in welchem fließendes Wasser.

Die sechs Thürme, von denen ich sprach, dienen den Consuln oder andern Personen, die auf ausgezeichnete Plätze Anspruch machen können, zu Logen.

Der Raum, welchen der Euripus umgiebt, mithin

die Arena im eigentlichen Sinne, wird in der Länge durch eine Art Mauer oder Mauerwerk getheilt, das man Spina, Rückgrat nennt. Sie ist 6 Fuß hoch und 12 breit. An jedem Ende derselben befindet sich eine Oeffnung. Auf dieser Mauer, zu welcher man auf Stufen an ihren beiden Enden steigt, erheben sich verschiedene Monumente, unter denen im Mittel ein Obelisk von orientalischem Granit sich auszeichnet, 120 Fuß 9 Zoll hoch, ohne die Basis und aus einem Stücke. Er ist von Heliopolis in Aegypten vom Kaiser Augustus nach Rom gebracht worden. Eine Menge Inschriften sind darauf ausgehauen und auf seiner Spitze glänzt eine goldene Flamme, das Ebenbild der Sonne, welcher er geweiht ist [a]).

Die andern Monumente sind: ein Altar des Consus, der blos während der Spiele dasteht und sonst gewöhnlich vergraben ist; die Bildsäulen verschiedener Gottheiten, namentlich der Cybele, Ceres, des Herkules, von vergoldetem Erze, der Seja und Segesta, Göttinnen der Saaten und Ernten; zwei Gebäudchen, das eine der Sonne geweiht, mit der Strahlenglorie des Phöbus gekrönt, welcher der Schutzgott des Circus ist, das andere dem Herkules und endlich ein kleiner viereckiger Porticus, von vier Säulchen getragen, auf dessen Sims man Delphine oder Eier stellt, um das jedesmalige Umkreisen der Rennbahnwagen zu bezeichnen.

Diese Rennbahn ist um die Spina her durch Säu-

---

a) Der Kaiser Constantius fügte einen zweiten, dem Mond geweihten, kleinern hinzu, auf dem die Mondessichel.

len bemerkt, auf welchen auch Eier und Delphine stehen. Den Raum, der zwischen dem Ziele, **meta** und dem **Euripus** bleibt, nennt man **Phalae**, weil man da, wenn man nachahmende Kämpfe darstellen will, hölzerne Thürme errichtet, welche mit einer Art Wurfspieß, **Phalarica**, angegriffen werden.

So stellt sich der Circus in seinen Bauwerken dar, durch ein vergilbtes Ansehen geadelt, da dies unter diesem schönen Himmel ein ehrwürdiges Alter anzeigt und er auf diese Art höchst malerisch von der mit kleinen weißen Spiegelsteinchen bestreuten Arena absticht.

Stelle Dir nun, mein theurer Induciomares, um dieses Gemälde zu vervollständigen, auf den Sitzstufen dieses riesenmäßigen Bauwerks 260,000 Zuschauer vor, und hinter ihm selbst auf den Häusern und Gebäuden der ihn umgebenden Hügel eine vielleicht eben so große Menschenzahl; male Dir alle diese Zuschauer in Festgewändern und mit Blumen bekränzt, und diese ungeheuere Menge durch Frauen geziert, die von Jugend und Schönheit im glänzendsten Putze strahlen! Denn alle Geschlechter und Stände sind hier untereinander gemischt, und nur den Senatoren weist ein gar nicht altes Decret des Kaisers die ersten Plätze bei allen öffentlichen Schauspielen an.

Das Gemälde, welches die Zuschauer während der Stunden darbieten, welche der Eröffnung vorhergehen, ist nicht das minder anziehendste bei dem Feste. Da zeigt das Volk seine Liebe, wie seinen Haß für gewisse Personen, mit einer Freimüthigkeit, Offenheit und Kraft, die oft bis zur Frechheit ausartet. Zeigt sich ein von Allen

geschätzter und geliebter Bürger, so brechen Beifallgeklatsch und Freudenruf von allen Seiten aus und selbst die angesehensten Bürger stehen ihm zu Ehren auf. Kaum zeigt sich aber auch im Gegentheil ein allgemein gehaßter oder verachteter Mann in diesen großen Versammlungen, so brechen ebenso von allen Seiten Gemurmel, Geschrei, Getöse, Flüche und Drohungen gegen ihn los. Man empfängt ihn mit Zischen und Pfeifen, das manchmal so heftig wird, daß die Pferde davor sich scheuen. Will der Bürger, den die allgemeine Stimme so verfolgt, dem Sturme Trotz bieten, so läuft er Gefahr, Worte in Thätlichkeiten verwandelt zu sehen und vielleicht gar das Opfer einer Wuth zu werden, die um so ungezügelter ist, je mehr er sie gereizt hat. Keine Rücksicht hält dann das Volk zurück und man hat schon gesehen, wie es selbst Diejenigen, welche die Spiele veranstaltet hatten, unbarmherzig auspfiff, mit Schimpf und Schande hinwegtrieb und mit Steinwürfen verfolgte. Die Beamten können dabei nichts thun, als die Unzufriedenen anhalten, sich nicht gefährlicher Wurfmittel zu bedienen und nur Aepfel dazu zu nehmen.

Die großen Spiele werden in Gegenwart der Bildnisse der Götter des Olymps gefeiert. Die Bildsäulen dieser Gottheiten werden dann aus den Tempeln derselben genommen und mit großer Pracht mitten unter herrlichem Gefolge in den Circus gebracht. Wo sie vorüberkommen, sind die Tavernen und Basiliken mit Gemälden, Statuen und Kunstwerken geschmückt, die Straßen aber mit Tüchern überdeckt. Diese Bildsäulen selbst werden auf prächtige Wagen von Gold oder Elfenbein, Tensae genannt, gestellt,

einige auch in verschlossenen Sänften, die man Armamaxae nennt, getragen. Unter den Chören der Satyrn und Silenen, welche einen Theil des Gefolges ausmachen und die lächerlichsten parodischen Tänze ausführen, wird ein abenteuerlich grotesker Gliedermann getragen, den man Citeria nennt und welchen man scheinbar die beißenden Scherzreden zum großen Gelächter der Zuschauer in den Mund legt. Der dabei übliche Tanz führt den Namen Sicinnium hellenicum.

Nicht allein die Statuen Jupiters, der Juno und Minerva, Neptuns und der andern zwölf großen Götter werden so fortgebracht, sondern auch die der Götter, von welchen sie entsprossen, wie Ops, Themis, Latona, die Parzen, Mnemosyne u. s. w. Auch erblickt man Proserpina, Lucina, die Nymphen, Musen, Grazien und alle Halbgötter nebst einer Menge anderer. Diese Statuen sind meist von Elfenbein mit goldenen Kränzen geschmückt und mit Edelsteinen geziert.

Dieser Zug trat in den Circus ein und bewegte sich um dessen ganzen Raum außerhalb der Schranken. Sobald er eintrat, schwieg das Getöse der lärmenden Versammlung. Es war eine Art ehrerbietiger Stille, die nur dann und wann von dem Beifall unterbrochen ward, welchen die verschiedenen Bürgerclassen ihren Schutzgottheiten zuklatschten, wenn sie bei ihnen vorüberzogen.

Nachdem dies geschehen, legte man die Statuen auf ihre Pulvinaria, die Consuln, Priester und Sacrificatoren opferten und Agrippa brachte Libationen.

Wie schon früher bemerkt, wurden auch hier die vor-

geschriebenen heiligen Gebräuche mit der größten Sorgfalt und kleinlichsten Genauigkeit, sowohl bei der Procession als den Opfern beobachtet, weil bei jedem Fehler beide von vorn beginnen mußten.

Die Spiele des Circus fangen stets mit Wagenrennen an. Das Vorspiel dazu gab die Untersuchung des Alters der Pferde, die um den Preis kämpfen sollten. Alle hatten das erforderliche Alter, nicht unter 5 und nicht über 20 Jahre.

Nun fuhr Agrippa mit seinem Wagen über den Circus und gab das Zeichen zum Anfange, indem er ein Stück weißen Linnens in die Arena warf. Herolde mit langen Purpurtuniken, einen Caduceus in der Hand, ritten von allen Seiten herbei und verkündeten, daß die Aurigatio, das Wagenrennen, beginnen werde. Alle Blicke wendeten sich nun auf die Carceres, wo die ungeduldigen Renner stampften. Die Thore öffnen sich und heraus sieht man aus ihren engen Räumen vier Quadrigen kommen, auf denen eben so viele Agitatores stehen, junge und schöne Wagenlenker, mit Ausnahme eines einzigen, der ein wenig von der Last der Jahre gekrümmt zu sein schien und den ich von einigen Zuschauern Boculus nennen hörte. Ihre Kleidung ist eine, bei Jedem verschiedene, farbige Tunica, grün, blau, weiß oder gelb.

Die Namen dieser Wagenführer werden in ein Körbchen gelegt, Agrippa mischt sie, zieht sie vor den Augen der Versammlung und das Schicksal bestimmt den Rang. Lineatores ordnen die Pferde ein wenig vor den Carceribus an einer weißen Leine, welche über die ganze Breite der

Arena gezogen ist, und Moratores halten ihrer ungestümen Gluth eine Kette entgegen, die durch zwei kleine Hermen beim Anfange der Laufbahn geht, während andere, ihnen näher, ihre Mähnen schmücken und ordnen und den Muth dieser herrlichen Thiere kräftigen, indem sie gewisse Gegenstände vor ihnen sich vorbeibewegen lassen.

Unterdessen werden kühne Wetten unter den Zuschauern gemacht; die Menge, das Auge auf die Wagen gerichtet, nimmt Theil für die Wagenlenker; die Farbe der Tuniken dient bei den Wetten zum Erkennungszeichen, und Alles ist schon so leidenschaftlich und geräuschvoll, daß man das Toben des stürmenden Meeres zu hören meint.

Endlich tönt die Trompete, die Kette fällt, alle Renner stürzen zugleich vorwärts, und einige Minuten lang hört man im Circus nur den Schall ihrer Tritte und der nachrollenden Wagen. Gewisse Aurigae treiben im ersten Augenblicke ihre Rosse zügellos vorwärts, während andere sie mit rückwärts gelehntem Körper klüglicherweise zurückhalten.

Zwei Umfahrten geschehen auf diese Art mit gleicher Schnelligkeit. Bei der dritten ergreift Corax, ein Wagenlenker in weißer Tunika, den das Schicksal bei der Wahl der Stellung am wenigsten begünstigt hatte, einen Augenblick, wo einige Wagen langsamer fahren, und fliegt mit der Schnelligkeit des Windes, vorwärts gebeugt und seine Renner mit der Doppelpeitsche wiederholt antreibend, allen seinen Nebenbuhlern voraus, um den Eckstein anstreifend herum und dringt in den innern Kreis.

Tausende begrüßen mit Schreien und Beifallklatschen dieses kühne Unternehmen; aber einige erfahrnere Anhänger

von ihm tadeln es, daß er die Kraft seiner Rosse so verschwendet, und rufen ihm Besonnenheit, obwohl vergebens, zu.

Nach Corax kam der blaue Agitator, Namens Scorpus, und war nur um die Länge eines Wagens hinter ihm. Seine, obgleich nur mittelgroßen, Rosse schienen Flügel zu haben.

Der gelbe war Boculus, und fuhr fast gleich neben dem blauen her, den er mit blutigem Schaume bedeckte. Schon hatten sie die Hälfte des Laufs zurückgelegt, und eilten um so mehr zum Ziele.

Zuletzt kam der grüne, aber mit einer gleichen Schnelle wie jene. Tallus hatte als erfahrner Lenker während der ersten vier Umfahrten nur gesucht, nicht Terrain zu verlieren. Da er aber so seiner Rosse Kräfte geschont, fing er beim fünften Umlaufe an, ihnen die Zügel schießen zu lassen, und bald kam er Boculus voraus, und rasch Corax und Scorpus nach.

Kaum noch ein Doppelumlauf war nöthig, und der weiße und blaue Agitator hatten immer noch den Vorsprung. Nun suchten Beide einander zu überlisten. Corax, der sich auf seine Pferde verlassen konnte, wendete seinen Wagen seitwärts, fuhr an das Rad seines Gegners, warf diesen somit um, zerbrach dessen Achse und auch die Rosse stürzten in den Sand.

Doch hemmt auch ihn dieser heftige Stoß. Tallus und Boculus holen ihn ein. Nun will er seine Pferde antreiben, um den Vorsprung zu behaupten; aber diese sind von den frühern Anstrengungen zu ermüdet, und können mit ihren frischern Gegnern nicht in den Kampf treten,

die noch dazu durch das Beifallgeklatsch der Zuschauer neue Kräfte zu bekommen scheinen. Vergebens rufen ihm seine Anhänger zu, nennen die Pferde beim Namen, ermuntern sie, suchen ihren Muth anzufeuern; nicht lange, so sind Boculus und Tallus auf gleicher Linie mit Corax, bald ihm voraus, bald verlieren sie ihn aus den Augen.

Eine dichte Staubwolke erhebt sich um sie her, und sie verschwinden ganz für einige Zeit. Nichts lustiger alsdann als die Gesichter der Wettenden. Alle Leidenschaften las man auf ihnen; es war, als zitterten sie für das Wohl des Vaterlandes.

Während des wird die Kreidenlinie von neuem überschritten, die Lineatores erheben das sechste Ei über den kleinen Portikus der Spina. Nur noch ein Umlauf ist zu machen. Der weißliche Staubwirbel verlängert sich, theilt sich, wird kleiner und weiter. Durch seine schwankenden Umrisse erblickt man die Wagen, deren fliegendes Rad um eine halbentflammte Achse sich dreht, und deren schaumbedeckte keuchende Rosse dicken, brennenden Gescht dampfen.

Der gelbe Wagenführer ist zuvorderst. Wie über seine Pferde gebeugt, redet er sie mit Namen an und treibt sie mit rastlosem Peitschen. Etwas weiter hinten sieht man den grünen, Verzweiflung im Auge. Er giebt durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Peitsche verloren und seine Renner ihm nicht gehorchen. Vergebens schlägt er mit den Zügeln auf ihren Rücken. Boculus sieht es, und sicher seines Siegs, läßt er nach, so wie er sich dem Ziele nähert, und endet so den vorgeschriebenen Lauf, nämlich siebenmal um den Circus.

Der unglückliche Corax ward mit allgemeinem Volksgelächter begrüßt, das ihn wegen seiner Unerfahrenheit und Anmaßung bestrafte.

Sobald Boculus die Ungeduld seiner Rosse gestillt hatte, schwang er sich vom Wagen auf die Spina und stieg einige Stufen hinan, die ihn zu einem kleinen Piedestal führten, auf welchem er sich den Blicken der Versammlung ausstellte. Ein Herold rief seinen Namen und Sieg aus, und Agrippa übergab ihm eine idumeneische Palme und setzte ihm einen Kranz von goldnen und silbernen Blättern mit goldnen Bändern durchflochten auf. Später erhielt er noch einen Preis in Geld.

Der Sieg dieses Quadrigenlenkers erweckte allgemeinen Zuruf, denn es war das 782ste Mal, daß dieser kräftige Greis ihn errang. Ein Beispiel ohne Gleichen! Selbst die Pferde gingen stolz und erhobenen Hauptes vor den Zuschauern dahin.

Kaum hatte man Boculus gekrönt, als das stets ungeduldige Volk seine Gewänder in der Luft flattern ließ und rief: Weiter! Weiter!

Diesen Zwischenraum benutzte einer meiner Nachbarn, um mir zu erklären, weshalb diese Wagenrennen Circenses heißen. Er sagte mir nämlich, daß sie vor der Erbauung des Circus auf einer Ebene am Ufer eines Flusses statt gefunden hätten, wo man statt der Ecksteine, welche die Laufbahn bezeichnen, Schwerter in den Boden gesteckt, um die Wagen darum sich lenken zu lassen, daher denn Circenses, als habe man gesagt: circa enses, um die Schwerter herum.

Während mein gelehrter Nachbar so sprach, ertönte der Circus vom Getöse neuer Kämpfe und wir sahen nach und nach andere Quadrigen ankommen, so wie Bigen mit einem schwarzen und weißen Pferde nebeneinander, Trigen, im Dreieck bespannt und Sechsspänner.

Diese Rennen, welche die Römer den Thuriern nachgeahmt haben, fanden stets mit vier auf gleiche Art bespannten Wagen statt. Ehemals dauerten sie nur eine Stunde und dann ging man zu den übrigen Schauspielen über, seit langer Zeit aber hat man sie, dem Volke zu Gefallen, so lang ausgesponnen, daß man erst nach dem 25sten Rennen damit endet. Dieses heißt **Missus aerarius**, das erzene Rennen, weil es das Volk nach altem Gebrauche mit einigen kleinen Kupfermünzen bezahlt.

Nach jedem Rennen kamen Diener, welche man **Spartores** nennt, mit großen, oben weit offenen Gefäßen voll lauen Wassers, womit sie die Pferde begossen, die eben gelaufen. Während dessen durcheilten ägyptische schwarze Sklaven die Arena mit kleinen Schläuchen, aus denen sie wohlthätigen Thau ergossen, der die Hitze mäßigte und den Staub löschte. Krämer schrieen von Sitzstufe zu Sitzstufe Nüsse, Früchte und erfrischende Getränke aus und boten Wein in den Reihen der Ritter an. Die Kämpfer im Wettrennen zu Fuße machten nun ihre Glieder durch alle mögliche Stellungen geschmeidig und versuchten sich in Athem zu setzen. Die siegreichen Wagenlenker bekränzten ihre Wohlthäter und sprachen öffentlich ihr Lob aus, viele Zuschauer warfen ihnen Blumen zu und noch andere ließen Tauben oder Schwalben fliegen, um ihren Freun-

den, welchen die Rosse gehörten, Nachricht davon zu geben, denn die Kränze, welche man in diesen Kämpfen gewinnt, hält man für sehr ehrenvoll; man hebt sie auf und schmückt die Todten bei Leichenbegängnissen damit. Doch machen diese Siege die Bürger selbst einander nur sehr selten streitig, und sie werden gewöhnlich blos durch einen Sklaven oder einen Wagenlenker von Profession davongetragen, den man so theuer bezahlt, daß er manchmal bis zu 100,000 Sestertien (18,381 Fr.) erhält.

Die Pferde, welche zu diesen Spielen des Circus bestimmt sind, werden mit der größten Sorgfalt ausgewählt, erhalten einen Namen, wie die Menschen, und viele haben sogar eine Genealogie. Ihre Siege merkt man an, und durch Inschriften auf ihren Gräbern wird das Andenken derselben verewigt. Ich habe Pferde gesehen, die deren bereits 150 davongetragen hatten, und eins, das bereits 584 zählte.

Jetzt fand das letzte Wagenrennen mit Dreigespannen statt. Die Wagenlenker hatten junge, gewandte und geschickte Männer bei sich, die, sobald das Rennen zu Ende, von den Wagen herabsprangen und selbst nun wettliefen.

Es waren deren vier: Eurytus, Theron, Tartessus und Hesperus. Sie stellten sich in eine Linie und erwarteten mit vorbeugtem Körper das Zeichen des Auslaufens. Als die Trompete erscholl, schossen sie schneller dahin, als ein Pfeil. Die Zuschauer begleiteten sie eben so mit freudigem Zuruf. Eurytus ist der Erste, nach ihm folgt Hesperus.

Theron war, um seine Kräfte zu schonen, anfangs zurückgeblieben, jetzt aber strebt er mit neuer Anstrengung

vor und nicht lange, so ist er in den Fußtapfen des Eurytus. Dieser verdoppelt nun wegen der Nähe seines Nebenbuhlers sein Streben; kaum kann Theron sich auf gleicher Linie mit ihm erhalten, und vielleicht hätten sie den Preis theilen müssen, wenn Hesperus, voll Wuth, daß ihn Theron überlaufen, nicht diesen bei dem flatternden Hauptthaare zurückgehalten hätte. Eurytus benutzt dies und kommt zuerst zum Ziele.

Damit endete der erste Tag und die dabei in die Schranken Tretenden werden Parabates genannt.

Am zweiten und dritten Tage gab man Wettrennen zu Pferde, Athletenkämpfe und Ringspiele. Ritter, welche man Desultores, Springer nennt, führten Pferderennen aus. Zwei Pferde ohne Sattel und Zaum galoppirten nebeneinander und ein fast nackter Desultator sprang mit außerordentlicher Geschicklichkeit von dem Rücken des einen auf den des andern, ohne daß sie im Laufe anhielten.

Nach diesen kündigten Herolde die Faustkämpfer und Athleten an. Jetzt entfernten sich, einem Edicte des Kaisers zufolge, alle Frauen. Die Kämpfer waren ganz nackt, nur ihre Hautfarbe versteckte ein mattgrauer Ueberzug, der von einer gewissen Salbe herrührt, auf die man eine dünne Lage sehr leichten Staubes streut, den man in der Gegend von Puteoli oder an den Ufern des Nil findet. Dies geschieht, um den Körper schlüpfriger und schwerer anfaßlich zu machen.

Man fing mit Faustübungen an, indem man sich an die Schläfe, Schultern, Seiten, Hals und Brust zu treffen suchte. Bald aber rückte man näher, faßte sich, verschränkte

die Beine und suchte einander zum Fallen zu bringen. Außer Athem bedecken dann Ströme von Schweiß ihre Glieder und sie beugen sich manchmal schnell nieder, um eine Hand voll Staubes aufzuraffen, die sie sich als Schutzmittel auf die Brust streuen.

Die Athleten erregten jedoch noch größere Theilnahme. Gleich anfangs zeichneten sich zwei berühmte Kämpfer, Dares und Entellus, aus, die in der strengen Haltung und der steten gewaltsamen Uebung auferzogen waren, welche fast das ganze Leben eines Athleten ausmachen. Beim Eintritt in die Arena legten sie ihre Mäntel ab und man erblickte breite Gliedmaßen, ungeheuere Knochen und nervige Arme. Man hätte sie zwei Riesen nennen können. Jetzt schnüren Sklaven ihre Hände in ein Paar ganz gleicher Cestus ein, die aus sieben dicken Lederriemen geformt und mit Reifen von Eisen und Blei besetzt sind. Noch ist die Haut der Stiere daran geblieben, aus deren Fell sie bereitet wurden.

So sind sie gewaffnet. Augenblicklich stellen sie sich auf die äußerste Fußspitze und strecken mit kühner Miene die Arme in die Luft. So wie der Schlag geschehen soll, halten sie den Kopf rückwärts und strecken die Cestus nach vorn, um das Gesicht zu schützen. Ihre Hände kreuzen sich und ein ernsthafter Kampf beginnt. Der eine, gewandter in seinen Bewegungen als der andere, besitzt alles Feuer der Jugend. Der andere ist furchtbarer durch die Kraft seiner Arme und die Masse seines Körpers, aber seine Knie wanken unter dessen Gewicht und er kann nur mit Mühe Athem holen. So wechselt man Schlag auf

Schlag; einige gehen blos in die Luft, andere treffen die Seiten oder hallen auf der Brust wieder. Rasch eilt die Hand ohne Unterlaß um die Ohren und Schläfe, und die Zähne knirschen unter den mörderischen Cesten.

Entellus, immer fest auf seinen Füßen stehend, und fast unbeweglich in seinen Anstrengungen, folgt seinem Gegner mit dem Auge und entzieht durch eine einfache Bewegung des Körpers oder kleine Ausbiegung sich dessen Streichen. Dares dagegen erscheint wie ein Krieger, der eine Festung angreift und einen Zugang sucht. Er dreht sich ohne Unterlaß um sie, aber seine ungenügende Kunst erschöpft sich in vergeblichen Angriffen. Endlich bricht Entellus vor, und die Regeln seiner Kunst vergessend, greift er mit beiden Armen zugleich an. Dares sieht den Streich kommen und weicht ihm aus, indem er sich zur Erde wirft und den Kopf in die Schultern senket. Entellus ganze Kraft geht in die Luft, und von seinem eigenen Gewicht fortgezogen, stürzt er schwerfällig auf die Arena.

Von einem Ende des Circus zum andern ertönt lautes Geschrei. Man läuft herbei, man hebt Entellus auf, und dieser muthige Athlet kehrt, ohne durch seinen Sturz abgeschreckt zu sein, schrecklicher als zuvor zum Kampfe zurück.

Von Wuth kochend, die Zähne fletschend, stürzt er sich auf Dares, der vor ihm flieht, und verfolgt ihn dicht mit so schnell sich rollenden Fäusten, daß sie vervielfacht scheinen. Dieser wehrt sie ab und folgt den Regeln der Kunst, indem er stets mit gegen den Feind gekehrtem Gesicht vor ihm flieht. Entellus will es aber zu Ende bringen. Er stellt sich also, als wolle er die Seiten seines Gegners

angreifen, und als dieser seine Aufmerksamkeit dahin richtet, zieht er plötzlich beide Cesten zugleich zurück, und bringt ihm mitten in's Gesicht einen Schlag bei, der Ströme Bluts nach sich zieht.

Diese schreckliche Verwundung machte dem Streite ein Ende. Man trennte die beiden Kämpfer und treue Cameraden führten Dares in dem traurigsten Zustande hinweg. Und doch hatte dieser so furchtbare Kampf ohne zu große Hitze stattgefunden, und man hatte mehr als einmal die beiden erschöpften Streiter sich nur von einander entfernen sehen, um einige Augenblicke wieder Athem zu schöpfen.

Der vierte Tag war weit edlern und anziehendern Schauspielen geweiht. Sechszig junge Krieger traten völlig bewaffnet in den Circus. Sie fingen erst mit Einzelgefechten an, bildeten dann aber ein geschlossenes Viereck und deckten die Häupter mit ihren Schilden. Die vorderste Reihe kniete, die zweite beugte sich ein wenig, die dritte noch weniger und die vierte stand aufrecht. Dadurch ward eine Art von Schildkröte gleich dem abschüssigen Dache eines Hauses gebildet. Nun forderten zwei bewaffnete Krieger einander heraus, erkletterten dieses Dach und fochten darauf wie auf ebenem Boden.

Andere Kämpfe folgten darauf. Es stellten sich 1000 Mann Fußvolk gegen andere 1000, und 200 Reiter gegen 200 andere; dann die Cavalerie gegen die Infanterie.

Den Tag endete ein Kampf von 20 mit Thürmen belasteten Elephanten, wo 60 Soldaten auf jedem Thurme waren, gegen 60 Mann Fußvolk und eben so viele Reiter.

Den fünften Tag füllten theatralische Uebungen oder scenische Spiele. Davon ein andermal.

---

## Fünf und funfzigster Brief.

Die Quinquatrien.

Die Quinquatrien sind Feste, der Minerva oder Pallas, der Göttin des Krieges und der Künste, geweiht. Es giebt zwei verschiedene Feste dieser Art, die großen und kleinen. Erste währen 5 Tage, daher auch ihr Name. Sie treten im Monat März, am 14. der Kalenden des April (den 19. März) ein, und wurden zur Feier der Geburt der Pallas gestiftet.

Der erste Tag vergeht in Opfern, an denen die ganze Stadt Theil nimmt. Männer, Frauen, Kinder, Alles eilt herbei, um die Minerva in einem kleinen Tempel am Fuße des Berges Cölius zu verehren, weil dieselbe jeder Geschäfttreibende für seine Schutzgöttin ansieht. Daher strömen Astronomen und Schuster, Dichter und Färber, Maler und Böttcher, Lehrer der Beredtsamkeit und Aerzte dahin.

Bei den großen Quinquatrien giebt es auch Freiheit vom Unterricht in den Schulen, und es wird an ihnen das jährliche Honorar für die Lehrer bezahlt.

Die vier folgenden Tage sind den Geschenken der Gladiatoren und den Jagden (wovon weiter unten) zu Ehren der Pallas, als Kriegsgöttin, geweiht. Den fünften Tag beschließt man durch Opferreinigung der Trompeten, und ein letztes Opfer für die kriegerische Göttin.

Die kleinen Quinquatrien kehren an den Iden des

Juni zurück und bestehen aus einer Art von Orgien, zu Ehren oder vielmehr zu Belustigung der Musiker, auf folgende Veranlassung.

Im Jahre n. Erb. d. St. 443 zogen sich die Flötenspieler, welche dadurch sich gekränkt fühlten, daß die Censoren ihnen das Recht entzogen hatten, an den geweihten Banquets im Tempel des Jupiters Theil zu nehmen, in Masse nach Tibur zurück, so daß in Rom Niemand blieb, der bei den Opfern vorspielen konnte. Dies fand der Senat bedenklich. Er schickte also an die Tiburtiner, damit diese es vermitteln möchten, daß die Flötenbläser wieder zur Stadt kämen. Die Tiburtiner thaten auch alles Mögliche, aber vergebens, bis sie zu einer Kriegslist ihre Zuflucht nahmen.

An einem Festtage luden die Bürger von Tibur, unter dem Vorwande, daß die Musik die Feier erhöhen werde, jeder einen Flötenspieler zu einem großen Festmahle ein. Der Wein, den die Musiker alle lieben, ward dabei nicht geschont. Als nun die Trunkenheit diese Gäste alle in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, setzte man sie in Wagen und brachte sie so schlafend nach Rom.

Mit Anbruch des Tages dort erwachend, wundern sie sich gewaltig, sich auf dem Forum und den Wagen zu befinden, worauf man sie gelassen hatte. Augenblicklich strömt das Volk in Masse um sie, bezeigt seine Freude, sie wiederzusehen, und bringt es endlich so weit, daß die Flüchtlinge versprechen, die Stadt nicht wieder zu verlassen. Um nun ihre Nachgiebigkeit zu belohnen, verleiht man ihnen das Recht, an den Gastmahlen für Jupiter Theil

zu nehmen, so oft sie bei den Opfern aufgespielt haben, und um das Andenken ihrer Rückkehr zu verewigen, erlaubt man ihnen, alle Jahre einen Maskenzug anzustellen, bei welchem sie, mit verschiedenfarbigen Gewändern angethan, als Frauen verkleidet und den Kopf in eine Maske verhüllt, das Forum und die ganze Stadt durchziehen, lustige Lieder nach alten Weisen singend und komische Scenen der ausgelassensten und tollsten Fröhlichkeit darstellend. Der Tempel der Minerva ist das Ziel ihres Zuges, und diese Lustbarkeiten, bei welchen der Wein nicht geschont wird, verlängern sich drei Tage hindurch.

---

## Sechs und funfzigster Brief.

### Die Geburt eines Kindes.

Für einen Römer ist es ein großes Fest, wenn ihm ein Kind geboren wird. Die Freude der Familie giebt sich öffentlich dadurch kund, daß man die Thüre des Hauses mit Kränzen und Blumengewinden schmückt. Innerhalb giebt es Besuche ohne Ende und Verwandte wie Freunde bringen ihre Glückwünsche.

Sobald das Kind geboren, legt man es auf den Boden zu den Füßen seines Vaters. Befiehlt er, daß man es aufhebt, so erkennt er es an. Läßt er es dagegen zu seinen Füßen liegen, so erklärt er, daß er es verlasse und es wird auf einem öffentlichen Platze, gewöhnlich im Viertel Velabrum, ausgesetzt, wo es umkommt, wenn kein Vorübergehender es aus Mitleid mit sich nimmt. Ein schwaches oder ungestaltes Kind wird nach einer Vorschrift der Zwölftafelgesetze erstickt oder ertränkt.

So wie der Vater das Kind aufgehoben hat, wird es in weißes Linnen gewickelt, wodurch seine Lage gerade und beschränkt wird, damit durch zu zeitige Freiheit seine Gliedmaßen sich nicht verunstalten. Im Wochenbette selbst schmückt man die Brust der Wöchnerin mit Bändern, die in den Tempeln verfertigt werden, betet acht Tage lang zur Lucina oder Diana, und servirt eine Tafel zu Ehren der Juno, als Schutzgöttin der Wöchnerinnen.

Am achten Tage, wenn es ein Mädchen, und am neunten, wenn es ein Knabe, reinigt man den Neugebornen und legt ihm einen Namen bei. Diesen Tag nennt man den dies lustricus von lustrare, reinigen, und primordiales alle, die ihm vorausgingen. Die Familie versammelt sich und die älteste der verwandten Frauen leitet die Feierlichkeit. Sie nimmt das Kind aus der Wiege und reibt ihm zuerst mit dem Mittelfinger mit Speichel die Stirn und die Lippen, um es zu reinigen und alles Ueble von ihm zu entfernen, dann klopft sie es sanft mit beiden Händen und wünscht ihm jede Art von Glück.

In Folge dieser Lustration läßt man das Kind in die Register eintragen, die im Tempel des Saturns aufbewahrt werden.

Die Römerinnen haben einen höchst seltsamen Gebrauch, den Du kaum für möglich halten wirst, nämlich den, daß die meisten sich selbst die Brüste austrocknen und das Aufsäugen ihrer Kinder Hülfsmüttern überlassen, die man Ernährerinnen (Ammen) nennt. Besonders thun dies die reichen Frauen, welche sich ausdrücklich Sklavinnen dazu kaufen. Freilich verheirathet man hier

die Frauen so jung, daß sie diese Anstrengung kaum würden aushalten können.

Uebrigens schließen die Ernährerinnen sich so liebend an ihre Säuglinge an, daß sie in der That deren zweite Mütter werden. Sie verstehen es, sie zu beruhigen, sie zu unterhalten und zu zerstreuen, indem sie ihnen Schellchen vor den Ohren klingen lassen, oder ihnen Liebesworte zuflüstern, oder sie durch Gesang zum Einschlafen bringen. Werden sie größer, so drohen sie ihnen mit den Larven oder Manen, Gottheiten der Unterwelt, wie man sagt.

---

## Sieben und funfzigster Brief.

Die Erziehung. — Die Reise nach Athen.

Die Erziehung freigeborner Kinder ist weder ein und dieselbe, noch durch Gesetze bestimmt, noch öffentlich. Ich spreche im Allgemeinen, und was ich sagen werde, bezieht sich hauptsächlich auf die Kinder großer oder reicher Familien; denn Rom hat auch öffentliche Schulen, wo viele Kinder zu gewissen Stunden des Tages unterrichtet werden. Es ist sogar ein sehr eigenes Schauspiel, des Morgens diesen jungen Schülern zu begegnen. Man erkennt sogleich die Lage eines jeden; man sieht, ob er der Sohn eines Senators oder Ritters ist, aus dem Pädagogen, der ihn begleitet, den Sklaven, die ihm folgen, und der Eleganz oder Einfachheit seiner Kleidung. Die Schulen werden je nach der Berühmtheit ihres Lehrers und der Güte des Unterrichts darin besucht.

Nichts Einfacheres als die Methode für die erste Er=

ziehung. Gewisse Lehrer unterrichten zuerst die Kinder in Namen und Folge der Buchstaben, ehe sie ihnen deren Gestalt zeigen. Diese Methode hat das Fehlerhafte, daß die Kinder, da sie die Buchstaben auswendig wissen, nun minder auf Das merken, was sie sehen, wenn man sie ihnen bildlich zeigt. Man sucht Dem etwas dadurch abzuhelfen, daß man die Kinder mit elfenbeinernen Buchstaben spielen läßt. Hier und da prägt man diese Kenntniß wohl auch mit einer Peitsche aus Lederriemen oder einer Ruthe ein. Das Schreiben lernen die Kinder dann auch ganz auf mechanische Art, indem man ihnen dabei anfangs die Hand führt, dann sie aber allein auf einer Tafel schreiben läßt, wo alle Lettern hohl eingegraben sind und der Stylus, Stift, dadurch geleitet wird.

Ist dieser erste Unterricht, den man selten vor dem siebenten Jahre anfängt, beendigt, so geht man zu der Grammatik über. Außer der Muttersprache lehrt man sie auch die griechische. Vordem lernten sie etruskisch. Man giebt ihnen Homer und Virgil als die beiden Dichter in die Hände, welche sich in diesen Sprachen am besten ausdrücken, und läßt sie dann aus einer in die andere übersetzen. Man sucht den Geist der Kinder zu entwickeln und sie im Selbstdenken zu üben, indem man ihnen eine Art von weitläuftigerer Umschreibung aufgiebt, die man Chrie nennt; solche Aufsätze lernen sie dann auswendig und tragen sie an einem bestimmten Tage vor.

Da jeder Stand eine verschiedene Erziehung fordert, so lehrt man die freiern Wissenschaften nicht in allen Schulen, und es giebt deren, wo die Kinder der niedern Classen

nur lesen, schreiben und rechnen lernen, um mit einem Beutel voll Zahlpfennigen und einer Schreibtafel unterm linken Arme zu calculiren, wie viel Zinsen hundert ausgeliehene Sestertien (19 Francs 87 Cent.) in 14 Tagen geben können.

In großen Häusern ist Privaterziehung sehr gewöhnlich. In den ersten Jahren sorgt die Mutter oder eine bejahrte Verwandte für das Kind. Kommt alsdann die Zeit, wo die eigentliche Erziehung eintritt, so giebt man dem Kinde Praeceptores, Lehrer und Pädagogen. Erstere lehren Künste und Wissenschaften, letztere sind seine Aufseher. Die Präceptoren sind fast durchgängig Ausländer, besonders Griechen und meist Sklaven oder Freigelassene.

Eltern, die ihren Kindern eine sehr sorgfältige Erziehung geben wollen, halten ihnen nicht nur Lehrer der Grammatik, Rhetorik und Dialektik, sondern auch dergleichen im Malen, Zeichnen, Reiten und Jagen; denn alle Uebungen der Gymnastik gehören zu der Erziehung eines jungen Mannes. Auch fügt man noch den Tanz und die Musik hinzu, wie denn z. B. Sylla ein vortrefflicher Sänger soll gewesen sein.

Da die öffentliche, wie die Privaterziehung, jede ihre Vortheile und Nachtheile haben, so fand Kaiser Augustus einen Mittelweg zwischen beiden aus. Ein Freigelassener, Namens Verrius Flaccus, hatte sich durch sein Unterrichtstalent berühmt gemacht, und stand selbst einer sehr besuchten Schule vor, die ihm vieles Geld einbrachte. Der Kaiser erwählte ihn nun zum Lehrer seiner Enkel und versetzte ihn mit seiner ganzen Schule auf den palatinischen

Hügel, unter der einzigen Bedingung, daß er keine Schüler weiter annehme.

Ehemals unterrichteten die Römer Verwandte und Freunde selbst. Es gab keine öffentliche Schule und die erste dieser Art in Rom errichtete ein Freigelassener, Namens Spurius Carvilius. Einige Eltern beschäftigen sich allerdings noch immer löblichst mit der Erziehung ihrer Kinder, aber solche Beispiele sind selten.

Hat ein Knabe das Alter der Mannbarkeit erreicht und die ersten Jugendstudien beendigt, so muß er sich noch eine Ausbildung zu erwerben suchen, die er nur außerhalb des väterlichen Hauses, bei einem berühmten Rhetor erlangen kann. Junge Leute von guter Familie gehen auf einige Jahre nach Griechenland und vorzüglich Athen. Diese Stadt ist jetzt seit einer Anzahl Jahren der Sitz der bessern Studien und zieht eine Menge Fremde an, welche dort Kenntnisse zu erwerben suchen, die in der Heimath vernachlässigt werden.

Soviel muß man aber freilich eingestehen, daß die Studien jetzt bei weitem nicht so ernst getrieben werden und nicht so vielumfassend sind, wie ehedem. Alte Leute haben mir gesagt, daß in den schönen Zeiten der Republik Diejenigen, welche nach dem ruhmvollen Beinamen der Weisen strebten, sich in den Stand zu setzen suchten, im Senat und vor dem Volke dem Vaterlande vorzuleuchten und ihren Freunden im Frieden wie im Kriege zur Stütze zu dienen. Unter mehrern Beispielen führte man das des Cato an. Niemand genoß bei dem Volke begründeteres Vertrauen, Niemand war ein besserer Senator oder geschickterer General,

als er, kurz Alles, was man damals lernen konnte, lernte er, wußte er und übertrug es in seinen Werken auf die Nachwelt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war aber dieser edle Durst nach Wissen schon fast wie aus der Mode gekommen.

Laß mich Dir über die Reise nach Athen, die man noch im Gebrauche hat, einen Brief mittheilen, der Dir das Leben schildern soll, welches die jungen Leute ehedem in dieser Hauptstadt von Attika führten. Er schreibt sich von einem Sohne Cicero's her, und ist mir von Tiro, einem Freigelassenen, und ich darf wohl sagen Freunde dieses großen römischen Redners mitgetheilt worden.

Athen im Jahre 709.

„Cicero der Sohn, seinem theuern Tiro Gruß."

„Mit der größten Ungeduld erwartete ich von Tag zu Tag die **Tabellarii**. Endlich sind sie, 46 Tage nachdem sie Dich verlassen, hier angekommen und haben mir eine unbeschreibliche Freude gemacht. Der Brief meines guten, theuern Vaters hat mich unendlich erfreut, und der Deine hat noch dieses Vergnügen unendlich vermehrt, so daß ich gar nicht böse darüber bin, auch mit der letzten nach Rom abgehenden Gelegenheit nicht geschrieben zu haben, weil ich dadurch so viele Beweise Eurer Liebe erhielt."

„In meinem ersten Briefe konnte ich Euch wegen des sofortigen Abgangs der **Tabellarii** nur meine glückliche Ankunft melden, heute will ich mich aber dafür entschädigen, und Euch etwas von meiner Reise, wie der Lebensweise, die ich hier führe, erzählen."

„Ihr wißt, daß ich von Rom mit Bibulus, Acidinus und Messala abreiste, die eben so wie ich nach Athen gingen, um dort zu studiren. Da wir den Tag schon kannten, an welchem die Schiffe, welche die Reisenden von Brundusium nach Dyrrachium bringen, die Anker lichten, so richteten wir uns ein, an demselben Tage erst dort einzutreffen. So sind wir denn auch ganz gemächlich 10 Tage über die 360 Meilensteine (136 bis 137 Stunden) gereiset, ob man gleich es mit fünf Tagen abmachen kann. Auch nahmen wir den weitesten Weg über Beneventum, statt mit den Mauleseln durch das Land der Peucetiner, Daunier und Samniter zu gehen. Wir waren zwar alle vier zu Pferde, zogen aber doch die appische Straße vor."

„Unsere Reise war sehr interessant, vorzüglich für mich, der ich bis dahin noch nicht aus Campanien gekommen war. So zog ich denn mit der größten Theilnahme durch Samnium, dessen Einwohner so lange gegen die Macht der Römer ankämpften. Beneventum und Venusium abgerechnet, sind alle Städte darin zu Flecken herabgesunken."

„Die einzige etwas bedeutende Stadt, die man jenseit Venusium findet, ist Tarentum in Calabrien, die Vaterstadt des Dichters Ennius. Sie liegt sehr mild und anmuthig, von reizenden Gärten voller Myrthen umgeben. Hier besuchten wir das Grab der beiden Liebenden. Man erzählt Folgendes davon. M. Plautius hatte vom Senate den Auftrag erhalten, eine verbündete Flotte von 60 Segeln nach Asien zurückzuführen, und stieg zu Tarentum an's Land. Hier ergriff seine Gattin Orestilla eine heftige Krankheit, der sie erlag. Ihr Leichnam wird auf

den Scheiterhaufen gebracht. Plautius umarmt ihn, salbt ihn ein, und mitten unter dieser heiligen Pflicht stößt er sich sein Schwert in die Brust. Seine Freunde vereinen, ohne ihn zu entkleiden, seine leblosen Reste mit seiner Gattin, zünden den Scheiterhaufen an und verbrennen Beide zusammen. Man errichtete ihnen ein Grabmal mit der Inschrift: Den beiden Liebenden."

„Von Tarentum nach Brundusium, dem Vaterlande des Pacuvius, wo Italiens Boden endet, gelangten wir in einem Tage. Diese Hafenstadt für den Verkehr mit Griechenland ist ungemein belebt. Auf den Straßen begegnet man Personen aus allen Nationen, einer Menge Kriegsleuten und Proconsuln, die abgehen oder ankommen. Darunter aber drängt sich auch manchmal ein Haufen mit Wein, Korn oder Oel beladener Esel. Brundusium ist aber auch die Stadt der Spiegel, denn sie allein liefert uns jene Tafeln von Zinn und Kupfergemisch, welche alle Gegenstände so gut zurückstrahlen."

„Da sind wir denn nun endlich eingeschifft. Das Tau ist gekappt und das schmale Bret in's Meer zurückgestoßen, auf welchem die Reisenden einstiegen. Die Matrosen bekränzen freudig das Schiff mit Blumen, das Segel wird entfaltet und der Wind Iapyx (Nord-West) bringt uns an die Küsten von Attika, in die Stadt der Minerva, den Aufenthalte der Ruhe."

„Ich höre Dich, lieber Tiro, schon mich fragen, wie ich hier lebe? Ob ich auch hier ein so zerstreutes Leben führe, wie es wohl früher der Fall. Beruhige Dich! Da wird man Dir ganz andere Dinge von mir erzählen, und

ich darf mich schon ein wenig selbst loben. Es wäre aber auch doppelt unverzeihlich, sich in einer Stadt, wie Athen, den Vergnügungen zu überlassen, wo es so viele Hülfsmittel zum Studiren und von allen Seiten so edle Beispiele darin giebt."

„So höre denn, daß ich in der innigsten Freundschaft mit Cratippus lebe, dessen Schule ich besuche. Dieses Oberhaupt der Secte der Peripathetiker, dieser, wie mein Vater sagt, eben so gelehrte als berühmte Philosoph behandelt mich nicht wie seinen Schüler, sondern wie seinen Sohn. Wir bringen ganze Tage und oft einen Theil der Nacht zusammen zu, denn ich lade ihn so oft zum Abendessen zu mir ein, als ich nur kann. Dann ist er eben so liebenswürdig als heiter."

„Manchmal nimmt er uns Alle auf seine Villa zu Cephissus, ohnweit Athen, mit. Dies ist ein wahrer zauberischer Aufenthalt, wo wir bei murmelnden Quellen und unter dichtbelaubten Bäumen der Hitze des Sommers Trotz bieten."

„Du willst etwas über Bruttius wissen, und ich versichere Dir, daß ich ihn nie aus den Augen verliere. Seine Unterhaltung ist eben so angenehm als sein Betragen exemplarisch. Ich habe eine Wohnung für ihn dicht neben der meinen gemiethet, und unterstütze ihn, so viel es meine kargen Einkünfte erlauben."

„Ich weiß nicht, ob Dir bekannt, wie es mein Vater hinsichtlich dieser letztern hält. Er hat seinem Freunde Attikus aufgetragen, die Tavernen, die er im Argilete und auf dem aventinischen Hügel besitzt, zu vermiethen, und

mir durch Wechsel das Geld dafür zu übersenden. Diese Vermiethung trägt 62,000 Sestertien (16,366 Fr. 66 Cent.) ein, eine Summe, die weit mehr als ausreichend für meinen hiesigen Unterhalt ist, und doch hat mein Vater noch etwas für das erste Jahr und die Reisekosten zugelegt. Diese Freigebigkeit rührt mich wahrhaft, denn meine Cameraden Bibulus, Acidinus und Messala haben nicht mehr zu verthun."

„Unter diese letztern oder wenigstens unter meine Freunde bin ich auch so glücklich, Marcus Brutus zu zählen. Er scheint sich nur mit dem Studio zu beschäftigen, doch vermuthe ich, daß sein Geist höhere Ausflüge nimmt. Sein Haus ist das Stelldichein aller jungen hier studirenden vornehmern Römer. Hier ist oft die Rede von der Zukunft unseres Staates. Doch ich muß verschwiegen sein und darf Dir nur so viel sagen, daß mein Haß gegen die Tyrannei und der feste Charakter, den ich manchmal gezeigt habe, ohnerachtet der Verschiedenheit unserer Jahre, doch zwischen ihm und mir eine gewisse Vertraulichkeit begründet haben."

„Unter Cassius habe ich angefangen, griechisch zu declamiren, aber im Lateinischen übe ich mich lieber mit Bruttius. Nicht weniger oft bin ich mit den gelehrten Männern zusammen, die mit Cratippus aus Mytilene gekommen sind. Er hält sehr viel auf ihre Kenntnisse und Charakter. Epikrates, der angesehenste Mann in Athen, und Leonidas nebst mehrern andern Männern gleichen Ranges widmen mir auch einen Theil ihrer Zeit. Auf Befehl meines Vaters habe ich alle Verhältnisse mit dem

Rhetor Gorgias aufgegeben, so nützlich er mir auch für Declamationsübungen war."

„Neulich besuchte mich Trebonius. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich nicht ungern eine Reise nach Asien machen würde, und er billigte nicht nur mein Vorhaben, sondern drang auch in mich, es zu der Zeit auszuführen, wo er in dieser Provinz befehligen werde. Cratippus wird mich begleiten, weil mein Vater gerade diesen Theil meiner Studien nicht unterbrochen sehen will."

„Du hast mir, lieber Tiro, alle meine kleinen Aufträge so freundlich und gut besorgt, daß ich Dich noch bitte, mir auch einen Schreibesklaven (servus librarius) zu schicken, der vorzüglich gut griechisch schreibt, weil ich so viel Zeit auf Abschriften zu wenden habe. Vor allen Dingen erhalte Dich gesund, denn ich hoffe, wenn auch nicht in zwei Jahren, wie es mein Vater that, aber doch gewiß vor sieben Jahren, welche Zeit viele junge Leute hier bleiben, meine hiesigen Studien beendigt zu haben und dann recht gelehrte Unterhaltungen mit Dir anzustellen."

„Ich höre, daß mein Vater aus Sorge für mich, und nicht befriedigt durch die Nachrichten, die ihm Leonidas über mich giebt, selbst die Reise nach Athen unternehmen will, blos um zu sehen, wie es mit meinen Studien stehe, und bitte Dich, ihn da zu begleiten, damit ich Dich mit dem herrlichen Cratippus bekannt machen kann. Ich rechne darauf und empfehle Dir unterdessen Anteros an. Es gehe Dir wohl."

Eben jetzt, mein theurer Induciomares, bereitet sich eine merkwürdige Revolution zu Gunsten von uns Galliern

vor. Unsere Landsleute in Marsilia scheinen dazu ausersehen zu sein, auf die Griechen zu folgen, und diese Stadt die Stelle von Athen einzunehmen. Schon seit langer Zeit legen sich alle nur etwas angesehene Männer in dieser ehemaligen griechischen Colonie auf die Beredtsamkeit und Philosophie. Marsilia ist die Schule der Barbaren und theilt den Galliern den Geschmack an den griechischen Wissenschaften mit. Ihr Ruf ist so groß, daß die berühmtesten Römer anfangen, den Aufenthalt in dieser Stadt dem von Athen vorzuziehen. Man muß gestehen, daß auf diese Art unser Vaterland über Griechenland einen Sieg davon tragen würde, den man nicht erwarten konnte, und daß selbst noch zu Cäsars Zeiten man schwer hätte voraussagen können, das narbonensische Gallien werde noch einst zu seinem Vortheile mit Athen wetteifern.

---

## Achtundfunfzigster Brief.

Der Tag der männlichen Toga (Toga virilis).

Als ich vor einiger Zeit in Geschäften zu dem berühmten Asinius Pollio ging, fand ich sein Atrium voll Kinder, die sich allen Spielen ihres Alters überließen. Einige spielten Ball, die andern Kreisel, turbo, noch andere liefen mit dem trochus, einem großen ehernen Reifen mit einer Menge Ringe desselben Metalls besetzt, den man an einem gekrümmten Stabe im Mittelpunkte bewegt; die ruhigern vergnügten sich damit, auf einem langen Stocke zu reiten, der ein Pferd vorstellte. Man baute Kartenhäuser, spannte Mäuse an kleine Wagen, spielte gleich und ungleich, warf eine

Münze mit einem Januskopf auf der einen und einem Schiffsschnabel auf der andern Seite in die Höhe und errieth so beim Niederfallen, ob Kopf oder Schiff. Wer verlor, mußte den Schenkel hinhalten und der Gewinner schlug ein paarmal mit der Hand darauf.

An einem andern Ende spielte man mit Nüssen. Eine Amphora mit sehr engem Halse diente zur Zielscheibe für die Nüsse, die sie von weitem hineinwarfen. Daneben lagen an der Erde drei Nüsse, auf denen eine vierte, und mit der fünften mußte man diese herunterwerfen. Ein wenig weiterhin wurden die auf einer schiefen Fläche geordneten Nüsse das Eigenthum Dessen, der mittelst einer andern Nuß die traf, die am meisten galt, oder sie lagen im Dreieck und man mußte mit einem Stäbchen eine bestimmte Nuß treffen und fortschieben, ohne daß die übrigen berührt wurden.

Die größern Knaben hatten sich unter die Portiken geflüchtet und spielten da Obrigkeit. Man sah ein Tribunal, Fasces, Lictoren, einen Prätor in der toga praetexta, kurz alle Zurüstungen des Forums. Es wurde angeklagt, Urtheil gesprochen und der Verbrecher in ein Kämmerchen abgeführt.

Mitten unter dieser Kinderschaar hatte ich den jungen Asinius Gallus, Sohn des Asinius Pollio, bemerkt, der nicht der Letzte bei den Spielen war. Nicht wenig überrascht war ich daher, als ich wenige Monate darauf eine Einladung erhielt, bei seiner Annahme der männlichen Toga zugegen zu sein.

Die Toga ist das Kleid des Römers, alt oder jung.

Aber es giebt zwei Arten von Togen, die männliche für die Erwachsenen und die praetexta für die Kinder. Letztere ist ein langes, weißes, ganz einfaches Gewand, nur mit einem Purpurstreif eingefaßt. Erst seit Tarquin dem Aeltern ist sie unterscheidendes Gewand für die Kindheit. Als der Sohn dieses Königs in einem Kriege gegen die Sabiner schon im 14ten Jahre einen Feind erlegt hatte, lobte ihn sein Vater öffentlich deshalb und beschenkte ihn mit einer goldenen Bulle und der Prätexta. Von da an trugen Beides die Kinder freien Standes.

Die Bulle ist ein kleiner Schmuck in Gestalt eines Herzens, für die Reichen von Gold, von Kupfer für die Armen. Die Kinder tragen sie auf der Brust.

Die männliche Toga, auch gewöhnlich schlechthin Toga genannt, ist ganz weiß. In Bezug darauf nennt man sie die reine Toga.

Der Uebergang vom Stande des Kindes zu dem des Mannes wird durch die Annahme der männlichen Toga im 15ten bis 17ten Jahre, manchmal auch erst im 20sten bezeichnet. Der Vater oder ein von diesem beauftragter naher Verwandter übergiebt sie ihm.

Diese Feierlichkeit geht öffentlich und mit großem Pompe vor sich. Sie kann auf dem Lande und selbst in der Fremde stattfinden, gewöhnlich aber geschieht sie zu Rom. Alle Verwandte und Freunde werden dann dazu eingeladen. Abends vorher bekleidet sich der Jüngling, der sie erhalten soll, als gute Vorbedeutung mit einer weißen Tunica und safrangelbem Netzüberwurf und legt sich in dieser Tracht schlafen.

Man nimmt die männliche Toga in Gegenwart der

Götter. Schon am frühesten Morgen hing der junge Gallus seine Toga um den Nacken der Laren des Hauses auf. Alle Eingeladene führten ihn mit großem Pompe, nicht aufs Capitol, wie dies meist geschieht, sondern in einen benachbarten Tempel, wo den Göttern gedankt und der neue Bürger mit jener Toga bekleidet ward. Derselbe Zug ging dann aufs Forum, gleichsam um ihn der Stadt zu zeigen, die ihn von nun an unter ihre Mitbürger zählte.

Die Annahme der männlichen Toga hat nur einmal im Jahre, am XVI. der Kalenden des April (den 17. März) bei dem Feste des Bacchus (Liberalia) statt. An diesem Tage bietet Rom ein eigenthümliches Schauspiel dar. Auf den Straßen und Märkten begegnet man alten Frauen, die, mit Epheu bekränzt, längs der Häuser sitzend, einen kleinen Heerd vor sich haben, auf welchem sie kleine Kuchen backen, mit weißem Honig bestrichen, die sie ausschreien und ganz warm verkaufen. Dies sind die Priesterinnen des Bacchus und ihre Kuchen Geschenke für den Gott. Die zahlreichen Familienzüge mit den Kindern, die zur Toga reif, verfehlen nie, sie zu diesem Zwecke zu kaufen.

Absichtlich hat man diese beiden Feste mit einander verbunden, weil man auch die männliche Toga die toga libera nennt, indem Der, welcher sie erhält, gleichsam freier dadurch wird. Andere behaupten, der Name Liberalia komme von Liber, einem Beinamen des Bacchus, her, weil dieser Gott eine ewige Jugend verleihe, oder weil, da er auch den Beinamen Vater hat, die Väter ihre Kinder seiner Huld empfehlen. Feste und Genüsse enden diesen Tag.

Nimmt ein junger Mann, der der kaiserlichen oder einer andern großen Familie angehört, die toga, so giebt diese Feier Gelegenheit zu öffentlichen Festen. Dies fand zum Beispiel statt, als Lucius und Cajus, Söhne des Agrippa, welche der Kaiser adoptirt hatte, sie erhielten, und in Alexandrien, als der Triumvir Antonius sie seinen Sohn annehmen ließ.

Nun wählt auch der junge Mann seine künftige Laufbahn. Bestimmt er sich für die Rechtsgelehrsamkeit, so übergiebt ihn sein Vater einem berühmten Redner oder Sachwalter. Gefällt ihm der Kriegerstand besser (und dies sind die beiden einzigen Stände, die ein freier Mann wählen kann), so vertraut er ihn einem zum Befehlshaber in der Provinz ernannten Freunde an, der ihn dort seinen ersten Feldzug, nicht als Soldat, denn er hat noch keinen Eid geleistet, sondern als Camerad machen läßt. Doch kann er auch noch die Regierungskunst studiren, indem er sich einem Senator anschließt, durch den er den Sitzungen des Senats beiwohnt. Doch davon sprach ich schon in meinen vorhergehenden Briefen.

---

## Neun und funfzigster Brief.

### Von Hochzeiten und Heirathen.

Kommt ein Fremder nach Rom und wohnt zum ersten Male einer Verheirathung bei, so sieht er sie durch die Religion geheiligt und mit Feierlichkeiten umgeben, um Ehrfurcht für dieses Band einzuflößen und es dauerhaft zu machen, so daß er sich für überzeugt halten muß, ein

solches Volk müsse weise und tugendhaft sein. Ach! die meisten dieser Gebräuche, noch aus Zeiten sich herschreibend, wo die Sitten in ihrer Unschuld und Reinheit glänzten, stehen mit den jetzigen Sitten und Gewohnheiten im schneidendsten Widerspruche und sind nur der Form nach noch beibehalten worden. Leider ist jetzt Ehrgeiz und schmuziges Interesse fast der einzige Beweggrund, ein eheliches Band zu schließen und die Sestertien der Mitgift sind die hauptsächlichsten und oft die einzigen Tugenden, die man von einer Frau verlangt.

Doch sieht man sich auch nächst dem Gelde noch etwa nach Schönheit um, was ich im Allgemeinen nicht tadeln mag. Die armen heirathsfähigen Mädchen sind einigermaßen Opfer dieses Anspruchs. Die Mütter sind ungemein für die Reize ihrer Töchter besorgt, und hören daher nicht auf, ihnen die Achseln herunterzudrücken und die Brust zusammenzuschnüren, um den Wuchs zierlicher zu machen. Die jungen Leute sind so schwer zu haben, daß die Mütter statt verheirathen zu sagen, bei ihren Töchtern sich des Ausdrucks anbringen bedienen, als ob sie mit ihren Kindern in der größten Verlegenheit wären. Häusliche Uneinigkeit, Vergessen der beschworenen Treue, ehrenrührige Processe, Verstoßungen und Scheidungen sind natürliche Folge von Verbindungen, die in diesem Sinne des Geizes und der Oberflächlichkeit geschlossen wurden. Jetzt nur vor der Hand von den Feierlichkeiten bei Verheirathungen. Da ich aber von mir selbst spreche (denn Du sollst wissen, daß ich mich eben verheirathet), so muß ich etwas weit ausholen.

Unter die täglich kleiner werdende Zahl der wahren

Römer, die noch immer der alten Freiheit anhängen, muß man in erster Reihe Cremutius Cordus rechnen, einen redlichen und unbestochenen Geschichtschreiber und großen Bewunderer des Brutus, vorzüglich aber des Cassius, den er den letzten Römer nennt. In diesen Gesinnungen hält er auch die Gallier, die zehn Jahre lang ihre Unabhängigkeit tapfer gegen Cäsar vertheidigten, hoch in Ehren. Ein alter Freund von Brutus und Cassius, Cicero der Sohn, führte mich zu Cremutius, dessen ganzes Haus mich mit außerordentlichem Wohlwollen aufnahm. Dadurch ermuthigt, wagte ich es, meine Augen auf Marcia, die Tochter des Cremutius, zu richten, und sprach deshalb mit Cicero. — „Beim Herkules!" sagte er, „das trifft sich herrlich! Noch vor Kurzem fragte mich unser Freund, ob ich nicht einen Mann für seine Tochter wisse. Morgen schon, wenn Dir's recht, will ich für Dich sprechen." — Aber glaubst Du nicht, daß Marcia's Alter ...? — „Den Gesetzen nach ist ein Mädchen nach Zurücklegung des zwölften Jahres heirathsfähig, und da es bei uns System ist, sehr junge Weiber zu nehmen, um sie nach unserm Willen bilden zu können, verheirathet man die jungen Mädchen gewöhnlich in diesem Alter." — Marcia's Herz wird doch auch noch rein sein? Es scheint mir, als ob der junge Decius ... — „Decius ist ihr Cousin, und unsere Gesetze verbieten solche Ehen." — Aber da ich ein Fremder bin! — „Das würde nur dann ein Hinderniß sein, wenn Du nicht Bürger geworden wärst, indem Du die römischen Stadtrechte erhieltest. Laß mich nur machen und komm morgen um die achte Stunde (2 Uhr Nachmittags) wieder zu mir.

„— Ich komme eben von Cremutius", sagte mir Cicero, als ich mich zu dieser Stunde einstellte, „und habe von Dir mit ihm gesprochen. Nun denn, Du bist vorläufig angenommen worden, mein theurer Camulogenes, und heut Abend wollen wir Beide zusammen förmlich anhalten."

Ich brauche Dir nicht zu schildern, mit welcher Güte mich Cremutius empfing. „Camulogenes", sagte er, „da wir uns Beide so gut kennen, so gebe ich Dir meine Tochter Marcia. Es wird zu meinem, zu Deinem, zu dem Glücke meines ganzen Hauses gereichen. Morgen wollen wir die Verlobung feiern."

Verlobungen sind das gesetzliche Versprechen der Ehe, und die Gesetze verbieten es daher, Ehen ohne vorherige Verlobung einzugehen. Die Art, sie zu vollziehen, ist sehr willkürlich.

Da man behauptet, daß die Verlobungen in der ersten oder zweiten Tagesstunde (um 6 oder 7 Uhr früh) die besten und glücklichsten sind, war ich sehr eifrig, früh aufzustehen. So war ich denn auch der Erste bei Cremutius, und hatte das Vergnügen, Zeuge davon zu sein, mit welcher Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit Marcia ihre Verwandten empfing, und ihre Küsse auf ihren rosigen Mund nach alter Gewohnheit annahm.

Als die Familie und Freunde, unter welchen Cicero und der Rechtsgelehrte Antistius Labeo nicht fehlten, beisammen waren, hielt ich nochmals bei Cremutius Cordus um seine Tochter an. — „Ich gebe meine Einwilligung", antwortete er, „und Dir meine Tochter zu gesetzlicher Ehe."

Zum Ueberflusse ließ Cremutius auch dieses Eheversprechen

durch Labeo schriftlich aufsetzen und von den Anwesenden unterzeichnen. Doch fragte Labeo auch nochmals Marcia um ihre Zustimmung, da die Tochter dem väterlichen Willen sich widersetzen kann, wenn der ihr Angetragene einen schlechten Lebenswandel führt oder für infam erklärt worden ist. Schweigt das Mädchen, gilt es für eine Einwilligung.

Jetzt trat ich zu meiner Braut und bot ihr einen ganz einfachen eisernen Ring ohne Stein, als Zeichen dieses Verlöbnisses dar. Marcia nahm ihn und steckte ihn als gleiches Zeichen alsbald an den vorletzten Finger der linken Hand, weil dieser einen Nerv haben soll, der mit dem Herzen in Verbindung steht.

Nun sprach man von Bestimmung des Hochzeitstages. Cicero erzählte von einem neuen Edicte des Kaisers, das alle Verlöbnisse, die länger als zwei Jahre gedauert, für ungültig erklärt, und schlug daher vor, ein Jahr lang zu warten.

Ich wußte wohl, daß dies der gewöhnliche Zeitraum sei, aber auch, daß manchmal die Hochzeit der Verlobung auf dem Fuße nachfolge. Dieses machte ich mit vieler Wärme geltend und Cremutius schlug nun das Ende des Monats vor. — „Einen Augenblick Geduld!" erhob Terentia, Gattin des Cremutius, ihre Stimme etwas laut: „Heut haben wir den X. der Kalenden des Juni (23. Mai) und ihr habt ganz vergessen, daß man es vermeiden muß, sich im Monate Mai zu verheirathen, wegen der Lemuralen." — „Du hast Recht," entgegnete Cremutius. „Warten wir also bis zu den Kalenden des Juni (1. Juni)." — „Schöner Vorschlag! Sind denn nicht alle

Tage, die den Iden des Juni (13. Juni) vorausgehen, für's Heirathen nachtheilig?" — „Wenn wir nun die Kalenden des Quintilis nähmen, würden wir da sicher vor Unannehmlichkeiten sein?" — „Ebenso wenig. Das sind geweihte Tage, während deren Niemand Gewalt darf angethan werden. Wäre meine Tochter Wittwe, so könnten wir einen Tag wählen, welchen wir wollten; da sie es aber nicht ist, so müssen wir uns nach den herkömmlichen Gebräuchen richten." — „Könnte etwa ein Tag später Alles in's Gleis bringen?" — „Ein Tag! sage doch lieber zwei oder drei! Weißt Du denn nicht, daß alle Tage nach den Kalenden, Nonen und Iden unglückliche Tage sind?" — „Nun, so wähle selbst, beste Terentia, denn ich sehe schon, daß ich ungeschickt darin bin."

Nachdem nun Terentia Alles genau bedacht und geprüft hatte, blieb sie bei dem XV. der Kalenden des Sextilis (18. Juli) stehen, und Cremutius versprach, die Einladungen für diesen Tag zu besorgen.

„Recht gut," sagte Labeo, „nun wissen wir wohl den Tag, aber über die Art und Weise ist noch nichts festgesetzt. Nun, junger Mann, was meinst Du?"

Ich war nicht wenig über die Frage in Verlegenheit und entgegnete, daß ich Alles glaube gesagt zu haben, da ich von einer gesetzlichen Heirath gesprochen.

„Wir haben aber deren mehrere Arten: die Confarreation, den Gebrauch (usucaptio) und die Coemption. Die letztere ist ein Kauf, wodurch zwei Ehegatten sich einander gegenseitig kaufen. Es versteht sich von selbst, daß dies nur scheinbar ist. Die Frau bringt 3 As (15 Cent.)

mit. Einen hat sie in der Hand, um ihn ihrem Manne zu geben, einen andern in den Sandalen, um ihn den Laren zu weihen, und den dritten in einer Art von Verschlag, den man in der Eile errichtet und compitum vicinale nennt. Durch das erste As erkauft die Frau ihren Mann, durch das zweite die Theilnahme an dem Gottesdienste der Familie und durch das dritte den Eintritt in das Haus. Die Feierlichkeiten dabei sind sehr einfach." „Frau," fragt der Mann seine Künftige, „willst Du meine Familienmutter sein?" — „Ich will es," antwortet sie. Dann fragt sie ebenso den Mann: „Mann, willst Du mein Familienvater sein?" und er bejaht es ebenso. Von diesem Augenblicke an ist die Ehe geschlossen und die Frau kommt in die Gewalt des Mannes. Eine solche Verbindung kann nur durch eine andere Cäremonie, die man Remancipatio nennt, wieder aufgelöst werden und die Eheleute beerben sich gegenseitig.

„Die heiligste Art ist die Confarreatio. Eine so verheirathete Frau tritt in die Gütergemeinschaft mit ihrem Manne und nimmt auch an dem besondern Gottesdienste seiner Familie Theil. Sie erbt das ganze Vermögen ihres Mannes und sind Kinder da, geht sie mit ihnen in gleiche Theile. Die Kinder genießen dann gewisser Vorrechte und Flamines wie Vestalinnen werden nur aus ihnen erwählt. Nur durch die Diffarreatio kann diese Ehe getrennt werden."

Ich entschied mich sogleich für diese Art der Vermählung, Labeo aber entgegnete: „Ich muß Dir nur sagen, daß die Confarreatio von Tage zu Tage seltener wird, wegen Erkältung gegen religiöse Dinge und weil sie auch

das Unangenehme nach sich zieht, daß die Söhne, welche Flamines werden, und die Töchter, die einen dieser Pontifen heirathen, dadurch aus der väterlichen Gewalt gerathen. Was endlich die dritte Art betrifft, muß ich Dir nur noch mittheilen, daß eine Frau für verheirathet mit einem Manne angesehen wird, wenn sie ein ganzes Jahr mit demselben zusammen gelebt hat, ohne sich während dessen drei Nächte von ihm zu entfernen. Hierbei giebt es gar keine religiösen Feierlichkeiten oder Nuptiae. Gewöhnlich bedienen sich die Fremden ihrer, weil die lex Mensia ihnen die Nuptias untersagt, die allein einen Familienvater machen und die väterliche Gewalt verleihen."

Auf die Verlobung, wodurch ich ein Mitglied der Familie meines Schwiegervaters als sein Schwiegersohn ward, folgte ein Gastmahl, das uns Cremutius gab, und der Tag endete fröhlich und heiter.

Jetzt, lieber Induciomares, wirst Du auch wohl gern meine Braut etwas näher zu kennen wünschen. So höre denn. Sie steht noch in dem so schnell vorübergehenden Alter, wo jeder Tag einen neuen Reiz entfaltet, neue Anmuth zaubert. Marcia ist kaum 14 Jahre alt und vereint die Klugheit des Alters mit der Haltung einer verheiratheten Frau, ohne doch jene süße Einfalt, jene unschuldige Verschämtheit verloren zu haben, die ein junges Mädchen so liebenswürdig machen. Sie liebt ihre Eltern bis zur Anbetung und theilt mit bewundernswürdigem Tact ihre Freundschaft zwischen ihren Ammen, Pädagogen und Lehrern. Ihre größte Freude ist zu lernen. Mit jenen physischen Vorzügen ausgerüstet, welche die Tugend noch

liebenswürdiger machen, gilt sie für eine vollendete Schönheit. Sie ist blond, hat eine niedere Stirn und kleine Nase, leicht gebogen. Zwei vollkommen bogenförmige Augenbrauen überschatten schwarze, sehr lebendige Augen und ein allerliebster Mund vollendet die Harmonie dieses holden Gesichts, das von Rosenroth und Lilienweiße belebt wird. Nimm dazu noch ein langes und weißes Händchen, dessen zarte, mit rosigen Nägeln gezierte Finger auf die anmuthigste Art geformt sind, nebst einem kleinen Fuße, und Du hast das treueste Bild meiner Braut. Was ich Dir aber nicht beschreiben kann, ist der unaussprechliche Reiz, der in allen ihren Bewegungen, in ihrer Unterhaltung, ihrem ganzen Wesen vorwaltet.

Die Unordnung, welche in diesem Briefe herrscht, zeigt Dir schon an, daß er aus Bruchstücken besteht, die von einer Zeit zur andern geschrieben wurden. So will ich denn fortfahren, Dir diese Art von Tagebuch mitzutheilen, woraus Du am besten sehen wirst, was in dieser wichtigen Angelegenheit meiner Heirath vorgeht.

Den XVI. der Kalenden des Sextilis (den 17. Juli).

Marcia hat mir heute früh die Hochzeitsgeschenke gezeigt, welche ihr Vater ihr gegeben und womit sie sich morgen schmücken will. Ich hätte auch gern ihr ein kleines Geschenk gemacht, aber die Sitte verbietet dem Manne, etwas von seiner Frau anzunehmen und umgekehrt, weil Beide einander um ihrer selbst willen lieben sollen.

Heute ist der Ehecontract aufgesetzt worden. Labeo hat ihn besorgt. Er schrieb meinen und Marcia's Namen

auf eine Tafel, dann dictirte Cremutius die Bedingungen. Er giebt seiner Tochter eine Mitgift von einer Million Sestertien (194,436 Fr. 34 Cent.), wie es bei Töchtern aus guten Häusern üblich, in drei Terminen zahlbar, wovon der erste am Hochzeitstage. Was mich betrifft, so ward niedergeschrieben, daß ich 400,000 Sestertien (77,934 Fr. 24 Cent.) dazubringe. Jeder drückte dann sein Siegel am Schlusse darauf.

Abends fragte ich Marcia, ob sie nicht diese Nacht mit einer ihrer Verwandten die Hochzeits-Auspicien in irgend einem Tempel vornehmen und versuchen wolle, ob sich irgend ein Orakel hören lasse? „Man hat Dir wohl gesagt," erwiederte sie lächelnd, „daß Hochzeiten ohne Auspicien unheilvoll sind; aber tröste Dich, die Götter Pilumnus und Picumnus, die beiden großen Beschützer der Hochzeits-Auspicien, werden nicht vergessen werden, die Wahrsager jedoch nach jetzt üblicher Art uns die Auspicien in's Haus bringen."

Es war spät geworden und das Zeichen, mich nach Hause zu begeben, ward mir durch den Eintritt mehrerer Sklaven ertheilt, die eine weiße Tunica mit einem safrangelben Netz darüber brachten, ein Anzug, in dem gewöhnlich vor dem Hochzeitstage sich die Braut schlafen legt.

Den XV. der Kalenden des Sextilis (den 18. Juli).

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan. Der Tag ist kaum angebrochen und indeß ich auf den Scherer warte, um mich zu rasiren und das Haar mir zu ordnen, will ich Dir vollends die Vorbereitungen zur Hochzeit be-

schreiben. — „Herr!“ sagte Cappador, mein vertrauter Sklave, sobald ich aufgestanden, „willst Du die Statuen sehen, die ich herbringen ließ?“ — „Was für Statuen?“ — „Die der Götter, welche bei der Vermählung vorwalten.“ Und auf der Stelle führte er mich in eins der Gemächer um das Atrium her und zeigte mir da sechs Bildsäulen von Göttern und Göttinnen. — „Diesen Abend,“ fuhr er fort, „werden sie um Dein Hochzeitbett gestellt. Der Name jeder Gottheit zeigt den Einfluß an, den sie auf die Neuvermählten hat. Hier also zuerst Venus, dann Prema, Pertunda und Virginensis, weiterhin Priapus und Subigus.“

Darauf zeigte er mir das Bett, das, der Gewohnheit nach, der Thür des Atriums gegenüber aufgeschlagen war. Es ist mit goldgewirkten Teppichen bedeckt, hat Vorhänge von tyrischem Purpur gleich einem Zelte und steht auf einer mit Elfenbein bekleideten Estrade.

Auch das Aeußere meines Hauses zeigt Festliches und Blumengewinde mit weißen Linnen schmücken die Thür.

Endlich ging ich denn und als ich zu meinem Schwiegervater kam, fand ich meine Braut schon im Hochzeitsstaate. Sie trug eine weiße einfache Tunica mit kleinen Streifchen geziert, ein Gürtel von Lammwolle bezeichnete ihren Wuchs, ihre blonden Haare waren in sechs Zöpfe getheilt, die thurmartig aufgebaut und durch welche ein leichter Pfeil ging, worüber ein Kranz von blühendem Majoran. Ein hochrother Schleier verhüllte ihr reizendes Gesicht. Diesen trägt jede Neuvermählte und der Name für Hochzeit, nuptiae, kommt von nubere, sich verschleiern,

her. Ihr kleines Füßchen war in ein zierliches Pantöffelchen von hochgelber Farbe geschnürt.

Während Marcia die Glückwünsche ihrer Familie erhielt, zog mich Cicero in gleicher Absicht bei Seite und erklärte mir, wie symbolisch Alles in dieser Kleidung. So ist der Kopfputz derjenige der Vestalinnen und bezeichnet hier die Reinheit der Braut, der wollene Gürtel bedeutet die innige Verbindung des Mannes mit der Gattin, selbst der Pfeil soll auf den Raub der Sabinerinnen oder darauf deuten, daß die Frau sich nun in die Gewalt des Mannes begiebt.

Er sprach noch mit mir, als ich bemerkte, daß der Marcia unter ihrem Gewande ein kleiner Kranz von Eisenkraut und andern Blumen entfalle, welchen sie eilig wieder aufhob. Sogleich fragte ich Cicero, ob dieser Kranz auch symbolisch sei. „Bei uns," antwortete er mir, „ist die Fruchtbarkeit eine Tugend und das Eisenkraut nebst den übrigen Blumen sind ärztliche Mittel."

Endlich war Alles zugegen und man wartete nur noch auf den einen der zehn den Gesetzen nach erforderlichen Zeugen. Er kam und nun ging man in das Sacrarium. Marcia und ich setzten uns jedes auf einen Sessel, der mit dem Fell eines Lammes bedeckt war, das früher als Opfer gedient hatte; wir verhüllten uns das Haupt und der Großpontifex schritt unter Beistand des Flamens des Jupiter zur Vermählungscäremonie. Er nahm die Opfergefäße, die man noch an diesem Morgen gereinigt hatte, und brachte Milch und mit Honig versüßten Wein den kleinen Göttern des Sanctuariums dar. Dann bot

er uns einen far, einen aus Weizen gebackenen Kuchen, dar, ließ uns davon essen und sprach Folgendes zu mir: „Ich gebe Dir die Jungfrau Marcia, sei ihr Gatte, ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Vater. Ich mache Dich zum Herrn ihres ganzen Vermögens, ich vertraue es Dir.“ Mit diesen letzten Worten legte er die Hand meiner Braut in die meine.

Cremutius brachte nun auch dem beschützenden Laren des Herdes einige Libationen, zündete vor ihm einige Körner Weihrauchs an und bekränzte ihn mit Blumen, um ihn der Vermählung seiner Tochter geneigt zu machen.

Ebenso wurden Weihopfer der Ceres gebracht, weil sie seit der Entführung der Proserpina die Ehen haßt, dem Phöbus, weil er unverheirathet, dem Bacchus, der nur durch Entführung eine Gattin erlangen konnte, und der Juno Cinxia, der Bewahrerin der weiblichen Verschämtheit. Dabei warf man sorgsam die Galle des Opferthieres neben den Altar, um anzudeuten, daß alle Bitterkeit aus dem Ehestande verbannt sein solle.

Marcia bezeigte während dieser verschiedenen Cäremonien die sittsamste Frömmigkeit, die tiefste Andacht und hörte nicht auf, inbrünstige Gebete an die Göttinnen Camelae, die obersten Beschützerinnen der Ehen, zu richten.

Als wir aus dem Sanctuario kamen, zahlte mir mein Schwiegervater, in Gegenwart von Zeugen und einem Augur, das erste Drittheil der Mitgift aus. Dann ward der Ehecontract zum Magistrat gesendet, um wegen Legitimität der Kinder in die öffentlichen Acten eingetragen zu werden.

Schon neigte sich der Tag, als man sich zurüstete, uns in's Hochzeitshaus, d. h. zu mir zu führen. Cremutius befahl, man solle zu den Aedilen gehen und fünf Hochzeitskerzen anzünden. Drei Patrimen, d. h. Kinder, die noch Vater und Mutter hatten, schritten zu meiner Frau hin, die sich in der Terentia Arme flüchtete, woraus man sie mit Gewalt zu reißen schien, um an den Sabinerraub zu erinnern. Zwei von ihnen nahmen sie bei der Hand und das dritte stellte sich mit einer Fackel von Weißdorn vor sie, ein Holz, das man für geeignet hält, Unheil zu entfernen.

Hinter sie trat eine junge Sklavin und ein junger Camillus, welchen Namen man weiblichen wie männlichen Kindern giebt, die bei den heiligen Cäremonien verwendet werden. Die Erstere trug eine mit Wolle umwickelte Spindel und Knäuel, der Andere ein Körbchen von Weiden, in welchem sich das Arbeitsgeräth der Neuvermählten befand.

Die Statuen der vier Gottheiten, welche die Ehe besonders beschützen, eröffneten, von Sklaven getragen, den Zug. Es waren: Jugatinus, der Gott des Jochs; Domiducus, der den Zug der Frau in's Haus des Mannes leitet; Domicius, der sie in's Haus eintreten lassen soll, und Manturna, Göttin, durch deren Beistand sie bei ihrem Manne bleibt.

Vier nahe Verwandte, von denen jeder auch eine Hochzeitsfackel von Kienholz trug, schlossen sich dem Zuge an, der aus der ganzen Familie und den Freunden derselben bestand. So ging's denn bei Kerzenschein vorwärts.

Marcia's innere Bewegung wuchs und Thränen flossen aus ihren schönen Augen.

Der Zug war sehr geräuschvoll und durch alle Art von Geschrei und unanständigen Scherzen belebt, die nach einem sonderbaren Gebrauche die Kinder vor den Ohren meiner jungen Gattin herausstießen. Die Männer begnügten sich damit, von Zeit zu Zeit den Ausruf talassio vernehmen zu lassen, eine Art Gesangs, an dem die Frauen Theil nahmen, indem sie ihn mit gewissem tactmäßigen Händeklatschen begleiteten. Dies Wort talassio stammt von einem griechischen ab, welches spinnen bedeutet und man will dadurch bezeichnen, daß die Frau im Hause ihres Mannes Wolle spinnen soll.

Als das Hochzeitsgefolge vor meinem Hause angelangt war, stellte ich mich an die Thür und als Marcia eintreten wollte, fragte ich: „Wer bist Du?" Sie antwortete darauf: „Da, wo Du Cajus sein wirst, werde ich Caja sein," indem sie damit auf die Caja Cäcilia, Schwiegertochter des Tarquin, anspielte, die eine sehr fleißige Hausfrau war. Nach dieser Antwort bot ihr ein junger Knabe Wasser und eine brennende Fackel von Fichtenholz dar, weil Wasser und Feuer die Grundstoffe aller Körper sind. Sie ergriff sie, er aber spritzte einige Tropfen dieses Wassers auf sie, um anzudeuten, daß die Frau, wenn sie sich ihrem Manne nahe, keusch und rein sein müsse. Marcia bekränzte nun die Thüre des Hauses mit Behängen von weißer Wolle, als ein Vorbild der Keuschheit oder Anzeige, daß sie eine gute Spinnerin sein werde, und legte Schwein- und Wolfsfett auf die Pfosten der Thür,

um alles Uebel zu entfernen. Von dieser Feierlichkeit her nennt man eine Gattin uxor, zusammengezogen von unxor nach dem Worte unguere, salben.

Jetzt nahmen die Begleiterinnen der Marcia diese auf ihre Arme und hoben sie auf, um sie über die Schwelle zu bringen; denn man würde es für ein böses Vorzeichen angesehen haben, wenn sie im Augenblicke, wo sie aufhörte, Jungfrau zu sein, die Schwelle berührt hätte, welche der Vesta, der Göttin der Jungfräulichkeit, geweiht ist.

In diesem Momente warf aber auch ich, in meiner Qualität als Ehemann, Nüsse unter die Kinder, um dadurch anzudeuten, daß ich auf alle Spielereien Verzicht leiste, um nur an die Pflichten eines Hausvaters zu denken. Während des sang ein Chor von Musikern bei Flötenbegleitung Verse, die man fescenninische nennt, entweder weil sie in Fescennia, einer etrurischen Stadt, erfunden wurden oder weil sie jede Bezauberung, fascinum, abwenden sollen.

Marcia ward unter diesem Gesange auf ein Lammfell gesetzt, wiederum, sie zu erinnern, daß sie für ihren Mann spinnen solle. Dann gab man ihr einen Schlüssel, das Symbol der innern Verwaltung, als ihr künftig zugehörend, ich selbst aber reichte ihr in einer Schüssel einige kleine Goldmünzen, als den Lohn für die erste Nacht, die ich mit ihr zubringen sollte.

In dem Augenblicke, wo meine Frau in's Haus trat, verlöschte man die Leuchten und meine Freunde bemächtigten sich der Hochzeitsfackel, die unsern Zug erleuchtet hatte, damit man sich deren nicht zu irgend einer Be-

zauberung bediene. So ging's in's Triclinium, wo ich das Hochzeitsmahl hatte vorrichten lassen. Die Frauen, von denen die, welche nur einmal verheirathet gewesen, einen Kranz von weißen Blumen trugen, nahmen auf den Lagern an der Seite der Männer Platz. Was mich betraf, so ging ich ab und zu und ordnete das Fest.

Nach Beendigung desselben ergriffen die ältern Frauen aus den oben erwähnten Marcia, um sie zu dem Hochzeitslager zu geleiten, das sie zuerst mit einer Toga bedeckten. Eine von ihnen trug einen Phallus, auf den sich meine Frau einen Augenblick lang setzen mußte, als bringe sie diesem Gotte die Erstlinge. Nachdem die Neuvermählte in's Bett sich gelegt, zogen sich Alle zurück, man nahm die Kerzen hinweg und ich durfte nun in diese Finsterniß endlich hereintreten.

Am folgenden Morgen besuchten Cremutius, Terentia und alle Verwandte die junge Frau und es ward wieder ein von mir ihnen bereitetes Mahl gehalten, das man repotia nennt. Von diesem Tage an verrichtete Marcia alle Geschäfte der Hausfrau und beobachtete die heiligen Gebräuche.

So bin ich denn seit einem Monate Besitzer einer schönen jungen Frau, doch nicht blos Besitzer, sondern unumschränkter Herr. Denn das Gesetz sieht sie nicht allein für meine Frau an, sondern für mein Kind, indem es sie Marcia des Camulogenes nennt, wodurch die Römer bewirken wollten, daß, weil die Frauen als solche stets unter Vormundschaft stehen, ihr natürlicher Vormund nun Der sei, dem sie ihr Vater überlassen. Befürchte aber

nicht, daß ich diese Gewalt über Marcia mißbrauchen werde; ich fühle mich zu glücklich, mit ihr auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit zu leben, als daß ich jemals ihr Tyrann werden sollte.

---

## Sechzigster Brief.

Scheidung und Repudiation (Verstoßung).

Ob die Gesetzgeber gleich mit allen möglichen Feierlichkeiten Verheirathungen dauerhaft zu machen strebten, wollten sie deshalb doch nicht, daß dieselben unauflöslich wären. Anfangs freilich sollte eine solche Scheidung nur eine Züchtigung für die Frauen sein, die sich vom Wege der Tugend entfernten. Romulus erlaubte daher einem Manne, seine Frau zu verstoßen, wenn sie ihre Kinder vergiftet, Schlüssel verfälscht oder einen Ehebruch begangen habe.

Numa gab der Scheidung noch einen andern Zweck. Er verordnete, daß der Mann, welcher Kinder genug zu haben glaube, seine Frau auf Zeit oder für immer Dem abtreten könne, der sie von ihm begehre, um auch Nachkommen zu erhalten.

Dieses Gesetz ward wenig in Ausübung gebracht, gerieth aber doch auch nicht ganz in Vergessenheit, und noch das vorige Jahrhundert bot ein merkwürdiges Beispiel dafür dar. Cato, den man nachher Cato von Utika nannte, besaß eine Menge Freunde und Bewunderer, von denen einige ihre Gefühle für ihn besonders zur Schau trugen. Darunter ward Quintus Hortensius gerechnet, ein Mann von bedeutendem Ansehen, der nicht nur sehnlichst wünschte,

der Freund und stete Gefährte Cato's zu sein, sondern auch gewissermaßen sein Haus und Familie mit einem so tugendhaften Manne zu vereinen, und daher um die Hand von dessen Tochter Portia nachsuchte, die schon mit Bibulus verheirathet war und zwei Kinder von diesem hatte. Cato entgegnete darauf, daß er zwar Hortensius sehr liebe und sich durch eine Verbindung mit ihm geehrt sehen würde, daß er es aber doch sonderbar finde, wenn er seine Tochter eheligen wolle, da sie schon an einen Andern verheirathet. Nun änderte Hortensius die Sprache und begehrte geradezu von Cato dessen eigne Frau Marcia, da sie noch sich in dem Alter befinde, Kinder zu gebären, und dem Cato deren bereits hinreichend geschenkt habe. Als Cato des Hortensius Leidenschaft und dessen heftigen Wunsch, Marcia zur Frau zu haben, bemerkte, so erklärte er, daß er nichts dagegen habe, sie ihm abzutreten, wenn deren Vater einwillige. Dieser verweigerte auch, da er sah, daß es Cato zufrieden, seine Zustimmung nicht, doch aber nur unter der Bedingung, daß diese neue Verbindung in Gegenwart Cato's vollzogen werde und dieser den Ehecontract unterschreibe. Diese zweite Verbindung ward blos durch Hortensius Tod gelöset, der sehr reich starb und Marcia zur Erbin einsetzte. Nun nahm Cato dieselbe abermals zur Frau.

Das eigentliche divortium, Scheidung für immer, war in den ersten 520 Jahren in Rom gänzlich unbekannt. Ein Bürger, Namens Spurius Carvilius Ruga, schied sich zuerst. Er liebte seine Frau, aber sie war unfruchtbar und er hatte es vor den Censoren beschworen, sich zu

verheirathen, um dem Staate Bürger zu schenken. So opferte er seine Liebe der Heiligkeit des Eides.

Es erscheint als sehr sonderbar, daß in den ersten fünf Jahrhunderten Roms und länger noch kein Beispiel einer Scheidung vorkam. Es erklärt sich dies jedoch durch die Bedingungen, mit welchen die Römer die Repudiation verbunden hatten. War die Frau an der Scheidung schuld, so verlor sie ihr ganzes Vermögen, trat aber dieser Fall bei dem Manne ein, so wurde das seinige in zwei Theile getheilt, das eine für die verstoßene Frau, das andere fiel der Ceres anheim.

Das Zwölftafelgesetz erleichterte allerdings zum Theil die Scheidungen durch Abänderung dieser Bedingungen. Es bestimmte, daß, wenn der Mann die Scheidung veranlaßte, die Frau, wenn sie auch einwilligte, doch ihre ganze Mitgift zurückerhielt, dagegen die Kinder dem Vater zur Last blieben. Kam das Ansuchen von der Frau ohne rechtlichen Grund her, so hatte der Mann das Recht, für jedes Kind ein Sechstheil der Mitgift bis zur Erschöpfung der Hälfte derselben zurückzubehalten.

Bei einer Seiten der Frau durch Ehebruch veranlaßten Repudiation blieb die Mitgift ganz dem Manne.

Unfruchtbarkeit und Unverträglichkeit sind nächst Ehebruch die hauptsächlichsten Ursachen der Verstoßung und Scheidung, oder wenigstens die, welche immer bei solchen Gelegenheiten angeführt werden.

Vor einigen Jahren war die Scheidung gleichsam eine natürliche und unvermeidliche Folge jeder Verehelichung geworden, und viele Frauen aus den ersten Familien Roms

hätten, so zu sagen, ihr Alter nicht nach der Zahl der Consuln, wie man zu thun pflegt, sondern nach der ihrer Männer zählen können, denn die Ehefrauen hatten auch das Recht erlangt, ihre Männer, selbst wenn diese abwesend, zu verstoßen.

Der Kaiser gab so eben aus Mißvergnügen über diese Unordnungen ein neues Gesetz, wodurch Scheidungen viel schwieriger werden; doch kenne ich es noch nicht gehörig, für jetzt also nur noch von den Cäremonien, welche bei Scheidungen üblich und die durchaus nicht vernachlässigt werden können.

Zwei durch Confarreatio verbundene Eheleute müssen, wie ich Dir schon schrieb, durch Diffarreatio wieder getrennt werden. Ward die Ehe durch Coemptio geschlossen, so wird sie durch einen ähnlichen Rückkauf wieder gelöset, den man Remancipatio nennt.

Eine Scheidung kann nur von der Obrigkeit und in Gegenwart von sieben Zeugen geschehen, welche römische Bürger und mündig sein müssen. Die Tafeln, auf welchen der Ehecontract steht, werden dann in Aller Gegenwart zerbrochen.

Handelt sich's um eine Repudiatio (Verstoßung), so muß der Mann seine Freunde vorläufig versammeln und ihnen seine Gründe dazu mittheilen. Billigen sie diese, so tritt er die Censoren an, erklärt seine Absicht und beschwört, daß nur legitime Ursachen ihn dazu veranlaßten.

Nun läßt er seine Frau vor seinen Freunden erscheinen und sagt zu ihr, nachdem er ihr die Schlüssel des Hauses abgefordert: „Frau! nimm das Deine. Leb wohl!

Gehe von hier!" Auf ähnliche Art geschieht es auch bei bloßen Verlöbnissen, durch die Erklärung: „Ich entsage den Bedingungen und Verhältnissen, die mir in Bezug auf Dich vorgeschlagen worden."

Ehemals kannte man keine Trennung aus Unverträglichkeit. Entstand ein Zwist zwischen Eheleuten, so begaben sie sich auf den palatinischen Hügel in den kleinen Tempel der Viriplaca, einer Göttin, welche bei den Männern Frieden stiftet, verzichteten da, nach gegenseitiger Erklärung, auf ihren Streit und gingen versöhnt nach Hause. Diese Göttin ist wahrhaft schätzenswerth und verdiente gewiß eine besondere Verehrung. Doch ist in unserm verdorbenen Jahrhunderte die beste Viriplaca die Schönheit. Mehr als einmal hat sie schon, selbst vor dem Tribunale des Prätors bereits, versöhnend den Sieg davon getragen.

Mäcenas giebt dazu mehr als ein Beispiel. Er hat eine wunderschöne, aber auch sehr wunderliche Frau, in die er sterblich verliebt ist. Hat sie ihn einmal so gepeinigt, daß seine Geduld zu Ende, so verstößt er sie. Ist aber sein Zorn vorüber, thut es ihm wieder leid. Nun sucht er sie selbst auf, macht ihr den Hof, bietet ihr Geschenke an und dringt in sie, wieder mit ihm in sein Haus zurückzukehren. Diese Verstoßungen und Wiederannahmen geschehen so häufig, daß man sie täglich nennen möchte, und so sagt man von ihm, er habe sich tausendmal verheirathet, ob er gleich nur eine einzige Frau gehabt hat.

## Ein und sechzigster Brief.

Der Geburtstag.

Das Jahresfest der Geburt, welches man den Geburtstag nennt, ist eine der angenehmsten jener Feierlichkeiten, welche deshalb angeordnet worden sind, um von Zeit zu Zeit die Bande der Freundschaft, Liebe oder Verwandtschaft, welche den Reiz des Lebens ausmachen, enger zu verknüpfen. Auch den Kalenden des Januar und den Saturnalien liegt dieselbe Idee zum Grunde, doch erfüllt die Geburtstagsfeier den dabei beabsichtigten Zweck gewiß am vollkommensten, da sie so oft stattfindet, als eine Familie Mitglieder zählt.

Schon des Morgens zieht die Person, welche ihren Geburtstag feiert, ein weißes Gewand an, schmückt sich sorgfältig und verehrt seine Hausgötter, besonders seinen Genius. Sie beräuchert letztern, ziert ihn mit Blumenkränzen um Haupt und Nacken, bringt ihm liba, Mehlkuchen mit Honig und Oel, auf welchen der Tag der Geburt bemerkt, zündet Weihrauch auf dem mit Blumengewinden geschmückten Altar an, gießt Libationen von Wein in das heilige Feuer und begleitet diese Gaben mit Gebeten für Gesundheit, langes Leben, ein heiteres Alter, mit einem Worte für jedes Glück.

Jede Opferung wird bei dieser Gelegenheit sorgfältig vermieden, weil die alten Römer den Gebrauch hatten, an einem solchen Tage nie ihre Hände mit Blut zu beflecken, damit an ihm, wo sie ihr Leben erhalten, kein anderes Wesen den Verlust des seinigen zu beklagen habe.

Wie bei den Kalenden des Januars machen sich Verwandte, Freunde, Clienten und Patrone am Geburtsfeste auch gegenseitige Geschenke. Diese bestehen in Silbergeschirr, Wachskerzen, Gewändern u. s. w., je nach dem Verhältnisse eines Jeden. Der Kaiser erhält bei dieser Gelegenheit von Mäcenas stets einen Becher.

Manchmal wird auch der Geburtstag für Männer noch besonders dadurch angenehm, daß Frauen und junge Mädchen, die außerdem nicht gewagt haben würden, einem Freunde oder Geliebten ein Geschenk zu machen, jetzt diese Gelegenheit zu einem kleinen Zeichen von Liebe oder Freundschaft benutzen.

So wollen wir auch der kleinen Geschenke überhaupt nicht vergessen: ein Jäger z. B. schickt einen Hasen, ein Pachter eine Ziege, ein Fischer Fische und ein Dichter stets Producte seiner Muse.

Der Gebrauch des Darbringens von Geschenken an den Geburtstagsfesten ist nach und nach ausgeartet und wenn nicht zu Grunde richtend, doch wenigstens höchst kostspielig für die Ehemänner, besonders aber für Liebhaber geworden, welche von den Frauen zur Großmuth gezwungen werden. An ihrem Geburtstage bestellt eine Frau einen Kaufmann zu sich und läßt unter dem Anscheine, etwas kaufen zu wollen, ihm seine Waaren vor Geliebten oder Ehemann ausbreiten. Nun bittet sie, diese anzusehen und ihr die Meinung eines Kenners darüber zu sagen, endet mit Beschwörungen, etwas zu kaufen, erinnert daran, daß ihr Geburtstag sei und erhält durch ein paar zärtliche Küßchen mehr, als man erst zu schenken Lust gehabt hatte.

Manche Frauen wissen es sogar so geschickt anzufangen, daß sie sieben- bis achtmal im Jahre diesen glückseligen Geburtstag haben und doch immer jung dabei bleiben.

Derjenige, der seinen Geburtstag feiert, endet diesen Tag mit einem Feste, zu welchem er seine Verwandten und Freunde einladet und das manchmal bis in die Nacht dauert. Das Haus wird geschmückt und alle Fenster mit Laternenreihen, die mit Veilchen umkränzt, erleuchtet.

So hatte man stets Bürger auch den Geburtstag geliebter Freunde gleich dem ihren bei sich feiern sehen, aber bis zur Zeit des Triumvirats hatte man aus einem solchen noch kein öffentliches Fest gemacht, als diese Triumvirn im Jahre 712 zwei Jahre nach Julius Cäsars Tode, aus übertriebener Schmeichelei für das Andenken des Dictators anbefahlen, daß dessen Geburtstag von Jedermann gefeiert werde, man Freude bezeugen und sich mit Lorbeer schmücken solle. Sie widmeten dem Zorne Jupiters und des Gott gewordenen Cäsars selbst Diejenigen, die sich diesem Befehle widersetzen würden, und fügten aus übergroßer Vorsicht noch eine Strafe von einer Million Sestertien hinzu, wenn die Uebertreter Senatoren oder Söhne von diesen wären.

Man glaubte, Octavius werde, seit er Alleinherrscher geworden, die Begründung eines solchen Festes ihm zu Ehren ebenfalls nicht ungern sehen, und so ward auch sein Geburtstag zum öffentlichen Feste erhoben und jährlich durch Spiele des Circus gefeiert.

---

Seit dem Tode des Kaisers Augustus ist die Gewohnheit geblieben, alle Jahre den Tag der Geburt des Kaisers

zu feiern. Jetzt geht die Knechtschaft aber so weit, auch den des Sejans, des Günstlings des Tiber, zu begehen.

Während das Volk auf diese Art seinen Charakter durch übertriebene Schmeichelei herabwürdigt, übernehmen es inmitten dieser allgemeinen Erniedrigung einige edle Seelen, die Würde römischer Bürger aufrecht zu erhalten, indem sie für sich insbesondere die nachträgliche Jahresfeier von Männern begehen, die ihren Anhängern nichts gewähren können, als das Beispiel ihrer Talente und Tugenden. So feiert man in verschiedenen Häusern an den Iden des Octobers (15. October) die Geburt Virgils, in andern die des Brutus und Cassius. Diese Feste sind ehrenvoller als jene von prunkenden Reichen, wozu der Senat eingeladen wird und eine Schaar von Rittern, und man an der Thür eine verschwenderische Sportula an die Masse kleiner Clienten vertheilt.

---

## Zwei und sechzigster Brief.

Von den verschiedenen Namen der Römer.

Die Römer haben einen den Fremden anfangs sonderbar scheinenden Gebrauch, nämlich den, daß jeder Bürger bei ihnen mehrere Namen hat, gleich als wären es auch mehrere Personen. Doch erklärt sich dies leicht. Erinnere Dich nur daran, daß das römische Volk in Stämme getheilt ist, diese aber wieder in Familien. Nun, eben daher kommt die Mehrheit der Namen.

Ehemals genügten der Natur der Sache nach zwei, als aber die Familien sich vervielfachten, mußte man zwar

nicht neue Namen, aber doch neue Zu-, Vor- und Beinamen erfinden.

So haben denn die Römer für's Erste einen Vornamen, praenomen, der der Person eigen ist, dann einen Namen, der dem Stamme gehört, dann einen Zunamen, cognomen, der die Familie bezeichnet, und manchmal einen Beinamen, agnomen, der einen Zweig der Familie andeutet, dessen Gründer sich durch eine Eigenthümlichkeit auszeichnete, gehöre sie nun seiner Person oder seinem Leben an. So will ich Dir den Publius Cornelius Scipio Africanus anführen. Publius ist der Vorname, Cornelius, der Name des Stammes (gens Cornelia), Scipio, der Zuname der Familie, und Africanus der glorreiche Beiname, dessen Ursprung Du kennst.

Vier Benennungen sind allerdings seltener und gewöhnlich findet man nur Vornamen, Namen und Zunamen.

Es giebt Stämme, in denen der Ruhm besonders heimisch zu sein scheint und die eine Menge bekannter Zweige darbieten. So gingen aus der gens Cornelia die Familien der Scipionen, der Lentulus, der Sylla, Cinna, Cossus und Dolabella hervor. Ich kette noch andere Bemerkungen hieran.

Wüßte man nicht, daß die Römer lange Zeit ein ackerbautreibendes Volk gewesen wären, so würde man es aus den ältesten Zunamen ersehen, die vom Ackerbau entlehnt sind. So z. B. Pilumnus, welchen der Erfinder des Mörsers, um das Korn zu zerreiben, erhielt; Piso, herkommend von pisere, zerstoßen; Fabius, Lentulus, Erbauer von Bohnen und Erbsen. Die Ovilius, Suillius,

Bubulcus und Porcius waren Besitzer und Züchter von Schafen, Ochsen, Schweinen u. s. w., weil der Reichthum damals vorzüglich in Viehheerden bestand.

Später siegte der kriegerische über den ackerbauenden Geist, und man entlehnte die Zunamen von Kriegsthaten. Da sah man Corvinus, von dem Raben hergenommen, der einen Römer in einem Zweikampf beschützte; Torquatus, vom Halsschmucke, den Manlius einem Gallier abnahm, welchen er an den Ufern des Teverone besiegte und tödtete; Capitolinus, vom Retter des Capitols.

Die Beinamen beziehen sich auf keine besondere Periode, bieten aber doch auch eine Abspiegelung des Volkscharakters und dessen ungemein eindrucksfähigen Naturells dar.

Nach der Vertreibung der Könige war Valerius, dem Collegen des Brutus, daran gelegen, daß das bis dahin von den Römern gefürchtete Consulat ihnen sanft und angenehm werde; er nahm daher die Beile aus den Ruthenbündeln seiner Lictoren und ließ letztere, wenn er in die Versammlungen ging, zu den Füßen des Volks niederlegen, dessen Majestät er anerkannte und ehrte. Dieser Beweis von Achtung erwarb ihm den Namen Publicola, d. h. des Mannes, welcher das Volk ehrt, und diesen Beinamen tragen seine Nachkommen noch.

Q. Metellus verdiente den Beinamen Pius, als er aus kindlicher Liebe sich in Gegenwart des ganzen Volkes zu den Füßen einer Magistratsperson warf, um die Rückkehr seines Vaters flehend.

Fabius, der Consul, schäumte 489 die Hefen des Forums ab, welche Appius in alle Tribus verbreitet hatte,

und schloß sie in die vier städtischen Tribus ein. Das Entzücken, womit diese Maßregel aufgenommen ward, erwarb ihm den Beinamen Maximus, welchen ihm seine zahlreichen Siege nicht hatten gewähren können.

Der Vater des Quintus Metellus starb. Sehr wenige Tage darauf stellte sein Sohn, um dessen Andenken zu ehren, köstliche Spiele für das Volk an, und hatte dies mit so großer Schnelligkeit gethan, daß das darüber erstaunte Volk ihm den Namen Celer beilegte.

Nero ist ein sabinisches Wort, welches Tapferkeit, Muth bedeutet. Darum nennt man in dem Stamme Claudia, der ursprünglich aus Sabinum sich herschreibt, alle Die, welche sich durch diese Eigenschaften auszeichnen, Nerones.

Dies einige Beinamen, welche irgend ein Zufall verlieh.

Gewöhnlich kommen die Kinder nicht mit den Füßen zuerst zur Welt. Man hat also Denen, die so geboren werden, den Namen Agrippa beigelegt, gleichsam um die Verlegenheit einer solchen Niederkunft anzuzeigen. Dies soll auch bei Agrippa, dem kaiserlichen Minister, der Fall sein.

Caesar nennt man Die, welche mit Haaren auf die Welt kommen, Caesaries; Caesones Diejenigen, welche aus dem Leibe ihrer todten Mutter geschnitten werden; Posthumus, die nach dem Tode ihres Vaters geboren werden oder von einem Greise abstammen; Spurius ist der väterlich Verwaiste, abgekürzt von sine patre; Manius, der des Morgens früh geboren wird, mane; Lucius, eben so des Abends, luce; Dentatus, der dabei schon Zähne mitbringt; Proculejus, ein Kind, das geboren wird, wäh=

rend der Vater auf einer weiten Reise begriffen; Vopiscus, der Ueberlebende von Zwillingen oder Letztgeborne derselben.

Auch satyrische Beinamen giebt es.

Asina ist einer der Vornamen der Cornelius. Als der Erste dieses Stammes ein Landgut gekauft oder eine Tochter verheirathet hatte, so brachte er, als man ihn wegen der desfallsigen Bürgen fragte, eine Eselin, asina, auf das Forum, die mit Silbermünze beladen war und rief: Das ist meine Caution!

Einer meiner Freunde, Tremellius Scrofa, erzählte mir Folgendes: Mein Großvater erhielt zuerst den Beinamen Scrofa, Mutterschwein; er war Quästor des Licinius Nerva, Prätors in Macedonien, der ihn in dieser Provinz zurückgelassen, um während seiner Abwesenheit dort das Heer zu befehligen. Die Feinde hielten diese Gelegenheit für vortheilhaft, das römische Lager zu überwältigen. Mein Großvater bediente sich da in der Anrede an seine Krieger des Ausdrucks, daß sie die Feinde zerstreuen würden wie ein Mutterschwein die Schweinchen. Dies fand auch wirklich statt und trug dem Nerva den Titel als Imperator und meinem Großvater den Beinamen Scrofa ein.

Auch die physische Beschaffenheit war von jeher eine der reichlichsten Quellen. Dabei lag nie Bosheit oder Uebelwollen zum Grunde, sondern das bloße Gefühl des Auffallenden, und so nahmen es auch selbst Diejenigen auf, denen es galt. Hierher gehören z. B. Sylla, welches kupfrig bedeutet; Niger, der Schwarze; Rufus, der Rothe; Caecus, der Blinde; Claudius, der Hinkende; Aquilius, schwarz wie ein Adler; Ancus, der Einarmige;

Cincinnatus, der Kraushaarige; Aenobarbus, der Blondbärtige; Strabo, der Schielende; Paetus, der Quersehende; Ocella, der Kleinäugige; Cnaeus, der Gefleckte; Flaccus, der Großohrige; Labeo, der Dicklippige; Plancus, Plautus, der Breitfüßige; Scaurus, der mit krummer Ferse; Varus, der Krummbeinige nach auswärts.

Scipio, ein Name, der das Cornelische Geschlecht so verherrlicht hat, kommt daher, daß ein Cornelius, der seinen blinden Vater führte, Scipio genannt ward, so viel als Stab.

Daß der Redner Cicero diesen Namen einem seiner Vorfahren verdankt, der ein Gewächs wie eine Erbse an der Nasenspitze hatte, wirst Du schon gehört haben; jener berühmteste seiner Abkömmlinge war aber so stolz darauf, daß er, als er den Göttern in seiner Prätur von Sicilien ein silbernes Gefäß weihete, anbefahl, seine beiden ersten Namen vollständig ausgeschrieben darauf zu stechen, statt des dritten aber eine Erbse abzubilden.

Unter den satyrischen Namen findet man mehrere, die wahrhaft beleidigend sind und in Persönlichkeiten ausarten. Das Volk legte sie manchmal aus Freiheitsdrang berühmten Männern bei, aber diese nahmen sie doch wahrscheinlich nie selbst an. Urtheile selbst. Der Vater des großen Pompejus hatte einen Koch, Menogenes mit Namen, der ihm so ähnlich sah, daß man diesem großen Bürger den Namen seines Sklaven beilegte. Eben so nannte das Volk den Cornelius Scipio Serapion, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Opferdiener desselben Namens, und ein Gleiches geschah M. Messala, Curio, Lentulus

und Metellus wegen eben solcher Aehnlichkeiten mit geringen Histrionen.

Das römische Volk verstand es aber auch, außerordentlich ruhmvolle und wahrhaft würdige Beinamen zu geben. Kann man z. B. etwas Schöneres finden, als den Beinamen Africanus, der den beiden Scipionen gegeben ward, weil sie die bedeutendste Eroberung begannen und vollendeten, welche Rom jemals machte? Eben so Macedonius, Creticus, Balearicus, Numidicus, welche die Familie Metella schmückten? Achaicus, den Mummius erhielt, Isauricus, der Servilius, Messala, der Valerius Maximus zu Theil ward, als er Messana, die sicilische Stadt besiegt?

Der Senat, der sich nie träge finden läßt, wenn es dem Kaiser zu schmeicheln gilt, hat diesem daher auch den herrlichen Beinamen Augustus zuerkannt, der von augere, vermehren, abstammt, und somit alle seine Siege als Vergrößerung des Staatsgebietes umfaßt.

Wie sehr ziehe ich aber doch dagegen die Beinamen der alten Republik vor, die, freiwillig von dem Heere, dem Volke, oder den Freunden des Helden ertheilt, von jeder Schmeichelei frei waren, indem sie auch letzternfalls nur dann fortwährend blieben, wenn sie von allen Bürgern anerkannt worden waren.

---

## Drei und sechzigster Brief.

### Die Triumphe.

Es war Tags vor den römischen Spielen, als der berühmte Rechtsgelehrte, Antistius Labeo, Cremutius Cordus

besuchte, wo auch ich mich eben mit Atticus befand. Die Unterhaltung verbreitete sich über das bevorstehende Fest, und Atticus fragte Labeo, ob man ihn dabei sehen werde? — „Gewiß nicht, antwortete er. Die Spiele des Circus haben gar kein Interesse mehr für mich. Was bieten sie denn auch Neues? Mit einem Male sehen hat man das mehr als genug. Und so wende ich lieber meine Zeit zum Studiren, als auf so frostige, stets sich gleich bleibende Dinge an." — „Das heißt, versetzte Atticus, Du wirst während der Zeit der Spiele auf dem Lande leben." — „Ja, in meinem Hause zu Alba, nach vieljähriger Gewohnheit, und Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du auch dahin kämst. Cremutius hat es mir schon versprochen und Camulogenes wird sich hoffentlich auch nicht lange bitten lassen."

Wir nahmen die Parthie an und fuhren wenige Stunden darauf, mit Ausnahme Cremutius, der wegen Senatsgeschäfte erst des Abends nachkommen konnte, nach Alba, 16 Meilensteine (etwa 6 Stunden) nur von Rom.

Cremutius benachrichtigte uns, daß sich der Senat wegen eines Triumphes versammelt, den man für Claudius Tiberius, den Schwiegersohn des Kaisers, wegen eines großen Siegs über die empörten Pannonier in Vorschlag gebracht. Wir haben diese wohlverdiente Ehre ihm bewilligt, setzte er hinzu, und diese Feierlichkeit wird wahrscheinlich bald nach den Spielen vor sich gehen. „Ich hoffe, mein theurer Wirth, sagte ich sogleich zu Labeo, daß wir zu dieser Zeit wieder in Rom sein werden, und ich bitte mir gleich eins der Fenster Deines Hauses auf

dem Foro aus, denn bis jetzt habe ich nur sehr gewöhnliche Triumphe gesehen, und dies wird wohl ohnstreitig ein sehr glänzender werden." — „Das ist um so billiger, versetzte Labeo, weil jetzt die Triumphe immer seltener werden" a). — „Und weshalb?" — „Weil jetzt Rom fast gar nichts mehr zu erobern hat," sagte Atticus. — „O, sprich vielmehr, entgegnete Labeo mit bitterm Verdruß im Gesicht, weil der Senat nicht mehr frei ist, weil man täglich unsere alten Gesetze verletzt, weil die Republik nicht mehr existirt. Sie ist mit Brutus und Cassius bei Philippi gestorben, gestorben mit Labeo, meinem Großvater, der sich in seinem Zelte durch seinen treusten Sclaven tödten und verscharren ließ, weil er lieber dem Leben entsagen, als es dem rohen Sieger verdanken wollte, der jetzt Herr dieses Volkes ist, das Hände hat, um ihn im Circus zu beklatschen, aber nicht, um seine Freiheit wieder zu gewinnen! Du sagst, Du wollest den Tiber triumphiren sehen? O! es ist sehr zweifelhaft, daß Tiber triumphirt; so gerecht ist der Kaiser! so viel Achtung hat er für die Entscheidung des Senats!"

Und in der That brachte uns am folgenden Tage ein aus der Stadt kommender Sklave die Nachricht mit, daß der Kaiser seinem Schwiegersohne gegen den Beschluß des Senats nur die triumphalischen Ehren bewilligt habe. Als unbestechlicher Republikaner, der den August tödtlich

a) In den ersten 5 Jahrhunderten Roms zählte man 79 Triumphe oder Ovationen, und im folgenden nur 63. Droses sagt, als er vom Triumphe des Vespasian und Titus spricht, im Jahre Roms 825, daß es seit Gründung der Stadt der 325ste gewesen sei.

haßte, vernahm Labeo dies mit einer Art von Freude; ich aber, ich bezeigte meinen Verdruß darüber, nun keinen Triumph mit ansehen zu können. Da entgegnete Ersterer: „Wenn Cremutius und Atticus mir beistehen, so wollen wir Dich für diesen Verlust zu entschädigen suchen, freilich nicht durch den Anblick eines wirklichen Triumphes, sondern dadurch, daß wir Dir Einiges von den Triumphen erzählen, deren Augenzeugen wir selbst in dem letztverflossenen halben Jahrhunderte waren."

Atticus und Cremutius willigten ein, und so begaben wir uns denn in die Gärten an einen Punkt, wo man einer herrlichen Aussicht auf die reiche Landschaft umher genießt, setzten uns in den Schatten einiger Platanen, und Labeo begann folgendermaßen:

## Erste Abtheilung.

Ursprung des Triumphs. Der Triumph und die Ovation. Bedingungen für beide.

„Statt bis zu Bacchus uns zu verlieren, der der Erfinder des Triumphs gewesen sein soll, gestehen wir, daß selbst bei Romulus die Sache noch nicht gewiß ist. Diejenigen, welche behaupten, daß er diesen Gebrauch in Rom eingeführt, als er die Königsbeute von Cenina dahin brachte, finden viele Widersacher. So sagt Titus Livius, Tarquin der ältere habe zuerst nach dem Kriege gegen die Sabiner triumphirt; so sagen Andere, der Consul Valerius Publicola sei zuerst, nachdem er die Etrusker besiegt, welche Tarquin wieder auf den Thron setzen wollten, in Rom auf einem Triumphwagen eingezogen. Auch mir

scheint es, als ob dies gegründet, da Romulus Einzug, weil er zu Fuß geschehen, nur für eine Ovation angesehen werden kann." — „Was sprichst Du von einer Ovation des Romulus?" unterbrach ihn Atticus. „Die Ovation wurde erst sieben Jahre nach Vertreibung der Könige eingeführt. Postumius Tubertus erhielt sie zuerst, weil er die Sabiner mit seinem Collegen Menenius Agrippa besiegt hatte, dem der Senat den großen Triumph zuerkannte." — „Nun so war es vielleicht die Erinnerung an Das, was man den Triumph des Romulus nannte, welches die Idee zur Ovation gab."

„Ehe wir weiter sprechen," sagte ich nun, „erklärt mir doch, wodurch sich der große Triumph von der Ovation oder dem kleinen Triumphe, wie man sie, glaube ich, auch nennt, unterscheidet?" — „Der große Triumph," entgegnete Labeo, „ist der, welcher nur nach Einnahme einer Stadt durch Sturm, Gewinnung von Hauptschlachten, Erlegung von wenigstens 5000 Feinden, Vergrößerung des Gebiets der Republik, Beendigung eines Kriegs, und besonders unter der Bedingung, daß man in demselben Feldzuge nicht geschlagen worden, erlangt werden kann. Auch muß man eine gewisse Zahl Jahre haben, Patrizier sein und als Oberbefehlshaber, Consul, Prätor oder Dictator commandirt haben. Ein Proconsulat hat noch nie Anrecht auf einen Triumph gegeben. Römisches Bürgerthum von Geburt versteht sich von selbst."

„Gleiche Bedingungen finden auch bei einer Ovation statt. Manchmal hat man diese Ehre jedoch auch den Proconsuln bewilligt. Die Dienste, welche dazu erfordert

werden, sind aber geringer. Man braucht auch nur eine Angelegenheit durch Vertrag ohne Blutvergießen beendet, oder einen Krieg gegen einen verächtlichern Feind, wie Sklaven oder Piraten, geführt zu haben. Erhalten große Unternehmungen nur eine Ovation, so geschieht es, weil sie kein entscheidendes Endresultat hatten, oder unter den Auspizien eines andern Feldherrn ausgeführt wurden.

„So lange die Republik wirklich existirte, ward an alle Dem festgehalten, und selbst Scipio mußte sich nach seinen Siegen über die Carthaginenser in Spanien den Triumph versagt sehen, weil er nur Proconsul war. Pompejus aber wagte es zuerst, in Folge eines Bürgerkrieges zu triumphiren, und Julius Cäsar ahmte, als er in Spanien die Söhne desselben Pompejus geschlagen, Dessen Beispiele nach, den er seinen Schwiegersohn genannt hatte, und triumphirte ebenfalls über diesen beklagenswerthen Sieg, was freilich nur durch seine stellvertretenden Befehlshaber Fabius und Pädius geschah. Ging doch das Volk nach der pharsalischen Schlacht in der Schmeichelei gegen Cäsar so weit, daß es dessen Triumph über Juba anbefahl, obgleich Cäsar selbst in diesem Augenblicke noch nicht wußte, ob er ihn angreifen werde!

„Doch zur Ovation zurück, deren Name daher kommt, weil der Triumphator den Göttern ein Lamm, ovis, opfert. Der Pomp dabei war bei weitem viel einfacher, als bei Triumphen. Fürs Erste hielt der Ovator seinen Einzug nur zu Fuß, beim Klange von Flöten und Oboen, als Friedensinstrumenten, manchmal zwar an der Spitze seines Heeres, öfters aber auch nicht, wo ihm dann der Senat,

oder die Ritter, oder selbst oft nur das Volk aufs Capitol folgten. Sein Kleid bestand blos aus einer gewöhnlichen purpurbesäumten Toga. Sandalen umschlossen die Füße, das Haupt ein Myrthenkranz von dem Baume, der der Venus, als Göttin, welche der Gewalt und dem Kriege feindlich, geweiht. Manchmal jedoch trug er auch einen Kranz von Oelblättern, oder, wenn es der Senat erlaubte, von Lorbeer. Doch jetzt hält der Ovator seinen Einzug ebenfalls zu Pferde, seit der Ovation, welche Augustus sich selbst wegen des ungeheuern Ruhms bewilligte, daß er vom Könige der Parther die Kriegszeichen und Gefangenen zurückerhielt, welche Antonius verloren hatte.

„Laß mich Dir jetzt die Formalitäten schildern, welche bei den Triumphen statt fanden. Fürs Erste mußte Derjenige, welcher darum ansuchte, nachdem er durch einen in Lorbeer eingeschlagenen Brief dem Senat seinen Sieg gemeldet, selbst in der Mitte dieser Versammlung für seine Angelegenheit sprechen, wenn noch nichts darüber entschieden war. Dann versammelte sich der Senat, um ihn anzuhören, in einem Tempel außerhalb der Stadt, weil kein solcher Candidat nach Rom kommen und den Umkreis des pomoerii überschreiten durfte, ohne eben dadurch sogleich sein Recht an den Triumph zu verlieren. Lucull mußte nach seiner Rückkehr aus dem Kriege gegen Mithridat drei Jahre vor den Thoren Roms auf diese Ehre warten, ja C. Pomptinus, der Besieger der Allobroger, sogar vier Jahre.

„Der Senat erkannte den Triumph zu, aber auch das Volk mußte beistimmen, und die Comitien nach Tribus

entschieden über alle Einwürfe des Neids oder des Uebelwollens. Man untersuchte das Benehmen der Heerführer während des Kriegs, ob sie zu streng gegen die Soldaten gewesen wären, ob sie dieselben unnützen Strapazen und Gefahren ausgesetzt, und schon aus diesen Gründen konnte der Triumph verweigert werden. Manchmal benutzte dies die Armee, wenn sie glaubte, in der Austheilung der Beute verkürzt worden zu sein, und deshalb mußten Lucull und Paulus Aemilius so lange auf diese Ehre warten.

„Seit dem Jahre 306 maßte es sich aber auch manchmal das Volk an, ohne Theilnahme der Patrizier den Triumph aus eigener Machtvollkommenheit zu gewähren.

„Die Gier nach Triumphen nahm so zu, daß, um alle Uebertreibungen der Heerführer gleich widerlegen zu können, ein Triumph fast nie als in Gegenwart der siegenden Armee, die für deren Wahrheitsliebe zeugen konnte, bewilligt ward. Manchmal aber nahmen die Heerführer schon vorher Maßregeln dafür und näherten sich bereits Rom inmitten eines Triumphgepränges. Fast allemal rissen dann aber die Volkstribunen sie mit Gewalt von ihrem Wagen, wenn nicht eine Vestalin sie durch ihre Unverletzlichkeit schützte, und sie so ihren Triumph vollenden ließ.

„Klügere Generale, die, vom Volke zurückgewiesen, nicht durch List oder Gewalt dennoch triumphiren wollten, begaben sich auf jenen hohen Berg, der vor uns liegt und die umgebenden Hügel beherrschend über den H..n der Diana sich erhebt. Er heißt der albanische, von der Stadt Alba, die an seinem Fuße liegt. Dort trium-

phirten sie, weil sie dies ohne Erlaubniß einer öffentlichen Autorität konnten. Papirius Masso führte dies im Jahre 522 zuerst ein.

„Jetzt will ich Dir Einiges von dem Triumph erzählen, der dem P. Aemilius den Namen des Macedoniers erwarb. Er war aus jenem Stamme der Aemilier, deren Namen in den Annalen der Republik auf eine stets so glorreiche Art, obgleich zu sehr verschiedenen Epochen, der Schlacht bei Canná und der Zerstörung von Carthago, glänzt."

## Zweite Abtheilung.

### Triumph des Paulus Aemilius (Jahr 585).

„Ein durch Morde aller Art verschrieener Tyrann, der die Krone sich nur durch Verbrechen erwarb und sich mit dem Blute seiner Familie und Verwandten befleckte, Perseus von Macedonien, hatte durch seine Hinterlist, seine Untreue, seine wiederholten Aufreizungen zum Kriege die römische Großherzigkeit ermüdet, und bezahlte endlich mit dem Verluste seiner Krone und Freiheit die Schändlichkeit seines Benehmens. Pydna's Felder hatten die Vernichtung der macedonischen Monarchie geschaut, und P. Aemilius suchte, nach Italien zurückkehrend, um die Ehre des wohlverdienten Triumphes nach. Er nahete sich Rom, indem er auf einer der schönsten Trophäen seines Sieges, der Hauptgaleere des Königs Perseus, die Tiber herauffuhr. Dieses majestätische Gebäude, von 16 Ruderreihen vorwärts bewegt, glänzend von den schönsten Waffen der Besiegten, mit den reichsten Purpurstoffen geziert und mit unermeßlicher Beute belastet, bot schon im Voraus der

dem Sieger entgegeneilenden Menge den Anblick eines wahren triumphalischen Pompes dar.

„Wenige Tage darauf fand der Triumph selbst statt. Es war am vierten der Kalenden des December (am 29. November). Jener gute Geschmack herrschte dabei, jene tiefe Kenntniß der schönen Künste, durch welche die Gegenstände schon in ihrer einfachen Anordnung Werth erhalten und Ermüdung wie Langeweile durch inmitten von Verschwendung herrschende Ordnung vermieden werden. Der Grieche Metrodor, zugleich trefflicher Maler und großer Philosoph, hatte Alles geordnet. P. Aemilius hatte ihn ausdrücklich verschrieben, um ihm dieses Geschäft bei dem Triumphe zu übertragen, der auf 3 Tage vertheilt war.

„Zuerst zeigte man Bildsäulen, Gemälde und colossale Gestalten, die man dem Feinde abgenommen. Zweihundert und funfzig Wagen waren zu ihrer Fortschaffung nöthig, und kaum reichte der erste Tag zu, um sie vorüberzuführen.

„Ein Transport der schönsten macedonischen Waffen begann die Feier des zweiten Tages. Alle glänzten von Gold, Eisen, Stahl und Erz. Eine Art symmetrischer Unordnung waltete in der Anordnung dieser Trophäen vor. Man sah Helme auf Schilden, Cürasse auf Beinschienen, vermischt mit Zäumen, bloßen Schwerdtern und langen Piken, die zu allen Seiten hervorragend ihre drohenden Spitzen ausstreckten. Sie waren nur mit losen Bändern aneinander gebunden, und beim Fortbewegen der Wagen rasselnd, verbreiteten sie eine Art von Schauer umher.

„Nach diesen Wagen kamen 3000 Krieger mit 750 Ge=

fäßen voll gemünzten Silbers. Jedes Gefäß, das von vier Mann getragen ward, wog 3 Talente (16,128 Fr., für alle 750 Gefäße 12,096,000 Fr.). Andere waren mit silbernen Becken, Bechern in Gestalt von Hörnern, Trinkgefäßen und andern Gegenständen beladen, die sich eben so durch Größe, wie durch Schönheit der Ciselirung auszeichneten.

„Vom Anbruch des dritten Tages an eröffneten Trompeten den Zug durch einen kriegerischen Marsch. Dann schritten eine Menge Opfer und Opferer in prächtigem Schmucke vor, hinter denen man 77 Gefäße voll gemünzten Goldes, jedes an Gewicht von 3 Talenten (16,128 Fr., zusammen 1,241,856 Fr.), trug. Man sah außerdem noch einen großen Becher von massivem Golde mit kostbaren Edelsteinen besetzt, den der Triumphator hatte anfertigen lassen, um ihn den Göttern zu weihen, und der 10 Talente (55,648 Fr. 18 Cent.) wog. Nächst ihm befand sich auch hier das ganze Goldgeschirr der Krone, so wie die prachtvollen Schalen der alten Könige von Macedonien.

„Vor Allem zog aber der Schlachtwagen des Perseus die Blicke auf sich, in welchem die Rüstung dieses Fürsten und seine goldene Stirnbinde glänzte. Hinter ihm schritten die ausgezeichnetsten Gefangenen, wie Bytis, Sohn des Cotis, Königs von Thrazien, die Kinder des Perseus mit ihren Lehrern und Officianten. Alle Diener des Königs streckten in Thränen aufgelöst nach den Zuschauern die Hände aus, um Gnade vom Volke zu erflehen, und wiesen die Kleinen an, dasselbe zu thun. Man erblickte unter diesen zwei Prinzen und eine Prinzessin, die zu

jung noch waren, um die Größe ihres Unglücks zu empfinden, und in ihrer kindlichen Unschuld Vergnügen an diesem Schauspiele zu finden schienen, so daß sie Jedermann rührten. Perseus folgte auf seine Kinder. Gefesselt, in einem schwarzen Gewande mit griechischer Fußbekleidung schien er durch sein Unglück völlig niedergebeugt und stumpfsinnig. Seine Diener, seine Courtisanen und Offiziere begleiteten ihn, und es sprach sich in ihren thränenfeuchten Augen aus, daß sie minder durch ihr Unglück, als durch das ihres Gebieters erschüttert seien.

„Vierhundert goldene Kränze, ein Geschenk der Städte Griechenlands, wurden hinter den Gefangenen und unmittelbar vor P. Aemilius getragen, dem man sie zu Ehren seines Sieges durch ausdrückliche Abgeordnete gesendet hatte. Dieser edle Greis erschien auf einem goldenen Wagen in einem Purpurgewande mit Gold gestickt von einer Menge der angesehensten Personen umgeben, unter denen sich auch seine beiden Söhne, Q. Maximus und P. Scipio, befanden. Hinter ihm marschirte das Heer, das die Luft wiedertönen ließ von Siegesgesängen mit satyrischen Ausfällen auf ihren Feldherrn gemischt.

„Dieser Triumph übertraf an Pracht alle, die man vorher gesehen hatte, die Geldsumme allein aber auch, welche durch P. Aemilius Sieg in den öffentlichen Schatz floß, rechnen Einige auf 230 Millionen Sestertien (47,054,166 Fr. 64 Cent.). Nicht minder glänzend waren auch die Belohnungen für das Heer, denn außer dem Erlös aus dem Verkaufe von 150,000 Gefangenen und der Beute aus 70 Städten von Epirus, erhielt jeder Ge-

meine 100 Denare (81 Fr. 88 Cent.), jeder Centurio 200 (164 Fr. 76 C.), und jeder Ritter 300 (245 Fr. 64 C.).

„Der Schatz wurde durch diese macedonischen Zuflüsse so bereichert, daß die römischen Bürger keine Abgaben mehr zu bezahlen brauchten. Diese ruhmvolle Befreiung währte 126 Jahre, wir selbst haben sie noch genossen und nur der würdige Octavius hat uns ihrer an dem Tage beraubt, wo er uns dafür mit dem Bürgerkriege gegen Antonius beschenkte."

„Du hast deine Schuld abgetragen," unterbrach jetzt lebhaft Atticus, „und nun ist die Reihe an mir. Auch ich will einen merkwürdigen Abschnitt in unserer Geschichte wählen, und über ein Jahrhundert dazwischen lassend, Dich von einem Helden unterhalten, dessen Ruhm zu seiner Zeit dem des Aemilius nicht nachstand. Ich meine Pompejus."

## Dritte Abtheilung.

### Triumph Pompejus des Großen (Jahr 692).

„Von des Pompejus drittem Triumphe," fuhr Atticus fort, „will ich Dir erzählen, von dem, der unter dem Consulate des Piso und Messala am dritten der Kalenden des Octobers (am 28. Septemb.) statt fand, von jenem merkwürdigen Triumphe, wo er als Sieger der Königreiche Pontus, Armenien, Cappadocien, Paphlagonien, Medien, Colchis, Iberien, Albanien, Syrien, Cilicien, Mesopotamien, Phönizien, Palästina, Judäa und Arabien, so wie der überall zu Wasser und Land geschlagenen Piraten erschien!

„Man las auf den Schrifttafeln, die im Triumphe vorgetragen wurden, daß er sechs Könige besiegt hatte, Tigranes, König von Armenien, Artozes, von Albanien, Darius, von Medien, Areto, von Nabatheum, und Antiochus, von Commagene, daß er 1000 feste Schlösser, ohngefähr 900 Städte, mehr als 800 Schiffe der Piraten genommen, und neue Städte begründet oder wieder bevölkert hatte, daß vor ihm die jährliche Einnahme des Staatsschatzes nur 50 Millionen Sestertien (10,229,166 Fr. 66 Cent.) betrug, durch diese Eroberungen aber bis auf 80 (16,366,666 Fr. 66 Cent.) stieg, und er in gemünztem Gold und Silber, wie in Edelsteinen 20,000 Talente (139,444,000 Fr.) in denselben lieferte.

„Die Gefangenen erschienen alle in ihrer Landestracht und ohne Ketten. Dreihundertachtzig Satrapen, Heerführer oder Königssöhne gingen vor seinem Wagen her. Unter den ausgezeichnetsten Gefangenen befanden sich die Mutter des Königs Tigranes, der Sohn desselben Fürsten mit Frau und Tochter, der König der Juden, Aristobulus, die Schwester des Mithridates und fünf Kinder dieser Fürstin, der Anführer der Piraten, einige scythische Frauen und Geiseln der Iberier, Albanier und des Königs von Commagene.

„Eine Anzahl von Trophäen, gleich den in jenen Ländern von Pompejus oder seinen Stellvertretern gewonnenen Schlachten, Gemälde, welche die Niederlage des Tigranes und Mithridates, die nächtliche Flucht und der Tod des Letztern sammt seinen Concubinen darstellten, und Statuen der Götter dieser Barbaren vollendeten das Ganze dieses pracht- und ruhmvollen Schauspiels.

„Pompejus wollte sich durch eine Eigenthümlichkeit auszeichnen, die vorher nie dagewesen war, und auch keine Nachahmer finden wird. Er zog nicht die gewöhnliche Toga der Triumphatoren, sondern die Chlamys Alexanders des Großen an. Dieses Kleidungsstück, das er in den Mobilien des Mithridates gefunden hatte, schmückte ihn aufs angemessenste in dem Augenblicke, wo er selbst fast dem berühmtesten aller Eroberer gleich kam.

„Die Beute war unermeßlich, und selbst P. Aemilius hat nicht solche Summen dem öffentlichen Schatze zugewendet. Unter den kostbarsten Effecten, die man im Triumphe zur Schau trug, befand sich ein vollständiges Schachbret, das blos aus zwei Edelsteinen bestand, ob es gleich drei Fuß breit und vier lang war. Ferner ein goldener Mond, 30 Pfund schwer, drei goldene Bildsäulen, der Minerva, des Mars und Apolls, die silberne Statue des Pharnazes, ersten Königs von Pontus, eine andere in Gold, 8 Zoll hoch, den Mithridates Eupator darstellend, Scepter und Thron dieses Fürsten, das Bett des Darius, Sohn des Hystaspes, 33 Perlenkronen, ein Berg von massivem Golde mit einem gleichen Weinberge umher, mit Hirschen, Löwen und Früchten aller Art bedeckt, eine Grotte von Perlen mit einer Uhr darüber, und die Büste des Pompejus, auch von Perlen.

„Tausend Talente (4,271,700 Fr.) wurden der Republik und den Quästoren gegeben, welche die Seeküsten vertheidigt hatten, und 6000 Sestertien (1223 Fr. 24 Cent.) jedem Soldaten. Da sah man auch in Rom zum ersten

Male die murrhinischen, jetzt so gesuchten Gefäße, und Pompejus weihte das erste derselben dem Jupiter Capitolinus.

„Dieses Fest währte zwei Tage, und doch blieb noch so viel ungesehen, daß man leicht einen zweiten Triumph damit hätte bilden können.

„Mehrere Römer haben, wie Pompejus, einen dreifachen triumphalischen Lorbeer erworben, aber er allein trat gleichsam als Besieger des ganzen Erdkreises auf, denn das erste Mal triumphirte er wegen Afrika, das zweite Mal wegen Europa und das dritte Mal wegen Asien. Nach seinem zweiten Triumphe ließ er folgende Inschrift in einem Tempel anbringen, welchen er der Minerva vom Erlöse der Beute erbaute. „Pompejus der Große, Imperator, erfüllt, nachdem er einen dreißigjährigen Krieg geendet, 12 Mill. 180,000 Mann in die Flucht geschlagen, getödtet oder sich ihm zu ergeben genöthigt, 846 Schiffe in den Grund gebohrt oder genommen, 1538 Städte oder Schlösser erobert und den ganzen Erdstrich vom mäotischen See bis zum rothen Meere sich unterworfen hat, das Gelübde, das er Minerven that."

Als hier Atticus geendet hatte, begann nun Cremutius, mir die Triumphe Julius Cäsars in Folgendem ebenfalls zu beschreiben.

## Vierte Abtheilung.

### Triumphe Julius Cäsars (Jahr 709).

„Nachdem Cäsar auf den iberischen Feldern Sextus Pompejus, seinen letzten Feind, besiegt hatte, beeilte er sich, nach Rom zurückzukehren. In Italien gelandet,

wo die Kunde von diesem neuen Siege ihm vorausgegangen, war seine Reise ein steter Trimphzug. Als er sich mit seiner Armee, deren lange Reihen durch die Gefangenen und Beute mehr als verdoppelt wurden, Rom nahete, kamen Volk und Senat auf der Flaminischen Straße ihm weit entgegen, und nahmen ihn fast wie einen Gott auf. Die mit Blumenkränzen geschmückten Bürger entzündeten Weihrauch auf seinem Wege und boten den Kriegern von allen Seiten Becher mit Honigwein dar.

„Schon lange hatte der Senat gewissermaßen die Schuld des Vaterlandes anerkannt, indem er als Dank für Cäsars Siege mehr als einmal Gebete zu den Göttern angeordnet. Diese wurden auch von Manchen stets als ein Anrecht zum Triumphiren betrachtet, obgleich der Triumph nicht allemal darauf folgte, doch bewilligte ihn jetzt der Senat einstimmig.

„Im Monat October war es, fünf Monate nur vor den unglückseligen Iden des März, als der göttliche Cäsar diese Reihe ruhmvoller Feste begann. Ihre bloße Ankündigung genügte, um Rom in einen Freudentaumel zu versetzen; man öffnete alle Tempel, man schmückte sie mit Blumengewinden und brannte stets Weihrauch darin.

„Endlich bekleidete man die alte Statue des Herkules mit der triumphalischen Toga, und dies war die Anzeige des ersten Triumphs. Lorbeerzweige und spolia opima [a] schmückten die Thore des kleinen Hauses in der heiligen Straße, wo Cäsar noch wohnte. Alle Bürger mit weißen

a) Eigentlich Waffen, die ein Feldheer dem andern abnimmt.

Togen angethan verließen ihre Häuser, um sich durch die Stadt zu verbreiten; die Tempel wurden geöffnet und mit Blumengewinden geschmückt, und Wolken von Wohlgeruch erhoben sich von den Altären. Während dieser Zeit durchzogen Lictoren und Soldaten, nur mit einem Stabe bewaffnet, die Stadt, um Ordnung unter der Menge und besonders auf den Straßen und Plätzen, wodurch der Zug ging, zu erhalten.

„Cäsar begann mit dem Triumphe über die Gallier. Sein Gefolg stellte sich wie gewöhnlich vor der Stadt auf dem Marsfelde auf, zog dann durch das Triumphthor ein, über das Velabrum, das Forum boarium, beim großen Circus vorbei, die heilige Straße hinab, auf das Forum romanum und von da über den clivus capitolinus aufs Capitol, wo sich der Zug endete.

„Zuerst kam eine Schaar Trompeter, welche weidlich schmetterten, dann ein langer Zug voll Wagen mit Beute und Siegstrophäen, in deren Mitte man den Rhein, die Rhone und den Ozean sah, die von Gold in Gestalt gefesselter Gefangener dargestellt waren, den Hals unter das römische Beil geneigt; Gemälde mit Darstellungen besiegter Völker und gelieferter Schlachten; halberhabene Pläne von eroberten Provinzen mit Angabe ihrer hauptsächlichsten Erzeugnisse, eben solche Thürme, die Zahl der eroberten Städte andeutend, und endlich eine Menge Tafeln, auf welchen man die Namen der gefangenen Generale las.

„Gold und Silber, bald gemünzt, bald in Barren, begleiteten diesen langen Zug von Trophäen.

„Nun kamen schwerfällig 120 gemästete Stiere mit

vergoldeten Hörnern, alle weiß, alle zu Opfern bestimmt und das Haupt mit Blumenkränzen geschmückt. Junge Opferer in reichen Gewändern führten sie und wurden von Knaben mit goldenen und silbernen Gefäßen zu den Libationen begleitet.

„Die gefangenen Heerführer folgten auf diesen Opferprunk. Sie trugen als Opfer auch Kränze auf der Stirn, und ihre auf den Rücken gebundenen Hände waren mit goldenen und silbernen Ketten belastet, die ihnen um den Hals gingen und über die Hüften herabfielen. Einige der bedeutendsten wurden auf Tragen gebracht, damit die Menge sie besser sehen könne. So der berühmte Vercingetorix, den man 9 Jahre für diesen Triumph aufgespart. Das Volk erkundigte sich neugierig nach den Namen der Gefangenen, der Ursache ihres Unglücks, ihren Thaten, und einige gefällige oder geschwätzige Zuschauer erklärten übel und böse das Begehrte.

„Jetzt brach ein allgemeiner Zuruf von den Gerüsten vor demjenigen aus, woauf ich mich befand. Die Worte, da ist er! da ist er! kündigten die Nähe des Triumphators an. In demselben Augenblicke erschienen die Lictoren in Kriegskleidung und ein Chor von Harfenspielern und Tänzern in etruskischen Gewändern, mit goldenen Kränzen auf dem Haupte, in Ordnung einherziehend und singend und tanzend. Mitten unter ihnen erblickte man einen Narren in einer Purpurstola mit einer Menge goldener Ketten behangen, der durch Worte und Bewegungen der Besiegten spottete.

„Die Weihrauchträger, die Clienten, alle Magistrats-

personen zu Fuß mit Lorbeerkränzen und der ganze Senat kamen nun und schritten dem Kranzgolde (aurum coronarium), d. h. den goldenen, dem Cäsar von der Armee und den verbündeten Städten geweihten goldenen Kränzen voraus. Man zählte deren mehrere Hunderte, und Inschriften darüber zeigten Werth und Geber an. Manche wogen bis zu 6, ja sogar 900 Pfund.

„Der Glanz dieser reichen Geschenke ward durch 230 alte, schmutzige, zerrissene aber ruhmbedeckte Fahnen überwogen, die den Feinden abgenommen worden waren.

„Cäsar, der unmittelbar diesen Trophäen folgte, ward mit einem Beifallsdonner aufgenommen, vor dem sich seine Pferde scheuten, und zugleich erhob sich eine Blumenwolke in die Luft, und sank als duftender Regen zu seinen Füßen. Der göttliche Julius stand in einem ganz runden, vergoldeten, mit Edelsteinen geschmückten und von vier köstlichen weißen, nebeneinander gespannten Rossen gezogenen Wagen. Die Rosse trugen einen Lorbeerzweig seitwärts am Haupte. Bürger mit Olivenkränzen in weißen Togen gingen neben den Rossen her, die sie an goldenen Zügeln führten.

„Eine Kriegsmusik von Trompeten und Clarinen vermischte mit dem allgemeinsten Jubel jene kräftige und erhabene Harmonie, die bis zur Seele dringt, und sie selbst fern vom Kampfe mit Erregung und Gluth füllt.

„Die glänzendste Reiterei von Militair-Tribunen, Offizieren, Stallmeistern, Geheimschreibern, kurz, Alles, was zum Hause des Triumphators gehörte, umgab den Triumphwagen.

„In Wagen stehend, Gesicht und Arme roth ge-

schminkt, trug Cäsar eine Tunica von Purpur mit goldenen Palmen gestickt und eine buntfarbige Toga. Auf der Brust befand sich eine Bulle, welche verschiedene Mittel gegen neidische Anfechtungen enthielt. Ein einfacher eiserner Ring, die alte Vergeltung der kriegerischen Tapferkeit, vertrat an seiner Rechten die Stelle des goldenen Ringes der Ritter. Seine Arme waren mit militairischen Spangen, gleich denen, womit man die Kriegsthaten der Soldaten belohnt, geschmückt. Ein Kranz von wildem Lorbeer umgab sein Haupt, und in der rechten Hand hielt er eine mit Lorbeer umwundene Palme, während die linke einen elfenbeinernen Scepter trug, auf welchem ein Adler stand. Mit einem Worte, er trug ein des besten und erhabensten Jupiters ähnliches Costüm, das auf dem Capitol aufbewahrt, seit Jahrhunderten dazu gedient hat, alle Triumphatoren zu schmücken, die den Tribut ihres Ruhms der ewigen Roma brachten; denn kein einziger Bürger besitzt ein solches Costüm eigenthümlich.

„Außer dem Lorbeerkranze wurde noch ein etruskischer Reif von Gold mit Perlen geziert durch einen Sklaven, der mit ihm in demselben Wagen stand, über sein Haupt gehalten. Dieser Kranz war so schwer, daß dem armen Sklaven immer der Schweiß vom Gesichte floß. Auch die Bildsäule des Gottes Fascinus, der vor Neidern bewahrt, befand sich mit auf dem Triumphwagen, und jener Sklave rief von Zeit zu Zeit: „„Drehe Dich um, Cäsar, und siehe auf den Fascinus, damit dieser Gott das Glück beschwöre, das so gern den Ruhm stört."" Und auch: „„Erinnere Dich, daß du Mensch bist.""

„Um noch mehr an die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge zu erinnern, hingen Glöckchen und Ruthen, wie man sich ihrer bei Todesverbrechen bediente, an dem Wagen.

„Das Heer marschirte in Schlachtordnung hinter seinem Führer. Die Soldaten waren mit Lorbeer gekrönt, da dieser vom Morde reinigt, und auch um ihre von Gold und Silber glänzenden Waffen war Lorbeer geschlungen als Siegeszeichen. Stolz trugen sie die Beute, verschiedene Kränze, Waffen und andere kriegerische Belohnungen, die sie für ihre Thaten gewonnen. Einige brachen in Freudenrufe aus, andere sangen Hymnen zu Ehren der Götter und Loblieder auf ihre Heerführer und sich selbst. Noch andere aber ergötzten sich an satyrischen Versen auf den Triumphator, so daß alle Fremde über diese Kühnheit staunten, weil sie nicht wußten, daß dies ein Recht der Krieger, ja des Volks selbst bei solchen Gelegenheiten sei.

„Mehrere Tausende römischer Bürger, die von dem Feinde in Gefangenschaft geschleppt worden waren und welche Cäsar befreit hatte, schlossen den Zug. Alle hatten den Kopf geschoren und mit einem Pileum von weißer Wolle bedeckt, gleich den Freigelassenen, die ihren Herren folgen, der ihnen die Freiheit schenkte.

„In dem Augenblicke, wo der Wagen das Forum romanum verließ, um zum Capitol hinaufzufahren, gab es einen allgemeinen Halt. Man ließ die feindlichen Generale aus den Reihen treten, um sie ins Gefängniß zurückzubringen. Sie schritten daher, während Alles in Schrecken und Mitleid schwieg, denn man wußte wohl, daß man sie zum Tode führte.

„Da jetzt fast schon die Nacht hereinbrach, so brachten Sklaven 40 Elephanten herbei, welche mit Candelabern beladen waren, und der Zug ging beim Scheine von tausend Kerzen weiter. Der Triumphator trat in den Tempel, dessen Thore mit den Waffen der Besiegten geschmückt waren, und wartete, bis man ihm meldete, daß die Gefangenen zu leben aufgehört.

„Nun schritt er ins Heiligthum vor und sprach mit lauter Stimme folgendes Gebet: Bester und erhabenster Jupiter, Juno, Königin der Unsterblichen, und ihr alle, Götter und Göttinnen, Bewohner und Wächter dieses Tempels, ich danke euch mit der höchsten Freude dafür, daß ihr es vergönntet, daß heute und eben jetzt der römische Staat durch meine Hand sich erhalten und vermehrt befindet. Bleibt, ich flehe darum, ihm ferner geneigt, beschützt ihn und wacht über seiner Erhaltung.

„Jetzt nahete er sich der Bildsäule des Jupiters, auf deren Kniee er seinen Lorbeerzweig legte, dann nahm er seinen Kranz ab und weihte ihn dem Gotte nebst einem Theile der Beute. Die Opferer brachten die Opfer herbei. Er selbst schlachtete einen Stier, das Opfer ward von den Priestern vollzogen und der Tag endete mit dem gewöhnlichen Gastmahle, welches der Triumphator dem Senate und seinen Freunden auf dem Capitole, unter den Portiken des Tempels giebt.

„Die anderen Triumphe folgten ganz nahe auf diesen und waren nicht minder prachtvoll und merkwürdig. Bei dem Triumphe wegen Alexandrien erblickte man die Bilder des Nils, der Arsinoë und des Pharus, das von dem

Feuer zu funkeln schien, womit dieser übers Meer strahlt. Die Königin Arsinoë erschien selbst unter den Gefangenen und erregte allgemeines Mitleid. Cäsar bot keine römische Waffenbeute bei diesem Triumphe zur Schau dar, das wäre für die Augen der Römer ein zu beschämender und unglücklicher Anblick gewesen, aber er hatte auf Gemälden, die mit unter den ägyptischen Trophäen aufgestellt waren, die vorzüglichsten Katastrophen der Bürgerkriege, die er glücklich beendigt, abbilden lassen, ohne daß jedoch dabei das Bildniß des Pompejus irgendwo angebracht gewesen wäre.

„Den dritten Triumph feierte er über den Pharnazes und Pontus. Das Gemälde, welches die Flucht des Mörders Pharnazes darstellte, erregte allgemeine Heiterkeit. Cäsar war auf diesen Verräther gleichsam wie ein Blitz gefallen, und die Schnelle dieses Sieges ward durch die Kürze der Inschrift, die auf einem Banner mitten unter den Trophäen getragen wurde, versinnbildlicht. Sie hieß: ich kam, ich sah, ich siegte.

„Juba und die Mauren, welche die Partei des Scipio ergriffen hatten, gaben Veranlassung zum vierten Triumphe, den über Afrika. Unter den Gefangenen befand sich Juba's Sohn.

„Diese Reihe triumphalischer Feste, von welchen man noch kein Beispiel hatte, endete mit dem spanischen Triumphe, und ihr folgten außerordentliche Genüsse. Cäsar verschwendete Feste, Schaustellungen und Spiele aller Art. Am Abende seines letzten Triumphes ging er nach dem Mahle auf dem Capitole, mit Blumen bekränztem Haupte, aufs Forum Julium herab, von wo ihm die Gäste und

eine zahllose Schaar Volks nach Hause begleiteten. Eine Menge mit Fackeln beladener Kameele erhellten den Zug, bei dem auch fröhliche Flötenklänge ertönten.

„Der Werth der Beute bei allen diesen Triumphen überstieg 600 Millionen Sestertien! (122,750,000 Fr.) Nur allein die Zahl der goldenen Kränze, welche Könige und Oberhäupter dargebracht, betrug 2822 Stück, welche zusammen 2414 Pfund wogen (2,486,621 Fr.).

„Mit diesen Schätzen fand sich Cäsar bei seinem Heere ab, und überschritt selbst noch die Versprechungen, die er ihm gethan. Jeder Fußgänger unter den Veteranen bekam mehr als 2000 Sestertien (409 Fr. 42 Cent.), jeder Ritter 24,000 (4910 Fr. 50 Cent.). Viele erhielten sogar Ländereien.

„Auch das Volk vergaß er nicht. Jeder Bürger bekam 10 Maaß Getreide, 10 Pfund Oel und 300 Sestertien (61 Fr. 41 Cent.), außer 100 andern als Zinsen dieser schon längst versprochenen Freigebigkeit. Eben so bezahlte er auch allen eine Jahresmiethe, wenn sie in Rom nicht 2000 Sestertien (409 Fr. 42 Cent.) und in Italien nicht 500 (102 Fr. 35 Cent.) überstieg. Endlich theilte er Fleisch aus, verlängerte durch drei Tage das Mahl, welches ein Triumphator gewöhnlich dem Volke ausrichtet, und bewirthete dabei die ganze Stadt und ihre Umgegend zugleich an 22,000 Tafeln, die so prachtvoll servirt waren, daß man den Falernerwein in Amphoren und den Chier nach Tonnen verschenkte.

„Einige Tage nach diesen Triumphen beriefen die Tribunen eine Volksversammlung, in welcher dem Ge-

brauche nach Cäsar von den Rostris herab über sein Benehmen und seine Thaten Rechenschaft ablegte."

## Fünfte Abtheilung.

Schicksal der Gefangenen. — Kosten der Triumphe. — Gewalt der Triumphatoren. — Triumphalische Ehren.

Nachdem ich meinen Freunden für diese genauern Mittheilungen gedankt hatte, ersuchte ich sie, mich nur noch über einige Punkte zu belehren. So zum Beispiel, ob es wahr sei, daß man alle ausgezeichnete Gefangene getödtet habe? Labeo antwortete darauf: „Ich habe Dir allerdings erzählt, wie es bei den Triumphen Cäsars gehalten ward, aber gewöhnlich übte man doch auch Milde gegen Diejenigen aus, deren Leben dem römischen Volke nicht gefährlich schien. Die Freiheit gab man ihnen aber auch dessenohnerachtet nicht allemal, sondern behielt sie, wenn es Personen von Bedeutung waren, im Gefängniß, nicht zu Rom, sondern in einer im Innern des Landes gelegenen befestigten Stadt. Alba, das hier vor uns liegt, ist sehr oft dazu ausersehen worden, wenn ein Senatsbeschluß diese Milde erlaubte.

„Die Gefangenschaft, in welcher sie sich alsdann befinden, ist nicht schwer. Der König Perseus lebte vier Jahre zu Alba darin, und brachte sich zuletzt, ohnerachtet der anstandsvollsten Behandlung, durch Hunger ums Leben. Gefangene, die ihr Rang, persönlicher Einfluß oder große Jugend ungefährlich machen, erhalten manchmal die Freiheit und werden auf Kosten des öffentlichen Schatzes in ihre Heimath zurückgeschickt, noch öfterer aber beschränkt

man sie auf Rom, wo sie, unter die übrigen Bürger gemischt, für ihr Bedürfniß selbst sorgen.

„Die gemeinen Gefangenen erscheinen nicht mit bei den Triumphen. Ihr Leben ist gesichert, ohne daß ihr Schicksal deshalb glücklicher wäre. Sie werden Sklaven und an den Meistbietenden versteigert. Der Erlös daraus nebst dem Ertrag der Beute und im Allgemeinen alles Dessen, was beim Triumphe gezeigt ward, bereichert den öffentlichen Schatz. Nichts davon gehört dem Triumphator, der doch allein die Kosten des Triumphes bestreitet, das Mahl auf dem Capitol abgerechnet, das der Staat ausrichtet. Alle Heerführer daher, die nach dem Triumphe trachten, tragen Sorge dafür, von den Besiegten ungeheure Summen als Preis eines Lebens, das zu verlieren sie verdient hatten, zu erheben. Die Contributionen sind durch ein Gesetz Julius Cäsars autorisirt, und man nennt sie Aurum coronarium. Vordem, als der Triumph blos vom Senate abhing, gab dieser aus dem öffentlichen Schatze eine Summe dazu her.

„An dem Tage seines Triumphes genoß der Triumphator in Rom der höchsten Gewalt, und selbst die Consuln, ob sie gleich zu dem Triumphmahle eingeladen wurden, erschienen nicht dabei, damit er während dieses ganzen Tages keine höhere Macht um sich habe, als die seine.

„In unsern neuesten Zeiten, und nachdem Augustus, der früher mehr als 30 Heerführern Triumphe bewilligt hatte, jetzt aus Staatsrücksichten äußerst karg damit ist, und selbst den Agrippa unter der Hand veranlaßte, den ihm verstatteten zu verweigern, hat man den Ausweg

gefunden, blos die Ehren des Triumphes zuzuerkennen. Und so wird auch Claudius Tiberius für den glorreichen Feldzug, den er eben beendigt hat, nichts weiter zu Theil werden, als eine mit Lorbeer bekränzte Bildsäule auf dem Forum, vielleicht ein Triumphbogen in Pannonien, das Recht, an den Kalenden des Januars die triumphalische Kleidung und Kranz zu tragen, und noch einige andere fast eben so unbedeutende Auszeichnungen.

---

## Vier und sechzigster Brief.

Die Palilien oder die Jahresfeier der Gründung Roms.

„Der Gründer Roms war der Sohn des Gottes Mars und der Vestalin Rhea Silvia. Während ihrer Schwangerschaft gestand sie es, und das Gerücht konnte es bald als Gewißheit verkünden, denn als die beiden Zwillinge, die sie gebar, Romulus und Remus, auf Befehl des Amulius, der sich des Throns von Alba angemaßt hatte, an das Ufer der Tiber ausgesetzt wurden, um dort umzukommen, hielt der Strom seinen Lauf zurück, und eine Wölfin verließ auf das Geschrei der Kinder ihre Jungen, eilte herbei und ließ sie an ihren Brüsten saugen.

„In diesem Zustande fand sie ein Hirt des Königs unter einem Baume, nahm sie mit in seine Hütte und erzog sie da. Alba war damals die Hauptstadt von Latium. Juluus hatte es erbaut, Lavinium, die Stadt seines Vaters verschmähend. Amulius folgte nach vierzehn Generationen diesen Königen. Er hatte seinen Bruder Numitor vom Throne gestoßen, und zwang, um sich des Reichs noch

mehr zu versichern, Rhea, die Tochter dieses entthronten Fürsten, sich dem Dienste der Vesta zu weihen. Der Gott Mars aber ließ diese klugen Berechnungen fehlschlagen, und Romulus und Remus erblickten das Licht der Welt. So wie diese edlen Knaben vom ersten Jugendfeuer sich durchdrungen fühlten, stießen sie Amulius vom Throne und setzten ihren Großvater wieder darauf. Romulus flößte die Liebe zu dem Flusse und den Bergen, wo er erzogen worden, das Verlangen ein, dort eine Stadt zu erbauen, da aber sein Bruder ihm diese Ehre bestritt, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Auspizien. Remus stellte sich auf den Aventinischen Hügel, Romulus auf den Palatinischen. Remus erblickte zuerst sechs Geyer, Romulus sah dergleichen erst nachher, aber deren zwölf. Sieger in dieser Probe, ward Romulus zum Erbauer der künftigen Stadt bestimmt.

„Diese Erzählung von dem Ursprunge Roms, sagte Mamurra — denn er war es, der mit mir sprach — ist bei weitem nicht die einzige, und die Geschichtsschreiber sind darüber selbst nicht mit einander einverstanden.

„Nach Einigen sollen die Pelasger, das älteste Volk Griechenlands, die Stadt gegründet und ihr den Namen Roma gegeben haben, das im Griechischen Macht bedeutet, als Anspielung auf die Macht ihrer Waffen.

„Nach Andern wären trojanische Flüchtlinge, durch Sturm an die etrurische Küste verschlagen, ohnweit der Tiber gelandet, und ihre Frauen hätten, der Meeresfahrt müde, die Flotte verbrannt. Nun wären die Trojaner genöthigt gewesen, bei der Stadt Palantion zu verweilen,

und hätten, da sie von den Landeseinwohnern freundlich aufgenommen worden, die Stadt, welche sie erbauten, Roma, nach dem Namen der angesehensten der trojanischen Frauen, welche ihre Landsmänninnen zum Anzünden der Schiffe getrieben, benannt.

„Manche sagen, Roma sei die Tochter eines Italus und einer Lucaria, oder des Telephus, Sohn des Herkules, und Frau des Aeneas gewesen, Andere geben ihr den Ascanius, Sohn des Aeneas, zum Vater. Noch Andere schreiben die Gründung Roms dem Romanus, Sohn des Ulysses und der Circe, zu, während Einige versichern, Romus, Sohn des Aematian, Königs eines Theiles von Macedonien, welchen Diomedes von Troja dahin sandte, habe es begründet, oder Romis, Tyrann der Lateiner, der die Tuscier aus dieser Gegend verjagte, die, aus Thessalien stammend, erst nach Lydien und dann von Lydien nach Italien gekommen waren.

„So viel scheint gewiß, daß Rom griechischen Ursprungs, und die Meinung, welche es vom Romulus gründen läßt, vielleicht eben ihres Wunderbaren wegen, die am allgemeinsten verbreitete sei, und man hat sogar noch einen wahren oder falschen Bericht über die Gebräuche aufbehalten, welche damals dabei statt fanden und die von den Römern noch jetzt bei Begründung jeder neuen Stadt angewendet werden.

„Dieser Sage nach hatte Romulus Leute aus Etrurien kommen lassen, die ihn in den Gebräuchen und Formeln unterrichteten, welche dabei zu beobachten, so wie in der Feier der Mysterien. Sie ließen einen Graben um die

Stelle ziehen, die man jetzt das Comitium nennt. Da hinein legten sie Erstlinge von allen Sachen, deren man sich gesetzlich als gut und naturgemäß als nothwendig bedient. Dann warf jeder der Anwesenden eine Hand voll Erde, die er aus dem Lande, woher er kam, mitgebracht, darauf, und man vermischte Alles zusammen. Diesem Graben legte man, wie dem ganzen Universo, den Namen Welt (mundus) bei. Nachdem diese Mischung vollendet, füllte man den Graben zu und richtete über demselben einen Altar auf, auf welchem zu opfern, Jeder nach seinen Kräften, Romulus sein Volk veranlaßte. Vor den Zelten wurden Feuer angezündet, und die Bewohner der künftigen Stadt sprangen durch die Flammen, um sich von ihren Verunreinigungen zu reinigen.

„Als Romulus Alles gethan zu haben glaubte, was er für nöthig erachtete, um die Götter sich günstig zu machen, gürtete er seine Toga nach Art der Gabier, nahm einen Pflug, brachte einen ehernen Schar daran an und bespannte ihn links mit einer Kuh, rechts mit einem Stiere, beide weiß wie Schnee. Es war dies ein Symbol ehelicher Gemeinschaft, von welcher die neue Stadt ihre Dauer zu erwarten hatte. Er selbst leitete den Pflug, so daß alle Erdschollen innerhalb des Umkreises fielen, den er bezeichnete. Das Volk folgte gottesfürchtig nach und warf sorgfältig nach innen alle Erdklöse, die doch noch etwa nach außen gefallen waren.

„Auf diese Art bildete er eine viereckige Einfassung, von welcher der Graben, die Welt genannt, den Mittelpunkt ausmachte. Diese Umfassung begann beim jetzigen

Foro boario, ging um den großen Altar des Herkules herum, längs des Fußes des palatinischen Hügels bis zu den alten Curien, und endete an dem kleinen Tempel der Laren und dem Foro romano.

„An den Punkten, wo Romulus Thore haben wollte, hob er den Pflug und trug ihn (portare, Pforte) und ließ eine Strecke unumgeackerten Bodens. Sobald die Umfassung vollendet, richtete er ein Gebet an Jupiter, Mars und Vesta. Jupiter gab sogleich ein günstiges Zeichen der Gewährung durch einen links ertönenden Donner. Erfreut durch dieses Augurium, beeilten sich die Anbauer, den Grund zu der neuen Stadt zu legen, nachdem ihr Oberhaupt noch den Stier und die Kuh, so wie andere Opfer den Göttern Medioximis, das heißt den vermittelnden zwischen denen des Himmels und der Erde, gewidmet hatte.

„Die Gründung fand am elften der Kalenden des Mai (am 21. April) zwischen der ersten und zweiten Stunde des Tages, zur Zeit einer dort üblichen Feier, statt, die man die Palilien, zu Ehren der Pales, Göttin der Hirten, nannte.

„Da nun Romulus sonach die Palilien als einen zur Gründung seiner Stadt günstigen Zeitpunkt gewählt hatte, so wurden sie natürlich die Jahresfeier derselben, und die Römer begehen sie jetzt als eine ihrer merkwürdigsten Festlichkeiten. Anders jedoch geschieht dies in der Stadt, anders auf dem Lande. Erstern Orts beginnt sie mit langen Processionen der Bürger, die bei Instrumentenklang und Gesang durch die Straßen in den Tempel der Vesta

ziehen, wo sie am Altare der Göttin verschiedene Sühnungsgegenstände entnehmen, als Pferdeblut, Asche von Kälbern und Stiele getrockneter Bohnen. Evolutionen zu Pferde, welche man das trojanische Spiel nennt, und die schon Ascanius, des Aeneas Sohn, feierte, als er Alba longa gründete, beschließen den Tag. Dieser junge Fürst führte zuerst diese Spiele nach trojanischer Sitte ein. Die Kinder, welche sie darstellen, erhalten den Namen der trojanischen Bande. Es sind stets junge Patrizier. Der große Circus ist der Schauplatz dazu.

„Auf dem Lande wird dieses Fest einfacher, traulicher, herzlicher begangen, wodurch es mehr an seinen Ursprung erinnert. Es besteht in Reinigungen, Geschenken und Sühnungen. Man bringt kein Opferthier, weil die Römer glauben, daß ein Fest, das zu Ehren der Gründung ihrer Stadt gefeiert wird, nicht mit Blut befleckt sein darf. Die Schafställe sind mit Zweigen geschmückt, die vor ihnen in die Erde gepflanzt werden, und ihre Thüren mit langen Gewinden geziert. Von Tagesanbruch an nehmen die Hirten Lorbeerzweige, tauchen sie in gereinigtes Wasser, besprengen den Boden damit und kehren ihn dann mit denselben Zweigen. Sie reinigen ihre Heerden, indem sie sie mit Schwefel einräuchern. So brennen dabei auch Rosmarin, harzige Hölzer, sabinische Kräuter und Lorbeer, der mitten in der Flamme sprüht. Der Pales weihen sie große Kuchen von Honigmehl und einen Käse in einem Korbe von Hirsenstengeln und wenden sich dann mit Gebeten an diese Göttin, indem sie ihr heiße Milch darbringen. Eine eigene Hymne ist dazu gedichtet, welche

dreimal wiederholt wird und wobei man sich nach Osten wendet. Dann reinigt man sich die Hände in fließendem Wasser, trinkt aus einem ländlichen Napfe ein Gemisch von Milch und abgekochtem Weine, welchen Trank man von seiner röthlichen Farbe, burra, den burranischen, nennt, und am Schlusse der Feierlichkeit springt die ganze Versammlung über brennendes Stroh, das in drei Haufen aufgeschichtet.

„Der übrige Theil des Tages wird in Festen verlebt. Der Rasen dient zu Tisch und Bett. Nicht lange, so strecken sich die Gäste, vom Bacchus besiegt, hier und dort auf dem grünen Teppich nieder unter dem Schatten eines großen Baumes, oder unter Schutzdächer, die sie sich von ihren Kleidern gebildet haben, und der mit Blumen bekränzte Becher steht müßig vor den entschlummerten Trinkern."

---

## Fünf und sechzigster Brief.

### Die Einweihung eines Tempels.

---

(Auszug aus Gniphons Tagebuche.)

Jahr DCCVIII.

„Julius Cäsar versprach am Abende vor der pharsalischen Schlacht der Venus einen Tempel in Rom zu erbauen, wenn er siege. Die Göttin, Mutter des Julius, hörte das Gebet ihres Enkels, und dieser hielt so eben sein Versprechen.

„Die Einweihung eines Tempels war von jeher für Denjenigen, der damit beauftragt, eine sehr wichtige und

ehrenvolle Feierlichkeit. Manchmal hat man die ersten Beamten der Republik sich um diese Ehre streiten sehen. Gewöhnlich loosten sie deshalb, wenn sie aber nicht unter sich einig werden konnten, legte man den Streit dem Senate vor, der ihn selbst entschied oder das Volk darüber entscheiden ließ.

„Ehedem mußte man Consul oder wenigstens Imperator, d. h. siegender Heerführer sein, um das Recht zu haben, einen Tempel zu weihen. Doch war kein Gesetz deshalb vorhanden, und es galt blos als Gebrauch. Später als ein entgegengesetzter Fall doch eingetreten war, ließen die Senatoren dem Volke ein Gesetz vorschlagen, das auch von diesem angenommen ward, vermöge dessen künftig Niemand einen Tempel oder Altar ohne ausdrückliche Genehmigung des Senats oder der Mehrzahl der Volkstribunen weihen konnte. Es ist dies die lex Papiria, nach dem Tribun Papirius genannt. Dieses Gesetz ernannte auch für die Feierlichkeiten dabei gewisse Magistratspersonen, Duumviri.

„Ich weiß nicht, ob Julius Cäsar sich erst die Erlaubniß erbat, seinen Tempel der Venus genitrix zu weihen. Sei dem wie ihm wolle, so war die Feier dabei sehr schön, und eine ungeheure Volksmenge nahm Theil daran. Es gab dabei gleichsam eine doppelte Weihe, denn der Umkreis um den Tempel wurde zugleich mit dem Tempel hergestellt, und soll eine Art von Forum werden, wo die Bürger sich zu Besprechung ihrer Angelegenheiten versammeln.

„Vom frühesten Morgen an stellte sich schon das

Volk ein. Nicht lange nachher kam der Dictator mit dem Könige der Opfer, den Flaminen, den Pontifen, mit einem Worte mit dem ganzen pontificalischen Collegio, das sich vor der Colonnade des Tempels aufstellte. Cäsar näherte sich nun dem Gebäude, legte die Hand auf eine der Thürpfosten und sprach die religiösen Formeln, welche ihm der Oberpontifex vorsagte. Während dieses Gebetes herrschte das größte Stillschweigen in der Versammlung, und der Dictator hielt sorgfältig stets die Hand an der Pfoste, um die Weihe nicht zu unterbrechen.

„Dann ging er in den Tempel, um dort auch die Bildsäule der Göttin zu weihen, die mit kostbaren Essenzen gerieben und auf ein Paradebett gelegt ward.

„Wie gewöhnlich füllten Spiele aller Art den übrigen Theil des Tages.“

---

## Sechs und sechzigster Brief.

### Die Saturnalien.

Die ganze Stadt ist in Bewegung. Nie, selbst nicht an den Kalenden des Januars, sieht man sie so lebendig, so geräuschvoll. Die Legionen von Sklaven, welche sie enthält, füllen die Straßen und Plätze; trotz der rauhen Jahreszeit im December und des neblichen Wetters sieht man sie, den Kopf mit der Freiheitsmütze bedeckt, als ob sie Freigelassene wären, Tag und Nacht in fröhlichen Banden umherziehen, meist zur Hälfte oder ganz betrunken und die Luft mit fröhlichen Gesängen erfüllend, bei welchen man oft den Ausruf hört: **Io, Saturnalia!**

Auf der andern Seite ist's, als ob es gar keine Bürger mehr in Rom gebe. Man begegnet keiner Toga mehr auf den Straßen, und Alles, was nicht Sklav ist, zeigt sich nur in der Synthesis, oder dem Festgewande. Es herrscht eine Art allgemeinen Wahnsinns. Die Saturnalien beginnen.

Dieses Fest, das in Griechenland schon lange vor der Gründung Roms üblich, wurde nach einigen Annalisten in dieser Stadt von Neuem eingeführt, nach sicheren Gewährsmännern aber erst im Jahre 258 unter dem Consulate des Sempronius und M. Minucius. Damals war es aber nicht periodisch, sondern wurde dies erst 277 Jahre später, in Folge mehrerer durch Prodigien veranlaßten Sühnungen.

Der Ursprung der Saturnalien verliert sich fast in die Nacht der Zeiten. Folgende Sage ist die anerkannteste. Janus herrschte über das Land, das jetzt Italien heißt, als Saturn, den sein Sohn Jupiter aus dem Reiche verjagt hatte, in einer Stadt ankam, die am Hügel Janiculus gelegen und des Janus Hauptstadt war. Dieser König gewährte dem flüchtigen Fürsten Gastfreundschaft, der dafür Ackerbau lehrte. Zum Danke nahm Janus ihn zum Mitregenten an. So gründeten sie gemeinschaftlich alle die umherliegenden Städte. Nach ihrem Tode weihten ihnen die Nachkommen zwei Monate: den December dem Saturn, den Januar dem Janus, und setzten Feste zu ihrem Andenken fest.

Saturn herrschte nach allen alten Annalen mit so großer Gerechtigkeit, daß es unter seiner Regierung keinen

Sklaven gab, und alle Güter gemeinschaftlich waren. Um nun das Andenken an diese glücklichen Zeiten, die man das goldene Zeitalter nennt, zu verewigen, hat man angeordnet, daß bei den Saturnalien vollkommene Gleichheit herrsche, und die Sklaven mit ihren Herren zugleich an der Tafel säßen.

Dies geschieht auch, und während dieses Festes können die Sklaven ihren Herren die härtesten Dinge sagen, ohne daß diese darüber böse werden oder sie bestrafen dürfen. Da nun noch Wein und Spiel dabei mitwirken, so kannst Du Dir die Ungebundenheit leicht vorstellen, die dabei vorwaltet, ja die Gleichheit wird oft im entgegengesetzten Sinne verletzt, so daß die Herren und ihre Freunde bei diesen Festen aufwarten müssen.

Dem Festmahle geht das Bad voraus und folgt selbst auf zahllose Glücksspiele, die gewöhnlich verboten, aber bei dieser Gelegenheit erlaubt und sogar empfohlen sind. Vorzüglich spielt man mit Würfeln, doch lediglich um Nüsse, damit der Verlust eines Tages nicht die Zerrüttung eines ganzen Jahres herbeiführe.

Am Triclinium setzt sich Jeder wohin er will, ohne alle Rücksicht. Nochmals wird gewürfelt, um den König des Festes zu erwählen. Nun trinken und essen Alle von denselben Getränken und Speisen. Beim Bedienen an der Tafel herrscht dieselbe Gleichheit, nur daß der Schenker erst zuletzt dem Herrn den Becher füllen und auf Alle aufmerken muß, außer auf ihn. Das Schauspiel eines solchen Gelags ist ein- oder zweimal wirklich anziehend. Diese Sklaven, die, von der guten Kost erhitzt,

aus vollem Halse singen, sich zurufen, Gesundheiten einander zutrinken, und sich dann wieder mit beißenden Scherzreden angreifen, ja manchmal Manieren und Kleider ihrer Herren annehmen und den Patriziern nachspotten.

Von der andern Seite unterläßt es der König des Festes nicht, nach seiner Art die Gesellschaft zu unterhalten. Er schreibt seinen Unterthanen die lächerlichsten Aufgaben vor, die manchmal sogar ins Unanständige ausarten. So z. B. läßt er im höchsten Anfall des Despotismus alle Diener in kaltes Wasser stürzen, unter dem Vorwande, daß sie schlecht aufgewartet. Eben so vertheilen die Sklaven Beamtenstellen unter sich, sprechen Recht und handeln ganz so, als ob sie als Prätoren und Consuln auf dem Foro vor dem versammelten Volke sich befänden.

Obgleich die Saturnalien eigentlich nur für die Sklaven bestimmt, sind sie doch das gefeiertste Fest. Auf dem Lande, in der Stadt, selbst bei den Heeren im Felde werden sie begangen. An diesem Tage kann man keinen Krieg unternehmen, noch sich schlagen; die Tribunale, öffentlichen und Privatverwaltungen, die Schulen, Alles hat Ferien. Nur die Köche und Bäcker arbeiten.

Alle Bürger, wes Ranges sie seien, pflegen während dieser Feste sich, wie an den Kalenden des Januars, einander Geschenke zuzusenden. Gewöhnlich sind diese nicht von hohem Werthe, ein Paar Münzen, ein silberner Becher, ein Messer, Kränze, Wohlgerüche, eine Mütze, ein kurzes Gewand mit Aermeln, ein Teppich, eine Nadel, ein Dutzend Schreibetafeln u. s. w.; öfterer noch Früchte

und leichte Speisen. Wachskerzen sind das gewöhnliche Geschenk der Clienten an ihre Patrone, und überhaupt der Aermern an die Reichern.

Die Dichter haben das Recht, ihren Tribut mit einer Musengabe abzutragen, die sich meist auf das Fest bezieht.

Die Armen bringen ihre bescheidenen Gaben selbst, die Reichen aber senden sie. Im Voraus bringen sie die Liste ihrer Clienten und Freunde in Ordnung, dann stellen sie Alles im Hause zusammen, dessen sie entbehren können, und machen nach Rang und Verhältniß eines Jeden Loose daraus. Noch am Abende des ersten Festtages vor Sonnenuntergang versenden sie Alles durch ihre treuesten Sklaven. Ein Briefchen, kurz und heiter, mit Beschreibung des Gegenstandes, begleitet die Sendung. Die Ueberbringer — es sind meist deren drei bis vier — dürfen kein anderes Geschenk, als nur einen Becher Weins annehmen, und müssen gleich wieder nach Hause zurückkehren.

Auch den Kaiser sah ich auf eine sehr belustigende Art Geschenke bei den Saturnalien vertheilen. Er machte eine Lotterie aus Gegenständen, die an sich und an Werth sehr verschieden waren, und je nach dem Täfelchen, das man zog, erhielt man ein Kleid von Gold- und Silberstoff oder einige Pferdehaare, Münzen allen Geprägs, selbst der alten Könige und Auswärtiger, oder eine Ofengabel, ein Zängelchen, einen Schwamm oder sonst etwas.

Diese Lotterie wird bei einem Feste gezogen, denn alle Classen der Bürger feiern die Saturnalien mit Gastmahlen. Diese Orgie fängt gewöhnlich den 16ten der Kalenden des Januars (am 17. December) an und dauert

nicht länger als 7 Tage. Ehemals ward am 14ten der Kalenden (am 19. December) das Fest begonnen und beschlossen. Später waren es 3, dann 5 und zuletzt 7 Tage, weil die Opalien und Sigillarien noch dazu kamen, die man zugleich mit den Saturnalien begeht.

Die Opalien sind ein Fest zu Ehren der Göttin Ops, Gemahlin des Saturn. Sie werden 3 Tage nach den Saturnalien gefeiert. Man betrachtet beide Gatten als die Erfinder des Ackerbaues, und giebt daher Saturn eine Sense als Emblem der Aerndte in die Hand. Beim Anbeten der Ops setzt man sich auf die Erde, um anzudeuten, daß sie dies selbst ist.

Die Sigillaria haben ihren Namen von kleinen Bildern aus Gold, Silber, Thon oder Gyps, die man Saturn als abergläubige Opfer bringt. Ehemals floß wegen falscher Auslegung eines Orakels sogar Blut auf den Altären des Gottes der Zeit und des Ackerbaues. Herkules, als er durch Italien kam, erklärte den dortigen Einwohnern erst das Orakel richtig und lehrte sie, daß sie ihre Büßungen mit kleinen Bildsäulchen und Wachskerzen abthun könnten. Daher auch der Gebrauch, daß die Armen den Reichen letztere senden.

Am 13ten der Kalenden (am 20. December), dem einzigen Tage unter jenen sieben, wo Feste untersagt sind, strömt die Menge in den Tempel des Saturns, dem man mit unbedecktem Haupte, ganz gegen die Gewohnheit, als Sühnung für sich und die Seinen Fratzenbilder aus gebranntem Thon opfert. An diesem Tage ist auch die Bildsäule des Gottes, welche das ganze Jahr mit wollenen

Bändern umwickelt, derselben entledigt, um an die Freiheit zu erinnern, die man im goldenen Zeitalter genoß.

Die weiblichen Sklaven haben auch ihre Saturnalien unter dem Namen der Matronalien oder Kalenden des März (am 1. März), wo sie gefeiert werden. Die Matronen geben ihnen dann Feste, wo sie selbst sie bedienen. Es fallen hier gleichergestalt Geschenke vor, aber nur die Männer schicken sie den Matronen, denen diese Kalenden des März, womit sonst das Jahr begann, ebenfalls unter dem Namen der Matronalien geweiht sind, denn an diesem Tage vereinten die Sabinerinnen ihre Gatten mit ihren Vätern wieder.

---

## Sieben und sechzigster Brief.

### Die Säcular-Spiele.

### Jahr DCCXXXVII.

Ich war auf Labeo's Landgute, wo ich während der Aerndte mich einige Zeit aufhielt, als ich bei einem Gange über das Forum von Alba einen Herold Folgendes ausrufen hörte: „Kommt! und seht die Spiele mit an, die noch nie Jemand gesehen hat, und nie wieder sehen wird!" Damals achtete ich nicht sehr darauf, als ich aber am folgenden Tage nach Rom zurückkehrte, begegneten mir unterwegs mehrere Herolde, die Gleiches bekannt machten.

In der Stadt fand ich alle Straßen voll festlich gekleideter Leute. Auf dem Foro wiederholte ein Herold auf den Rostris denselben Aufruf. Ich vernahm ihn fast

überall, und wunderte mich nur, daß kein Anschlag oder Gemälde, wie sonst gewöhnlich, deshalb zu sehen war.

Doch strömten Massen von Menschen nach der heiligen Straße. Ich ging ihnen aus Neugier nach und kam so an den Tempel des palatinischen Apolls, wo die Quindecimviri, die auf einer Erhöhung vor ihm saßen, den Bürgern Fackeln, Pech und Schwefel austheilten.

Immer der Menge folgend, kam ich mit ihr zu dem Tempel des capitolinischen Jupiters, wo sich dieselbe Scene wiederholte; nur daß dort der Kaiser auf dem curulischen Sessel selbst diese Austheilung besorgte.

Nun ging ich aufs Gerathewohl nach dem großen Circus zu, als ich im Vorüberkommen an dem Tempel, den der alte König Servius der aventinischen Diana erbaute, lange Reihen von Bürgern erblickte, in diesen Tempel hineingehend oder herauskommend. Ich drängte mich auch hinein und fand zum dritten Male dasselbe Schauspiel wieder. Priester theilten hier nämlich Weizenkörner, Gerste und Bohnen aus einem Becher aus, den sie in der Hand hielten, und von Zeit zu Zeit aus drei Urnen, die zu ihren Füßen standen, wieder anfüllten.

Ich sah diese geringe Gabe einem Manne verweigern, der auch sogleich aus den Reihen des Volkes vertrieben ward, weil ihn Jemand als Sklaven bezeichnete.

So stieg ich denn die Stufen des Tempels der Diana wieder herab, ohne noch zu wissen, welcher Feierlichkeit ich denn eigentlich beigewohnt habe, als mir Labeo begegnete, der mich ein Paar Tage auf seiner Villa allein

gelassen hatte. „Nun, endlich finde ich Jemand, der mir sagen kann, was denn diese berühmten Spiele sind, die noch nie Jemand gesehen hat, und nie wieder sehen wird. Richtest Du sie etwa aus?" — „Du scherzest! ich, und die Säcularspiele ausrichten!" — „Wie? die Säcularspiele?" — „Ja, heut oder vielmehr in einigen Tagen feiert man sie. Jetzt beschäftigt man sich mit den religiösen Feierlichkeiten, die stets ihnen vorausgehen, und von heut Abend an wirst Du das Volk sich in die Tempel des palatinischen Apolls, capitolinischen Jupiters und der aventinischen Diana drängen sehen, um mit höchster Devotion ganze Nächte zu Ehren der Parzen darin zuzubringen, und Fackeln, Körner, Pech, kurz alle die Sühnungsmittel darin zu opfern, die es aus der Hand der Priester erhielt." — „Und die Spiele?" — „Werden später statt finden. Der Kaiser hat seinem lieben Horatius das Säculargedicht übertragen. Doch jetzt muß ich Dich verlassen, denn als Prätor habe ich selbst dabei viel zu thun. Auf Wiedersehen."

Als ich nach Hause gekommen war, fand ich ein kleines Buch vor, das mir Labeo geschickt hatte. Es war ein Werk des Atejus Capito über die Säcularspiele. In Betreff ihres Ursprungs schreibt er Folgendes.

„Eine furchtbare Pest verwüstete Rom und die Umgegend. Ein reicher Mann, Namens Valesius, der auf einem Landgute im Lande der Sabiner, ohnweit Eretum lebte, hatte das Unglück, seine beiden Söhne und eine Tochter von dieser Krankheit ergriffen und von den Aerzten aufgegeben zu sehen. Als eines Tages dieser unglückliche

Vater an seinen Herd getreten war, um warmes Wasser für seine kranken Kinder zu holen, fiel er auf die Kniee und flehete zu seinen Laren, das Unglück abzuwenden, das seinem Hause drohe. — „„Deine Kinder werden gerettet werden, rief ihm da eine geheimnißvolle Stimme zu, wenn du sie an einen Ort am Ufer der Tiber bringst, der Terentum heißt, und sie da von dem Wasser trinken lässest, das auf dem Altar des Pluto und der Proserpina erwärmt worden.""

„Diese Voraussagung setzte Valesius in große Verlegenheit, weil sie ihn zu einer langen und gefährlichen Schifffahrt verpflichtete. Dennoch miethete er ein Fahrzeug, schiffte seine Kinder ein, kam nach Ostia, fuhr die Tiber herauf und hielt Nachtlager auf dem Marsfelde. Hier verlangten seine geliebten Kranken zu trinken, aber es gab kein Feuer im Fahrzeuge. Da sagte ihm der Steuermann, daß er nicht weit von ihnen Feuer am Ufer sehe, und man bis dahin wohl gehen könne. Valesius stieg aus, kam nach Terentum, denn dies war der Ort, von wo der Rauch aufstieg, schöpfte Wasser, ließ es auf diesem natürlichen Kohlenherde sieden und brachte es seinen Kindern zurück. Kaum hatten sie davon getrunken, als sie in einen heilbringenden Schlaf verfielen. Die Genesung erfolgte augenblicklich, und als sie wieder aufwachten, erzählten sie dem Vater, daß ihnen ein Gott im Traume erschienen sei, der ihnen anbefohlen habe, nach abgewartetem Schweiße schwarze Opfer auf dem Altare des Pluto und der Proserpina zu schlachten, und drei Nächte hintereinander Lectisternien und Spiele auf dem Marsfelde zu Ehren dieser

Gottheiten und zum Danke für ihren gesundmachenden Trank zu feiern.

„Da Valesius keinen Altar erblickte, begriff er, daß Pluto und Proserpina einen daselbst errichtet haben wollten. Er ging daher nach Rom, um ihn zu kaufen, und befahl, daß man unterdeß immer den Grund legen solle. Als die Arbeiter 20 Fuß tief gekommen waren, fanden sie einen Altar mit der Inschrift: dem Pluto und der Proserpina. Nun eilte Valesius auf der Stelle zurück, und vollbrachte Alles, wie es im Traume anbefohlen.

„In Bezug auf diesen Altar erzählt man, daß, als die Römer und Albaner einander bekriegt und beide Heere eben im Begriff gestanden, eine Schlacht sich zu liefern, plötzlich ein mit einem schwarzen Schaffelle bekleidetes Phantom erschienen sei, und gerufen habe: „„Pluto und Perserpina gebieten, daß, ehe ihr handgemein werdet, ihr ihnen ein Opfer unter der Erde bringen sollt."" Dann sei das Phantom verschwunden. Die Römer gehorchten der Erscheinung, rüsteten einen unterirdischen Altar, und als das Opfer vollbracht, vergruben sie ihn 20 Fuß tief, damit nur sie allein um die Sache wüßten.

„Als Valesius, wie vorgedacht, Alles erfüllt, änderte er seinen Namen in Valerius, nach dem Worte valere, gesund sein, und ward der Stammvater des Valerischen Geschlechts.

„Jene Spiele zu Ehren der beiden großen Götter der Unterwelt wurden aber erst durch ein sibyllinisches Orakel, das man im Jahre nach der Vertreibung der Könige entdeckte, säcular. Als die Decemvirn nämlich

in Folge mehrerer Prodigien, die sibyllinischen Bücher befragten, fanden sie die Antwort: Man feiere Spiele zu Ehren des Pluto und der Proserpina, zu Terentum auf dem Marsfelde; man schlachte schwarze Opfer, und wiederhole diese Spiele alle Jahrhunderte.

„Es war eine Art Vorausbestimmung, daß gerade der Consul Publicola, der von Valesius oder Valerius abstammte, die Ehre genoß, diese Feierlichkeit mit all dem Pompe zu wiederholen, den sein Ahnherr zuerst dabei eingeführt hatte.

„Die sibyllinischen Bücher hatten den Wiedereintritt dieser Spiele je auf das hundert und zehnte Jahr bestimmt, und so ist es auch treulich gehalten worden, indem die ersten Säcularspiele im Jahre 298 statt fanden.“ —

Jetzt werden nun die Consuln C. Furnius und Junius Silanus dieselben zum fünften Male feiern, denn nach jenen Büchern ist das Heil Roms daran gebunden.

Die Spiele dauern drei Tage und drei Nächte, und bestehen aus dem, was man im Allgemeinen, die Spiele des Circus einbegriffen, das trojanische Spiel nennt. Um Wiederholungen zu vermeiden, beschränke ich mich daher auf den gottesdienstlichen Theil, den man als den einzigen wahrhaftig interessanten dabei ansehen kann.

Am ersten Festabende lud mich Labeo zu sich ein. Ich ging gleich zu ihm und wir eilten aufs Marsfeld. Nicht lange nach uns kam der Kaiser und sein Minister Agrippa, von den Decemvirn, welche die Aufsicht über diese Feierlichkeiten hatten, begleitet. Man errichtete auf dem rechten Tiberufer drei Altäre an der Stelle, die man

immer noch Terentum nennt. Der Kaiser opferte, den lituus in der Hand und von den Decemvirn unterstützt, beim Klange heiliger Musik, drei Lämmer zu Ehren der Parzen, fing ihr Blut in einer Schale auf und goß es in die Flamme, die auf dem Altare brannte. Auch das Fleisch der Opferthiere ward in die heiligen Kohlen geworfen.

Als dieses Opfer beendet, errichtete man eine Art Schauplatz ohne Theater mit einer zahllosen Menge Kerzen und Feuer. Man sang lateinische und griechische zu dieser Festlichkeit gedichtete Hymnen und stellte die Spiele dar. Die Sieger darin erhielten zum Lohne Erstlinge des Weizens, der Gerste und der Bohnen, die man unter das Volk vertheilt hatte.

Am Tage nachher begab man sich zuerst auf das Capitol, wo alle Bildsäulen der Götter auf Lectisternien lagen. Hier brachte man die gewöhnlichen Opfer, ein Ferkel und schwarzes Mutterschwein der Ceres, weiße Stiere dem Jupiter und eine fleckenlose junge Kuh der Juno. Dann ging es auf das Marsfeld, und dort feierte man auf einem eigens dazu errichteten Theater Spiele zu Ehren von Apoll und Diana.

Tags darauf versammelten sich die edlen Matronen auf dem Capitol und brachten Gebete und Hymnen dem Jupiter.

Der dritte Tag, welcher der erste des Neumonds, war der feierlichste von allen. Die gottesdienstlichen Feste desselben fanden in dem köstlichen Tempel des palatinischen Apollo statt. Vom ersten Morgenrothe an füllte die Menge dessen Portiken, von Säulen aus numidischem Marmor

getragen, zwischen denen sich die Statuen der 50 Danaiden und die des Danaus, der sie mit seinem Schwerdte bedroht, erheben. Die Wände von weißem parischen Marmor und die elfenbeinernen Thore mit triumphalischen oder religiösen Basreliefs geschmückt, glänzten vom Strahle der gnädig niederblickenden Gottheit wieder.

Der Kaiser trat aus seiner nahe am Tempel gelegenen Wohnung; die Quindecemvirn, die Consuln, die Prätoren, der Senat, alle Magistratspersonen im Allgemeinen und 27 junge Männer, wie 27 junge Mädchen aus den ersten Familien Roms mit ihm. Dieser edle Zug stieg mit frommer Sammlung die Stufen des Tempels hinauf in das Sanctuarium, wo die jungen Männer sich auf die eine, die Mädchen auf die andere Seite stellten. Jetzt drängte das Volk, jedoch ohne Tumult, herein und brachte der Gottheit die Erstlinge der Feste, die es auf verschiedenen Altären aufhäufte.

Die Feier begann nun mit dem Opfer von 40 weißen Stieren. Während dessen schritt der Oberpontifex in die Mitte des Tempels vor und sprach mit starker und fester Stimme Worte der Weihe, die Profanen sich entfernen heißend.

Die tiefste Stille folgte auf diese feierliche Anrufung, und dann begannen die jungen Mädchen und Männer plötzlich bald im Chor, bald in einzelnen Stimmen abwechselnd beim Klange von hundert harmonischen Liren den Hymnus auf dieses Fest, welchen August's Lieblingsdichter Horatius mit wahrer Begeisterung verfaßt hatte [a]). Nur

---

a) Horatii Carmen saeculare.

ein- oder zweimal traten dazwischen kurze Pausen ein, welche stillem aber um so feurigerm Gebete, besonders der vor dem Altare der Juno knieenden Matronen gewidmet waren.

So wie der Gesang beendet war, erhob sich der Kaiser, und mit ihm zogen alle Anwesenden feierlich nach dem Marsfelde, um daselbst dieses merkwürdige Fest zu schließen. Noch war der alte Altar des Pluto und der Proserpina Aller Blicken ausgestellt, und ließ auf den verschiedenen Seiten seines ehrwürdigen Steines alte, durch die Zeit etwas verwitterte Inschriften erkennen, welche Kunde gaben von den Namen und Stande der Magistratspersonen, welche die vorhergehenden Säcularspiele gefeiert hatten, so wie von der Zeit und manchmal auch dem Beweggrund dieser Feier.

Der gottesdienstliche Zug ordnete sich im Kreise auf der Stelle von Terentum, und einer der Prätoren las mit lauter Stimme die neuerdiugs auf dem Altare angebrachte Inschrift, um das Andenken an diese letzte Säcularfeier zu verewigen.

Als diese Vorlesung zu Ende, ward der Altar wieder auf seine ursprüngliche und unveränderliche Stelle gebracht, und die Erde darüber gehäuft, um sich nicht eher wieder zu öffnen, als wenn eine neue Generation längst die gegenwärtige ersetzt haben würde.

---

## Acht und sechzigster Brief.

Eine Nacht in Rom.

Ich hatte allein zu Abend gegessen, und war gegen Anfang der ersten Nachtwache [a]) ein wenig ausgegangen. Mein Spaziergang hatte sich, vom schönsten Mondlicht begünstigt, bis tief in die Nacht verlängert, ja bis zur ersten Fackel, wie sich die Römer auszudrücken pflegen. Die Stadt fing an einsamer zu werden, die meisten Tavernen wurden erleuchtet und ich dachte daran, nach Hause zurückzukehren, als ich beim Vorübergehen am Porticus des Pompejus gewahr ward, daß das Licht des Mondes schwächer und dessen Scheibe kleiner werde. Es gab eine Mondfinsterniß.

Alsogleich füllte sich das Marsfeld mit Menschen, Gruppen von Plebejern bildeten sich von allen Seiten, und

---

a) Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß man die Nacht in vier Wachen eintheilt, deren erste nach der zwölften Stunde des Tages anfängt. Diese vier Nachtwachen werden wieder in acht Abschnitte eingetheilt, deren Namen das Vorschreiten und dann das Wiederabnehmen der Nacht bezeichnen. Die erste Stunde nennt man Vespera, Abend, da endet der Tag. Darauf kommt Crepusculum, wenn das wahre Dunkel noch nicht eingebrochen und die Helle ungewiß und zweifelhaft ist. Prima lux, wenn man die Kerzen anzündet, Conticinium, das Schweigen, Concubitum oder Intempestum, die Stunde, wo Jeder sich schlafen legt, die ungeeignetste Zeit zu Beschäftigungen, Gallicinium, Hahnschrei, das Annähern des Tages, Matutinum, der Morgen, und Diluculum, das Anbrechen des Tages.

(Note von Camulogenes.)

beim Scheine von tausend Laternen aus Hornblättchen, Blasen oder geöltem Linnen las man auf allen Gesichtern Schrecken und Bestürzung; denn die abergläubische Menge schrieb die Verfinsterung einer Bezauberung durch Kräutergemisch zu und sah darin den Vorboten großer Unglücksfälle. Deshalb machten denn Einige gewaltigen Lärmen, indem sie auf kupferne Becken schlugen, Andere holten brennende Fackeln und Reisbündel und hoben sie zum Himmel empor. Als nun der Mond gänzlich verschwand, geriethen sie in die größte Verzweiflung, welche sich erst mit dem Ende der Verfinsterung stillte.

In diesem Momente entfernte ich mich und ging auf's Gerathewohl weiter, noch ganz betäubt von dem Lärmen um mich her. Da trat mich Jemand an. Es war Labeo. — „Was treibst Du denn noch so spät Dich herum?“ fragte er. — „Ich beobachte, wie Du siehst.“ — „Der Lärmen, dessen Zeuge Du eben warst, muß Dir einen hohen Begriff vom römischen Volke gegeben haben.“ — „Ich unterscheide stets den Pöbel vom Volke, und weiß wohl, daß die Gebildeten Ursache und Wirkung solcher Verfinsterungen kennen.“

So schwatzend kamen wir dem Theater des Marcellus vorbei und hörten deutlich dort in einem Hause ein gewaltiges Läuten. — „Halt!“ sagte Labeo. „Ja, ja, das ist die Glocke des Thürstehers. . . Dies röthliche Licht, diese Lärmglocke . . . Es muß Feuer sein: laß uns helfen.“

In demselben Augenblicke ging der Vorsteher der Nachtwachen vorüber. Wir theilten ihm unsere Besorgniß mit, und er ließ die Cohorte holen, die mit der

Vorsorge gegen Feuer in der IX. und VII. Region beauftragt ist. Die Cohorte kam in größter Eile mit den öffentlichen Spritzen, mit Essig, Feuerleitern, Haken, Besen aus Lumpen, Schwämmen, Hacken, Klammern und allem bei solchen Gelegenheiten nöthigen Werkzeuge. Auch der Aedil Egnatius Rufus eilte herbei und brachte seine eignen Sklaven zum Arbeiten mit.

Das Haus war verschlossen. Der Präfect ließ die Thüre aufbrechen und Alles drang unordentlich hinein. Nun ging's in die Küche, wo das Feuer entstanden, und troß des Geheuls und Schreckens der Kinder und Frauen, troß der merkwürdigen Gier der Hausſklaven, die sich auf die Speisevorräthe stürzten, ehe sie ans Feuer dachten, troß der sich einschleichenden Diebe, die zu ihrem Gunsten die Unordnung nur noch zu mehren strebten, gelang es den guten Anordnungen der Behörden, daß die Cohorte und ihre Gehülfen des Feuers Herr werden konnten, ohne, wie Einige vorschlugen, die beiden Nebenhäuser einzureißen.

Im Tumulte dabei verlor ich Labeo. Als ich ihn vergebens gesucht, beschloß ich, ob es gleich Winter, die Nacht als Beobachter im Freien zuzubringen. Kaum hatte ich aber diesen Entschluß gefaßt, als ich schon im Begriff stand, ihn zu bereuen. Ich trat eben in die berüchtigte Gasse Tuscus Vicus, als ein Betrunkner mir den Weg versperrte. Er redete mich mit unartigen Worten an, und wollte mir einen Fußtritt versetzen; ich aber warf ihn über den Haufen, schritt ungeachtet seines Geschrei's über ihn hinweg und ging ruhig weiter bis auf's Forum Romanum, wo ich auf eine Schaar blumenbekränzter junger

Männer stieß, die nicht eben fest auf den Beinen standen. Sie lachten und sprachen überlaut, und ich bemerkte bald, daß sie von einem Gelage kämen und Abenteuer suchten. Von weitem folgte ich ihnen und sah sie in mehrere Weinhäuser treten, wo sie die Gläser zertrümmerten oder die zum Verkauf ausgestellten Gegenstände wegnahmen und auf die Straße schütteten. Die Frauen, welche ihnen begegneten, verhöhnten sie, und die Männer griffen sie an, schlugen sie und warfen sie in die Straßenrinnen. Nicht selten legten sie diese auch zwischen zwei Mäntel, prellten sie, warfen sie in die Höhe, und ließen sie dann auf den Boden fallen; Alles unter dem unmäßigsten Gelächter. Eine Nachtwache zog vorüber, da ergriffen sie zum Glück für jene Schlachtopfer Alle die Flucht.

Von da ging ich um den großen Circus herum, unter dessen Arkaden die Buhlerinnen auf hohen Sitzen entweder halb nackt oder nur mit dem feinsten Gazeschleier von Cos verhüllt, saßen. Ich entfloh eiligst diesem empörenden Anblicke, aber mein Unglück wollte, daß ich nach und nach in die heilige, die suburranische und patrizische Straße gerieth, wo ich dieselben Schändlichkeiten wiederfand.

Ich rettete mich in die Tabernola, zwischen dem esquilinischen und cölischen Hügel und ging dort eine Zeit lang umher, ohne daß mir etwas aufgestoßen wäre, bis ein Geräusch von Stimmen, erst fern, dann näher, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich hörte schreien: „Zu Hülfe, Bürger! Haltet den Spitzbuben! Haltet ihn auf!“ Nicht lange, so erblickte ich fünf bis sechs Köche mit

großen Fleischgabeln, Bratspießen, an denen noch der Braten befindlich, Messern und andern Kücheninstrumenten bewaffnet. Sie liefen aufs Schnellste Jemandem nach. Hinter ihnen her kam eine alte Frau mit einem Lumpen schmutzigen Tuches gegürtet, in ein Paar Holzpantoffeln und an einer Kette einen großen Hund fortschleppend, den sie auf einen unglücklichen Flüchtling vor der grotesken Schaar hetzte, die ihn mit lautem Geschrei verfolgte. Bald war er erreicht. Auf der Stelle eines hölzernen Candelabers beraubt, womit er sich zu vertheidigen dachte, mußte er sich auf Discretion ergeben. — „Schurke!“ rief ein Mann, welcher der Anführer der Schaar zu sein schien, „Du wolltest also ausziehen, um den Zins für deine Stube nicht zu bezahlen! Aber das geht nicht so! Ich will Dich lehren, daß Du nicht mit einer armen Wittwe, sondern mit Marcus Manitius zu thun hast.“

Dazu kam nun der Procurator des Viertels, den man aus einem benachbarten Hause, wo er speiste, hatte holen lassen. Wegen der Gicht, an welcher er litt, kam er in der Sänfte und fing nun an, aufs Heftigste und Zornigste gegen die Trunkenbolde und Nachtschwärmer loszuziehen, dann zu dem Flüchtling sich wendend, den man ihm vorstellte, sprach er plötzlich in ganz veränderten Tone: „Was? Du bist's? Unser bester Dichter! Und diese Schurken laufen nicht auf der Stelle davon und überlassen Dir den Sieg?“ — Nun ließ er die Stimme fallen und zischelte ihm fast ins Ohr: „Meine Frau will nichts von mir wissen. Wenn Du mich lieb hast, mach eine Satyre auf sie, damit sie sich wegen ihres Benehmens schämt.“

Ich entfernte mich, als ich die Angelegenheit diese Wendung nehmen sah, die dem Manitius nicht eben angenehm war, und als ich wieder über das Forum romanum kam, fand ich es nicht so einsam, wie ich es erwartet hatte. Eine Schaar junger Leute hatten sich um die Rostra her gelagert und schwelgten da. Auf der Rednerbühne selbst stand ein liebendes Paar in traulicher Stellung. Ich näherte mich, ohne daß man bei dem Gezech Acht auf mich hatte. Ich wollte doch sehen, wer jene Buhlerin sei; aber denke Dir mein Erstaunen, als ich in ihr Julia, die Tochter des Kaisers, erkannte! Sie stieg dann herab und setzte einen Kranz auf die Statue des Marsyas, gleichsam eine Trophäe ihrer Zügellosigkeit!

Die Näherung einer Sänfte, der ein Sklave mit einer Fackel vorleuchtete, machte diesem schmachvollen Auftritte ein plötzliches Ende. „Der Kaiser! der Kaiser!" rief man in jener Schaar, und plötzlich verschwanden Julia und ihre Liebhaber in der Dunkelheit. Es war in der That Augustus, der nach seiner Gewohnheit bei Nacht vom Lande in die Stadt kam, um die Bürger nicht zu stören und kein Aufsehen zu erregen.

Die Nacht war nahe am Intempestum. Ich war dem Kaiser nachgegangen und befand mich am Fuße des Palatinus, Niemand mehr begegnend, als einigen Reichen, die in der Stadt zu Abend gegessen hatten und vor deren Sänften ein oder mehrere Sklaven mit Fackeln gingen, als mich am äußersten Ende der Straße der Schiffskiele, am Fuße des Cölius, ein leichtes Schneegestöber mit heftigen Windstößen nöthigte, mich unter den Porticus

eines der Gebäude in Kielform zu flüchten, die dort um den Tempel der Tellus her stehen und von denen das ganze Viertel seinen Namen trägt.

Noch war ich damit beschäftigt, beim allerdings nicht sehr hellen Mondscheine einige der Inschriften zu entziffern, die man mit Kohle an die Häuser zu schreiben pflegt, wo Frauen wohnen, denen man seine Liebe oder seinen Haß zu erkennen geben will, und dachte über die sonderbare Mode nach, das Publicum zum Vertrauten seiner Gefühle zu machen, als ich ohngefähr 50 Schritte mir ziemlich gegenüber einen Mann auf der Schwelle eines Hauses liegen sah, dessen Fenster nicht eben sehr hoch angebracht waren. Ich hielt ihn erst für einen Dieb, als ich aber bemerkte, daß er mit Rosen bekränzt war, daß er die Thüre küßte und sie mit Wohlgerüchen rieb, deren Duft mir der Wind zuwehte, so erkannte ich, daß es ein Liebender sei. Plötzlich fing er beim Klange einer modulirenden Flöte einen kläglichen Gesang an zu singen, in welchem er seine Geliebte der Härte beschuldigte und um Erhörung bat.

Als nun die Hartherzige ganz und gar nicht auf die verliebten Beschwörungen des armen jungen Mannes hören wollte, so nahm dieser schon seinen Rosenkranz ab und machte Anstalt, sich nach Sitte unglücklicher Liebhaber an der Thür seiner Unerbittlichen aufzuhängen, vorher aber noch eine ausgelöschte Fackel auf die Schwelle zu legen, damit die Grausame am folgenden Tage sehen könne, daß er während der Nacht vergebens gewartet habe, als eine alte Dienerin eben diese bis dahin so unerschütterliche

Thüre öffnete. Lyce stand neben der Alten. „O Du,“ rief sie dem glücklichen Sänger zu, „der Du mich von Venus wegen aufgefordert und eine so liebevolle Ermahnung an mich gerichtet hast, da bin ich: wo bist nun Du? Laß nun auch Dich sehen!“ Der junge Mann stürzte zu Lyce's Füßen, die seinen Kopf liebevoll zwischen beide Hände nahm und ihm einen jener Küsse auf die Augen gab, die, wie man sagt, bis zur Seele dringen. Nun folgten die zärtlichsten Redensarten, die Alte machte schnell die Thür zu und ich hörte nichts mehr.

Es schneiete noch immer, und noch immer stand ich unter meinem Porticus, als ein, wie es mir schien, ziemlich bejahrter Mann meine Betrachtungen über das Glück der beiden Liebenden dadurch unterbrach, daß er derb an Lyce's Thüre klopfte. Das Bellen des Haushundes, das Licht, das ich im Hause sich bewegen sah, und vorzüglich die Zeit, welche verstrich, ehe man dem Alten öffnete, der ungeduldig und gebieterisch rief, ließen mir keinen Zweifel über die Unruhe, die seine Ankunft verursachte, und daß es wohl der Ehemann sein möchte. Diese Vermuthung verwandelte sich auch fast in Gewißheit, als ich in dem Augenblicke, wo die Alte ihm die Thür öffnete, einen jungen Mann durchs Fenster davonspringen sah, nachdem er noch der neben ihm stehenden Lyce den letzten Kuß gegeben.

Meine Aufmerksamkeit ward aber nun bald auf andere Art durch einen sehr geräuschvollen Auftritt gefesselt, der ohnweit davon mit solchem Lärmen vor sich ging, daß das ganze Viertel davon aufgeweckt ward und die Nach-

barn mit Lichtern an die Fenster traten. Drei Buhlerinnen stritten sich nämlich um einen jungen Mann, wo jede die andere beschuldigte, ihn ihr entführt zu haben. Im Augenblicke, wo ich ankam, flüchteten sich zwei davon mit zerrissenen Kleidern in eine Taverne, und nun fiel die dritte über den jungen Menschen her, warf ihm seine Untreue vor und bewies ihm ihr Recht durch ihre Nägel. Endlich entfloh er dieser Furie jedoch und das ganze Viertel kam nach und nach wieder zur Ruhe.

Nun ging ich zum ehemaligen velabrischen See herab, auf dessen Stelle man eine Gasse angelegt hatte. Hier schallte das Gewimmer eines neugebornen Kindes mir in die Ohren. Man hatte mir mehrere Male das Velabrum als den Ort genannt, wo unnatürliche Aeltern zur Nachtzeit ihre Kinder aussetzten. So kam ich denn auch gerade zugleich mit einer Frau dahin, welche mir eine solche Mutter zu sein schien; bald ward ich aber eines Andern überzeugt, als ich sie mich flehend beschwören hörte, ihr das unglückliche Kind, das zu unsern Füßen lag, zu überlassen. Sie sagte mir, daß sie seit mehrern Jahren verheirathet, aber kinderlos sei. Dagegen habe sie nun alle Zaubermittel gebraucht und sich sogar den Peitschen bei den Lupercalien ausgesetzt, es sei aber Alles vergebens gewesen und sie denn so hierher gekommen, um ein Kind zu suchen und es ihrem Manne zur Adoption vorzulegen. Sie wickelte nun auch das Kind in warme Tücher sorgfältig ein und eilte nach Hause. Ich begleitete sie bis auf die Tiberinsel, wo sie wohnte, und setzte dann meinen Ausflug allein weiter fort.

So kam ich an die sublicische Brücke, um wieder den Janiculus hinauf und zu meinen Penaten zu gelangen, denn der Tag fing schon an zu dämmern und man begegnete bereits armen Clienten, die zur Salutation eilten. Die Tavernen wurden geöffnet, die Straßen belebten sich und ich glaubte mich am Ende meiner Abenteuer, als ich an meiner Thür einen Menschen von schlechtem Aeußern gewahrte, der das Schloß sprengen zu wollen schien. „Was machst Du da, Schurke?" rief ich und stürzte auf ihn los. „Ach!" antwortete er kläglich, „ich suche mich vom Quartanfieber zu curiren!" Ich glaubte, er wolle mich noch höhnen, schüttelte ihn tüchtig am Arme und schrie ihm zu: „Wenn Du nicht offenherzig gestehst, so bringe ich Dich zum Procurator des Viertels!" — „Aber ich schwöre Dir," entgegnete er zitternd, „daß ich die Wahrheit sagte." — „Was hast Du da in der Hand?" — „Ein wenig Wachs. Schon lange vom viertägigen Fieber geplagt, befragte ich einen Magier über die Mittel, mich zu heilen, und er rieth mir: nimm die Abschnitzel Deiner Nägel an Händen und Füßen, mische sie mit Wachs und klebe sie, ehe die Sonne aufgeht, an die Thüre eines andern Hauses, als des Deinen, dabei laut rufend: Such' ein Heilmittel gegen das dreitägige Fieber, das tägliche Fieber, das viertägige Fieber! Dann wirst Du auf Kosten Dessen, zu dessen Thür Du Dich wendest, schnell genesen!"

Ich mußte laut dabei auflachen. Als ich mich nun überzeugt hatte, daß der Mensch wirklich nur ein Stück Wachs in der Hand habe, ließ ich ihn los, ließ ihn sein Fieber anderswohin tragen, und trat in mein Haus end-

lich wieder ein, mehr mit der Anwendung meiner Nacht zufrieden, als davon ermüdet.

---

## Neun und sechzigster Brief.

Die Leichenbegängnisse.

Ich habe schon die vorzüglichsten Wechselfälle des Lebens, Geburt, Erziehung und Vermählungen Dir vorübergeführt. Ein recht trauriges Ereigniß veranlaßt mich, Dir heute von den Gebräuchen zu schreiben, welche bei den letzten von allen, den Leichenbegängnissen, üblich. Mamurra, mein Wirth, mein Freund, ist gestorben. Am Abende vor seinem Tode schien er noch voll Kraft und Gesundheit, da entriß ihn plötzlich der Tod der Liebe seiner zahlreichen Freunde und seines ganzen Hauses!

Es sind ziemlich vierzehn Tage her seit dies geschah. Im Augenblicke, wo seine Salutation endete, traf ihn ein Schlag; ich befand mich eben bei ihm und er sank in meine Arme. Sogleich drängten sich Freunde und Clienten um ihn, man brachte ihn auf's Bett, wendete alle nur mögliche Mittel an, aber vergebens.

Marcus, sein Sohn, war gerade ausgegangen. Auf der Stelle eilte er herbei, aber sein Vater hatte schon die Sprache verloren und kaum noch Kraft genug, um ihm seine Ringe — die Art, wie die Römer ihren Erben bezeichnen — einzuhändigen. Fast in demselben Augenblicke starb er, und der arme Marcus hatte nur noch Zeit, seinen Mund auf den seines Vaters zu heften und so dessen

letzten Seufzer zu empfangen; ein frommer Gebrauch, den ein Sohn wo möglich nie unterläßt.

Dann drückte er ihm, als leider dessen Tod nur zu gewiß war, die Augen zu und entfernte sich, um im Stillen zu weinen. Auf der Stelle traten Frauen ein, um den Leichnam zu besorgen. Dies besteht darin, daß er mit warmem Wasser begossen wird, während man ihn immer beim Namen ruft, um sich zu überzeugen, daß er wirklich todt. Mamurra's Mutter und Schwester übernahmen selbst diese traurige Pflicht.

Während dessen war man in den Tempel der Libitina geeilt, um dort Anzeige vom Ableben zu machen und die Libitinarii oder Unternehmer der Leichenbegängnisse, die daselbst wohnen, in Kenntniß zu setzen, damit sie ihre Sklaven abschicken möchten, den Leichnam einzubalsamiren. Diese kamen denn mit einer Menge von aromatischen Dingen, womit sie den Körper unsers verstorbenen Freundes einrieben. Dann schminkten sie ihm das Gesicht und versteckten die Blässe des Todes hinter einer Auflösung aus Pollen oder dem feinsten Mehle, weshalb sie auch Pollinctores genannt werden.

Als der Körper gewaschen und einbalsamirt war, wickelte man ihn in weiße Linnen, bekleidete ihn mit einer Purpurtoga, setzte ihm einen Eichenkranz auf's Haupt, den Mamurra im Kriege durch Rettung eines Bürgers sich erworben hatte, legte ihn auf ein erhöhetes, mit Elfenbein verziertes und attalischen Stoffen bedecktes Bett, und der Sohn meines Freundes stellte, mit der Hülfe einiger andern Verwandten, dies Bett selbst im Atrio des

Hauses auf, so daß die Füße des Verstorbenen nach der Thür gerichtet waren. Die Wände waren schwarz behangen und vorn am Vestibul erblickte man einen Zweig von Fichten oder Cypressen, Bäume, die der Unterwelt geweiht, weil einmal abgehauen sie nicht wieder ausschlagen. Dadurch wollte man aber den Pontifen, wie Allen, welche eben Opfer zu bringen gedachten, anzeigen, daß sich ein Todter in diesem Hause befinde, und daß sie nicht hereintreten sollten, um sich nicht zu verunreinigen und unfähig zu machen, den Altären der Götter sich zu nähern.

So blieb der Leichnam, von einem Diener des Hauses, welcher in seiner Nähe verweilte, bewacht, sieben Tage lang ausgestellt. Am achten Tage ließ man durch am frühesten Morgen ausgesendete Herolde in den Straßen, auf den Märkten und Kreuzwegen der Stadt verkünden, daß Mamurra's Leichenbegängniß geschehen solle, mit den Worten: „Mamurra hat gelebt. Die, welchen es etwa gefällig, zu der Bestattung dieses Römers zu kommen, mögen sich beeilen. Man bringt ihn eben fort. Es werden Spiele gefeiert, und der Ausrichter des Leichenbegängnisses wird einen Aufwärter (apparitor) und Lictoren haben."

Unterdessen versammelten sich die Libitinarier und ihr Gefolg, die Verwandten und Freunde im Sterbehause. Der junge Mamurra schritt als Erbe zur Reinigung der Wohnung vor, indem er sie mit einem Besen von Eisenkraut fegte, dann trat er und drei andere der nächsten Verwandten mit bedecktem Haupte zum Sterbebette, hoben es in die Höhe und luden es sich auf die Schultern. Nun setzte sich der Zug beim Scheine von einer Menge Wachs-

kerzen und Fackeln in Bewegung, obgleich es noch nicht einmal Mittag war. Dies rührte von dem alten Gebrauche her, daß ehemals die Leichenbegängnisse nur bei Nacht stattfanden, damit ihnen kein Priester oder eine obrigkeitliche Person begegne. Selbst der Name Funus schreibt sich davon her, da funalis eine Leichenfackel heißt. Ein Designator, Agent der Libitinarier, ging vor dem Zuge her und leitete ihn. Schwarz gekleidete Lictoren begleiteten ihn. Dann kamen Musiker, Trompetenbläser, letztere besonders bei bejahrten Personen. Flöten finden nur bei ganz jungen oder solchen statt, denen man die letzte Ehre erweist, ohne das Volk dazu einzuladen. Satyrchöre, welche einen Tanz ausführten, den man den sicinnischen nennt. Ferner eine Schaar von Frauen, welche weinten, mit den Füßen stampften, sich die Haare ausrissen und alle äußere Zeichen des gewaltigsten Schmerzes von sich gaben.

Diese Frauen werden von den Libitinariern gemiethet und geliefert. Man nennt sie praeficae, weil sie den Zugegenseienden den Ton des Wehklagens angeben, und ihm gleichsam vorstehen. Auch singen sie Gedichte, Naeniae genannt, zu Ehren des Verstorbenen.

Hinter den Klageweibern kam die Schaar der Freigelassenen mit der Freiheitsmütze bedeckt, dann der Leichnam. Vor ihm und um ihn her die Bildnisse aller Vorfahren Mamurra's, in chronologische Ordnung gereiht, und wie im Triumph getragen. Sie waren als Statuen behandelt und mit den Gewändern von Consuln, Prätoren, Censoren und Triumphatoren bekleidet. Einige standen

auf Tragen, andere auf Wagen; Fasces und andere Zeichen der Magistratswürden wurden vorgetragen.

Auch erblickte man eine Menge Tragen mit Zeichen der obrigkeitlichen Würden, welche Mamurra bei Lebzeiten bekleidet hatte. Die Gattin des Verstorbenen, seine bejahrte Mutter, seine Töchter in braunen Gewändern, alle seine Freunde in schwarzen und ohne Ringe, als ein großes Zeichen der Trauer, schlossen den Zug. Besonders die Frauen bezeigten laut den tiefsten Schmerz, indem sie sich die halbnackte Brust schlugen, sich die Haare ausrissen und das Gesicht zerfleischten.

Der Zug ging, wie bei allen angesehenen Personen, nach dem Forum romanum, wo er am Fuße der Rostra halten blieb. Hier wurden die Bilder der Vorfahren ringsumher auf elfenbeinerne Stühle gestellt, der Leichnam aber mit dem Sterbebette auf die Rostra selbst gebracht, damit ihn Jedermann sehen könne. Nun stieg Marcus Mamurra hinauf und hielt seinem Vater eine Leichenrede.

Von Zeit zu Zeit ließen sich Trauerhymnen hören, bei den Ruhepunkten der Rede, denn sie war lang und enthielt zugleich das Lob aller der Vorfahren umher. Alles dieses rührte ungemein, so daß man fast mehr für ein Allgemeines als für eine einzelne Familie zu trauern schien.

Vom Foro hinweg ging der Zug durch das capenische Thor auf die appische Straße, wo der Scheiterhaufen meines Freundes bereitet war. Dieser Scheiterhaufen in Form eines Altars bestand aus einer sehr hohen Schicht von harzigem jungen Holze der Fichte oder Kiefer. Diese war mit Trauerkränzen und Zweigen behangen und von Cypressen

umgeben. Darauf stellte man das Leichenbett beim Trauerklange von Trompeten. Die Mutter Mamurra's öffnete ihrem Sohne die Augen, weil es ein Verbrechen wäre, den Himmel der Blicke eines Todten zu berauben, steckte ihm seinen Ring an, küßte zum letzten Male die kalten Lippen und sagte ihm das letzte Lebewohl, ausrufend: „Lebe wohl! Lebe wohl! Wir werden Dir Alle in der Ordnung folgen, welche die Natur uns anweist.“

Unterdessen vollzog man um den Scheiterhaufen her verschiedene Opfer, an Lieblingsrossen und Hunden des Verstorbenen, Papageien, Amseln und Nachtigallen, die er geliebt hatte. Auch goß man als Libation auf die Erde zwei große Gefäße reinen Weines, zwei Schalen voll schäumender Milch und zwei Becher mit Blut der Opferthiere aus.

Die Römer glauben an die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, welche unsere Druiden uns einprägen; sie sind überzeugt, daß die Manen ein zweites Leben genießen, und man muß diesem Glauben den Gebrauch zuschreiben, auf dem Scheiterhaufen der Todten Alles zu opfern, was ihnen lieb war. So sahe ich mitten unter diesen Opfern sich zwei Soldaten in die Flammen stürzen, welche Mamurra verzehrten, ohnstreitig auch, um mit ihm das zweite Leben zu theilen.

Doch ich greife nicht vor. Nach diesen Opfern und Libationen ging der Leichenzug am Scheiterhaufen vorüber und warf Geschenke darauf; Einige Weihrauch, Narden, Myrrhen, Zimmt; Andere, und vorzüglich Die, welche mit ihm im Felde gewesen waren, Kränze; und noch Andere kriegerische Ehrenzeichen ihres Muthes. Unter den Frauen

sah man höchst rührende Scenen; sie rauften sich das Haar aus und warfen es in die Flammen.

Marcus Mamurra und die übrigen Verwandten entzündeten selbst durch Fackeln und indem sie das Gesicht abwendeten, den Scheiterhaufen. So wie die Pyramide zusammengesunken und die Flammen ganz erloschen waren, sammelte die Mutter des Mamurra die noch glühenden Gebeine ihres Sohnes, wusch sie in Wein, wickelte sie in linnene Schleier und bewahrte sie in einer ehernen Urne mit Rosen und andern aromatischen Dingen [a]). Nun nahm Marcus einen Oelzweig, ging um die Versammlung, welche zu stöhnen nicht aufgehört hatte, herum, spritzte auf sie einen leichten Regen reinen Wassers und entließ sie mit den einfachen Worten: „Ihr könnt nun gehen.“ Alle vollbrachten im Weggehen Das, was man die fumigatio nennt, d. h. sie schritten durch die Ueberbleibsel des Scheiterhaufens, um sich zu reinigen.

Am folgenden Tage feierte man Spiele, denen ähnlich, die ich Dir schon beschrieb (48ster bis 58ster Brief), und es gab eine visceratio oder Vertheilung rohen Fleisches ans Volk, so wie ein öffentliches Mahl, wobei alle Bürger auf Lagerstellen im Foro ihren Platz fanden.

Am Tage darauf, dem neunten, endete diese lange und peinliche Cäremonie mit einem Gastmahle, das der unglückliche Marcus, der Sitte nach, allen seinen Verwandten geben mußte.

---

a) Später bediente man sich Leichentücher von Asbest, um die Leichname zu verbrennen und doch zu verhüten, daß ihre Asche sich nicht mit der des Scheiterhaufens mische.

Laß mich bei dieser Gelegenheit des Leichenbegängnisses eines Reichen Dir nun auch das eines Armen beschreiben.

Wohlgerüche, Scheiterhaufen und alle Cäremonien, die bei dem ersten stattfinden, sind bei diesem letztern fast gänzlich unbekannt. Ein Armer stirbt wie er gelebt hat, incognito. Keine vor seiner Thür stehende Cypresse verkündet sein Scheiden. Kaum sind drei Tage vergangen, seit er den letzten Athemzug that, so beeilt man sich auch schon, den Leichnam in eine Art kleiner, enger, ermietheter Sänfte oder Koffers zu werfen, den man arca oder sandapila nennt. Statt der Purpurtoga hüllt ihn ein häßliches Gewand ein, das, weil es Jedermann dienen muß, unscheinbar geworden ist, und vier Nekrophoren eilen, ihn außerhalb der Stadt zu tragen, wo sich enge und tiefe Gruben wie Brunnen befinden, in welche man die Leichname ohne Unterschied schüttet, welche einst römische Bürger waren. Solche Begängnisse geschehen nur bei sinkendem Tage, daher führen auch die libitinarischen Beamten, die damit beauftragt, den Namen Vespilliones, von vesper, Abend. Nur die Reichsten unter diesen Armen genießen des kleinen Vorzugs, ihren Sarg zu behalten. Manchmal verbrennt man sie auch, aber auf einem niedrigen, kleinen Scheiterhaufen, worauf man mehrere Leichen zugleich legt. Da Niemand Weihrauch besteuert, um die Verbrennung zu erleichtern, so verbrennt man, einer eigenthümlichen Bemerkung zu Folge, mit zehn Männerkörpern stets einen Frauenleichnam, weil, wie man behauptet, weibliche Körper mehr Feuerstoff enthalten. Ueberdies füllt man den Scheiterhaufen mit Papyrus.

Das Verbrennen schreibt sich nicht aus den ersten Zeiten Roms her. Damals begrub man. Jener Gebrauch entstand dann erst, als die Römer auf ihren entfernten Feldzügen gelernt hatten, daß die Gräber nicht stets geheiligte Asyle seien. Doch behielten einige Familien und Geschlechter immer noch den alten Gebrauch bei, und so ist in der Cornelischen Familie z. B. der Dictator Sylla der Erste gewesen, dessen Körper verbrannt worden. Heut zu Tage verbrennen die Römer die Leichen aus Religionsprincip, damit die Seele um so eher zu ihrem Urstoffe zurückkehre. Personen, die vom Blitz erschlagen werden, Kinder, die vor dem Zahnen verstorben, sind die einzigen, die man nicht verbrennt; man begräbt sie.

Bei Todten, die noch nicht zur Jahresreife gediehen, weß Standes und Geschlechts sie auch sein mögen, enthält man sich aller Begräbnißgebräuche, wie der Züge und öffentlichen Reden. Man behauptet, daß durch das Leichenbegängniß einer frühverstorbenen Person ein Haus verunreinigt werde, und um diese Bestattungen, die man unheilbringende nennt, so viel als möglich daher Aller Augen zu entziehen, feiert man sie bei Nacht und Fackelschein.

Ich wünschte zu wissen, was Mamurra's Leichenbegängniß gekostet habe. Der Aufwand betrug nicht weniger als 1,100,000 Sestertien (218,677 Fr. 50 Cent.)! und dies auf Mamurra's ausdrücklichen Befehl, der, wie es die Reichen oft thun, in einem besondern Codicill zu seinem Testamente, diese Summe dafür bestimmt hatte. Früher schon war der Luxus bei solchen Gelegenheiten so groß, daß die zwölf Tafelgesetze besondere Verordnungen

enthalten, um ihn zu beschränken. So bestimmen sie z. B., daß man nicht mehrere Leichenlager anwenden und mehr als einmal ein solches Begängniß zu Ehren einer und derselben Person feiern darf. Denn dies fand sonst statt, sei's, daß man die Gebeine des Verstorbenen sammelte, oder ehe man ihn verbrannte, eins seiner Glieder, einen Finger z. B., zurückbehielt, dem man alsdann dieselben Bestattungsehren erwies, die man schon dem ganzen übrigen Körper hatte zukommen lassen. Diese doppelten Feierlichkeiten waren nur für Bürger erlaubt, welche in fremden Ländern im Kriege gestorben; man verbrannte sie da, wo sie verblichen, und brachte ihre in einer Urne verwahrten Gebeine nach Rom. Noch jetzt geschieht dies. Seit diesen Gesetzen hat der Luxus reißend zugenommen und besonders sich auf die Zahl der Lagerstätten erstreckt, deren man z. B. bei dem Leichenbegängnisse des Sylla 6000 gezählt haben soll.

Nun muß ich auch noch etwas über die öffentlichen Leichenbegängnisse sagen. Sie sind von zweierlei Art: solche, welche im eigentlichen Verstande öffentlich sind und die der Staat bezahlt, und solche, die man collectiva nennt, weil sie mittelst einer unter den Bürgern angestellten Collecte ausgerichtet werden. Valerius Publicola genoß die letztere Ehre, und alle Bürger besteuerten sich selbst mit einem Viertel As (etwa einem Pfennig) auf den Kopf, die Kosten aufzubringen.

Menenius Agrippa erhielt gleiche Ehren, und die Besteuerung betrug blos den sechsten Theil eines Asses. Für Fabius Maximus fand Dasselbe statt, und es ging

eine so große Summe ein, daß sein Sohn dem Volke davon noch eine Visceratio und öffentliches Gastmahl geben konnte.

Die öffentlichen Leichenbegängnisse, wozu der Staat die Kosten trug, wurden ehedem vom Senat den Bürgern zuerkannt, die dem Vaterlande große Dienste geleistet hatten. Noch genießt der Senat dieses Vorrechts, aber er theilt es mit dem Kaiser, und die Leichtigkeit, womit dieser im Anfange seiner Herrschaft diese Ehre gewährte, hat sie sehr im Preise herabgesetzt.

Unter vielen öffentlichen dergleichen Begängnissen wähle ich das von Sylla aus, um Dir wenigstens einen oberflächlichen Begriff von den Feierlichkeiten zu geben, wie sie die Geschichtschreiber jener Zeit berichten.

Das Ableben Sylla's, welcher in seinem Hause zu Tusculum starb, gab Veranlassung zu einer Empörung. Während Einige verlangten, daß seine Ueberreste im Pomp durch ganz Italien geführt, nach Rom auf's Forum gebracht und dort auf öffentliche Kosten bestattet werden sollten, setzten sich Lepidus und sein Anhang dem entgegen. Sie unterlagen aber dem Catulus und den Anhängern Sylla's, und so ward der Leichnam des ehemaligen Dictators nach königlicher Sitte in einer goldenen Sänfte nach Rom gebracht.

Das Gefolge bestand aus einer unzähligen Menge von Trompetern, zahlreicher Reiterei und einer Masse Fußvolks. Alle, welche den Feldzügen Sylla's beigewohnt hatten, eilten bewaffnet herbei, um sich der Begleitung ihres ehemaligen Feldherrn anzuschließen. Nie sahe man noch einen

solchen Zulauf. Vor dem Zuge trug man die Beile und alle Insignien der Dictatur.

In Rom angelangt, wurden mehr als 2000 goldene eilig bereitete Kränze, Weihgaben der Städte, der vordem von ihm befehligten Legionen und seiner Freunde, allen Blicken ausgestellt. Der Luxus bei dieser Bestattung war unbeschreiblich. Pompejus leitete sie selbst. Die römischen Damen spendeten eine so große Menge Wohlgerüche aller Art, daß außer denen, welche man dabei in 200 Körben trug, noch genug übrigblieb, um mit Zuthat von Weihrauch und Gewürz eine ziemlich große Bildsäule Sylla's und eine andere eines Lictoren, der die Beile vor ihm hertrug, daraus zu fertigen.

Zur Vorsicht gegen die verschiedenen Leidenschaften der großen Menge von Kriegern, die sich mit im Zuge befanden, umgaben das Collegium der Priester und das der Vestalinnen den Leichnam. Dann kamen der Senat, alle Beamte mit den Insignien ihrer Würde, die Ritter und die Soldaten. Von Zeit zu Zeit ließ die Schaar der Trompeter traurige Weisen vernehmen und der Senat sprach verschiedene Zurufe aus, die dann von den Rittern, ferner von den Kriegern und zuletzt vom Volke wiederholt wurden. Einige betrauerten Sylla wahrhaft, Andere aus Furcht, als lebe er noch.

Auf den Rostris ward der Leichnam niedergesetzt und die Rede nicht von Faustus, dem Sohne Sylla's, weil dieser noch zu jung war, sondern von einer Person gehalten, die für sehr beredt galt. Einige der kräftigsten Senatoren hoben dann die Bahre auf die Schultern und trugen

sie auf's Marsfeld, ein Begräbnißort, der bis dahin nur Königen vorbehalten. Während dieses Zugs sangen Musiker Sylla's große Thaten und beweinten seinen Tod. Die Feier schloß sich mit Wettrennen, welche Ritter und Krieger um den Scheiterhaufen her veranstalteten.

---

## Siebenzigster Brief.

Tod und Apotheose des Kaiser Augustus.

Etwas Wichtiges hat sich ereignet: der Kaiser Augustus ist am XIV. der Kalenden des Septembers (19. August) gestorben, nachdem er 44 Jahre weniger 13 Tage, von der Schlacht bei Actium an gerechnet, regiert hat. Tiber hatte Illyrien eben erobert; Augustus sandte ihn wieder dahin zurück, um diese Eroberung durch den Frieden zu befestigen, und hatte beschlossen, ihn bis Benevent zu begleiten. Seit einiger Zeit hatte wachsende Schwäche den Kaiser an die Abnahme seiner Gesundheit erinnert. Sie steigerte sich und nahm den Charakter einer Krankheit an, die sich durch Durchlauf kund gab. Dessen ohnerachtet unterbrach der hohe Kranke seine Reise nicht. Sie erstreckte sich über die Ufer Campaniens und die benachbarten Inseln und ließ ihn drei Tage in Capreä (Capri) verweilen, wobei er stets große Geistesruhe und Heiterkeit zeigte. Als er über den Meerbusen von Puteoli (Puzzuolo) fuhr, begegnete ihm ein von Alexandrien ankommendes Schiff. Die mit weißen Gewändern bekleideten und mit Rosen bekränzten Reisenden und Matrosen boten ihm Weihrauch dar, begrüßten ihn und wünschten ihm das höchste Glück,

indem sie ihm ihr Leben, ihr Vermögen, ihre Freiheit und ihren ganzen Wohlstand zu verdanken hätten.

Dieser Zuruf schmeichelte ihn so, daß er jedem aus seinem Gefolge 40 Aurei (795 Francs 19 Cent.) auszahlen ließ, unter der Bedingung, diese Summe nur zum Ankauf von Waaren aus Alexandria anzuwenden. Die übrigen Tage machte er ihnen auch kleine Geschenke und vertheilte unter andern Dingen Togen und Pallia. So wollte er auch, daß die Römer sich griechisch und die Griechen sich römisch kleideten und die Einen die Sprache der Andern redeten. Er wohnte stets den Uebungen der Jugend auf der Insel, einer vormaligen griechischen Colonie, bei, gab den jungen Leuten ein Fest und vergaß nichts, was zur Heiterkeit und Unterhaltung beitragen konnte.

Nicht lange darauf ging er nach Neapel und wohnte, obgleich immer krank, dort den gymnastischen Spielen bei, die man alle 5 Jahre ihm zu Ehren feierte; denn dies war der Hauptzweck seiner Reise. Dann begleitete er Tiber bis nach Benevent. Als er jedoch wieder zurückkehrte, vermehrte sich seine Krankheit und nöthigte ihn, zu Nola, einer campanischen Colonie, zu verweilen. Da lebte er noch einige Tage, und als er endlich seine letzte Stunde nahe fühlte, fragte er noch, ob sein Befinden nicht etwa in seinem Aeußern Unordnungen hervorbringe. Er verlangte einen Spiegel und befahl, daß man ihm die Haare ordne und seine eingefallenen Wangen etwas schminke. Endlich ließ er seine Freunde an sein Lager rufen und sagte zu ihnen: „Habe ich die Farce dieses Lebens nicht gut gespielt? Nun dann! so klatscht doch!“

Nach diesen Worten entließ er sie Alle, fragte um Nachrichten von der Tochter des Drusus, welche krank in Rom zurückgeblieben war, in dem Augenblicke aber entschwanden ihm die Kräfte und er verschied, Livia umarmend und ihr zurufend: „Livia, denke an unsere Ehe; möge es Dir wohlergehen!"

Er endete schmerzlos, wie er es immer gewünscht hatte. Kurz vor seinem Hinscheiden hatte er jedoch einen Moment des Irrseins, fand sich wie von plötzlicher Furcht ergriffen, und rief, er werde von 40 jungen Männern fortgeführt. Er starb um die neunte Tagesstunde (3 Uhr Nachmittag), am Jahrestage seines ersten Consulats, 76 Jahre und 35 Tage alt, durch Zufall gerade in demselben Zimmer, in welchem sein Vater Octavius gestorben war.

So wie die Nachricht vom Ableben des Augustus nach Rom gekommen war, eilten Consuln, Senatoren und Ritter, sich in die Sklaverei zu stürzen. Die Consuln Sextus Pompejus und Sextus Apulejus sprachen zuerst den Schwur unbedingter Unterwürfigkeit gegen Tiberius Cäsar aus; Sejus Strabo, Präfect des Prätorii, d. h. der Leibwache des Kaisers, und Turranius, Präfect des Getreides, wiederholten ihn nach diesen; dann der Senat, die Soldaten und das Volk.

Die Decurionen der Municipalstädte und Colonien brachten selbst den Leichnam des Augustus von Nola bis Bovillä auf der appischen Straße, indem sie wegen der großen Hitze nur des Nachts reiseten, und ihn am Tage in einer Basilica oder dem vornehmern Tempel der Ortschaften, durch welche sie kamen, beisetzten. In Bovillä

nahm ihn der Stand der Ritter, den Consul Pompejus an der Spitze, in Empfang, brachte ihn nach Rom und stellte ihn dort in das Vestibul des palatinischen Hauses; Alles zur Nachtzeit.

Am folgenden Morgen versammelte Tiberius den Senat. Die Sitzung gewährte einen höchst traurigen Anblick. Alle Senatoren begaben sich in der Kleidung der Ritter, alle Magistratspersonen in der der Senatoren dahin. Niemand trug die toga praetexta. Tiberius und sein Sohn Drusus erschienen in braunen Gewändern und wandten keine Flötenspieler bei dem Opfer, das gewöhnlich jeder Sitzung vorausgeht, an.

Der neue Kaiser verlangte, daß diese erste Vereinigung ganz allein der Pflicht gegen seinen Adoptivvater gewidmet sei. So eröffnete er sie denn auch durch eine Anrede, die er nicht vollenden konnte, weil der Schmerz ihm die Stimme raubte, oder er sich wenigstens so stellte. Er verlor selbst den Gebrauch seiner Sinne und übergab sein Heft zum Vorlesen an Drusus.

Nun brachten die Vestalinnen das Testament des Augustus, das bei ihnen niedergelegt worden war. Ehe man es öffnete, hielt man es Denen vor, welche ihr Siegel darauf gedrückt hatten, den Senatoren im Senat, Denen, die nicht dazu gehörten, in der Curie. In diesem letzten Willen setzte Augustus Tiberius und Livia zu seinen Erben ein, Erstern zu zwei, Letztere zu einem Dritttheile. Nach ihnen falle die Erbschaft an Enkel und Urenkel, und wären deren nicht vorhanden, an die Großen Roms, wovon er die meisten jedoch haßte, und also blos, um sich

ein Verdienst bei der Nachwelt zu erwerben. Das Testament sicherte überdies der Livia die Adoption in die Familie der Julier und den Titel Augusta zu.

Das ganze Vermögen dieses Mannes, dem die Welt angehört hatte, belief sich nicht über 150 Mill. Sestertien (29,818,162 Fr.)! Die Legate, die er ausgesetzt hatte, waren höchst unbedeutend, mit Ausnahme von 40 Millionen Sestertien (7,951,910 Fr.), die er dem römischen Volke, 3,500,000 (695,792 Fr.), die er dem Tiberius, 1000 (198 Fr. 80 Cent.) jedem Prätorianer und 300 (59 Fr. 62 Cent.) jedem Legionar hinterließ.

Polybius, Augustus Freigelassener, las das Testament vor, das er zum Theil selbst geschrieben hatte. Als dies vorüber, theilte Drusus dem Senate vier Codicille mit, den letzten Willen seines Großvaters enthaltend. Im ersten ordnete er sein Leichenbegängniß, im zweiten führte er alle seine Thaten an und befahl, sie in eherne Tafeln zu graben, die man vor sein Mausoleum aufstellen sollte, das dritte bestand aus einer Liste von Waffen, Rechnungen über Staatsgelder u. s. w., welche das Oberhaupt des Reichs angingen, und das vierte enthielt Rathschläge für Tiber und das römische Volk über das Staatswohl.

Eine Berathung über die Begräbnißfeierlichkeiten füllte den übrigen Theil der Sitzung, und ein Senatsbeschluß bestimmte jene.

Die Zeit der Ausstellung des Leichnams im Vestibul des palatinischen Hauses war auf sieben Tage festgesetzt. Man kann die Menge sich nicht vorstellen, welche dahin strömte. Während dieser ganzen Zeit herrschte in Rom

und vorzüglich in dem Viertel des palatinischen Hügels eine Art von Trauer und doch das Gedränge der Menschenmasse eines Festtages. Es gab aber auch nichts Merkwürdigeres als diese Ausstellung. Auf einem großen, hohen Lager von Elfenbein mit purpurnen, goldgestickten Kissen, erblickte man eine Statue von Wachs, dem Augustus völlig ähnlich; denn um dem Auge Das zu entziehen, was der Anblick eines Leichnams stets Abstoßendes hat, war in dem untern Theile dieses Lagers ein Raum vorbehalten worden, um dort den wirklichen Körper zu verschließen. Der Kaiser war liegend, mit dem Triumphgewande bekleidet und ganz mit der Blässe eines Kranken dargestellt. Nahe dabei stand ein schöner junger Sklave mit einem Pfauenwedel, der die Fliegen vom Gesicht des Kaisers verjagte, gleichsam um seinen Schlummer zu sichern. Um das Bett her saßen während des größten Theils des Tages links der ganze Senat in Trauerkleidern und rechts Matronen, durch die Würden ihrer Männer oder Aeltern ausgezeichnet. Sie trugen weder goldenen Schmuck noch Halsbänder, alle waren in einfache weiße Gewänder gekleidet und beobachteten die Stellung des tiefsten Schmerzes. Auch stellten sich während dieser sieben Tage täglich die Aerzte ein, als besuchten sie den Kranken noch und sagten jedesmal: es geht schlimmer.

Am Tage des Begängnisses gab Tiberius ein Edict, das dem Volke anbefahl, durch übertriebenen Eifer des Augustus Leichenfeier nicht zu stören, wie es ehedem bei der des göttlichen Julius geschehen, und diesmal nicht zu verlangen, daß der Leichnam lieber auf dem Foro als dem

Marsfelde, das dazu bestimmt, verbrannt werde. Deshalb ließ auch der neue Kaiser den Zug durch eine Truppenabtheilung begleiten.

Früh schon begaben sich die dazu bestimmten Consuln in das palatinische Haus, um das Leichenlager zu erheben, das 40 Prätorianer auf die Schultern nahmen. Vor demselben bemerkte man eine Statue der Victoria, von der Curia Julia, welche sie gewöhnlich schmückt, entlehnt, und durch eine Schmeichelei des Senats bei diesem Leichenzuge mit angewendet, als ob diese Göttin zur Familie der Cäsaren gehöre. Dann kamen zwei Statuen des Augustus, die eine von Gold auf einer Trage, bestimmt dazu, göttliche Ehre zu erhalten, und die andere auf einem Triumphwagen.

Hinter ihnen trug man Büsten nicht allein von allen Ahnen der kaiserlichen Familie, Julius Cäsar wegen seiner Göttlichkeit ausgenommen, sondern auch von allen den Römern, die sich seit Romulus durch Großthaten ausgezeichnet hatten. Auch gab es Tafeln mit den Titeln aller von Augustus unterworfenen Könige und überwundenen Nationen.

Chöre von Knaben und Mädchen begleiteten den Leichenzug, Gedichte zu Ehren des Verstorbenen singend. Der Senat, die Ritter, die Prätorianer und eine unzählige Menge Bürger schlossen denselben. Alle waren in Trauergewändern und hatten statt goldener Ringe eiserne an den Fingern.

Der Zug ging durch die heilige Straße auf das Forum, wo er wie gewöhnlich hielt. Die Damen setzten sich nun unter die Portiken, welche diesen Platz umgeben,

und die Männer blieben stehen. Es wurden zwei Leichenreden gehalten, eine von Tiber, vor dem Tempel des Julius, auf den neuen Rostris, welche den Grund dieses Gebäudes zieren; die andere vom jungen Drusus, auf den alten Rostris, wo man auch das Leichenlager aufstellte.

Nun nahmen nach eigenem Beschlusse die Senatoren dieses auf die Schultern, um es zum Scheiterhaufen zu tragen. Man ging auf's Marsfeld durch das Triumphthor, was bisher noch nie geschehen war. Ein Theil des Senats schritt dem Lager unmittelbar voran, Tiberius kam hinter dem ganzen Gefolge.

Im Bezirk des prächtigen Mausoleums des Augustus erhob sich eine Art viereckiger Tempel, aus einem ungeheuern Holzstoße gebildet. Das Innere war mit Brennstoff erfüllt, das Aeußere mit goldgestickten Teppichen behangen und mit Gemälden und Bildsäulen geschmückt. Dieser Tempel bestand aus vier durchsichtigen, sich immer mehr verkleinernden Stockwerken.

Auf das zweite derselben stellte man das Lager. Die Pontifen gingen nun um dieses herum, das Gefolge nach, und jeder warf im Vorübergehen Wohlgerüche, duftende Kräuter, Aromata aller Art, Ehrenwaffen, Kränze und andere kriegerische Auszeichnungen darauf.

Nun kamen Tiber und die kaiserliche Familie und gaben der Bildsäule des Augustus den letzten Abschiedskuß, stellten sich alsdann auf ein Tribunal und man vertheilte Fackeln unter die Centurionen, welche den Scheiterhaufen anzündeten. In demselben Augenblicke ließ man aus dem obern kleinen Tempel einen Adler los, der sich schnell über

die Flammen und Rauchwolken erhob und seinen Flug himmelwärts nahm, als trüge er die Seele des hohen Todten dahin.

Livia und die ausgezeichnetsten Ritter blieben in bloßen Tuniken ohne Gürtel und nackten Fußes fünf Tage beim Scheiterhaufen, sammelten die Asche des Kaisers und verschlossen sie in dessen Monument.

Einige Zeit darauf, und nachdem Numerius Atticus, Senator und Prätorianer, öffentlich versichert hatte, daß er eben so wie Proculus es vordem mit Romulus sah, auch Augustus zum Himmel habe empor sich heben sehen[a]), decretirte der Senat die Unsterblichkeit des Augustus und widmete dem neuen Gott einen Tempel. Nun hat er seine Flaminen, seine Sodales augustales, an Zahl ein und zwanzig, die alle zu den ersten Familien Roms gehören, und selbst Tiberius, der Gründer dieses neuen Collegii, hat sich darunter aufnehmen lassen. Ferner beschloß der Senat, daß man alle Jahre dem Kaiser den Eid der unbeschränktesten Treue leisten solle, und befahl, daß die römischen Frauen ein Jahr lang um ihn trauerten.

Uebrigens war Augustus klug genug gewesen, den Titel eines Herrn, wie überhaupt jeden, der an das Königthum erinnern konnte, folglich auch den des Romulus, standhaft zu verweigern, und blos den eines Kaisers und Fürsten anzunehmen. Imperator war nämlich eine rein kriegerische Bezeichnung, ein Symbol gleichsam der Tapferkeit seiner Mitbürger und der Macht der Nation. Eben

---

a) Man erzählt sich, dies Zeugniß habe der Livia eine Million Sestertien gekostet.

so enthielt die Benennung Princeps, wie man bis dahin denjenigen Senator genannt, der zuerst auf der Liste stand, nichts für die Freiheit Beunruhigendes oder für die Bürger Beleidigendes; vielmehr gleichsam eine Verpflichtung, daß sich das Oberhaupt der Republik auch zum würdigsten Mitbürger derselben zu bilden hoffe.

---

## Ein und siebenzigster Brief.

Die Gräber. — Die Feralien und Lemuralien.

Alle öffentliche Straßen, welche nach Rom führen, sind in der Nähe dieser Stadt mit Gräbern eingefaßt. Ehemals bestattete man die Todten innerhalb der Städte, ja selbst der Häuser; aber das Unangemessene dieser Sitte in Bezug auf Gesundheit und öffentliche Sicherheit, als man die Leichname verbrannte, und mehr als dies, die Verunreinigung, welche die Bestattungsfeierlichkeiten dem städtischen Gottesdienste unausgesetzt zuziehen konnten, ließ dies aufgeben. Als die Decemvirn die Zwölftafelgesetze verfaßten, ward darin die ausdrückliche Bedingung aufgenommen, daß kein Leichnam mehr in der Stadt begraben oder verbrannt werden solle. Nur drei bis vier Familien genießen jetzt noch dieses Vorrechts, die einen als Abkömmlinge von Publicola und Tubertus, Männern, deren Verdienste ihnen diese Ehre vor jenem Gesetze erworben hatten und die sie nachher als ein Recht behaupteten; die andern, indem sie solche wegen gleicher Verdienste erst nachher erhielten, wie C. Fabricius. Aber auch bei diesen geschieht

es nur der Form nach, und der Körper selbst wird in der That ebenfalls außerhalb der Stadt verbrannt.

Nach einem alten Vorrechte genießt auch ein Triumphator, der während seines Triumphes stirbt, des Rechts, innerhalb der Stadt beerdigt zu werden.

Bei den Römern gilt die allgemein verbreitete Annahme, daß die Seelen der Verstorbenen, wenn letztere unbegraben geblieben, hundert Jahre an den Ufern des Styx herumirren müssen. Wer also auf einen unbegrabenen Leichnam stößt, ist verpflichtet, ihn zu begraben, d. h. wenigstens drei Hände voll Erde auf denselben zu werfen.

Um ein so großes Unglück zu vermeiden, lassen sich viele Personen lange vor ihrem Hinscheiden ein Grab bauen, und fast alle nur einigermaßen angesehene Familien haben so ihre gemeinschaftlichen Gräber, wodurch, wie durch dieselben Denkmäler und Opfer, ein sehr inniges Familienband geknüpft wird.

Bei dem Bau dieser Gräber, vorzüglich bei denen reicher Familien, wird eine außerordentliche Pracht angewendet. Die dauerhaftesten und theuersten Materialien, wie Stein und Marmor, werden gewöhnlich dazu genommen. Vergebens hat Julius Cäsar durch Aufwandsgesetze dem Luxus dabei zu steuern gesucht; die Eitelkeit ist erfinderischer gewesen als der Gesetzgeber, und da das Gesetz nur vom Begräbnißplatze, sepulcrum, sprach, so richtete man sich nach demselben, baute aber auf das sepulcrum ein kostbares Monument. Denn sepulcrum ist eigentlich der Ort, wo die Gebeine eines Todten aufbewahrt sind, monumentum aber ein Bauwerk, um das Andenken des

Verstorbenen auf die Nachwelt zu bringen. Daher giebt es auch monumenta ohne sepulcrum, wenn der Körper anderswo begraben ward oder verloren ging. Sie stehen an den Heerstraßen, um die Vorübergehenden daran zu erinnern (monere), daß das Leben selbst nur ein Vorübergehen ist und der Tod auch sie erwartet. Doch lassen sich auch viele reiche Leute in ihren Gärten und auf ihren Landgütern begraben, und genießen darin volle Freiheit, sobald erstere nicht in einer Stadt liegen, und das Grab 60 Fuß von jeder Wohnung entfernt ist, wenn anders deren Eigenthümer und die Nachbarn nicht selbst darein willigen. Diese Isolirung schrieben die 12 Tafeln vor, um Feuersbrünste zu vermeiden, und das mit Recht, da ein sepulcrum oft außer dem eigentlichen Bauwerk für die Gebeine noch aus einem kleinen Platze besteht, der ein Forum oder Vestibulum bildet, worauf man den Scheiterhaufen zur Verbrennung des Körpers errichtet. Dieses Vestibul nennt man noch lieber ustrina, nach dem Gebrauche, wozu es dient.

Die Form der Monumente oder Grabmäler ändert sich bis ins Unendliche ab. Einige sind rund, andere eckig, noch andere halbkreisförmig. Sie sind mit Basreliefs geschmückt, welche die hauptsächlichsten Thaten der Verstorbenen darstellen und oft mit Bildsäulen, entweder von ihnen oder ihren Verwandten und Freunden. Ihr Umkreis, sepulcretum, ist mit Pappeln, Cypressen oder Weinreben bepflanzt, deren Grün diesen Bauwerken ein sehr pittoreskes Ansehen giebt.

Die innere Einrichtung bleibt sich meist gleich. Sie

besteht gewöhnlich aus einer Reihe kleiner Nischen, welche man columbaria, nach ihrer Aehnlichkeit mit Taubennestern in einem Taubenschlage, nennt, welche in die Mauer umher versenkt sind. Diese in Familiengräbern sehr zahlreichen Nischen, weil auch Sklaven und Freigelassene mit darin aufgenommen werden, enthalten die Urnen mit der Asche der Verstorbenen. In einigen findet man eine kleine Wohnung für einen Sklaven, der stets als Wächter des Grabmals sich darin aufhält.

Eine einfache steinerne Tafel, eine kleine Pyramide oder eine Spitzsäule von Stein oder Marmor schmücken die Grabmäler der Personen des Mittelstandes. Doch hätte ich vielmehr sagen sollen, der Personen von geringerm Vermögen, weil die Aufwandsgesetze länger nicht mehr in Uebung und Jeder jetzt sein Grabmal so prachtvoll aufführen lassen kann, wie er nur will. Daher gehört eins der schönsten auf der salarischen Straße dem Färber Licinius, Freigelassenen des Augustus.

Ein anderer, noch viel gewöhnlicherer Luxus, gegen den es auch nie Gesetze gegeben hat und welcher wenig kostet, ist der der Inschriften. Beurtheilte man die Römer nach diesen, so gäbe es kein tugendhafteres Volk auf der Welt. Diese Inschriften sind auch gewöhnlich so lobpreisend, daß man sie elogiae nennt. Doch sind diese Lobeserhebungen eigentlich unbedeutend, weil sie weniger zu Ehren der Todten als zum Vergnügen der Lebenden verschwendet werden. Viele machen sich ihre Inschriften vor ihrem Ableben selbst, und sonach kann man mehr oder weniger den Charakter des Volks daraus abnehmen.

Es giebt Inschriften, welche mit einer Einladung an den Vorübergehenden zum Verweilen anfangen; daher macht man erstere auch meist sehr kurz, damit der Reisende nicht lange dabei stehen zu bleiben brauche; auch übermalt man, um die Blicke desto mehr auf sie zu ziehen, die in den Stein gegrabenen Buchstaben sehr oft mit Mennig.

Außer diesen ausgeschriebenen Inschriften haben die Grabmäler auch abgekürzte. So z. B. sehr viele: S. T. T. L., welche sit tibi terra levis (Dir sei die Erde leicht), bedeutet. Andere zeigen die Beschaffenheit des Eigenthums an, z. B. H. M. H. S. d. h. hoc monumentum haeredes sequitur (dies Denkmal geht auf die Erben über). Beim Gegentheil steht der Anfangsbuchstabe von non mit darin, nämlich: H. M. H. N. S. Um die Unverletzlichkeit ihres Grabmals zu erhalten, lassen Andere Länge und Breite desselben darauf bemerken. Hat der Verstorbene sich selbst sein Denkmal erbaut, so steht das Monogramm V. F. d. h. vivus fecit (er that's bei Lebzeiten) darauf, oder V. F. C. d. h. vivus faciendum curavit (er hat's bei Lebzeiten besorgen lassen), oder auch V. S. P. d. h. vivus sibi posuit (er hat sich's bei Lebzeiten errichtet).

Es giebt sehr wenige Inschriften, die nicht mit den Buchstaben anfangen: D. M. S. d. h. diis manibus sacrum (den Göttern der Manen heilig); denn alle Grabmäler im Allgemeinen sind diesen unterirdischen Gottheiten geweiht, und man feiert alle Jahre Feste ihnen zu Ehren. Diejenigen, welche einen Theil der Februalen ausmachen, heißen Feralia, die andern Lemuria.

Die Feralien fallen auf den VII. der Kalenden

des März (23. Februar). An diesem Tage legt man, um die Seelen der Verstorbenen zu befriedigen, Gaben auf ihre Gräber. Viel verlangen sie nicht, ein Dachziegel mit einfachen Blumenkränzen bedeckt, in einem irdenen Gefäße mitten im Wege stehen gelassen, Früchte, einige Körnchen Salz, in Wein getauchtes Brot genügt ihnen. Manchmal freilich werden ihnen auch reichere Opfer gebracht. Dergleichen bestehen auch in verschiedenen Gerichten in einer Schale, welche man auf dem Grabmale selbst anordnet, daher dieser Theil der Feralien silicernium heißt, eigentlich sili-cenium, steinernes Gastmahl.

Die Feralien währen acht Tage und der letzte derselben, der Sühne der Manen bestimmt, hat dem ganzen Feste den Namen gegeben, weil die Verwandten hier die Gaben des Silicernium bringen (ferunt).

Die Lemuralien fallen auf den VII. der Iden des Mai (9. Mai). Als sie eingeführt wurden, fing das Jahr mit dem März an und man kannte den gottesdienstlichen Monat Februar damals noch nicht. Doch brachte man auch schon da Opfergaben der Asche der Todten. Später behielt man dennoch dieses Fest bei. Mitternachts, wenn Alles still, steht dann der Gottesfürchtige mit nackten Füßen auf und läßt mit dem Daumen den Mittelfinger jeder Hand knacken, um den flüchtigen Schatten zu entfernen, der ihm vielleicht begegnen könnte. Dann geht er schweigend zu einem Brunnen, wo er sich zu drei verschiedenen Malen die Hände reinigt. Darauf wendet er sich ab, nimmt schwarze Bohnen in den Mund, wirft sie dann hinter sich und sagt dazu: ich sende diese Bohnen

und kaufe mit ihnen mich und die Meinen los. Neunmal wiederholt er diese Worte, ohne sich umzukehren. Nun glaubt er, der Schatten habe die Bohnen aufgelesen und folge allen Augen unsichtbar seinen Schritten nach. Jetzt reinigt er sich abermals mit Wasser, schlägt an eherne Gefäße und beschwört den Schatten, sich aus dem Hause zu entfernen. Wenn er neunmal gesagt hat: „Ihr väterlichen Manen, geht hinaus!" so schaut er sich um und hält die Feierlichkeie für regelrecht vollbracht.

Dieses Fest dauerte drei hintereinander folgende Tage. Man sagt, es sei von Romulus eingesetzt, um die Manen seines Bruders Remus zu sühnen. Damals nannte man es **Remuria**, und in der Folge erst **Lemuria**.

Außer diesen besondern Festen ist der größere Theil der Grabmäler auch noch der Gegenstand eines steten Cultus Seiten der Familien oder Freunde, vorzüglich aber der Geliebten der Verstorbenen. Ist der Verlust noch neu, so sieht man besonders an den Jahrestagen eines jeden nicht selten die Grabmäler mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt und von Wohlgerüchen duftend. Leicht erkennt man die Denkmäler wahrhaft geliebter Personen an der Art, wie sie gepflegt werden; der Stein ist rein und das sepulcretum glänzt von Blumen und Grün.

In Folge der Verehrung der Römer für die Grabdenkmäler ist jeder Ort, wo ein Begrabener ruht, geweiht und alle Gräber heilig. Diese Heiligkeit setzt sich fort, die Zeit vermehrt sie, und während andere Denkmäler verfallen und untergehen, werden die Grabmäler durch ihr Alter heiliger und ehrwürdiger. Da sie unter

gottesdienstlichem Schutze stehen, so spricht das Priesterrecht strenge Strafen gegen Alle aus, welche sie verletzen. So existiren denn nach mehr als 600 Jahren und trotz aller Umwälzungen, Kriege und Unruhen die Gräber der Horatier und Curiatier noch auf derselben Stelle, wo die Kämpfer umkamen. Die der beiden Römer sind näher an Alba auf einer und derselben Stelle, die der drei Albaner ein wenig näher an Rom, aber von einander entfernt, auf den Punkten, wo die Curiatier getödtet wurden.

Auch die bürgerlichen Gesetze bestrafen die Verletzung der Gräber. Man kann kein Grab von einem Orte zum andern verlegen, noch außerhalb der Opferstelle und Wohnung der Familie, ohne daß das Collegium der Pontifen ausdrückliche Erlaubniß dazu gebe. Man hält so sehr auf das Begräbniß im Vaterlande, daß, wenn man es nicht bewirken kann, man Denen, die im fremden Lande starben und beerdigt, oder deren Ueberreste nicht aufgefunden wurden, eine Cenotaphium errichtet, d. h. ein leeres Grab.

Das Zwölftafelgesetz hat bestimmt, daß ein Raum, auf welchem ein Grab befindlich, heilig werde, und ein solches Eigenthum sich folglich nicht verjähren lasse. Dasselbe gilt von den Zugängen dazu. Jedes Grab hat einen Weg, auf welchem man zu ihm gelangt. Dies ist eine Servitut, welche die benachbarten Grundbesitzer nicht verweigern können und die durch nichts verloren gehen kann.

Die Unverletzlichkeit des Eigenthums der Gräber hat zu einer Art von Stadt der Todten Veranlassung gegeben, welche auf allen Zugängen Roms mehrere Meilensteine weit der Stadt der Lebenden vorausgeht, und der römischen

Umgegend einen ganz eignen Anblick verleiht. Für viele Fremde könnte leicht diese Menge von Gräbern an den Straßen ein Gegenstand der Traurigkeit sein, den Römern jedoch, die vom Tode nur den Namen fürchten, die in Allem, was an ihn erinnert, nur philosophische Ideen finden und Hoffnung eines zukünftigen Lebens, scheint der Anblick von Gräbern weder betrübend noch furchtbar.

Man sagt, es habe in Athen zu Zeiten des Königs Cecrops ein Gebrauch so wie ein Gesetz bestanden, welche die Todten mit Erde bedecken hießen. Die nächsten Verwandten warfen selbst die Erde auf den Leichnam, und wenn die Grube voll war, säete man Saamen in diese Erde, deren Schooß gleich dem einer Mutter für den Todten sich öffnete und deren durch diesen Saamen gereinigter Boden den Lebenden wiedergegeben ward. Mir scheint es, als ob eine solche Sitte viel bezeichnender wäre als die seitdem in jener Stadt wie in Rom eingeführte, die Todten unter prachtvollen steinernen Bauwerken zu ersticken, welche schon den einen Uebelstand hervorbringen, jeden Tag der Ernährung der Lebenden einen Theil der Erde zu entziehen, die für die Todten von keinem wirklichen Nutzen ist.

---

## Zwei und siebenzigster Brief.

Der Schluß des Lustrums. — Bevölkerung Roms.

Das Lustrum ist eine Feierlichkeit, welche Zählung und Reinigung des Volks zum Zwecke hat. Wie ich Dir schon schrieb, rührt es vom König Servius her und sollte alle

fünf Jahre geschehen; doch ward dies nicht immer beobachtet. Der berühmte Varro leitet das Wort Lustrum von luere, bezahlen, her, weil es auch die Epoche der Bezahlung des Tributs und im Allgemeinen aller Leistungen an die Republik war, welche die Censoren einnahmen. **Der Schluß des Lustrums** ist diesen Beamten ganz besonders anvertraut, die, wenn sie mit der Zählung vorgeschritten, nun das Loos werfen, wer die Lustration vollziehen solle.

Von des Servius Zeit an geschah dieser Schluß auf dem Marsfelde, und so ist's auch noch jetzt üblich, doch aber in der Villa publica, die damals noch nicht vorhanden.

Während der vorhergehenden Nacht entnehmen die Censoren die Auspicien auf dem Marsfelde, und wenn sie selbige vortheilhaft finden, befiehlt einer der Beamten einem Herold, die Bürger zusammen zu berufen. Dies geschieht erst an Ort und Stelle dort selbst, und dann um die Mauern der Stadt her.

So wie der Tag anbricht, räuchern sich die Censoren und ihre Schreiber mit Aromen ein, und dann ziehen die beiden Beamten in Gegenwart der Prätoren, der Volkstribunen und aller Bürger das Loos, wem die Ehre der Lustration zustehe.

Volk und Ritter behalten die Ordnung, in welcher sie angekommen, nach Centurien und Schwadronen bei, und der Censor führt dreimal um die Versammlung ein Schwein, ein Schaf und einen Stier, welche zusammen Das ausmachen, was man Suovetaurilia nennt. Ist dieser dreimalige Zug beendet und sind die Beamten wieder

auf ihrer ersten Stelle angelangt, so eröffnet ein Schreiber ein öffentliches Register und liest daraus mit lauter Stimme folgendes Gebet, welches der Censor ihm nachspricht: „Möchten doch die unsterblichen Götter den Staat stets in dem Zustande erhalten, in welchem er sich gegenwärtig befindet."

Darauf schreitet der Censor zu den Opferungen. Als Reinigungsopfer verbrennt man einen noch ganz blutigen Pferdeschweif, und die Cäremonie ist beendigt, das Lustrum geschlossen. Dieser Schluß geschieht aber stets nur unter glücklichen Verhältnissen. Im Jahre, wo unsere Vorfahren sich Roms bemächtigten, stellte man daher wohl auch die Zählung an, schloß aber das Lustrum nicht.

Scipio dem Afrikaner verdankt man das eben so weise, als Mäßigung zeigende Gebet bei dieser Gelegenheit. Ursprünglich lautete es: „Möchten doch die unsterblichen Götter das Besitzthum des römischen Volks vergrößern und verbessern." Als der Eroberer Carthagos im Jahre 611 zur Zeit des 57sten Lustrums Censor war, sagte er zu dem Schreiber, der das Gebet las: „Die Republik ist groß genug, laßt uns nur die Götter bitten, sie in dem Zustande zu erhalten, in welchem sie sich jetzt befindet, das ist genug."

Des Gesetzes von Servius ohnerachtet findet man viele Lücken in den seit dem ersten Lustro abgeschlossenen. Eine lange Lücke trat schon damals ein, ehe die Censur errichtet ward; man findet aber auch seitdem deren mehrere und besonders in den letzten Zeiten der ehemaligen Republik, wo die Zählung der Bürger nur eine lange Liste von Aeltern, Brüdern und Freunden gegeben hätte, die

einer gegen den andern bewaffnet. Nie hätte auch Jemand in diesen traurigen Zeiten daran denken können, Festkleider anzulegen, welche doch stets dabei üblich.

Erst im Jahre 745, vierzehn Jahre blos nach meiner Ankunft in Rom, erlebte ich zum ersten Male einen Schluß des Lustrums. Der Kaiser Augustus, der eben erst vom Senat mit der proconsularischen Gewalt bekleidet worden, vollzog ihn in Person.

Der Stand der verschiedenen Zählungen, welche sich aus den Registern der Censoren ergeben, bietet ein interessantes Gemälde von der fortschreitenden Macht Roms. Man kann sich auf sie verlassen; denn als Beweis ihrer Genauigkeit gelte die Angabe, daß vom Anfange an Servius sehr strenge Strafen, wie Confiscation, Geißelung, Sklaverei, Gefangenschaft und selbst Tod gegen alle diejenigen Bürger ausgesprochen hatte, welche sich der Zählung entzogen. Nach und nach sind diese Strafen zwar zum Theil weggefallen, aber die der Sklaverei ist doch noch geblieben, weil man annahm, daß, da das Eintragen in die censorischen Register einen Sklaven für frei erklärte, der freie Mann, der nicht Dasselbe thue, auf seine Freiheit Verzicht leiste.

Zur Zeit der Zählung müssen die in den Provinzen zerstreuten Bürger nach Italien zurückkehren; nichts kann sie davon befreien; ja, manchmal sendet man sogar Beamte an die entfernten Armeen, um dort die Namen der Bürger aufschreiben zu lassen, die durch den Kriegsdienst von der Rückkehr abgehalten werden.

Die Register der Censoren enthalten übrigens nur den

Bestand der Männer und Jünglinge, kurz der eigentlichen Bürger, welche in Rom oder auf dem Lande wohnhaft sind. Letztern Orts giebt diese Zählung zu einem Feste Veranlassung, das man die Paganalien oder das ländliche Fest nennt.

Auf dem Lande findet dieses Fest jährlich statt, obgleich die Zählung in der Stadt nur alle fünf Jahre geschieht. In jedem Dorfe wird ein Altar errichtet, auf welchem jeder Einwohner opfern und eine Münze mitbringen muß, welche für Männer, Weiber und Kinder anders gestaltet ist. Die Vorsteher der Opfer zählen diese Münzen, und daraus ergiebt sich die Zahl der Bewohner jedes Dorfs nach Geschlecht und Alter, welches viel regelmäßiger ist als in Rom.

Bei der ersten von Servius veranstalteten Zählung bot Rom und sein damals sehr beschränktes Gebiet nur 80,000 Bürger dar. Fabius Pictor, der älteste römische Schriftsteller, versichert, daß diese Zahl nur die waffenfähigen Männer begreife.

Fünf und zwanzig Jahre später, im 245sten Jahre, stieg sie unter den ersten Consuln der Republik schon zu 130,000 an. Im Jahre 295, der Zeit, wo Rom von unsern Vorfahren eingenommen ward, bestand sie blos in 132,400.

Gehen wir zu der Epoche des Jahres 500 über, wo ganz Italien unterworfen worden, so finden wir, daß in dem Zwischenraume dieser beiden Jahrhunderte die Zahl der Bürger nur um 165,000 gewachsen ist, denn die Zählung gab 297,797.

Kurz vor dem unglücklichen Bundesgenossenkriege überstieg sie noch nicht viel 460,000, und sechszehn bis siebenzehn Jahre nachher, als ganz Italien zum römischen Bürgerrechte zugelassen worden war, finde ich bei dem 68sten Lustro diese Anzahl noch verringert statt vermehrt, denn sie beträgt blos 450,000, welches daher kommt, weil von da an die Zählung nur die Stadt Rom betraf.

Die Bürgerkriege verstatteten keine Zählung, doch weiß man gewiß, daß diese großen Unglücksfälle die Volkszahl beträchtlich verminderten, und zwar so sehr, daß Julius Cäsar Maßregeln nehmen zu müssen glaubte, um der Entvölkerung der Stadt Einhalt zu thun. Er ließ Denen Belohnungen ertheilen, die viele Kinder hatten, verbot, daß kein Bürger, der über 28 und weniger als 40 Jahre alt, sich länger als 3 Jahre, ausgenommen im Kriegsdienste, von der Stadt entferne, daß der Sohn eines Senators in fremden Landen reise, und legte es den Viehzüchtern auf, wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus freien Leuten bestehen zu lassen. Auch beschenkte er Alle, welche Arzneikunst und freie Künste trieben, mit dem römischen Bürgerrechte, um sie zu einem bleibenden Aufenthalte in Rom zu vermögen.

Auch Kaiser Augustus gab in demselben Sinne Gesetze, welche die Unverehelichten bestraften und Familienväter belohnten. Doch noch mehr als alles Dieses hat der Friede, dessen der Staat unter diesem Fürsten genoß, die Bevölkerung Roms auf eine fast unglaubliche Art anwachsen lassen. So zählte Rom im Jahre 683 bei seinem 68sten Lustro nur 450,000 Bürger, und 42 Jahre später, als Augustus seine erste Zählung veranstaltete, war diese Zahl schon verzehnfacht, und betrug 4,064,000! Bei den beiden folgenden Zählungen stieg sie immer noch und überschritt 4,160,000.

Du staunst? Aber Du mußt diese Zahl vervierfachen, ja noch mehr als dies, wenn Du die volle Bevölkerung dieser Residenzstadt wissen willst, weil auch darunter, wie sonst, Frauen, Kinder, Sklaven und Fremde nicht mit einbegriffen sind. Was diese letzteren namentlich betrifft, so kann man annehmen, daß sie vielleicht eben so viel an Zahl betragen, als Frauen, Kinder und Sklaven zusammen.

---

## Drei und siebenzigster Brief.

### Der Schatz des Saturn.

So nennt man den öffentlichen Schatz. Seine Gründung steigt bis zum Ursprunge der republikanischen Verfassung hinauf. Valerius Publicola, Consul mit Brutus, hatte nach der Vertreibung der Könige, um die Freiheit zu unterstützen, eine Kriegssteuer wieder in Ausübung gebracht, welche König Servius eingeführt, die aber während der ganzen Regierung Tarquins des Stolzen nicht eingetrieben worden war, und befahl nun, daß der Tempel des Saturn zur Aufbewahrung des Staatsschatzes dienen sollte, was sich bis zu unserer Zeit erhielt.

Der Schatz des Saturn enthält die vollständige Verwaltung der Finanzen des Staats und theilt sich in mehrere Zweige; nämlich der gewöhnliche Schatz, der Schatz des Krieges, der Schatz der Feldzeichen, der Schatz der Archive und der Schatz der Beute.

Der gewöhnliche Schatz ist derjenige, aus welchem alle laufenden Staatsausgaben, wie Kriegslieferungen, heilige Spiele, Vergütungen an die Proconsuln, Gratificationen an ihr Gefolge, Unterhaltung der öffentlichen Denkmäler u. s. w. bezahlt werden.

Den Schatz des Krieges schuf Augustus im

Jahre 759, um daraus die Pensionen alter Krieger zu zahlen, aus Furcht, die Armuth möchte sie nach ihrer Entlassung zu einem Aufruhre treiben.

Was man den Schatz der Feldzeichen nennt, ist ein Ort, wo diese Feldzeichen der Legionen, die nicht im Felde eben stehen, aufbewahrt werden.

Der Schatz der Archive umfaßt die Bewahrung aller Senatsbeschlüsse. Vordem befand sich dieser Schatz, den man im vierten Jahrhunderte erdachte, um die Consuln, welche bis dahin die einzigen Aufbewahrer dieser wichtigen Actenstücke waren, an deren manchmal versuchten Abänderung, ja sogar gänzlichen Unterschlagung zu hindern, im Tempel der Ceres, und die plebejischen Aedilen und Volkstribunen hatten ihn zu bewachen. Diese verließen sich aber auf ihre Diener, und so war man dadurch nicht im mindesten gebessert, bis Augustus 744 befahl, daß diese Aufbewahrung im Schatze des Saturn geschehen solle.

Der Schatz der Beute ist vielleicht der schönste und reichste von allen. Da wird die Kriegsbeute seit so vielen Jahren und von so vielen Nationen, wie sie so viele Triumphe verherrlichte, aufbewahrt.

Vor den letzten bürgerlichen Kriegen befand sich im Tempel des Saturn auch ein Schatz, den man den gallischen Schatz nannte. Er ward nach dem berühmten Einfalle unserer Vorfahren gebildet, weil dieser Einfall den Römern ein solches Schrecken einjagte, daß sie es für nöthig hielten, einen besondern Schatz anzulegen, aus dem unter den größten Strafen nichts entnommen werden durfte, außer zu einem Kriege gegen unsere Nation. Als Julius Cäsar nach dem Uebergange über den Rubicon Schrecken verbreitete, war es sein Erstes, sich des Schatzes des Saturn zu bemächtigen, um das bedürfende Geld für sich daraus zu entnehmen. Auch den gallischen Schatz schonte

er nicht, unter dem Anführen, daß die Gallier jetzt dem römischen Volke auf die sicherste Art unterworfen wären.

Die Quellen des gewöhnlichen Schatzes theilen sich in feste und schwankende Einkünfte. Die ersten bestehen aus den Abgaben der Bürger, der Provinzen und den Pachtgeldern von den Staatsgütern, mögen dies nun Ländereien oder Gold- und Silberminen sein. Die zweiten fließen aus Strafgeldern der Bürger, vorzüglich aber aus der Kriegsbeute, welche von den Quästoren der Befehlshaber der Provinzen berechnet, in den Schatz des Saturn fließt, nachdem sie beim triumphalischen Pompe gedient.

Der Schatz für den Krieg hatte anfangs keine bestimmten Einkünfte und ward ursprünglich nur von Augustus und Tiber erhalten, welche Gelder einzahlten und damit fortzufahren versprachen. Ihrem Beispiele schlossen sich jedoch Könige, Völker und selbst einzelne Bürger an. Als aber die Einzahlungen die Ausgaben nicht mehr deckten, verlangte Augustus von jedem Senator, ihm schriftlich seine Ansichten mitzutheilen, wie dieser Schatz zu unterstützen. Keinen der eingegebenen Vorschläge fand er jedoch brauchbar und führte nun die Abgabe des Zwanzigsten ein, nach welcher zum Besten derselben der zwanzigste Theil von allen Erbschaften oder Legaten, die von nahen Verwandten und Armen ausgenommen, dazugezogen wird.

Der Kaiser Tiberius schlug noch eine andere Abgabe dazu, welche man den Hundertsten hieß, die unter den Bürgerkriegen entstanden war und den hundertsten Theil von allen Verkäufen betraf. Als man sich sehr über diese Abgabe beklagte, ward sie auf die Hälfte herabgesetzt und die andere Hälfte aus dem zur römischen Provinz gewordenen Königreiche Cappadocien bezahlt.

Sobald unter der Republik der Schatz bedeutender zu werden anfing, vertraute man die Oberaufsicht zwei

aus dem Volke erwählten Jahresbeamten an, die man Quästores, von quaerere, suchen, besorgen, nannte, weil sie für den Eingang der Abgaben sorgen mußten.

Unter dem vierten Consulate Julius Cäsars 709 ward die Aufsicht über den Schatz von zwei curulischen Aedilen verwaltet, weil kein städtischer Quästor ernannt worden war, ward jenen dann wiedergegeben und ging endlich auf neue Beamte über, die man Präfecten des Schatzes nannte. Diese Veränderung dankt man dem Kaiser Augustus; denn da die Quästur immer die erste Stufe auf der Beamtenleiter war, ward sie meist jungen Leuten ohne Erfahrung übertragen, und die Schreiber des Schatzes, welche eine eigene Corporation bildeten und die Rechnungsbücher unter den Händen hatten, auch die Edicte in diesem Verwaltungszweige besaßen, waren die eigentlichen Quästoren, wodurch unendliche Mißbräuche entstanden. Die Präfecten des Schatzes, deren Amtirung ein Jahr dauert, müssen dagegen stets vormalige Prätoren sein. Anfangs wählte sie der Senat, dann aber wurden sie unter den ältern Prätoren stets durchs Loos bestimmt.

Nur der Schatz des Krieges wird nicht von den Präfecten verwaltet, sondern durch besondere Prätoren, die unter den ehemaligen Consularen auch durchs Loos erwählt werden. Es sind deren drei, auf 3 Jahre ernannt.

Jetzt herrscht eine so große Ordnung in der Verwaltung des Schatzes, daß der Kaiser in jedem Augenblicke die finanzielle Lage des Staates einsehen kann. Die Einkünfte werden in besondere Bücher eingetragen, die man Pascua nennt, weil lange Zeit die Huthungen die einzigen Einkünfte der Republik ausmachten. Andere Bücher enthalten die Ausgaben. Sie werden lediglich auf Anordnungen des Senats oder des Kaisers selbst bezahlt; denn obgleich dieser Fürst auch seinen Privatschatz hat, den man

den Fiscus heißt, so disponirt er nach Willkühr über den öffentlichen.

Der Schatz der Beute, welchen man das Hauptquartier des römischen Ruhmes nennen könnte, wird eben so in Ordnung gehalten. Jeder der tausend Gegenstände, die er umfaßt, an Waffen, Geräthen, Statuen, Kunstwerken u. s. w., ist nicht nur einregistrirt, sondern es ist dies auch so sorgfältig geschehen, daß bei jedem Artikel die vollständigste Beschreibung hinzugefügt worden ist.

Nichts Belebteres als der Anblick des Tempels des Saturn. Es giebt dort ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Personen jedes Standes, Geschäfts und Alters; denn die Säle, selbst die, worin die Schreiber arbeiten, bleiben den ganzen Tag über dem Publico geöffnet. Von früh an kommen die Präfecten und Schreiber und begeben sich auf ihren Posten, dann während des Tages die Tabellarii, Sklaven, welche Notizen über eingegangene Summen bringen, die Mauleseltreiber und ihre Maulesel, deren silberhelle Klingel die Summen ankündigen, die sie herbeischleppen, die Ausrufer, welche deren Ankunft melden, die Viatores, die in Körbe das Geld nehmen und es in den Tempel tragen, die Libripendes oder Wäger, welche diese Körbe auf die Waage legen u. s. w. Von Zeit zu Zeit bringen auch mitten unter diesem Tumult die Präfecten, von militairischer Pracht umgeben, einer auf dem Marsfelde aufgestellten und zum Abmarsche aus Rom bereiten Legion ihre Feldzeichen.

---

## Vier und siebenzigster Brief.

### Die Staatspächter, Publicani.

Die Abgaben und öffentlichen Einkünfte sind alle verpachtet und man nennt diese Pächter Publicani.

Abgaben und Einkünfte werden in Tributa und Vectigalia eingetheilt. Manchmal vermischt man beide Benennungen, gewöhnlich aber versteht man unter Tributa die bestimmten Auflagen, welche von den Bürgern in Rom und Italien entnommen werden, wie persönliche und örtliche Contributionen, unter Vectigalia aber erstens die Abgaben der Provinzen, die in Gelde geliefert werden, eigentlich Stipendiaria heißen und deren Betrag im Voraus festgesetzt ist, zweitens die Abgaben und Einkünfte von ungewissem Ertrag, wie die Zehnten, d. h. Ländereien, die der Staat gegen den Zehnten von der Ernte verpachtet, die Scripturae oder Verpachtung öffentlicher Huthungen, und drittens das Portorium, Abgaben von der Aus- und Einfuhr von Waaren.

Diese verschiedenen Einkünfte werden einzeln verpachtet. Die Pächter heißen zwar im Allgemeinen Publicáni, nehmen aber noch besondere Namen von ihren verschiedenen Pachtungszweigen an, wie Decumani, Pächter der Zehnten, Portitores, die der Portorien, Pecuarii oder Scripturarii, die von Huthungen. Dieser letztere Name kommt davon her, weil die Pächter die Zahl der Heerden, so die Hirten weiden lassen wollen, wie die Weideplätze selbst aufschreiben.

Die Consuln und noch gewöhnlicher die Censoren hatten von jeher den Auftrag, Abgaben und öffentliche Gefälle zuzuerkennen. Diese Zuschlagungen werden durch Anschläge im Voraus bekannt gemacht und finden auf dem Foro in Gegenwart des Volkes statt. Ein Spieß, Hasta, der vor dem Tribunal des Beamten aufgestellt wird, zeigt den Ort der Versteigerung an. Ein Herold proclamirt den höchsten Preis, den er nach und nach mindert, bis einer der Anwesenden die Hand aufhebt, zum Zeichen, daß er ihn annehme. Nun muß dieser einen Bürgen stellen. „Du bist Bürge zur Sicherheit des Volks?" fragt der Magistrat diesen, und wenn derselbe nun geantwortet hat: „ich bins," so wird die Zuschlagung für Den, der die Hand aufhob und den man daher Manceps nennt, als geschehen angesehen.

Alle solche Versteigerungen erstrecken sich nur auf ein Lustrum, und die unbeweglichen Güter des Bürgen, wie

des Erstehers bleiben zum Besten des Staates verpfändet. Man verkauft sie, wenn die Verpflichtungen nicht erfüllt wurden, es müßte denn dies unmöglich gewesen sein, wie z. B. bei feindlichen Einfällen. Außerdem hat der Senat aber sogleich das Recht, den Vertrag zu brechen.

Die Staatspachtungen sind zu beträchtlich, als daß Einzelne darauf eingehen könnten, daher treten ganze Gesellschaften dafür zusammen und theilen sie dann wieder unter sich. Einige nehmen die Tributa oder sämmtliche Abgaben einer einzelnen Provinz, andere die Zehnten oder das Portorium.

Diese Gesellschaften haben ihren Vereinigungspunkt der Verwaltung in Rom, und jede wird von einem ihrer Mitglieder geleitet, der den Namen Herr der Gesellschaft führt. Sein Amt dauert ein Jahr lang, dann tritt er ab und übergiebt alle Register seinem Nachfolger. Dessen ohnerachtet ist der Manceps immer das gesetzliche Oberhaupt der Gesellschaft, der Erste, Princeps, wie man ihn manchmal nennt; der Staat unterhandelt nur mit ihm und kennt nur ihn.

Der Herr der Gesellschaft hat in allen Ländern, wo die Compagnie Pachtungen besitzt, eine Menge Unterbeamten, und unterhält durch die Tabellarios einen steten Briefwechsel mit seinen Agenten. Besonders fordern die Zehnten viel Schreiberei.

Die Art und Weise der öffentlichen Versteigerung treibt stets die Pachtungen auf einen hohen Preis hinauf, und dies um so mehr, weil die Einnahme, welche ganz in den Händen der Pächter liegt, höchst willkührlich ist und unendliche Vortheile darbietet. Nur die Ackerbauer und Hirten wissen allenfalls, was sie zu zahlen haben, dagegen die andern Steuerpflichtigen gänzlich der Willkühr preisgegeben sind, weil man ihnen den gesetzlichen Tarif jeder Abgabe verschweigt, so daß sie meist selbst bei Ueberschätzungen nicht dagegen sich auflehnen können.

Die Gesellschaften der Staatspächter gehören der Ordnung der Ritter an. Sie bilden eine Abtheilung derselben, von der alle Mitglieder, die sich durchaus nur mit Geldgeschäften abgeben, in der That nur dem Namen nach Ritter sind und nicht in der Reiterei dienen, wie

sonst doch jeder Ritter thun mußte. Diejenigen, welche jetzt noch dem Waffendienste folgen, werden von den pachtenden Rittern durch den etwas sonderbaren Namen der Ritter mit dem öffentlichen Pferde unterschieden.

Diese pachtende Abtheilung der Ordnung der Ritter, welche nach der des Senats für die ehrwürdigste gehalten wird, entehrt durch ihr Benehmen bei diesen Pachtungen den Ritterstand, dessen Theil sie ist. Eines Tages sagte der Geschichtschreiber Titus Livius zu mir: „Ueberall, wo es Staatspächter giebt, ist entweder das Staatsrecht vernichtet oder die Freiheit der Bürger verloren.“ Es ist dies auch schon ein sehr altes Uebel und scheint mit der Leidenschaft nach Geld verwachsen zu sein.

Als Mithridates in seinem zweiten Kriege mit Rom nach Bithynien kam, nahmen ihn alle Städte, nicht nur dieser Provinz, sondern ganz Asiens mit offenen Armen auf; Dank sei es der Härte der Staatspächter, die bei Erhebung der Abgaben sie aufs Furchtbarste drückten und bis zum höchsten Elende brachten. Als Lucullus Asien wieder erobert hatte, fand er es durch die Habsucht der Pächter so entnervt, daß er sie sämmtlich aus dem Lande jagte. Und doch hinderte diese gerechte Strenge Lucull's nicht, daß nach ihm das Uebel wieder von neuem überhand nahm, und als Julius Cäsar etwa 20 Jahre darauf dieselbe Provinz Asiens besteuern wollte, fand er sie durch die Staatspächter völlig erschöpft.

Außer allen Arten von Pressungen bedienten diese Pächter sich auch ehedem einer ganz eigenen List. Ehe Julius Cäsar das Jahr ordnete, mußten die Pontifen es mit dem Gange der Jahreszeiten vermöge einer gewissen Anzahl eingeschobener Tage, die zu bestimmten Zeiten eintraten, in Einklang bringen. Nun bestachen die Pächter die Pontifen, und diese brachten nun in das Gebiet, wo sie Ordnung hätten erhalten sollen, noch größere Unordnung, indem sie die Zahl dieser Einschiebungen willkührlich mehrten oder minderten, je nachdem ihre Begünstigten einen mehr oder weniger vortheilhaften Pacht hatten.

Manchmal setzten sich Provinzialstädte, um sich diesen Bedrückungen doch einigermaßen zu entziehen, mit den Pächtern, und bezahlten ihnen statt aller Abgaben eine

bestimmte nach deren gewöhnlichem Ertrage berechnete Summe.

In Rom, der Stadt der Bestechung und Verderbniß, bringt Reichthum so sehr über Alles hinweg, daß der Ritterstand keineswegs durch alle diese Schlechtigkeiten und Infamien seiner zahlreichsten Mitglieder entehrt ist. Selbst diejenigen Personen, die am wenigsten dazu geneigt sind, solche Verbrechen zu billigen, noch weniger aber sich dazu herzugeben, wagen es nicht, ihren Abscheu öffentlich zu erkennen zu geben, so allmächtig ist das Corps der Staatspächter.

Die Aenderung in der Regierungsform hat in dem Geiste der Habgier dieser Pächter nichts geändert. Bald nach meiner Ankunft in Rom war ich Zeuge eines Aufruhrs, der durch ihre Unbarmherzigkeit entstanden und wobei ein wahrer Kampf zwischen dem Volke und den Agenten jener stattfand. Auch ist es nicht lange her, seit ein Consul, der in seinem Benehmen an die Strenge der alten Sitten erinnerte, C. Sentius Saturninus, nachdem er die Betrügereien einiger Staatspächter aufgedeckt, ihren Geiz dadurch züchtigte, daß sie die Summen, um welche sie den Schatz des Saturn betrogen hatten, in denselben wieder abliefern mußten.

---

## Fünf und siebenzigster Brief.

Die Reichen.

Reichthum ist hier etwas durchaus Nothwendiges, um persönliche Beachtung zu erhalten. Spricht man von einem tugendhaften Menschen, so fragt man wenig darnach, und vielmehr sogleich: ist er reich? wie viel hat er Sklaven? wie viel Acker Landes? ist seine Tafel gut und reich besetzt? Das Gold ist heut zu Tage der Tarif der Rechtlichkeit. Je mehr man besitzt, für je glaubwürdiger wird man gehalten. Durst nach Gold ist eine der unheilbarsten Wunden Roms, eins jener alltäglichen Laster, eben so unselig in seinem Ursprunge als seinen Folgen. Laß mich Dir darüber einige Stellen aus Gniphons Tagebuche vorlegen, worin unser trefflicher Landsmann dieses Verhältniß näher betrachtet hat.

Nachdem Gniphon daran erinnert, daß man schon vom Jahre 534 an in den höhern Classen der Republik die Leidenschaft nach Geld zu bekämpfen gesucht habe, indem damals ein Gesetz jedem Senator oder Vater eines Senators verbot, eine Barke zu haben, die mehr als 300 Amphoren (77 Hectolitres 76 Litres) enthalte, damit die Patrizier dadurch abgehalten würden, sich Speculationen zu überlassen, die unter ihrer Würde, so beweist er, daß die Römer vorzüglich durch ihre Siege verdorben worden sind. Er führt die Einnahme von Syracus an, dessen gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Rom gebrachte Kunstwerke wesentlich dazu beitrugen, den allgemeinen Geschmack an Luxus zu verbreiten; ferner die Eroberung Asiens, wodurch der Luxus des Orients nach Italien kam, und endlich die Besiegung Achaia's im Anfange des siebenten Jahrhunderts, wodurch die Sitten den letzten Stoß erhielten.

„Das nämliche Jahrhundert, sagt er, sah den Luxus entstehen und Carthago untergehen, da es der Zusammenfluß von Umständen erlaubte, daß das römische Volk auf einmal das Laster in sich aufnehmen wollte und konnte." Nun erinnert er an die Bestechungen Jugurtha's, Königs von Numidien, der sich, als der Senat, durch seine Verbrechen aufgebracht, eben gegen ihn auftreten wollte, dadurch rettete, daß er die Mehrzahl der Senatoren bestach und dann zu zwei verschiedenen Malen den Krieg dadurch vermied, daß er die gegen ihn ausgesendeten Consuln und römischen Heere erkaufte. Er schildert die ungeheuern Reichthümer des Lucull, des Sylla und des Marius, als sämmtlich im Kriege erworben, und fährt dann fort: „Man hat gesehen, wie Heerführer in entlegenen Provinzen die Heere des römischen Volkes dazu angewendet haben, ihnen selbst Vermögen zu erobern. So überschritt Lucullus, blos in der Absicht, sich zu bereichern, die Grenzen der Baccäer, einer den Celtiberiern benachbarten Nation. Er setzte über den Tagus und bestürmte die Stadt Cauca, ohne vom Senat den Befehl dazu erhalten zu haben, ohne daß die Baccäer im Kriege mit Rom gewesen wären, ohne daß sie ihn durch irgend etwas beleidigt hätten.

„Als Crassus, Proconsul von Syrien, nichts in die-

ser Provinz zu unternehmen fand, das ihm Geld gebracht hätte, fing er einen Zug gegen die Parther an. Es gab keine Ursache dazu, keinen Senatsbefehl, aber sie waren reich, und dies dem Crassus genug. Doch scheiterte sein Unternehmen an eben dieser unersättlichen Habgier. Statt geradezu nach Babylon und Seleucia, Städte, die stets mit den Parthern verfeindet, zu gehen, verweilte er in Syrien, um den Tribut von allen Städten in Empfang zu nehmen, und hielt sich zu Jerusalem in Judäa auf, um den Tempel zu plündern. Dadurch gewannen die Parther Zeit, sich vorzubereiten auf den Sieg. Crassus verlor das Leben und von 100,000 Römern retteten sich kaum 10,000.

„Ptolemäus, König von Egypten, war von seinen Unterthanen aus seinem Reiche vertrieben worden. Ein sibyllinisches Orakel und Volksbeschluß verboten die Wiedereinsetzung dieses Königs auf seinen Thron. Doch geht er nach Rom, hofirt an den Thüren der Beamten und einflußreichsten Personen, verschwendet Geschenke, überlistet Pompejus und erhält von diesem Briefe an Gabinius. Nun begiebt er sich zu diesem, der damals Präfect von Syrien war, und findet ihn im Begriff, gegen die Parther zu ziehen, weil sie reich waren. Mittelst Geschenken und Zusagen bringt er es dahin, ihn von diesem Zuge abzulenken und nach Egypten zu leiten, wo das römische Heer Ptolemäus auf den Thron setzt. Gabinius wird in Rom angeklagt, aus seiner Provinz gegangen zu sein und gegen den Willen der Republik einen Krieg unternommen zu haben, was in einem ausdrücklichen Gesetze verboten war, aber er besticht seine Richter und wird losgesprochen, obgleich das Volk mit Wärme seine Verurtheilung begehrt."

Ich muß lachen, mich aber auch empören, wenn ich die habgierige Raubsucht aller dieser berühmten Römer mit der eigenthümlichen Redlichkeit eines armen pythagorischen Philosophen vergleiche. Dieser Philosoph hatte ein paar Sandalen bei einem Schuhmacher gekauft und nicht bezahlt, weil er damals kein Geld hatte. Nach einigen Tagen kommt er mit der Zahlung an die Taberne des Handwerkers. Sie ist verschlossen. Er klopft wiederholt; Niemand öffnet ihm. Endlich ruft ein Nachbar ihm

zu: „Gieb Dir keine Mühe, der Mann, den Du suchst, ist todt und bereits verbrannt.“ Nun nimmt unser Pythagoräer ganz zufrieden seine paar Denare wieder mit und klimpert damit von Zeit zu Zeit. Als er jedoch bemerkt, welches Vergnügen ihm dieser unverhoffte Gewinn macht, wirft er sich diese heimliche Freude, nicht bezahlen zu dürfen, vor, geht wieder zu der Taberne des Schusters, und indem er laut ausruft: „Er lebt noch für Dich, bezahle also Deine Schuld!“ schiebt er einzeln seine 3 bis 4 Denare durch die Thürspalte, um sich wegen seiner Habgier zu bestrafen, und nicht daran zu gewöhnen, Geld, das Andern gehört, zu behalten.

In der ehemaligen Republik waren Reichthümer Hülfsmittel für den Ehrgeiz, jetzt aber, wo das Volk nichts mehr zu verschenken hat, wo Rom im Frieden mit der ganzen Welt lebt, langweilen sich die Reichen an einem Ueberflusse, der zu nichts weiter führen kann und in den Vergnügungen des Privatlebens erschöpft werden muß. Und das ist keine leichte Angelegenheit für so viele solcher Reichen. In ihrer Verzweiflung, sich die Langeweile vom Halse zu halten, haben sie ein sonderbares Mittel dagegen erdacht, nämlich Armuth zu spielen. Ich kenne mehrere dieser Reichen, welche mitten in ihren prachtvollen Wohnungen Das haben, was sie die Kammer des Armen nennen. Da suchen sie an gewissen Tagen Rettung vor der langen Weile. Da speisen sie sitzend, ohne goldenes oder silbernes Geschirr und nur einfache und frugale Speisen. Die Unsinnigen! Sie fürchten stets, was sie manchmal wünschen!

Gestehen will ich Dir es aber auch, daß ich, der ich gezwungen bin, mitten unter diesen Reichen zu leben, manchmal meine Beschränktheit nur mit Bekümmerniß ertrage, und eine Menge Sophismen sich meinem Geiste aufdringen, um mich auch zu den sträflichen Wegen zu veranlassen, auf welchen hier der Reichthum erworben wird. Dann kann ich mich nur damit retten, daß ich jene mir theuern Sentenzen und Grundsätze mir vorführe, die mich bisher so richtig geleitet haben, namentlich der Spruch des Oberhauptes der Sekte der Epikuräer: „Der wahre Reichthum ist die Armuth nach den Bedürfnissen

der Natur geregelt." Oder die schönen Worte Cato's: „Kaufe, aber nicht Das, dessen Du bedarfst, sondern Das, ohne welches Du nicht leben kannst." Und: „Eine unnütze Sache ist zu theuer, und wenn sie auch nur ein As (5 Centimen) kostet." Endlich das echt philosophische Wort aus Cicero's Munde: „Nichts zeigt mehr eine enge und kleinliche Seele an, als Leidenschaft zu Geld."

---

## Sechs und siebenzigster Brief.

### Die Annona.

Rom hat in seinem Lande nicht hinreichende Lebensmittel, und gleich als liege es in der Bestimmung dieser stolzen Stadt, nur den Waffen und der Eroberung Alles zu verdanken, besteht sie blos durch das Getreide, das sie aus den fremden, ihr unterworfenen Provinzen bezieht.

Ein Verwaltungszweig, den man die Annona nennt, ist unter der Leitung eines besondern Präfecten damit beauftragt, für den Unterhalt der Stadt zu sorgen. Die Annona schreibt sich fast von den ersten Zeiten Roms her, denn schon damals gab die Regierung das Getreide um sehr niedrige Preise dem Volke, blos in der Absicht, die öffentliche Ruhe zu sichern und für das Beste desselben zu sorgen.

Spurius Melius kaufte im Jahre 315 während einer Hungersnoth Korn in Etrurien auf und vertheilte es unentgeltlich unter das Volk, um sich dadurch den Weg zum Königthume zu bahnen, büßte aber sein freiheitmörderisches Vorhaben mit dem Tode. Während dieser Hungersnoth ward auch der erste Praefectus annonae eingesetzt, dessen die Geschichte erwähnt. Diese Stelle war damals nur zeitlich und blieb so, bis Kaiser Augustus sie bleibend machte. Vordem ernannte der Senat blos zur Zeit einer Hungersnoth, oder wenn man eine befürchtete, einen solchen Präfecten oder auch Procurator annonae, der Korn im Auslande kaufen und um jeden Preis Rom damit versehen mußte. Diese Aufträge wurden den angesehensten Personen gegeben, und Pompejus

erhielt sie auf 5 Jahre mit 15 Gehülfen unter den Senatoren und einer außerordentlichen Gewalt, welche ihm verstattete, über den öffentlichen Schatz frei zu disponiren, Heere zu werben, Flotten zu bewaffnen und in den Provinzen selbst über die Gouverneure zu gebieten.

So sah man auch Brutus und Cassius, die Mörder des Julius Cäsar, Beide als Procuratores annonae im J. 710.

Diese Procuratur oder Präfectur war stets der Trost des Volkes in Zeiten des Mangels; es betrachtete sie und betrachtet sie noch als eine Art von Getreidedictatur, welche allein im Stande ist, es zu retten. Im zweiten Jahre, wo ich nach Rom kam, sah ich, als eine Hungersnoth die Stadt zur Verzweiflung brachte, das Volk in Masse zu dem Kaiser Augustus strömen, um ihn anzuflehen, die Procuratur der Annona zu übernehmen, welches er denn auch dieses Mal that, aber dann jene Stelle für immer begründete.

Die Versorgung mit Getreide, dessen Ankauf und Zufuhr sind römischen Rittern unter Verantwortlichkeit des Präfecten anvertraut, dessen Amt so wichtig ist, daß sein Rang gleich nach dem der Consuln kommt. Die Getreideversorgung geschieht auf zwei Arten, durch Contributionen in Naturallieferungen oder durch Ankäufe in Geld. Eine besondere auf Staatskosten unterhaltene Flotte transportirt das Getreide, wovon ein Theil in den umliegenden Städten, wie Lanuvium, Antium, Aricia, in Magazinen, ein anderer aber zu Rom selbst in Scheuern an verschiedenen Puncten der Stadt und besonders am Ufer der Tiber aufbewahrt wird.

In diesen Magazinen herrscht große Ordnung, auch arbeitet man dort unausgesetzt, um Schaden durch Feuchtigkeit oder Hitze zu vermeiden, und das Getreide kommt aus ihnen zum Präfect, der nun Rechnung über dessen Verwendung ablegt.

Diese ist doppelter Art. Das Getreide wird entweder verkauft oder verschenkt. Die unentgeltlichen Vertheilungen sind eine Folge der Lage, in welche das Volk durch die Verfassung gesetzt worden, die es selbst schon unter den Königen mit unermeßlicher Gewalt begabte und es dadurch begehrlich, schwer zu behandeln und stets bereit

machte, sich Dem hinzugeben, der ihm durch alle Arten von Hülfsmitteln schmeichelte. Später bedienten sich die Volkstribunen der Getreideaustheilungen für sehr geringe Preise als eines Weges zu großem Einflusse. Ursprünglich bestimmte der Senat den Getreidepreis. Die Tribunen entzogen ihm aber dieses Vorrecht und trugen es auf das Volk über.

Bis zum ersten Drittheile des siebenten Jahrhunderts ohngefähr hatten noch keine völlig unentgeldlichen Vertheilungen stattgefunden, als blos die von einzelnen Bürgern, entweder bei Gelegenheit ihres Ansuchens um öffentliche Aemter, oder bei Spielen und Triumphen. Als aber im Jahre 629 C. Sempronius Gracchus zum Tribunate gelangt war, wollte er seine Vorgänger noch überbieten und schlug daher auf der Stelle vor, den armen Plebejern einen Modius (3 Litres 64 Centilitres) Getreide monatlich auf Kosten des öffentlichen Schatzes zu bewilligen.

Dieses Gesetz des Gracchus ward einige Jahre nachher wieder aufgehoben, dessenohnerachtet aber fuhr man in den unentgeldlichen oder fast unentgeldlichen Vertheilungen an einen Theil des Volkes fort, denn das Sempronische Gesetz hatte ohne Unterschied alle Classen der Bürger zugelassen. Die öffentlichen Streitigkeiten, welche seit den Gracchen immer höher anwuchsen, trugen freilich auch viel dazu bei, den Geschmack daran zu unterhalten. Clodius that es, als er die Verbannung Cicero's bezweckte, und Julius Cäsar, als er sich bei seiner ersten Consulwürde zum Idol des Volkes machen wollte.

So viel ist gewiß, daß bis zu der Dictatur Cäsars die Anzahl Derer, welche an den Getreidespendungen Antheil nahmen, sich auf nicht weniger, als auf 320,000 Personen belief. Der Dictator beschränkte sie sogleich bis auf 150,000. Denn durch Bestechungen und die bürgerlichen Unruhen waren ungeheure Mißbräuche eingerissen und alles Bettelvolk und schlechte Gesindel Italiens hätte sich nach Rom geflüchtet, um an diesen Vertheilungen Antheil zu haben, welche blos dort stattfinden. Ja selbst wohlhabende Bürger ließen Sclaven unter der Bedingung frei, ihnen alles Getreide abzuliefern, das sie als Freigelassene bekämen.

Nach Cäsar fingen diese Mißbräuche wieder an, und im Jahre 748 sah Kaiser Augustus sich auch wieder in die Nothwendigkeit einer Reform versetzt, indem er die Anzahl der Bedürftigen, welche öffentliche Getreidespenden erhalten sollten, auf 200,000 feststellte. Dabei veranstaltete er aber auch zugleich auf seine eigene Rechnung 12 Austheilungen, monatlich eine, d. h. er nahm alle Austheilungen über sich, die nun wirklich monatlich sind. Einige Zeit vorher hatte er bestimmt, daß sie nur einmal im Jahre geschehen sollten, um das Volk minder oft zu stören, aber man machte dagegen Vorstellungen und so kehrte man zum Alten zurück.

Jedes Individuum, das auf der Liste der Betheiligten steht, erhält eine Tessera fromentaria, einen kleinen Würfel von Rainweide, auf welchen er seine Ration in den öffentlichen Magazinen ausgezahlt bekommt. Die Ablieferungen geschehen durch eine Societät von Messenden und unter Aufsicht der Duumvirn, welche jährlich erwählt werden und die Consularen oder Prätorier sind. Sie haben zwei Lictoren und überdies eine Wache von Freigelassenen, welche Augustus neuerdings besserer Ordnung wegen errichtet hat. Früher verrichteten die curulischen Aedilen die Austheilung nach Stadtvierteln.

Rom verzehrt die Ernten des ganzen Erdbodens, es zieht Getreide aus Gallien, Cypern, Böotien und den balearischen Inseln. Seine Hauptproviantirungspunkte sind jedoch ganz Afrika, Spanien, Sardinien, Corsica und vorzüglich Sicilien und Egypten.

So muß Sicilien vermöge eines alten Gesetzes des Königs Hiero, das die Römer bei ihrer Eroberung Siciliens abzuschaffen sich wohl hüteten, den Zehnten aller seiner Ernten nach Rom liefern, worüber streng gehalten wird. Ja, in Gemäßheit eines Senatsbeschlusses wird sogar noch manchmal ein zweiter Zehent erhoben, der zwar bezahlt wird, aber nicht nach freiem Vertrag, sondern ebenfalls nach dem durch Senatsbeschluß festgesetzten Preise.

Seit der Schlacht von Actium, nach welcher Egypten eine römische Provinz wurde, ist dieses Land eine noch reicher strömende Hülfsquelle für den großen römischen Schlund geworden, als selbst Sicilien. Es schickt jährlich

den fünften Theil seiner Ernten dahin und ernährt die Stadt allein vier Monate lang. Man nennt es daher auch nur den Schlüssel der Annona, und Augustus glaubte es einer besondern Regierungsform unterwerfen zu müssen. Egypten erhält keine Proconsuln, wie die andern Provinzen, sondern der Kaiser sendet dahin als Befehlshaber einen bloßen römischen Ritter mit dem bescheidenen Titel eines Praefecti Augustalis ab, der dessenohnerachtet alle Macht der ehemaligen Könige in sich vereint.

Nicht zufrieden mit der Vorsicht, dieses Land nur einer wenig hervorragenden Person anzuvertrauen, die ihren Posten erst verlassen darf, wenn ihr Nachfolger selbst in der Stadt Alexandria angekommen ist, hat er auch noch so zu sagen Egypten von dem übrigen Kaiserreiche dadurch getrennt, daß er den Senatoren und Rittern verbot, ohne seine besondere Erlaubniß dahin zu reisen, weil er befürchtete, man könnte Italien aushungern, indem man sich dieser Provinz mittelst einiger Ortschaften bemächtigte, welche der Schlüssel zu Land und Meer sind und durch eine kleine Anzahl Truppen gegen große Armeen vertheidigt werden können.

Trotz dessen befinden sich Rom und Italien in einer sehr abhängigen Lage, und es wäre nichts leichter, als Hungersnoth dort zu bewirken. Dies ist auch schon mehrere Male in den Bürgerkriegen geschehen, und Alle, die nicht Herren Italiens waren, begannen damit. Deshalb legte man auch eine so ungeheure Macht in Pompejus Hände, um gegen die Piraten zu fechten, welche das mittelländische Meer besetzt hielten und keine Zufuhr nach Rom gelangen ließen.

Seit meiner Ankunft in Rom habe ich schon dreimal Hungersnoth erlebt, einmal 732, dann 759, welche so heftig war, daß Augustus alle verkäuflichen Sclaven, alle Lanisten und ihre Gladiatoren, und alle Fremden, mit Ausnahme der Aerzte und Lehrer, 80 Meilensteine weit von Rom verbannte, und die letzte im darauf folgenden Jahre.

Bei solchen betrübten Zeitläufen zeigt sich das Volk so halsstarrig, selbst so wild, daß schon der bloße Gedanke an eine Hungersnoth alle Beamten mit Schrecken füllt. Augustus selbst stand einmal, als nur noch für drei Tage

Lebensmittel in den Magazinen vorhanden waren, im Begriff, sich zu vergiften, wenn die Flotte nicht indeß angekommen wäre. Dies geschah aber glücklicherweise.

Das in den öffentlichen Magazinen aufgenommene Getreide reicht stets nur für ein Jahr aus, daher es auch Annona genannt wird; auch würde es unmöglich sein, bei der großen Masse desselben noch mehr aufzuhäufen. Die Ankunft des jährlichen Bedarfs ist für Alle ein wahres Fest. Ich selbst befand mich vor wenigen Tagen zu Puteoli an der campanischen Küste und war Zeuge des Erscheinens der Flotte von Alexandria.

Wie gewöhnlich fuhren erst einige Fahrzeuge voraus. Man nennt diese Art von Boten Tabellarii. Ihr Anblick verursacht die lebhaftesten Ausbrüche des Entzückens. Eine unzählige Menge Menschen war bis an die Hafendämme von Puteoli vorgegangen, und obgleich das Meer eben mit Schiffen bedeckt war, erkannte man doch die von Alexandria gleich an dem Supparum, einem kleinen Segel, das nur sie allein das Recht besitzen, aufzuziehen, und dessen sich die andern Schiffe nur auf hohem Meere bedienen. Diese Flotte, die aus 4 bis 500 Segeln bestand, diese zahllose Menge, die am Ufer jenen ungeheuern Gebäuden folgte, die ihr Lebensunterhalt brachten, gewährte ein eben so malerisches als ergreifendes Schauspiel. Die Flotte fuhr um das gefährliche Vorgebirge von Capreä und warf Anker. Die Piloten stiegen ans Land, eilten auf den Felsvorsprung, wo Minerva einen Tempel besitzt, in welchem sie Libationen von mareotischem Weine brachten, als Dankopfer für glückliche Schifffahrt, und setzten dann ihren Weg wieder längs der Küste fort, um entweder einen Theil ihrer Ladung zu Antium auszuschiffen, oder Ostia zu erreichen, und dann die Tiber herauf bis Rom zu fahren.

# Rom

## im Jahrhunderte des Augustus

oder

## Reise eines Galliers nach Rom

zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers.

---

Nach dem Französischen

des

**M. L. Charles Dezobry**

bearbeitet

von

**Th. Hell.**

---

**Vierter Theil.**

---

Nebst einer Schilderung

des

römischen Münzwesens

von

**H. Hase.**

---

**Leipzig,**
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.
**1838.**

Leipzig,
gedruckt bei Theod. Höhm.

# Inhalt.

Seite

## Sieben und siebenzigster Brief.

Die Nundinae. — Die Fora für Lebensmittel.

Alle neun Tage bietet das Viertel des römischen Forum einen belebtern Anblick dar als gewöhnlich, weil es dann ein Vereinigungspunkt ist, wohin die Bürger vom Lande hereinkommen, um ihre Erzeugnisse zu verhandeln, ihren Bedarf einzukaufen, ihre Rechtsstreitigkeiten vor den Gerichtshöfen abzuthun, von den Vorschlägen zu neuen Gesetzen Kenntniß zu nehmen, und die Bewerber um die verschiedenen Beamtenstellen zu sehen und zu hören.

Die Einrichtung dieser allgemeinen Zusammenkunft, die man Nundinae nennt, weil sie von 9 Tagen zu 9 Tagen stattfindet, und bei der die flaminische Priesterin in der Regia dem Jupiter ein Lamm opfert, geht nach Einigen bis auf die Vereinigung der Sabiner mit den Römern zurück, welche an diesem Tage ihre gemeinschaftlichen Opfer vollzogen. Doch behaupten Besserunterrichtete, daß man die Nundinae erst nach Abschaffung des Königthums zu feiern begann, und auch mir ist es wahrscheinlich, daß sie ganz einfach ihren Ursprung der Einführung der Republik verdanken, weil das Volk natürlich dann weit öfter nach Rom kommen mußte.

Die Nundinae können nicht an den Kalenden des Januar, noch an dem Tage der Nonen jedes Monats stattfinden. Das Erstere, weil früher allemal, wenn die Nundinae auf diesen Tag gefallen, traurige Begebenheiten im Jahre erfolgt sind; das Zweite, einem alten Gebrauche zu Folge.

Die Nundinae werden auf einem Raume gehalten, der zwischen der Tiber und den capitolinischen, aventinischen, palatinischen und quirinalischen Hügeln liegt. Dieser Raum, welcher das Forum romanum, das Forum boarium, das Velabrum und die heilige und suburanische Straße enthält a), bietet als Marktplatz Alles von Lebensmitteln jeder Art dar, womit Rom sich während der neun Tage zu versorgen denkt. Macellum nennt man die Gesammtheit dieser Märkte, nach einem gewissen Macellus, der vordem Eigenthümer eines Hauses daselbst war.

Um etwas Ordnung in die Sache zu bringen, hat jede Art von Nahrungsmitteln ihr besonderes Forum. So enthält also das Macellum Folgendes: Forum Olitorium, Markt für Gemüse und Früchte, am Fuße des capitolinischen Hügels; Forum Piscarium, Markt für Fische, am Ufer der Tiber; Forum Cupedinis, so genannt von den altlateinischen Worten cupes oder cupedia, welches ausgesuchte Speisen bedeutet, Markt für Bäckerei und andere Leckerbissen, am Fuße des palatinischen Berges. Im Velabro ist der Oelmarkt. Das Forum Pistorium bietet Brod aus und liegt am aventinischen Hügel, und endlich erstreckt sich das eigentliche Macellum hinter der Julischen Basilica beim Aequimelium und dient für Fleischwaare aller Art.

Für einen Fremden sind diese verschiedenen Märkte am Tage der Nundinae ein sehr anziehender Anblick. Die Mannigfaltigkeit der Kleidungen, der Gebräuche, der Sit-

---

a) S. den Plan beim 1. Bändchen.

ten, selbst der Gestalten, die Menge der zahllosen Auftritte, die sich mit jedem Augenblicke erneuern, geben ein belebtes, geräuschvolles und malerisches Bild, das anderswo schwerlich so zu finden sein würde.

Jeder Markt hat seine bestimmten Besucher, so ist z. B. das **Forum Piscarium** das Stelldichein der Schlucker und Schlemmer, die sich selbst durch üblen Geruch der Fischunreinlichkeiten, die man bei jedem Schritte dort findet, nicht abhalten lassen. Derselbe Fall ist's mit dem **Foro Cupedinis**. Man findet dort auch eine Menge Verschwender und Schmarozer, die den Köchen, Pastetenbäckern, Fischern und Jägern, denen sie schon viel zu verdienen gaben, sehr wohl bekannt sind und von ihnen stets umgeben werden.

Mitten unter dieser Menge gehen die Beamten des Schatzes umher, die die Gefälle des **Portorii** auf Gemüse und Früchte einnehmen, und die Aedilen wandern von einem Markte zum andern, untersuchen die Aufstellungen der Verkäufer, berichtigen das Brodgewicht, besichtigen alle verkäuflichen Nahrungsmittel und lassen die wegwerfen, welche ihnen nicht von guter Beschaffenheit erscheinen.

Man muß jedoch nicht glauben, daß alle Einwohner Roms ohne Ausnahme sich auf diesen Foris verproviantiren. Eine Menge Verkäufer bringt ihre Waaren, um keine Zeit zu verlieren, an kleinere Kaufleute, die dann die Gassen durchrennen und im Einzelnen verhandeln, was sie im Ganzen einkauften.

---

## Acht und siebenzigster Brief.

Eine Pistrina.

Ich unterhielt Dich schon von den Getreidevertheilungen, laß uns nun sehen, welche verschiedene Vorrichtungen man mit diesem Nahrungsmittel vornimmt, bis es genießbar wird. Es kommt in die Werkstätten, welche man Pistrinae nennt, wo man es in Mehl verwandelt und dann in Brod. Die Arbeiter, welche dieses verrichten, nennt man Pistores, von dem Worte pinsere, zerstampfen, weil man sonst das Getreide in Mörsern zerstampfte, nachdem man es vorher geröstet hatte.

Die Pistores waren 600 Jahre lang in Rom ganz ungekannt. Jede Haushaltung bereitete ihr Brod selbst, was durch die Frauen geschah. Bei den Reichen thaten es die Köche, und man nannte Pistores blos die damit Beschäftigten.

Jetzt aber hat der Name Pistor eine größere Ausdehnung erhalten und wird sowohl Denen beigelegt, die das Korn mahlen, wie denen, die das Mehl in Brod verwandeln. Die Pistores sind sehr häufig [a]); sie bilden ein Collegium und genießen besondere Privilegien, so daß sie z. B. nicht Vormünder zu werden brauchen. Ihre Werkstätten haben immer noch den Namen Pistrinae beibehalten, ob man gleich jetzt das Getreide nicht mehr stößt, sondern durch eine Maschine mahlt. Ich besuchte eine solche Werkstatt mit einer dergleichen Maschine und will sie Dir näher beschreiben.

---

a) Zur Zeit des Publius Victor gab es 230 Pistrinen in Rom.

Wir traten zuerst in ein großes Gemach von 31 Fuß Länge und 24 Fuß Breite. In der Mitte erblickte man vier Arten von Mörsern aus grauem, porösem und unebenem Stein, ohngefähr von kleiner Mannshöhe. Sie standen rautenförmig geordnet. „Das ist das Mühlengemach," sagte mein Pistor, „und diese großen Steine sind die Mühlen, wo das Getreide zuerst vorgerichtet wird."

Nähertretend bemerkte ich, daß diese Mühlen aus zwei Stücken bestanden, das eine fest, das andere beweglich. Das feste hat einen großen kreisförmigen Fuß, der in der Erde festgemacht ist. In der Höhe des Knies etwa, zeigt es in der Mitte eine Höhlung, aus welcher sich ein Kegel von etwas mehr als einer halben Elle im Durchschnitt erhebt. Rings um den Kegel ist die Höhlung wie ein Trog geformt von etwa zwei Zoll Tiefe. Der Kegel, aus demselben Stücke, wie die Basis, wird Meta genannt, ohnstreitig wegen seiner Aehnlichkeit mit der im Circus.

Ein zweiter Stein, der wie zwei etwas abgestumpfte Kegel geformt ist, welche so zusammengefügt, daß ihre Grundflächen sich einander entgegengesetzt befinden, paßt auf die Meta ein, und man nennt ihn Catillus. Dieser Catillus zeigt im Innern zwei kegelförmige Höhlungen, von welchen die obere das Getreide aufnimmt und die untere auf die Meta sich anschließt, nach deren Gestalt sie sich richtet.

Doch berühren sich diese beiden Steine nicht völlig, denn der Catillus ist beweglich und in seiner innern Umschließung mit einer eisernen Vorrichtung besetzt, in welcher vier verticale Löcher angebracht sind, um das Korn durchzulassen. Diese Vorrichtung ruht auf einem eisernen

Zapfen, der oben an der Meta befestigt. Auf diese Art bleibt zwischen den Wänden der beiden Mühlsteine ein Zwischenraum, der allerdings sehr klein, aber gerade noch hinreichend ist, daß das Getreide sich darin halten kann. Es geht nun um den ganzen Kegel herum, kommt zermalmt heraus und fällt in den kleinen kreisförmigen Trog, aus welchem man es mit der Hand nimmt.

Der Catillus wird mittelst langer Hebestängen in Bewegung gesetzt, welche durch die Oesen von Eisenbeschlägen am äußern Theile des engern Raumes gehen und etwa auf halber Mannshöhe angebracht sind.

Nichts ist mühseliger als diese Mühle zu drehen. Meist verrichten es Sklaven, die zur Strafe dabei angestellt werden. Auch bedient man sich der Pferde, Esel und Maulesel dazu. Ja, selbst arme Leute übernehmen es. Den Pferden und Eseln verdeckt man dabei die Augen und läßt sie durch Treiber dazu peitschen. Molae manuariae nennt man die Mühlen, welche mit der Hand, Molae jumentariae, die mit Thieren in Bewegung gesetzt werden.

Rings um dieses Gemach her sah ich verschiedene Gefäße und Werkzeuge. Unter den erstern namentlich die cumerae oder leichte Binsenkörbchen, in denen kleine Getreidevorräthe, welche Arme oder Sklaven von unbemittelten Personen zur Mühle bringen, sich befinden. Ferner Siebe aus Roßhaaren, Beutel aus Linnen, von verschiedener Feinheit, um das Mehl durchzustäuben, Amphoren, Gefäße von Erz und Thon, um das Wasser und den Sauerteig aufzubewahren, womit man das Mehl mischt. Ohnweit der Thüre war ein Brunnen und darüber ein Wand-

gemälde, das ein Opfer der **Fornax**, Göttin der Backöfen, darstellte, welcher man an einem gewissen von dem Obercurio angesetzten Tage in allen Curien vor einem Backofen die Opfer bringt, welche **Fornacalia** heißen.

Im Gespräche mit meinem **Pistor** erfuhr ich, daß es auch, jedoch nur außerhalb der Stadt, Mühlen gebe, die durch Wasser getrieben würden, und er beschrieb mir sie genauer [a]). Ich fragte ihn ferner über einige Eigenschaften des Getreides, das ich in den Amphoren sah, und über die Menge Mehl, die man beim Mahlen erhalte. „Der **Siligo** von Campanien," sagte er, „giebt gewöhnlich vier **Sextarii** (2 Litres 16 Centil.) auf den **Modius** (8 Litr. 64 Centil.), wenn es sehr rein, minder rein fünf und überdies noch einen halben **Modius** feines Mehl. Außerdem zieht man auch noch vier Sextarien grobes Mehl daraus und eben so viel Kleie. Der **Siligo** aus Pisa giebt fünf auf den **Modius** und der von Clusium und Aretina gar bis sechs. Der Weizen, den wir **triticum** nennen, giebt sehr schönes feines Mehl, der afrikanische gewöhnlich einen halben **Modius** und fünf Sextarien auf den **Modius**, überdies vier Sextarien Mittelmehl und eben so viel Kleie. Ueberdies kommt es noch sehr auf die Art an, wie man das Getreide für das Mahlen behandelt.

---

a) Es scheint, als hätten die Römer die Wassermühlen aus Kleinasien mit herübergebracht. Antipater von Thessalonich hat die hydraulischen Maschinen hochgefeiert, welche schon in diesen alten Zeiten aus mehrern Mühlsteinen bestanden, die durch ein einziges Rad in Bewegung gesetzt wurden, wie bei den Meisterwerken der jetzigen Mechanik.

Aus der feinen Kleie wird gewöhnlich Brod für die Hunde gebacken."

Nun öffnete mir mein Pistor linker Hand ein Gemach, wo die steinernen Tröge sind, worin man den Teig bereitet. Man speiset in Rom nur gegohrenes Brod. Die Gährung bringt man durch etwas mit süßem Weine durcharbeiteten Teig hervor. Dazu ist vorzüglich Hirsenmehl sehr gut. Man bereitet Kügelchen daraus und läßt sie an der Sonne trocknen. Braucht man sie, so weicht man sie in warmem Wasser auf und mischt feines Spelzmehl darunter. Acht Unzen Sauerteigs ist genug für einen Modius Mehl. Doch kann man diese Art Sauerteigs nur zur Zeit der Weinernte bereiten, wo er sich aber auch Jahr und Tag erhält.

Wie viel das Mehl Brod giebt, konnte ich nicht recht genau erfahren, blos dies, daß der italienische Siligo 24 oder 25 Pfund auf den Modius giebt. Das feine Weizenmehl wird in drei Qualitäten getheilt, wovon die eine 16 Pfund Brod auf den Modius giebt, die andere 18 und die dritte 19 und 4 Unzen, ungerechnet zwei und ein halb Pfund weißen und eben so viel schwarzen Zwieback.

Nahe bei dem Mühlengemache befanden sich lange Ställe mit niedrigen gemauerten Trögen, wo man das Zugvieh für die Mühle füttert. Ueber diesen Ställen wohnen die Sklaven.

Ihm gegenüber ist der Backofen und noch verschiedene andere Gemächer, theils um das Brod hinzustellen, bis der Teig aufgegangen, theils um es dann abkühlen zu lassen. Unter dem Backofen, der innerhalb ganz rund ist und vier und einen halben Fuß im Durchmesser hat, ist ein Auf-

bewahrungsort für die Kohlen, davor wieder eine mit einer Steinplatte bedeckte Versenkung für die Asche und links ein eingemauertes Gefäß mit Mehl, welches man auf die Schüppe streut, damit der Teig nicht anklebt.

Nicht für jede Art des Brods bedient man sich des Backofens und es giebt welches, das man unter der Asche und unter metallenen oder irdenen Gefäßen bäckt, die mit glühenden Kohlen bedeckt und umgeben sind. So nennt man auch Clibani die sehr wohlschmeckenden Brödchen, welche in tragbaren Oefen gebacken werden, die gewöhnlichen aber Furnacei. So heißt Speusticus das in Eil gebackene Brod, und Ostrearius Brod, das man zu Austern vorsetzt, Ortologanus aber ein sehr feines Brod, das mit etwas Wein, Pfeffer, Milch und Schmalz angemacht wird, wie man denn auch zu den viereckigen Brödchen Anis und Käse nimmt.

Gewisse Brödchen werden mit Eiern und Milch angemacht. Aus Parthien hat man neuerdings eine Art Brod gebracht, die Aquaticus heißt, weil es sehr leicht und porös ist, auch nennt man es Parthicus. Die beste Art des gewöhnlichen Brodes ist aus Siligo oder Winterweizen, und das für Schmecker gesuchteste das picentinische. Dieses ißt man aber nur eingeweicht und am öftersten in Honig mit Milch. Es wird wie ein Schwamm, wenn man diese Süßigkeit darauf gießt.

Ich hatte die Mühlen außerhalb mit Blumengewinden geschmückt gesehen, war den Eseln, die sie drehen, auf den Straßen begegnet, mit einem Brode am Halse hängend,

wie es bei den Vestalien am 6. Idus des Juni (8. Juni) üblich, und da ich also glaubte, es werde heute in der Pistrine nicht mehr gearbeitet, so verlängerte ich meinen Besuch bis zum Spätabend; wie sehr staunte ich aber, als ich da die Esel und die Pistores zurückkommen sah, um ihre gewohnte Arbeit wieder anzufangen, denn Du mußt wissen, daß, um jeden Morgen frisches Brod zu haben, man nur während der Nacht bäckt.

Jede Art Brods wird von einer eignen Gattung Arbeiter bereitet, unter welchen die Siligines, welche Brod aus Siligo machen, den ersten Platz einnehmen. Doch sind sie deshalb nicht besser daran als die übrigen. Durch Mühe und Elend verdumpft hat die Natur sich bei ihnen nicht entwickeln können, und sie sind klein und häßlich. Mit Lumpen behangen zeigen sich die Striemen auf ihren Rücken. Oft bedeckt ihnen die Lenden nur ein elendes Stück Linnen. Ihr Gesicht ist Entsetzen erregend. Ihre Augenlider sind entzündet und durch den dicken Rauch der Oefen haben sie fast das Sehen verloren. Ihre Haare sind halb abgeschoren und an der Stirn tragen sie das Brandmal der entflohenen Sklaven. Bleich und gelb, mit Mehlstaub bestreut, sollte man sie fast für Gespenster halten, und wenn man nun diese Unglücklichen noch dazu in Ketten mit eisernen Ringen an den Füßen arbeiten sieht, so weiß man kaum, ob es wirklich Menschen sind, die man vor sich hat.

---

## Neun und siebenzigster Brief.

### Die Rechtsgelehrten.

Unter den Königen waren die Gerichtsformen sehr einfach, doch regelten nach und nach Gesetze derselben die Gerechtigkeitspflege und sie gaben verschiedene Edicte, welche Ancus Martius auf eherne Tafeln graben und stets im Foro ausstellen ließ. Die Zeit verwischte oder zerstörte diese Tafeln und ihre Vorschriften geriethen in Vergessenheit, bis nach Vertreibung der Könige der Pontifex Cajus Papirius sie sammelte, woraus das Papirische bürgerliche Gesetzbuch hervorging.

Von diesem Zeitpunkte schreiben sich die Rechtsgelehrten her. Nur die Patricier, denen Papirius seine Sammlung vorbehielt, kannten die Gesetzgebung, alle andere Bürger mußten zu ihnen bei eintretenden Fällen ihre Zuflucht nehmen.

Dieser Zustand dauerte ein halbes Jahrhundert, dann war das Volk dieser Abhängigkeit müde und verlangte die Einrichtung einer von Allen gekannten, festen und öffentlich verhandelten Legislation. Lange widerstanden die Patricier, aber zuletzt endigte sich dieser Zwist durch die Herstellung und Annahme der zwölf Tafeln.

So weise und trefflich diese Gesetzgebung jedoch auch war, konnte sie doch nicht alle Fälle voraussehen oder erklären. Die Rechtsgelehrten benutzten daher die Kürze und Dunkelheit einiger Stellen, um ihren Einfluß, den sie fast ganz verloren hatten, wieder zu gewinnen. Sie interpretirten, erklärten und commentirten die zwölf Tafeln

und führten dadurch besonders in den Gerichtsgang verschiedene Subtilitäten ein, die eine Art von Supplementarcodex bildeten, den sie allein kannten und der doch allen Proceßführenden unentbehrlich war. Sie schrieben ihn auch nicht in gewöhnlicher Schrift, sondern mit Chiffern nieder, deren Geltung nur ihnen bekannt war.

Eine andere nicht minder unerläßliche und bis dahin dem Volke gänzlich fremde Kenntniß war die der Fasten. Auch dieser bemächtigten sich die Rechtsgelehrten.

So behaupteten sie fast anderthalb Jahrhunderte lang ihre Obergewalt, bis im Jahre 449 ein bloßer Schreiber, Cnejus Flavius, ihnen ihre Geheimnisse stahl, die verschiedenen Klagformeln veröffentlichte und indem er um's Forum her das Verzeichniß der Fasten aufstellen ließ, alle Bürger in den Stand setzte, die Tage zu kennen, wo die Religion erlaubte, Proceß zu führen. Diese Sammlung nannte man das Flavische Gesetzbuch.

Wüthend zwar über Flavius verloren die Rechtsgelehrten doch nicht den Muth, und beeilten sich neue Formeln zu erfinden, die sie nun noch geheimnißvoller hielten. Während eines neuen Zeitraumes von etwas mehr als einem Jahrhunderte krönte der Erfolg ihre Anstrengungen wieder. Da erschien Sextus Aelius Pätus, der das Talent des Redners mit der Kenntniß des Rechtsgelehrten verband. Er machte, dieses erstere als das einzige und wichtigere achtend, jene Formeln abermals bekannt, nicht aber als Diebesbeute, wie Flavius, sondern als eigenes Studium, und so entstand das Aelische Recht.

Cicero hat in einer seiner Reden die Wissenschaft des

Rechtsgelehrten lächerlich zu machen gesucht. Nun kann allerdings dieselbe für mittelmäßige und beschränkte Köpfe in falschen Subtilitäten und leerem Formelwerk bestehen, aber trotz diesem bleibt es doch wahr, daß zu Cicero's Zeiten selbst die Rechtsgelehrten Männer von wahrem Verdienste waren, die sich dem gründlichen Studio der Gesetze hingaben, und daß sie mitten in der chaotischen Masse der römischen Rechtswissenschaft wie Fackeln der Gerechtigkeit, Leuchten und Führer der Richter, als Vorsehung der Redner und Wohlthäter der Bürger sich zeigten.

Die Privaturtheile vom größten Gewichte beruhten auf ihrem Scharfsinne. Man befragte sie unaufhörlich um Rath und sie unterließen nie, den Fragenden treffende Waffen in die Hand zu geben. Man konnte sie in der That für eine Art von Privatgesetzgebern ansehen. Ihre Entscheidungen sprachen da, wo die Gesetze schwiegen; sie setzten neue Fälle der Strafbarkeit fest und bestimmten auch die Pön dafür, so daß oft die Tribunale sich Dem fügten, was jene für recht und billig erkannt hatten. Ihre Meinung war von so großem Gewicht, daß man sich darauf stützte und die Redner, welche dieselbe gegen sich hatten, sich viele Mühe gaben, sie zu bestreiten und zu widerlegen.

Tiberius Coruncanius eröffnete zuerst eine Rechtsschule, wohin sich die patricische Jugend in Menge begab, und nach seinem Beispiele gaben viele andere Bürger aus den angesehensten Familien Roms Unterricht in der Rechtswissenschaft. Man munterte dieses Studium auf und das Volk schenkte dem Scipio Nasica ein Haus in der heiligen

Straße, damit man ihn leichter um Rath fragen könne. Man schrieb über diese Wissenschaft und viele Rechtsgelehrte haben ausführliche Werke darüber hinterlassen, wo ich nur den Servius anführen will, dessen Werke beinahe 180 Volumina ausmachen. Aufidius Namusa schrieb deren 140, und der berühmte Antistius Labeo, mein Freund, gar 400!

Und doch schien Lehren und Schreiben den Rechtsgelehrten noch nicht hinreichend. In der Leidenschaft, sich nützlich zu machen, gingen sie so weit, daß sie ihre Häuser verließen und sich auf's Forum begaben, wo sie denn umherwandelnd stets bereit waren, Jedem, der sie anging, ihren Rath zu ertheilen und die Schätze ihres Wissens zu eröffnen.

Es ward ihnen aber auch dafür die größte Achtung, ja Verehrung ihrer Mitbürger zu Theil. Man nahm ihre Antworten wie wahre Orakel an, denn sie stellten keine Gründe dafür auf; man nannte ihr Geschäft ein richterliches Königreich und verglich den Sitz, von dem aus sie ihre Berathungen ertheilten, einem Throne.

Obgleich Cäsar Augustus Niemandes Ansehen anerkennen wollte, mußte er doch dem der Rechtsgelehrten eine Art Huldigung weihen. Sie hatten, wenn schwierige Fragen vorlagen, die Gewohnheit, sich in einer öffentlichen Versammlung zu vereinen, welche man disputatio fori nannte, um zu entscheiden, aus welchem Gesichtspunkte die Sache anzusehen sei. So vereinte Augustus einmal die vorzüglichsten derselben, um nach ihren Ansichten die Gesetzgebung über die Codicille zu ordnen.

Später griff er jedoch die Unabhängigkeit der Rechts-

gelehrten gar sehr an, indem er ihnen verbot, ohne seine Erlaubniß öffentlich sich zu berathen, und sie nöthigte, ihre Consultationen zu unterschreiben. Doch sagt man auch, daß er ihren Gutachten dadurch noch größeres Gewicht habe verleihen wollen.

Jetzt sind Atejus Capito und Antistius Labeo die berühmtesten Rechtsgelehrten. Sie bilden zwei sich entgegenstehende Secten. Atejus hängt mehr den alten Ueberlieferungen an, dagegen hat Labeo mehr Vertrauen auf sein Genie und Wissen und sucht, da er ein sehr gründlicher Philosoph, Vieles umzugestalten. Er hat sein Jahr so eingetheilt, daß er 6 Monate in Rom mit seinen Schülern und 6 auf dem Lande zubringt, wo er schreibt.

---

## Achtzigster Brief.

Die Literatoren. — Die Recitationen.

Man findet hier eine Classe von Menschen, welche der Gesellschaft einen besondern Reiz verleihen, das sind die Literatoren. Unter diesem allgemeinen Titel begreift man Alle, welche sich hauptsächlich damit beschäftigen, ihren Geist auszubilden, in den Wissenschaften Unterricht zu geben oder darüber zu schreiben, wie Grammatiker, Redner, vorzüglich aber Geschichtschreiber und Dichter.

Die Grammatiker sind im Allgemeinen Lehrer (praeceptores) oder Vorsteher einer öffentlichen Schule. Dieses Geschäft, so lucrativ es für Menschen von Talent auch ist, wird doch nur von Freigelassenen betrieben, welche als ehemalige Erzieher der Kinder ihrer Herren die Freiheit erwarben.

Die Geschichtschreiber und Dichter nehmen den ersten Platz unter den Literatoren ein und auch den ehrenvollsten, denn ihr Hauptzweck ist der Ruhm.

Seit der Zerstörung von Carthago und der Eroberung von Griechenland, dem Zeitpunkte, wo Rom Sinn für die Literatur zu haben begann, zeigte es für die Literatoren stets die höchste Achtung. Außer dem Beispiele des Pompejus will ich nur eine Thatsache des Kaisers Augustus anführen. Als er Alexandria genommen, hielt er bei seinem Einzuge den Philosophen Areus an der Hand und sprach allein mit ihm. Als nun die Alexandrier ihn um Schonung baten, antwortete er: „Es sei! ja, ich versichere Euch meiner Gnade, erstlich der Schönheit Eurer Stadt wegen, dann um Alexanders, deren Erbauers willen, und drittens aus Liebe zu Areus, Euren Mitbürger, den ich als meinen Freund betrachte."

Besonders zeigte Augustus in den beiden ersten Dichtern unsers Jahrhunderts, Horaz und Virgil, seine ganze Achtung für die Wissenschaften, indem er sie zu seinen innigsten Vertrauten erhob.

Viele der jetzt lebenden Dichter, Ovid, Catull, Properz, Bassus, Bibaculus, Gallus, Cornelius Severus, Manilius, Phädrus, Ponticus, Tibull und hundert andere stehen mit Allem, was Rom Großes, Berühmtes und Ausgezeichnetes besitzt, in der engsten Verbindung. Niemand fragt nach der Herkunft der Literatoren, wenn sie nur Talent besitzen. Selbst Freigelassene, wenn sie nur Geist und Genie haben, zieht man unbedenklich in seine Gesellschaft, sein Vertrauen. So war der komische Dichter

Terenz, so Phädrus ein solcher, eben so die meisten Grammatiker, und Horaz, der Liebling des Kaisers, ist der Sohn eines Freigelassenen.

Dieser stete Umgang mit den Großen hat nicht allzuvortheilhaft auf den Charakter der Dichter und Literatoren eingewirkt und sie sehr oft zu Schmeichlern und Speichelleckern ihrer Beschützer herabgewürdigt. Bei den Dichtern wäre es noch eher verzeihlich, aber was soll man von den Literatoren sagen, in deren Werken man nur die ernste Sprache der Wahrheit finden sollte? Von Vellejus Paterculus und Valerius Maximus? Der Erste schmeichelt Tiber in seinem Abrisse der römischen Geschichte, und der Andere hat sogar in einem ähnlichen Werke den Weihrauch an dessen Minister Sejanus verschwendet und entblödet sich nicht, zu behaupten, daß man von Cassius und Brutus nur mit dem Beiworte der Vatermörder sprechen könne!

Unter einander selbst schmeicheln sich die Literatoren bei weitem weniger und beurtheilen sich im Gegentheile auf's Strengste. Viele ausgezeichnete Dichter, welche doch über diese Schwäche erhaben sein sollten, füttern eine Menge untergeordneter Geister, schenken ihnen eine alte Toga und dergleichen, um öffentlich von ihnen gelobt zu werden. Besonders erzeigen sie den Grammatikern diese Wohlthaten. Freilich führt selbst der Besitz der ausgezeichnetsten Talente in der Literatur selten oder nie zum Wohlstande, und seit Homer gilt ein Dichter und arm sein fast für gleichbedeutend. Nur die dramatische Literatur bietet noch einige Hülfsquellen dar, denn die Dichter

verkaufen ihre Arbeiten an die Schauspielunternehmer, doch hielt man den Preis von 8000 Sestertien (1637 Fr. 66 Cent.), wofür Terenz seinen Eunuchen verkaufte, für so außerordentlich, daß es auf dem Titel dieses Stücks bemerkt ward.

Die Großen bezahlen auch die Dichter mit nichts weiter als mit ihrer Protection. So mußte z. B. Plautus zuletzt in einer Pistrina den Mühlstein drehen, um leben zu können, und selbst Terenz endete im größten Elende.

Der Kaiser Augustus verbesserte das Loos der Literatoren außerordentlich. Horaz und Virgil sind Beweise davon.

Der stets rege Sinn der Dichter für öffentliche Anerkennung hat den Gebrauch der Vorlesungen allgemein gemacht. Asinius Pollio führte sie in seiner dreifachen Eigenschaft als Dichter, Redner und Geschichtschreiber zuerst ein. Man nennt Recitationes die öffentlichen Vorlesungen, welche die Verfasser selbst von ihren noch nicht herausgegebenen Werken halten. Die Meisten miethen dazu ein Local. Das Schwierigste besteht aber darin, ein Publicum zusammenzubringen, da nicht selten diese Recitationen höchst langweilig sind, meist blos in den Monaten April oder August stattfinden, wo sie alle sich häufen, und gewöhnlich einen ganzen Tag, oft sogar zwei und drei dauern.

Literatoren vom ersten Range stellen also in der Regel dergleichen nicht an, auch hat sich z. B. Horaz nie dazu herabgelassen. Wer zu arm ist, um die Kosten einer Recitation zu bestreiten oder im Voraus weiß, daß er kein Auditorium zusammenbringen werde, begnügt sich da-

mit, seine Werke in den öffentlichen Bädern oder selbst auf dem Foro vorzulesen.

---

## Ein und achtzigster Brief.

Die Buchhändler. — Von der Abfassung der Bücher und dem Handel damit.

Die Buchhändler (Librarii) sind eine Classe von Handelsleuten, deren Geschäft darin besteht, Manuscripte von Schriftstellern anzukaufen und Abschriften davon fertigen zu lassen, um diese wieder zu verkaufen. Schon im vorigen Jahrhunderte kannte man diese Industrie, sie war jedoch viel weniger allgemein als jetzt, wo sie wesentlich auf die Verbreitung von Kenntnissen einwirkt, da ehemals nur reiche Leute sich durch ihre Sklaven Bücher abschreiben lassen konnten.

Rom besitzt viele Buchhändler. Wie alle Detailhändler bewohnen sie Tavernen, die sehr in's Auge fallen. Meist befinden sie sich in den Umgebungen des Forums. An ihrer Ausstellung erkennt man sie leicht. Für's Erste sind alle Thürpfosten mit Tafeln bedeckt, worauf die Namen der Autoren und ihrer Werke stehen, die sich in der Buchhandlung vorfinden, dann befindet sich auch noch eine Menge von Manuscriptrollen dort, entweder in Bündeln oder in kleinen cylindrischen Behältnissen, die man Foruli oder Scrinia nennt. Die Scrinia sind mit einem Riemen umwunden, der sie zu tragen dient, und mit einem besondern Deckel versehen, den man nöthigenfalls verschließt.

Innerhalb stehen an den Wänden Gestelle, die in

Nidi (Nester) oder Fächer getheilt und ganz voll Manuscripte sind.

In der Regel sind die Buchhändler nicht eben unterrichtete Personen, dessenohnerachtet aber finden sich in den Buchhandlungen alle Freunde der Literatur und die Literatoren selbst zusammen. So befand ich mich ohnlängst mit Cremutius Cordus in einer der berühmtesten römischen Buchhandlungen, am Ende des Forums, der Handlung der Gebrüder Sosius, welche die Buchhändler des Dichters Horaz sind. Es war eine große Gesellschaft darin. Nicht lange so kam einer der Sosier zu uns, der bis daher vor seiner Taverne von einem Liebhaber aufgehalten worden war, der um die dort aufgestellten Annalen des Fabius handelte und sie wegen der Richtigkeit der Abschrift sehr genau mit einem Grammatiker untersuchte, den er ausdrücklich dazu mitgebracht hatte. Cremutius stellte mich ihm vor und bat ihn dann, mich in seine Werkstätten (officinae) zu führen, wo man an der materiellen Bereitung der Bücher arbeitet.

Wir traten also zuerst in ein großes Magazin, Apotheca, wo die Vorräthe von Papyrus und Häuten, auf welche die Römer schreiben, mir Gelegenheit zu einigen Fragen deshalb gaben, welche Sosius folgendermaßen beantwortete:

„Der Papyrus ist ein Schilfrohr, das in den Morästen Aegyptens oder den stehenden Wässern wächst, welche der Nil nach seinem Abflusse zurückläßt. Varro behauptet, daß man erst seit der Eroberung Aegyptens durch Alexander davon Gebrauch machte. Vorher bediente man sich der

Charta, welche nichts Anderes als dazu vorgerichteter Papyrus ist, zum Schreiben nicht, sondern that dies auf Palmenblätter oder auf die innere Rinde gewisser Bäume. Diese heißt liber, daher auch der Name liber, Buch, für die Manuscripte. Oeffentliche Schriften wurden auf Bleitafeln gegraben, die man zusammenrollte. Nicht lange nachher bediente man sich für Privatangelegenheiten der Leinewand oder mit Wachs überzogener Tafeln."

„Die Charta wird folgendermaßen zubereitet. Man trennt mit einer Nadel die Stiele des Papyrus in sehr dünne und möglichst breite Streifen. Die besten kommen aus dem Innersten, dann weiter nach dem Rande zu. Dadurch erhält man achterlei Arten von Charten."

„Diese Häutchen des Papyrus setzt man nun auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel zusammen. Dieses, vielen Schlamm mit sich führende Wasser vertritt die Stelle des Leims. Zuerst streckt man Seite an Seite die umgekehrten Blätter aus, nach der ganzen Länge des Papyrus, nachdem man die beiden Enden derselben abgeschnitten hat. Dann legt man andere Blätter querüber, bringt sie unter eine Presse und läßt sie an der Sonne trocknen. Endlich fügt man sie abstufungsweise an einander, die bessern zu den schlechtesten. Mehr als zwanzig bringt man nie in eine Rolle. In der Breite sind diese Charten sehr verschieden, von 30 Zoll Breite bis zu 6 herab."

„Bei dem Werthe der Charta nimmt man auch auf Feinheit, Dichte, Weiße und Glätte Rücksicht. Die letztere giebt man durch einen Thierzahn oder Meerschnecke. Letztere

läßt dann weniger gut das Atramentum oder den Saft annehmen, womit man schreibt."

„Die Leimung, wie man sie in Rom giebt, trägt sehr zur Glätte bei, und ohne sie könnte man auf Papyrusblätter nicht schreiben. Der Leim wird aus einer Mischung von feinem, in Wasser gekochtem Mehl mit einigen Tropfen Weinessig gemacht. Manchmal thut man Gummi und Tischlerleim darunter, wodurch aber die Blätter leicht brechen. So geleimtes Papier wird dann mit dem Hammer dünn geschlagen, wieder geleimt, unter die Presse gebracht und nochmals geschlagen."

„Besser als Papyrus ist aber das Pergamen, worauf wir auch die vorzüglichsten Werke abschreiben lassen. Man erfand es vor etwa 3 Jahrhunderten (286 Jahre vor Christus). Eumenes, König von Pergamus, wollte in Einrichtung öffentlicher Bibliotheken mit Ptolemäus, Könige von Aegypten, wetteifern, und Letzterer verbot daher die Ausfuhr der Charta. Da erfanden die Pergamenser die Kunst, jene durch Thierhäute zu ersetzen, welche sie auf eine besondere Art zurichteten und die nun den Namen nach der Stadt Pergamus führt."

Sosius ließ uns jetzt in ein Zimmer treten, das er die Officin der Buchhändler-Abschreiber oder eigentlich blos der Buchhändler, Librarii, nannte, weil ursprünglich nur diese Abschreiber Librarii hießen. Hier schrieben mehrere Librarii mit einer Tafel auf den Knien Das nach, was ein Einzelner dictirte, so daß also mehrere Copien desselben Werks zugleich fertig werden.

Diese Schreiber bedienten sich dazu eines gespitzten

und an seinem Ende gespaltenen Schilfrohrs, damit ein Saft, in welchen sie es tauchten, desto besser herausfließe. Dieser Saft besteht aus Ruß, gebranntem Harz und etwas Gummi, seiner schwarzen Farbe wegen nennt man ihn Atramentum oder auch Sepia, nach einem Meerinsecte, welches eine ähnliche Flüssigkeit liefert. Es befindet sich in kleinen, niedrigen, cylindrischen Gefäßen mit einer Handhabe. Jeder Schreiber hatte ein Scrinium bei sich, das außer diesem Geräth mehrere Rollen Charta oder Pergament enthielt.

Das Schreiberrohr kommt aus Aegypten, doch auch von Gnidos und Asien. Italien selbst liefert dergleichen, doch trocknet es sehr leicht aus und spaltet sich zu sehr.

In einem andern Theile dieses Gemachs collationirte man die Manuscripte, um die Fehler darin zu verbessern. Dieses Geschäft ist sehr wichtig, denn vergebens bietet man fehlerhaft geschriebene Manuscripte in Rom aus, sie finden höchstens Absatz in den entlegenen Provinzen.

Ich bemerkte bei mehrern vollendeten Manuscripten, daß sämmtliche Titel mit Mennige (minium) roth geschrieben waren, das Uebrige aber schwarz, daß sie nur auf einer Seite beschrieben, daß auf den Pergamenten mit Blei Linien gezogen, damit die Schrift desto regelmäßiger, und daß bei mehrern das Ende durch eine kleine eingezeichnete Krone nach der letzten Zeile angedeutet.

Aus der Officin der Abschreiber gingen wir in die der Glutinatores oder der Arbeiter, die sich mit der eigentlich materiellen Partie der Abschriften beschäftigen. Sie kleben die Blätter aneinander, und wenn sie so einen Streifen

daraus gemacht haben, befestigen sie diesen mit dem einen Ende an einen cylindrischen Stab, um den sie ihn rollen. Die beiden Enden dieses leichten Stabs, Umbilici genannt, werden mit kleinen Scheiben von Ebenholz, Horn oder auch Gold verziert, wodurch die Ränder (Frontes) geschützt werden.

Ein Umschlag von Leder, mit rothen Riemen verziert, umgiebt das Buch. Auf diesen Umschlag, dem man manchmal eine Purpurfarbe giebt oder ihn auch selbst aus einem Stücke Purpur macht, klebt man einen Streif sehr dünnen Pergaments, worauf man den Titel des Werks schreibt.

Die meisten Bücher sind in Gestalt einer Rolle, daher auch die Benennung Volumen, von volvere, rollen. Kurze Werke haben keine Umbilici, man rollt sie über sich selbst oder bringt sie in Bände, Tomi. Da werden die Blätter, statt aneinander geleimt zu werden, übereinander gelegt, zusammengenäht und zwischen zwei Bretchen von Buchenholz gepreßt, die man mit weißem oder gelbem Pergament bedeckt. Große Werke bilden stets Volumina.

Jetzt gingen wir in die Taverne zurück und fanden dort nur noch einen jungen Sklaven, der einem ziemlich ärmlich aussehenden Manne eine Menge schmuziger, verschwärzter und durch das lang zum Kaufstehn unscheinbarer Bücher übergab. Er warf sie unordentlich in einen Kasten ohne Deckel. „Das sind schlechte Werke," antwortete auf meine Frage Sosius, „die Niemand mehr mag. Ich verkaufe sie für ein Spottgeld an diesen Mann, der sie nun wieder wohlfeil in den verschiedenen Städten Italiens oder den Vorstädten Roms verkauft. Da lehrt man die Kinder daraus lesen oder nimmt die Blätter verkehrt,

und sie dienen zur Uebung der Hand in den Anfängen des Schreibens. Der kleinste dieser kleinen Bände von Horaz, Ovid, Properz oder Catull, den ich für 4, 6, 10 und 20 Sestertien (78 Cent., 1 Fr. 10 Cent., 1 Fr. 84 Cent. und 3 Fr. 64 Cent.) verkaufe, ist mehr werth als jener ganze Kram. Manchmal kommt dieser Ausschuß aber auch gar nicht außerhalb Roms, und wir verkaufen ihn an die Pigmentarii (Salbenmacher), an die Fischhändler, die Köche, zum Einwickeln der Speisen und Gewürze oder auch zu einem ganz besondern Gebrauche, den ich Dir nicht näher bezeichnen will."

Ich schließe diesen Brief nicht, ohne noch ein Wörtchen von den Libellionibus gesagt zu haben, welches eine Art kleiner Buchhändler sind, die nur alte Bücher verkaufen. Sie haben keine Tavernen, sondern stellen ihre wohlfeile Waare blos offen in einigen Kisten aus.

---

## Zwei und achtzigster Brief.

### Die Bibliotheken.

Sieben Jahrhunderte lang dachte das ganz auf den Krieg gerichtete Rom nicht an die freien Künste. Auch drückten dessen älteste Literatoren sich nur in griechischer Sprache aus. So that es Livius Andronicus, ein tragischer Dichter nach dem ersten punischen Kriege, und der epische Dichter Ennius, ohngefähr zu derselben Zeit.

Als aber die Zerstörung Carthago's und Corinth's die Römer von äußerer Sorge befreit hatte, fingen sie an, sich mit Literatur zu beschäftigen, die griechischen Dichter

zu studiren, sie in's Lateinische zu übersetzen, und so besiegte das besiegte Griechenland seinerseits den stolzen Sieger. Dort auch nahmen die Römer den Geschmack für Büchersammlungen her, welche sie Bibliotheken nennen.

Die erste nur einigermaßen beträchtliche in Rom war die des Paulus Aemilius, der sie nach der Niederlage des Perseus von Macedonien dahin bringen ließ.

Ohngefähr 80 Jahre später bemächtigte sich Sylla bei der Eroberung Athens der Bibliothek, welche ein gewisser Apellicon von den Erben des Aristoteles, der zuerst eine Büchersammlung anlegte, gekauft hatte. Lucullus folgte 20 Jahre nachher und dann viele reiche Bürger und Literatoren. Unter ihnen Cicero und Atticus.

Alle diese Bibliotheken dienten nur zum Gebrauche ihrer Besitzer und einiger Freunde derselben. Erst Lucullus bot sie zur Benutzung für Jedermann dar. Weiter hoffte noch Julius Cäsar durch wirkliche öffentliche Büchersammlungen den Nutzen solcher Einrichtungen zu treiben, und Varro bekam den Auftrag, die Bücher dazu zu sammeln und zu ordnen, der Tod Cäsars unterbrach aber diese treffliche Unternehmung und einer seiner Freunde, Asinius Pollio, genoß einige Jahre später den Ruhm, sie auszuführen und die erste öffentliche Bibliothek zu Rom zu gründen. Sie war im Atrio der Freiheit auf dem aventinischen Hügel, ohnweit des Forum Julius Cäsars aufgestellt.

Der Kaiser Augustus wollte als mächtiger Beschützer der Wissenschaften nicht hinter einem so edelmüthigen Beispiele zurückbleiben, und bestimmte im Jahre 721 den

Erlös aus der Beute von den durch ihn unterworfenen Dalmatiern zum Aufbau eines Porticus und einer Bibliothek, welche er, nach dem Namen seiner Schwester Octavia, die Octavianische nannte.

Als er ferner einige Jahre später einen Tempel des Apolls auf einer Stelle des palatinischen Hügels baute, welche die Götter durch einen Blitzstrahl bezeichnet hatten, verband er mit diesem Tempel eine lateinische und griechische Bibliothek.

Du siehst nach Dem, was ich Dir über die Octavianische, Palatinische und Lucullische Bibliothek schrieb, daß solche Gebäude außer den Sälen für Aufstellung und Studium stets mit einem Porticus umgeben sind. Auch die innern Gallerien sind ziemlich auf gleiche Art eingerichtet. Rings umher sind die Schränke von Cedernholz und Elfenbein, mit Nummern versehen, und darin Tafeln, der Höhe nach in kleine Abschnitte getheilt, die man Loculamenta nennt. Die Manuscripte mit einer Aufschrift, die den Inhalt anzeigt, stehen horizontal in kleinen Kästchen. Andere liegen aber auch vertical in Kistchen von Ebenholz, Cypressen oder Cedern, Holzgattungen, welche dem Verderben nicht ausgesetzt sind, und zur Erhaltung der Rollen beitragen. Diese Kistchen ließen solchen Büchersammlungen den Namen Bibliotheken geben, abgeleitet von zwei griechischen Worten, welche Bücherkisten bedeuten. Uebrigens sind sämmtliche Bibliotheken stets mit Büsten der berühmtesten Männer aller Länder in Gold, Silber, Erz oder Marmor, auch wohl mit gemalten Bildnissen derselben geschmückt.

Von den drei öffentlichen jetzt existirenden Bibliotheken besitzt jede einen Oberaufseher, der aus der Zahl der Literatoren genommen wird. Zugleich dienen sie zum Stelldichein der Philosophen, Gelehrten und einer Menge Müßiggänger, welche die schönen Künste lieben.

---

## Drei und achtzigster Brief.

Die Neuigkeitskrämer. — Die Acta diurna der Stadt.

Es giebt in Rom eine Classe von Personen, die man bald in den Häusern, bald in den Theatern, so wie auf allen öffentlichen Plätzen findet. Sie drängen sich in Anderer Angelegenheiten und haben stets ein sehr beschäftigtes Ansehen. Zwecklos irren sie umher und thun nie, was sie sich vorgenommen haben, sondern nur Das, was ihnen von ohngefähr aufstößt. Ihr Leben ist ein geschäftiger Müßiggang.

Dieses Laster zeugt bald wieder ein noch schlimmeres, nämlich die Neugier, die Liebe für Neuigkeiten und Geheimnisse, das Aufsuchen einer Menge Anekdoten, welche zu sagen oder auch nur zu wissen gefährlich. Personen dieser Art, welche besonders für Staatsneuigkeiten einen großen Hang haben, versammeln sich fast Alle auf dem römischen Foro an der Stelle, welche man den See des Curtius nennt, und ohnweit der Rostern, von woher man sie auch Subrostrani genannt hat.

Es giebt auch weibliche Neuigkeitskrämerinnen. Eine solche weiß Alles, was in der Welt vorgeht, bei den In-

dern wie bei den Thraciern. Alle Liebeshändel in der Stadt kann sie Dir an den Fingern hersagen, und giebt's keine Neuigkeiten irgend einer Art, so macht sie sich dergleichen, die sie dann an den Straßenecken den Vorübergehenden Preis giebt.

Ehemals bestand in Rom ein Gebrauch, der sehr lange beobachtet ward, nämlich der, dem Volke alle öffentlichen Neuigkeiten, die von Interesse für dasselbe sein konnten, direct mitzutheilen. Der Senat ließ Alles, was Wissenswerthes von auswärts her an ihn gelangte, durch eine Magistratsperson, welche das Volk zusammenberief, von der Tribune herab diesem bekannt machen. Diese Art der Veröffentlichung ist nun zwar nicht mehr üblich, man bedient sich aber dafür der Schriften, die man überall verbreitet, und welche eine Sammlung bilden, die Acta diurna populi romani, tägliche Vorfälle des römischen Volkes, genannt wird.

Julius Cäsar hatte zuerst den Gedanken, als er im Jahre 693 zum Consulate gelangte, in dieses Tagebuch die Acten des Senats und des Volkes, d. h. alle politischen Nachrichten des Staates eintragen zu lassen, und so stehen denn nun die Protocolle der Sitzungen des Senats, die Senatsbeschlüsse, die Edicte der verschiedenen Beamten, die politischen und gerichtlichen Ephemeriden des Forums, die Geburten, Verheirathungen, Scheidungen, Sterbefälle berühmter Personen, Beschreibungen öffentlicher Cäremonien und der für die Spiele errichteten Gebäude, dieser Spiele selbst, so wie die dabei vorkommenden Ereignisse, kurz alles nur einigermaßen Merkwürdige, was

täglich in Rom vorkommt, ja selbst die Gerüchte und Lügen, die dort immerwährend im Gange sind, darin.

Die Acta diurna sind sehr in der Stadt verbreitet, und werden in der Provinz und bei den Armeen begierig gesucht. Reiche Leute lassen sich Abschriften davon machen, welche sie dann ihren abwesenden Freunden zu deren Ergötzlichkeit zusenden. Ein solches Volumen bietet eine sehr anziehende Lectüre dar, und da es nur aus einzelnen kurzen Artikeln ohne innern Zusammenhang besteht, so kann man es aufschlagen wo man will. Es ist daher auch die Lieblingsleserei der Frauen, während man ihren Haarputz ordnet oder sie ankleidet.

---

## Vier und achtzigster Brief.

### Die Villen.

---

### Erste Abtheilung.

#### Von den verschiedenen Arten der Villen.

Die Römer lieben außerordentlich das Landleben. Sie haben sich also in geringer Entfernung von Rom Landhäuser eingerichtet, wo sie nach den Geschäften sich erholen, ohne dadurch denselben zu viele Zeit zu entziehen. Diese Häuser werden Suburbana oder Praediola urbana wegen ihrer Nähe an der Stadt genannt. Außerhalb der erstern besitzen aber noch viele reiche Leute in den Rom naheliegenden Provinzen, und vorzüglich in Latium, Sabinum und Campanien, andere beträchtlichere Landgüter, auf denen sie die schöne Jahreszeit verleben. Einen solchen Aufenthalt nennt man Villa.

Ehedem hießen jene Ländereien so, aus welchen man Einkünfte bezog, theils durch Bodencultur, theils durch Aufziehung verschiedener Arten von Heerden. Dies hat sich geändert und die Gebäude und Vergnügungsanlagen sind jetzt die Hauptsache. Reiche Wollüstlinge haben in jeder der ausgezeichnetsten Provinzen eine Villa und gehen von einer zur andern. Ist die Entfernung weiter als eine Tagereise, so halten sie sich in den Diversoriolis auf, eine Art von kleinen Wirthshäusern, die sie zwischen Villa und Villa erbauen, um keinem Gastfreunde zur Last zu fallen.

Ich will Dir keine solche Vergnügungsvilla beschreiben, denn sie sind in der That nichts weiter als Stadthäuser auf dem Lande erbaut, sondern Dich lieber eine wahre Villa kennen lehren. Man sieht jetzt deren wenig mehr in Italien, außer in den entferntesten Provinzen oder in Sicilien; doch giebt es noch einige ohnweit Roms, und Pomponius Atticus besitzt eine sehr schöne in Nomentum im Sabinerlande, blos 5 Stunden etwa von der Stadt. Ich begleitete meinen Freund Atticus einmal dahin und beschreibe Dir also Alles nach eigener Ansicht.

## Zweite Abtheilung.

Ansicht der Gegend von Nomentum. — Die Heuernte. — Art, die Villen zu bebauen. — Angestellte dabei.

Der Weg von Rom nach Nomentum ist sehr angenehm. Man kommt durch Ebenen mit Oelbäumen und Reben bepflanzt, von Wiesen unterbrochen. Man war eben mit der Heuernte beschäftigt, welche in den Kalenden des Juni stattfindet. Der Anblick dieser Arbeiten führte

uns natürlich im Gespräch auf die Bewirthschaftung der Villen selbst. Mein Reisegefährte theilte mir darüber Folgendes mit: Entlegenere Villen verpachtet man gewöhnlich an Personen, die man Coloni nennt, auf ein Lustrum, und die Pachtgelder werden stets an den Kalenden des Mars abgetragen. Andere und vorzüglich sehr fruchtbar gelegene bewirthschaftet man meist selbst und bebaut sie durch Sklaven. Hat man dabei einen guten Villicus, so ist dies freilich die einträglichste Art. Der Villicus ist ein Sklav, der sämmtliche ländliche Arbeiten der Uebrigen leitet und daher über sie unumschränkt gebietet. Nur der Promus oder Kellermeister ist davon ausgenommen. Die Wahl eines solchen Villicus ist daher sehr wichtig. Er muß vor allen Dingen verheirathet, zwischen 30 bis 60 Jahre alt und von kräftiger Gesundheit sein. In manchen Villen hat man jedoch auch noch einen Procurator, welcher ein freier Mann und dem Villicus vorgesetzt ist. Sehr große Besitzungen werden gewöhnlich mit einem solchen versehen, der auch manchmal zweien desselben Eigenthümers vorsteht. Die Zahl der Arbeiter oder Sklaven für einen gewissen Umfang Landes ist von der Beschaffenheit und Lage desselben abhängig. Im Allgemeinen rechnet man einen Sklaven auf 8 Joch (Jugera) (2 Hectaires 40 Centaires). Dagegen genügt ein Stierpaar für 100 Jugera. Doch werden auch manche Felder mit Kühen, Mauleseln und Eseln bebaut. Auch unter den Sklaven giebt es gewisse Abstufungen. So haben z. B. die, welche man Meister der Arbeiten nennt und die gewissen Beschäftigungen als Unteraufseher vorstehen, verschiedene Vorrechte vor den an=

dern. Sklavinnen, welche 3 Kinder erzogen haben, erhalten Nachlaß von der Arbeit, und die Freiheit, wenn sie deren noch mehrere gebaren.

So schwatzend waren wir an die Thore von Nomentum gekommen. Statt aber in die Stadt zu gehen, bogen wir auf ein Diverticulum, einen mit Kies bereiteten Nebenweg, ab, der zur Villa des Atticus führte. Nicht lange und wir befanden uns auf seinem Grund und Boden. Die Grenzen desselben waren zuerst durch einen Raum von 5 Fuß bezeichnet, der zwischen beiden Besitzthümern freigelassen, und auf welchem nach den Zwölftafelgesetzen jeder Eigenthümer zu Fuß gehen oder reiten, oder den Pflug umwenden konnte, der aber keinem von beiden eigenthümlich gehören kann. Auf andern Seiten bezeichnete die Grenze ein Grenzstein, auf welchem der Umfang des Bodens eingegraben, oder Pflanzungen von Pinien, Cypressen, Ulmen und vorzüglich Pappeln. Alle, die auf das andere Gebiet hinüber die Zweige breiten, sind dieser bis auf die Höhe von 15 Fuß beraubt. Im Innern gelegene Strecken sind blos auf der Nordseite bepflanzt, da diese Bäume Nahrung für Schafe und Stiere geben.

Die Villa selbst befand sich auf der andern Seite eines Hügels, um welchen wir herumfuhren, so daß sie Schatten im Sommer und Sonne während des Winters hat. So hielten wir denn bald vor dem großen Thore derselben, an dem das Skelet eines Wolfskopfs befestigt war, das gegen Bezauberungen helfen soll. Man öffnete und wir fuhren in einen großen, mit Gebäuden umgebenen Hof. Die Villica eilte herbei, um uns zu empfangen

und den Wagen abschirren zu lassen. Für's Erste begrüßten wir nun die Laren des Hauses und traten dann in ein Gemach, wo wir unsere städtischen, die Füße beengenden Calcei mit leichten Sandalen, Soleae, vertauschten und unsern Umgang anfingen, da Atticus als sorgsamer Besitzer zuerst sehen wollte, wie es mit den Arbeiten stehe. Der ganze Tag verging unter dahin gehörenden und sonstigen Untersuchungen in Feld und Haus.

## Dritte Abtheilung.

### Beschreibung der Villa.

Eine wahre Villa besteht aus drei besondern Theilen in demselben Verschluß, nämlich der Urbana oder Praetorium, der Rustica und der Fructuaria.

Die Urbana ist der zur Wohnung der Herrschaft vorbehaltene Theil; die Rustica für Sklaven und Thiere, und die Fructuaria für Aufbewahrung der Ernten.

## Vierte Abtheilung.

### Urbana oder Praetorium.

Die Gebäude der Urbana sind von Backsteinen aufgeführt und mit Mörtel beworfen. Sie haben ein Gesims von gebrannter Erde. Ein allerliebstes Thürmchen ragt darüber hinaus und dient zum Taubenschlage mit an allen vier Seiten angebrachten kleinen Fensterchen.

Obgleich mein Freund mehr als 12 Millionen Sestertien (2,365,573 Fr.) jährlicher Einkünfte besitzt und alles Ueberflüßige und Gesuchte haßt, so hat er doch auf seine Urbana sehr viel gewendet, sichtlich aber auch aus dem Zwecke, sie recht wohnlich zu machen, damit er desto mehr

Lust habe, sich oft dort einzufinden und dadurch wieder das Sprüchwort wahr zu machen: Nichts Ersprießlicheres zum Gedeihen des Bodens als das Auge des Besitzers.

So findet man denn in seinem Praetorium Wohnungen für alle Jahreszeiten, treffliche Bäder und bedeckte Spaziergänge nach halb Mittag und halb Mitternacht gelegen, wo im Winter die Sonnenstrahlen wärmen, während im Sommer sie nicht so lange darauf verweilen.

## Fünfte Abtheilung.

### Die Rustica.

Die Rustica hängt mit der Urbana zusammen und besteht aus einem Hofraume, in dessen Mitte ein Compluvium oder halber Fischbehälter ist, wo man das Regenwasser sammelt, um die Thiere zu tränken und zu baden. Sehr hohe Mauern umgeben diesen Hof.

Ueber dem Eingangsthore ist gewöhnlich eine besondere Wohnung für den Procurator angebracht, um Alles übersehen zu können. Ihm gegenüber wohnt der Villicus in gleicher Absicht.

Darauf kommt die große, hohe Küche. Außerhalb längs der Mauern offene Krippen für die Stiere, wo sie in den schönen Wintermorgen gefüttert werden. An die Küche stoßen die ländlichen Bäder an, welche die Sklaven jedoch nur bei Festtagen benutzen. Ueber den Bädern ist ein Stockwerk, das man Apotheca nennt und wo der neue Wein aufbewahrt wird, der, dem Rauch ausgesetzt, schneller läutert.

Das Fumarium, eine Art von Trockenstube, zum Trocknen von einer Menge Dingen, folgt auf die Bäder.

Nach Mittag weiterhin ohnweit der Küche sind die Ställe für die Stiere, **Bubilia.** Sie sind mit vieler Sorgfalt angelegt und eben so vor Hitze wie vor Kälte geschützt. In manchen Villen legt man sogar besondere Ställe nach den Jahreszeiten an. Jedes Stierpaar hat einen Raum von 10 Fuß lang und 7 Fuß breit.

Jene langen, niedrigen und schmalen Gebäude neben den Bubilien sind die **Ovalia** und **Caprilia**, wo die Schafe und Ziegen sich befinden. Jedes Thier hat 4 und einen halben Fuß Spielraum. Die Mutterschafe sind besonders abgesperrt.

Ebenfalls gegen Mittag gelegen sind die **Equilia**, Pferdeställe. Die Fenster sind auch nur gegen Norden angebracht, um die Hitze zu vermeiden.

Als wir aus diesen traten, gelangten wir in das **Ergastulum** oder unterirdische Gefängniß der Sklaven. Ich erblickte eine Menge enger, kleiner, aber so hoher Fenster, daß man sie nicht mit der Hand erreichen konnte. Dahinter sind einzelne Zellen für die Gefangenen. Ihnen sind besondere **Ergastularii** vorgesetzt, über welche der **Villicus** wie der Hausherr besondere Wachsamkeit ausüben muß, damit die Sklaven nicht allzuhart behandelt werden.

Ohnweit des Gefängnisses ließ Atticus mich das **Valetudinarium**, die Krankenanstalt, sehen, wo man der kranken Sklaven pflegt oder die ermatteten einige Tage ausruhen läßt.

„Wo wohnen aber die gesunden Sklaven?“ fragte ich. — „Dort, nach Mittag zu. Die Stierhüter und Schäfer schlafen ihren Heerden gegenüber, um mehr in ihrer Nähe zu sein. Ich glaubte Dir schon ihre Zellen gezeigt

zu haben, die dicht bei einander liegen, damit ihr gegenseitiger Ehrgeiz dadurch gereizt werde und der Villicus sie mit einem Male übersehen könne."

„Was sind denn das für kleine Gebäudchen, die um die Mauer herumgehen?" — „Das sind Aviaria oder Vogelhäuser, und Gallinaria oder Hühnerställe. Dort siehst Du auch die Harae oder Schweineställe, die nur 3 bis 4 Fuß hoch sind."

„Jene weiten Räume dienen dazu, die Wägen unterzubringen. Nicht weit von der Wohnung des Villicus giebt es auch ein anderes Magazin, das man Horreum nennt und alle Ackergeräthschaften darin unterbringt."

Endlich ließ mich Atticus auch noch alle die zahlreichen Vorkehrungen bemerken, die man für den Unterhalt, die Sauberkeit und Bequemlichkeit des Federviehes in diesem Raum angebracht hat.

## Sechste Abtheilung.

### Die Fructuaria.

„Jetzt," sagte Atticus, „laß uns auch die Fructuaria beschauen, die ich erst seit Kurzem neuerbaut habe. Hier gegen Mittag finden wir zuerst das Torcular oder die Oelpresse, und die Cellae oder Keller zum Aufbewahren für dasselbe. Das Torcular ist 40 Fuß lang und 16 Fuß breit. Doch habe ich auf meiner andern Villa, wo mehr Oel geerntet wird, zwei solcher Pressen in demselben Raume, der aber 24 Fuß breit ist."

„Da wir einmal auf dieser Seite sind, so laß uns gleich in den Weinkeller, Cella vinaria, treten. Du siehst, daß er ganz gepflastert ist und zwar nach der Mitte zu

abschüssig, wo sich ein Bassin befindet, um, wenn die Gährung die Tonnen sprengt, den Wein dort zu sammeln. Steige nun hier hinauf und sieh, wie die Presse gleich oberhalb des Kellers angebracht ist. Diese großen Bassins rechts und links nehmen ihn auf so wie er von der Presse läuft, und mittelst Röhren von gebrannter Erde, die rings herumgehen, wird er in die Tonnen geleitet."

Wir endeten nun unsern Umgang mit der Wirthschaftskammer, Penus, der Fruchtkammer, Oporotheca und dem Kornboden, Horreum.

Die erstere liegt gegen Norden, kühl und trocken. Knaben waren darin beschäftigt, unter Aufsicht des Villicus verschiedene Nahrungsmittel zur Aufbewahrung vorzubereiten, wozu fast immer Essig oder Salzlake genommen wurde. Die Gefäße, in welche man sie brachte, waren klein, cylinderförmig und von Glas oder gebrannter Erde. Wir gingen nun in die Fruchtkammer. Hier sind Luftzüge angebracht, die man öffnen und schließen kann, Alles aber ist mit Marmor getäfelt, damit die Früchte sich frisch erhalten. Jede Art von Früchten erfodert ihre besondere Aufbewahrungsmethode, welche sämmtlich Atticus mir erklärte.

Nördlich an einem trocknen, kühlen, hohen, von den Ställen, Düngerstätten und Allem, was Feuchtigkeit veranlassen konnte, entfernten Punkte befand sich das Horreum. Es besteht aus einem gewölbten, vom Boden um einige Stufen erhöhten und nördlich mit kleinen Fenstern versehenen Magazine. Da hier das Getreide aufbewahrt wird, ist der Fußboden besonders sorgfältig behandelt. Man

findet daher auch dort nie Mäuse, noch Kornwürmer, noch andere schädliche Thiere. Das Horreum ist in Fächer abgetheilt, die man Granaria nennt, wo man die einzelnen Arten des Getreides aufschüttet. Diese Einfassungen sind aus Thon aufgeführt, den man in Oeltrestern aufgelöset und mit trocknen Blättern des wilden Feigenbaums vermischt hat. Ich steckte die Hand in einen Getreidehaufen und da ich einen sehr ausgesprochenen Geruch von Baumwanze darin bemerkte, sagte mir Atticus: „Es ist der Coriander, der diese Wirkung hervorbringt, denn man mischt ihn manchmal unter das Korn, um dieses besser aufzubewahren."

„Man bewahrt auch Getreide in den Silos oder großen unterirdischen Höhlen auf, die man rings mit Stroh belegt und dann hermetisch verschließt. Besonders in den Ländern jenseits des Meeres beobachtet man dieses Verfahren. In unserm nebelreichen Klima scheint es jedoch nicht gut anwendbar."

## Siebente Abtheilung.

Der äußere Hofraum. — Die Pistrina. — Die Holzhöfe. — Die Heu- und Strohmagazine. — Die Area. — Das Nubilarium. — Das Umbraculum. — Die Cisternen.

Wir verließen die Umzirkung der Villa und fanden in einer ziemlich bedeutenden Entfernung davon einen zweiten Hofraum. Dergleichen giebt's bei jeder nur einigermaßen bedeutenden.

Dieser hat ein Bassin wie jener, das aber hier dazu dient, Alles in sich aufzunehmen, was im Wasser aufgeweicht werden muß. Daher ist der Hof auch absichtlich

nicht so reinlich wie jener, um hier gute Düngung zu gewinnen. Dazu sind ebenfalls die Sterquilinia bestimmt, von denen hier zwei vorhanden. Eins enthält den Dünger des vorigen Jahres, und das andere den eben sich darbietenden. Alle Vorkehrungen sind getroffen, daß er sich so vortheilhaft bilde, als er für die Felder nöthig.

Esel aus Reate, einer sabinischen Stadt, bringen ihn dahin. Die Gruben, worin er aufbehalten wird, sind gemauert und der Fußboden gepflastert. Sie gleichen der Hälfte einer Piscina.

„Diese Bauwerke rund um uns her," sagte Atticus, indem er sich etwas von den Sterquilinien entfernte, „sind zu ebener Erde die Pistrinae, die Backstube, der Holzstall und in den obern Stockwerken mit den kleinen, nach Norden gehenden Fenstern, das Foenile, Heumagazin und Palearium, Strohmagazin. Man hat sie der Zündstoffe wegen, die sie enthalten, entfernt von der Villa angebracht. Es bleiben uns nur noch die Area, das Nubilarium und Umbraculum zu besehen übrig."

Wir gingen nun aus dem innern Hofraume und gelangten auf ein Feld, das auf einem kleinen Hügel, von den Gärten und Weinbergen entlegen, aber ohnweit der Villa und im Angesicht des Praetorii sich befand und allen Winden ausgesetzt war. „Das ist die Area", sagte mein Führer. „So wie man geerntet hat, pflegen wir das Getreide auszukörnen. Dies geschieht hier, innerhalb dieser festen Schranken, auf diesem runden Platze, dessen Mittelpunkt etwas hoch gewölbt ist, damit das Regenwasser um so leichter ablaufen kann." -

„Das Nubilarium ist dieses offene Gebäude seitwärts der Area, das mit Fenstern zum Luftdurchzug versehen ist. Dahin wird die ganze Ernte gebracht. Dann legt man die Aehren, die man auskörnen will, auf die Area, indem die schönsten zum Saamen aufbewahrt, tritt aber ein Ungewitter ein, so bringt man sie schnell wieder in's Nubilarium."

„Das Umbraculum", fuhr er fort, indem er mir eine Art von überhängendem Dach ohnweit der Area zeigte, „dient den Arbeitern während der größten Hitze des Tages zum Schutze."

„Jetzt wollen wir die Maschinen besehen, deren man sich bedient, um die Körner abzusondern."

Ich trat näher und erblickte eine Art Rolle mit Zacken versehen, die in kleine Kugeln endeten. Man nennt sie den carthaginensischen Karren, Plostellum punicum. Dabei befand sich eine andere Maschine, die man Tribulum nennt, und die aus einer hölzernen Tafel besteht, welche mittelst Steine oder Eisen zum Zerreißen vorgerichtet ist. Man belastet sie sehr stark, und ein darauf stehender Mann läßt sie von zwei Pferden oder Stieren über die Area ziehen, während außerhalb der Schranken stehende Arbeiter mit großen Rechen die Aehren wieder unter die Maschine zurückdrängen. In Villen, wo es viele Stiere oder Pferde giebt, läßt man diese auch das Korn austreten. Will man das Stroh schonen, so gebraucht man Stöcke, Baculi, welche Dasselbe thun.

In der Umgegend Roms und fast in ganz Italien mäht man auf folgende Art. Der Schnitter ergreift, mit einer Sichel oder Sense bewehrt, das Getreide mit der

linken Hand, und haut das Stroh in der Hälfte von dessen Höhe ab. Andere Arbeiter fassen die Aehren in Haufen auf und legen sie in längliche Körbe, die sie sich auf den Kopf laden und in's Nubilarium tragen, wo man sie sogleich auskörnet. Später schneidet man den übrigen Theil des Strohes ab, manchmal verbrennt man es aber, um den Boden zu erwärmen.

In Picenum thut man ohngefähr Dasselbe, nur daß man, statt das Stroh in der Mitte abzuschneiden, blos die Aehren mit einer kleinen eisernen Sichel, welche an einen kurzen gekrümmten Stiel befestigt ist, davon abmäht. In Umbrien haut man das Getreide an der Wurzel ab und läßt es liegen. Hat man nun Vorrath davon, so geht man wieder daran und trennt die Aehren vom Stroh, das man später wegnimmt, und bringt sie auf die Area oder selbst in's Horreum, wo man sie aufbewahrt, um sie im Winter zu dreschen.

Ist das Getreide getreten und geschlagen, so wirft man es gegen den Wind, um es von der Spreu zu säubern, oder siebt es, wenn es nicht windig. Dann läßt man es im Schatten sich abkühlen und bringt es zuletzt in's Horreum. Nach Beendigung der Ernte liest man überall Aehren.

Wir verließen nun die Area, um in's Praetorium zu gehen. Dabei kamen wir an den Cisternen vorbei. Es gab deren zwei, wo eine in die andere ging, jede aber aus einem gewölbten, länglich viereckigen Bassin bestehend. Die erste bekommt das Wasser sogleich. Da setzt es seine Unreinigkeiten ab und fließt alsdann in die zweite. Man

zieht das Regenwasser jedem andern vor und setzt Aale und andere Flußfische hinein, um es in Bewegung zu erhalten.

Spät kamen wir wieder zurück. Die Villica hatte ein treffliches Abendessen bereit gehalten, und ich schlief die Nacht hindurch köstlich.

## Achte Abtheilung.

Der Baumgarten. — Der Küchengarten. — Der Thiergarten.

Am folgenden Tage stand ich mit der Sonne auf und wir begannen sogleich wieder unsern Spaziergang. Mit dem Baumgarten, Pomarium, den jede nicht zu weit von der Stadt entlegene Villa besitzt, fingen wir an.

Der des Atticus ist mit Mauern umgeben und ein kleiner Canal geht hindurch. Die Bäume sind in Reihen nach Gattungen angepflanzt, so daß die großen den kleinen nicht nachtheilig werden können. In den ersten Jahren bebaute man den Boden um sie her, später aber nicht mehr, um den Wurzeln nicht Schaden zuzufügen.

Man sieht hier besonders Feigen, Nüsse, Mandeln, Granaden, Birnen, Aepfel, Spierlingsbaumpflaumen, Johannisbrod, Quitten und Kirschen. Jede Gattung hat eine Menge Varietäten, so z. B. die Birnen 18, Aepfel 11 und Feigen wenigstens 10.

Atticus zeigte mir hier auch das Pfropfen, wodurch ein Baum bessere Früchte und sogar Früchte ganz anderer Art hervorbringt.

Ein Sklave, den man Arborator nennt, hat die oberste Aufsicht über den Baumgarten, und Atticus sprach mit ihm so vertraut und freundschaftlich, wie mit den übrigen Vorstehern der einzelnen Arbeiten überhaupt.

Der Küchengarten, Hortus, stößt an den Baumgarten und wird sehr hoch gehalten, daher er auch nur sehr schmale Fußsteige von ein bis höchstens zwei Fuß Breite hat. Er ist blos mit einer grünen Hecke eingefaßt, damit der erfrischende Wind desto besser durchstreichen könne. Auch ist durch Wasserleitungen für die zweckmäßigste Bewässerung gesorgt.

Nachdem wir einige Gänge durch den Küchengarten gemacht hatten, wo man Artischocken, Knoblauch, Zwiebeln, Saturei, Dille, Senfsaamen, Kohl, Rüben, Malven, Majoran, Runkelrüben, Lattich, Schnittlauch, Capern, ägyptische Bohnen, Kresse, Rettige, Cichorie, Melonen, Gurken, Spargel und eine Menge anderer Gemüse baut, gingen wir nach einer andern Seite desselben, von woher ein Geruch von tausend Blumen strömte.

„Ich führe Dich in den Bienengarten," sagte Atticus, indem er mich in einen durch eine ziemlich hohe Mauer gebildeten Raum eintreten ließ, die auf drei Fuß Höhe mit kleinen Fenstern durchbrochen war, um welche Bienen schwärmten. „Dieser Verschluß schützt meine Bienenstöcke vor der Annäherung von Menschen, Heerden und Dieben."

Wir kamen nun durch ein mit Thymian aus Attika, dessen Honig so berühmt ist, mit Quendel, Melisse, Veilchen, Goldwurz, Schartenkraut, Majoran, Hyacinthen, Iris, Safran, Narzissen und andern wohlriechenden Pflanzen bebautes Xystum. In dessen Mitte standen Gebüsche von Rosen und Rosmarin und vorzüglich von Cytisus. „Du siehst," sagte mein liebenswürdiger Wirth, „daß

unsere Bienen hier Beute genug machen können, und jene Obstbäume bieten ihnen in der Blüthe, so wie auch dort Eiche und Linde, Ceder und Terebinthe unerschöpfliche Nahrungsmittel."

So sprechend gelangten wir auf eine Esplanade, welche ein langes Viereck bildete, das vor allen Winden geschützt war, und in dem entferntesten, stillsten und verborgensten Theile des Küchengartens näher nach dem Praetorium der Villa und nach der Wintersonne gerichtet lag. Da standen die Bienenstöcke. In der Mitte befand sich ein großer Palmenbaum für Schatten und Ruhe.

„Tritt nur näher zu den Stöcken," sagte Atticus. „Meine Bienen kennen mich und thun uns kein Leid. Diese drei Fuß hohe Steinerhöhung, auf welcher die Stöcke stehen, ist mit ganz glattem Anwurfe überzogen, damit die Eidechsen, Nattern und andere dem Honig nachgehende Thiere nicht hinaufkönnen. Die Stöcke sind mit Lehmen überzogen, damit Kälte und Regen minder durchdringe. Du wirst finden, daß diese Stöcke sowohl hinsichtlich des Materials, aus dem sie bereitet, als der Form sehr verschieden sind. Es sind dies alles Versuche, die ich angestellt, und wobei ich gefunden habe, daß die aus Kork gemachten die besten sind. Der obere Theil jedes Stocks ist zum Oeffnen eingerichtet, und von dort aus nehmen die Mellarii, welche die Bienenstöcke besorgen, die Honigwaben weg und richten alles Nöthige in Betreff derselben vor."

Der Bienengarten beträgt ohngefähr ein Joch (25 Ares 5 Centiaren), und an einem Ende desselben steht eine kleine

Hütte, wo die Mellarii wohnen und man das nöthige Geschirr verwahrt.

Endlich kamen wir nun auch in den Thiergarten, Vivarium, dem Praetorio gegenüber und von dem kleinen Bache, der auch durch Baum- und Küchengarten fließt, bewässert.

Er besteht aus einem weiten Raume, der mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben ist, damit die Wölfe nicht hereinkönnen, und ist glatt beworfen, daß Katzen, Dachse und ähnliche Thiere nicht hinaufklettern. Hier hegt und zieht man hohes und niederes Wildpret. Der Boden desselben besteht theils aus Wiese, theils aus Buschholz, theils aus hohen Waldbäumen.

„Mein Thiergarten", sagte Atticus, „enthält funfzig Joch (12 Hectares 52 Ares 50 Centiaren). Es sind wilde Schweine darin, Hirsche, Damhirsche, Hasen, Ziegen und anderes Wildpret in Menge, denn ich sehe auf den Gewinn. Daher sind auch meine Thiere darin nicht gezähmt. Einen Theil des Jahres über müssen sie sich ihre Nahrung selbst suchen, dann wird ihnen aber Gerste, Bohnen und andere nicht kostspielige Nahrung darin aufgestreut. Man muß, da sie im Allgemeinen sehr wild sind, zu diesen Zeiten einiges gezähmte Wild mit einsperren, das sie dann zu den Futterorten führt."

Im Herumgehen um den Thiergarten bemerkte Atticus, daß man ihn Robarium nenne, wenn er mit Eichenpfosten umschlossen, auch manchmal Leporarium, weil man sonst dort nur Hasen aufzog, seit Fulvius Lupinus, der wilde Thiere darin zuerst einschloß, aber Vivarium.

An zwei besondern davon getrennten Orten giebt es zwei kleinere Thiergärten, den einen für Siebenschläfer, den man Glirarium, und den andern für die Schnecken, den man Cochlearium nennt. Den letztern bildet eine kleine, gegen die Sonne gut verwahrte Insel.

„Hier," sagte nun Atticus, „hier enden sich unsere Spaziergänge, denn die Piscinen und Vogelhäuser, die ich noch bei dieser Villa besitze, verdienen unsere Besuche nicht."

## Neunte Abtheilung.

### Ertrag und Bearbeitungskosten einer Villa.

Atticus hatte mich dadurch angenehm überrascht, daß er das Triclinium auf einem kühlen Schattenhügel ohnweit des Thiergartens hatte vorrichten lassen. Ebenso entsagte er aus besonderer Artigkeit seiner Gewohnheit, sich bei Tische vorlesen zu lassen, und erlaubte mir mithin, ungestört meine Fragen an ihn zu richten. Ich begann also mit der, wie viel wohl eine gut angebaute und verwaltete Villa einbringen könne? „Diese Frage, lieber Freund," entgegnete Atticus, „kann ich Dir nicht so leicht beantworten, indem es dabei auf Lage, Gegend, Production, Bebauung und eine Menge anderer Dinge ankommt. Sprächst Du blos vom Bodenertrag, so könnte ich Dir antworten, daß er manchmal 10 bis 15 vom Hundert des Jahres Zinsen giebt, wie z. B. in Etrurien. Wiesen, Weiden und Holz rechnet man nur 100 Sestertien (20 Fr. 47 Cent. auf 25 Ares 5 Centiares) auf das Joch in guten Jahren. Ich will Dir daher blos ein einzelnes Beispiel anführen. Bei Reate besitze ich eine Villa von 200 Joch (50 Hectares 10 Ares), die mir blos

10,000 Sestertien (2045 Fr. 83 Cent.) abwirft, dagegen aber besitzt einer meiner Freunde eine andere ohnweit Alba, wo er blos vom Vieh 20,000 Sestertien, von den Ländereien aber nur 10,000 erhält. So haben mir auch hier meine Hühner, Eier, Tauben, Pfaue, Kraniche, Siebenschläfer, Wildschweine und Fische im vergangenen Jahre mehr als 50,000 Sestertien eingebracht, meine Bienen 1000 und meine Weinberge 15 Cullei (77 Hectolitres 76 Litres) Weins auf das Joch."

Ich fürchte fast ebenso unbescheiden zu fragen, fuhr ich fort, wenn ich gern wissen möchte, wie hoch sich die Bebauungskosten belaufen? — „Da kann ich Dir mit etwas größerer Sicherheit antworten," versetzte Atticus. „Sie bestehen aus denen der Ernährung, Unterhaltung und Erneuerung der Sklaven, wie des Viehbestandes. Kleider, hölzerne Werkzeuge und viele andere Dinge der Art werden zu Hause verfertigt. Bei mir bekommt jeder Sklave seine Ration; im Winter 4 Modii (34 Litres 56 Centil.) Korn des Monats, im Sommer 4½. Der Villicus, die Villica, der Schäfer erhalten nur 3. Die Sklaven, welche in Fesseln arbeiten, bekommen täglich 4 Pfund Brod, im Winter 5, wenn sie die Weinberge zu besorgen beginnen. Für die Familie wird ein Pilau gemacht, erst von abgefallenen, dann von reifen Oliven, aus denen man nur wenig Oel pressen würde. Sind die Oliven vorüber, so giebt man Salzlake und Essig. Jedes Individuum erhält monatlich einen Sextarius (54 Centilitres) Oel und einen Modius Salz jährlich."

„Dieselbe Oekonomie wird beim Getränke beobachtet.

Nach der Weinernte, wenn die Weintrauben im Ueberfluß sind, thut man diese in Tonnen, gießt Wasser darauf und macht ein Gebräu daraus, das sie drei Monate hindurch trinken. Im vierten giebt man ihnen täglich eine Hemina (27 Centilitres) Wein, den fünften bis achten einen Sextarius, den neunten bis elften drei Heminen. An den Saturnalien und Compitalien erhält männiglich einen Congius (3 Litr. 24 Cent.), und so trinkt wohl der Mann jährlich zehn Quadrantalia (2 Hectol. 37 Litr.) Weins."

„Wir haben Spinnereien und Weber im Hause. Von meinen Sklaven erhält jeder alle zwei Jahre eine Aermeltunica und Oberkleid mit einer Kapuze. Aus den alten werden Stücken zum Flicken gemacht. Alle zwei Jahre gebe ich auch ein Paar tüchtige Holzschuhe."

„Auch bei meinem Viehstande habe ich Alles genau berechnet und so kann ich Dir sagen, wie viel jedes jährlich an Futter aller Art bekommt."

Wir waren dabei schon lange vom Tische aufgestanden und im Spazierengehen wieder zum Praetorium gekommen. Am folgenden Tage fuhr ich mit Atticus wieder in die Stadt zurück.

---

## Fünf und achtzigster Brief.

Die Köche und die Gutschmecker. — Die Trunkenbolde. — Luxusgesetze für Gastmahle.

Die Köche gehören mit zu den geachtetsten Personen in Rom. Die Gutschmecker machen sie durch die aufmunterndste Art, wie sie solche behandeln, noch eitler, während

sie doch auf der andern Seite, bei irgend einem Versehen, dieselben auf's Grausamste bestrafen.

Zu einem guten Koche gehört nicht blos Kenntniß und Erfahrung, sondern auch Phantasie, weil ein Theil seiner Kunst darin besteht, den Gerichten, die er bereitet, ein ganz verändertes Ansehen vom Urstoffe zu geben.

Unter den Gutschmeckern findet man die angesehensten Personen, besonders auch Priester, daher man ein sehr gutes Mahl sprüchwörtlich ein Mahl der Auguren, Pontifen und Salier nennt. Doch haben Männer von Ernst und Geist stets sehr wenig Achtung für solche Gastromanen gezeigt. Bei alledem ist Rom vor allen der Ort der Gutschmeckerei, und sie ist dort sogar ein Mittel geworden, berühmt zu werden. So nennt man unter den Gastromanen allgemein Lucullus, den Eroberer Armeniens und Besieger des Tigranes und Mithridates. Cicero und Pompejus wollten sich einmal selbst von der Pracht seiner gewöhnlichen Mahlzeiten überzeugen, traten ihn also einmal unerwartet auf dem Foro an, und luden sich bei ihm für denselben Abend zu Tische, unter der Bedingung jedoch, daß er ihnen nichts als das in seinem Hause Gewöhnliche vorsetze. Um dessen gewiß zu sein, wichen sie ihm auch nicht mehr von der Seite und verstatteten ihm blos, das Triclinium, wo er speisen wollte, anzugeben. Dadurch hinterging er sie aber, denn jeder seiner Säle hatte eine bestimmte Taxe des jedesmaligen Aufwandes darin, und der des Apolls, wo Lucull seine Gäste empfing, die von 200,000 Sestertien (40,916 Fr. 66 Cent.).

Die beiden berühmtesten Gutschmecker dieser Zeit sind

Apicius und Octavius. Ersterer hat sogar seinen Namen einer Menge Gerichte beizulegen verstanden, die man Apicia nennt. Ein Paar Brüder, Arrius, nähren sich gewöhnlich nur von Nachtigallen.

Du kannst Dir leicht vorstellen, daß solche schwelgerische Mahlzeiten, in denen Einer den Andern überbietet, große Summen kosten müssen; ich versichere Dich aber, daß es Fälle gegeben hat, wo sonst sehr mäßige Personen, blos um den Ton des Tages mitzumachen, bis an 3 Millionen Sestertien (551,429 Fr. 40 Cent.) für ein feierliches Mahl ausgegeben haben. Der schimpflichste, aber allgemeinste Gebrauch bei solchen Gastmahlen ist der, schon ehe man sich zu Tische setzt, sich zu erbrechen, und dann wieder nach jedem Gange der Tafel dies zu bewirken, indem man sich den Bart einer Feder in die Kehle steckt. Selbst Julius Cäsar that dies und Cicero spricht in einem Briefe, den man mir zeigte, davon, als von einer sehr einfachen und naturgemäßen Sache.

Seit einiger Zeit fängt sich aber ein noch schlimmeres Laster, die Trunkenheit nämlich, zu verbreiten an. So giebt es hier einen gewissen Novellus Torquatus, der vom Prätor Consul ward und sich den Namen Tricongius dadurch erwarb, daß er drei Congien (9 Litres 72 Centilitres) Weins hinter einander vor Tibers Augen austrank, der ihn deshalb bewunderte. Dabei hat die Kunst zu trinken auch ihre besondern Regeln, und Torquatus besitzt das große Verdienst, sie alle genau zu beobachten.

Die Luxusgesetze hangen zu genau mit diesem Allem zusammen, als daß ich nicht einige Erwähnung derselben

4*

machen sollte. Die Vorfahren dieses Volks, für welches man sie jetzt so nöthig fand, kannten nicht einmal das Brod und nährten sich nur von einer Art von Mus, die sie Puls nannten. Lange Zeit nach Begründung der Republik blieb die Frugalität noch in Ehren, doch nahm sie nach und nach immer mehr ab, und so glaubte denn der Gesetzgeber das Uebel im Entstehen zu verbannen, indem er die Oeffentlichkeit der Mahle anbefahl, so daß Jeder von den Augen seiner Mitbürger bewacht ward. Nicht lange aber, so half dies nicht nur nichts mehr, sondern trug fast zu noch größerm Aufwande bei. Besonders unterstützte der Sieg des Cn. Manlius über die Gallier in Asien, im Jahre 565, die Fortschritte des Luxus außerordentlich, und so ward ein Koch ein wichtiger Mann, und was bis jetzt blos ein Geschäft gewesen war, eine Kunst.

Nun sah man sich zu directen Aufwandsgesetzen gezwungen. Das Orchiasche Gesetz, 5 Jahre nach jenem Siege, war das erste, doch beschränkte es lediglich die Zahl der Gäste. Bald folgte darauf die lex Fannia und besonders die lex Didia; endlich die Licinia, welche alle mehr oder weniger den Tafelluxus, als den, welchem die reichen Römer am meisten fröhnten, beschränkten. Auch Sylla gab ein darauf Bezug habendes Gesetz. So ging es fort. Cäsar als Dictator und der Triumvir Antonius traten in die Fußtapfen dieser Gesetzgeber. Alles jedoch umsonst. Die Gastmahle wurden in jeder Hinsicht immer schwelgerischer. Besonders nach der Schlacht von Actium stieg der Luxus zu einer noch nie gekannten Höhe, und der Kaiser Augustus suchte ihn wenigstens einigermaßen

durch die lex Julia zu beschränken, worin er für ein gewöhnliches Mahl 2 bis 300 Sestertien (39 bis 59 Fr.), für ein Hochzeitsmahl aber 1000 Sestertien (198 Fr. 80 Cent.) auszugeben erlaubte.

Eben wollte ich diesen Brief schließen, als man mir das Ableben des Apicius meldete. Sein Ende war seiner Lebensart angemessen. Nachdem er eine Milliarde Sestertien (204,580,000 Fr.) mit Essen und Trinken verthan und sich in die drückendsten Schulden gestürzt hatte, fing er auf einmal an zu rechnen. Als er nun hierbei fand, daß ihm nur noch 10 Millionen Sestertien (2,045,800 Fr.) übrig blieben (ohngefähr der vierte Theil von Dem, was wir Gallier jetzt den Römern zahlen) und keinen Unterschied sah, zwischen von dieser Summe leben und Hungers sterben, vergiftete er sich selbst! Er hinterläßt, wie man sagt, eine Abhandlung über die Kochkunst, worin er mehr als 400 verschiedene Arten von Zubereitung aller Sorten von Lebensmitteln aufgezeichnet hat. Welch ein kostbares Werk! Welch ein wohlangewendetes Dasein!

---

## Sechs und achtzigster Brief.

### Die Aerzte.

Was sind das, Aerzte? wirst Du mich ohnstreitig fragen. Gesundheitshändler, werde ich Dir antworten, die jedoch nicht stets Das wirklich abliefern, was sie verkaufen; eine Art von Zauberer, welche die Römer zu sich laden, wenn sie sich krank fühlen oder es zu sein glauben, Heilung und Linderung von ihnen erbittend.

Nur erst seit etwa zwei Jahrhunderten sind die Aerzte in Rom bekannt. Vorher lebte man ohne sie, aber nicht ohne Arznei, denn lange Zeit hindurch war es üblich, daß wiederhergestellte Kranke in dem kleinen Tempel des Fiebers die Arzneimittel einschreiben ließen, welche sie curirt hatten.

Der erste Arzt, der in der Stadt erschien, war ein gewisser Archagatus. Er kam 535 nach Rom aus dem Peloponnes. Er erhielt das römische Bürgerrecht und man kaufte ihm auf öffentliche Kosten eine Taverne an der Straßenecke Acilius, um da sein Geschäft zu betreiben. Da er sich besonders auf Heilung von Wunden legte, so ward er Wundarzt, Medicus vulnerarius, genannt.

Von da an ward die Medicin in Rom heimisch, ich sage aber nicht die Aerzte, denn diese sind bis in das gegenwärtige Jahrhundert größtentheils Griechen gewesen, selbst die wenigen Römer darunter haben in Griechenland studirt, da ohne griechisch zu sprechen kein Arzt Glauben erwirbt.

Es wimmelt jetzt von Aerzten in Rom. Selbst die Sklaven werden dazu gebildet, und wenn sie dann freigelassen werden, arbeiten sie für das Publicum. Sie bedürfen dazu keiner Erlaubniß, denn die Heilkunde ist ein völlig freies Geschäft. Sylla wollte allerdings die Aerzte verantwortlich machen und gab ein Gesetz, wornach Unwissenheit oder Vernachlässigung bei ihnen mit Verbannung oder selbst Todesstrafe geahndet ward. Aber es ist seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen. Da sie auch alle ihre Arzneien selbst bereiten und verkaufen, können leider jene beiden Fehler um so nachtheiliger wirken.

Die Heilkunde ist in Rom stets begünstigt worden. Bei einer großen Hungersnoth unter Augustus jagte dieser alle Fremde aus der Stadt und nahm nur die Aerzte davon aus; auch verlieh er ihnen später das Recht, den goldenen Ring zu tragen.

In den neuesten Zeiten ist es bei den Aerzten üblich geworden, sich nur auf die Kur einzelner Krankheiten zu legen. So giebt es deren, die blos innere, andere, die blos äußere Uebel heilen, so Aerzte für die Augen, für die Zähne u. s. w. Die Chirurgi beschäftigen sich besonders mit Operationen. Entbindungen sind den Frauen zu besorgen überlassen, die man Obstetrices nennt.

Leider ist die Ausübung der Arzneikunst durch die Einwanderung zahlloser griechischer Aerzte in die habgierigsten Hände gefallen, entehrt und zu den abscheulichsten Maaßregeln, um zu Geld und Ansehen zu gelangen, herabgewürdigt worden, so daß Cato mit Recht sagen konnte, „die römische Majestät verschmähe es, sich zu der Arzneikunst herabzulassen". Noch giebt es einige Bessere darunter, aber auch diesen ist der Vorwurf zu machen, daß sie sich ihre Kuren zu theuer bezahlen lassen. So erhält z. B. ein gewisser Cassius vom Kaiser Augustus als dessen Arzt jährlich 250,000 Sestertien (50,000 Fr.). Ein gewisser Stertinius hat die kaiserliche Familie sogar bis auf 500,000 Sestertien geschraubt, da er bewiesen, daß seine Stadtpraxis ihm 600,000 eingebracht habe. Am allermeisten gewinnen die Chirurgen, und ich kenne einen derselben, Alcontes, der sich in wenigen Jahren 10 Mill. Sestertien (1,948,356 Fr. 10 Cent.) verdient hat.

Ein sehr gebräuchliches Mittel, um sich Ruf zu erwerben, besteht darin, ein neues ärztliches System oder wenigstens ein neues Arzneimittel zu erfinden. Besonders thun dies die Aerzte, welche innere Krankheiten behandeln. Man nennt ihre Vorschriften Placita, gleichsam als ob sie blos von ihrem Gutbefinden abhingen. Ein merkwürdiges Beispiel davon war im vorigen Jahrhunderte Asclepiades, ein Zeitgenosse des Pompejus, in Prusa in Bithynien, wo er geboren, anfangs Lehrer der Beredtsamkeit. Er kündigte fünf Mittel als allgemein heilkräftig an: Diät, Enthaltung von Wein, Reibungen, Spaziergänge zu Fuß und in Sänften. Auch mit kaltem Wasser machte er viele Kuren. Man sah ihn als einen Abgesandten des Himmels an, weil Jeder nun sich selbst curiren zu können glaubte. Früher hatten Hierochilus und Cleophantes etwas Aehnliches aufgestellt. Alles Schwitzen, Vomiren und dergleichen verbannte Asclepiades, empfahl nur laue Bäder und war im Ganzen gegen fast alle Arzneimittel. Mithridates wollte ihn gern an sich ziehen, er schlug aber dessen Anerbietungen aus, blieb in Rom und schrieb für ihn nur ärztliche Werke, die noch vorhanden sind.

Unter den jetzigen Aerzten thun sich zwei seiner Schüler hervor, Themiso und Antonius Musa. Letzterer hat aber nur kalte Bäder im Sinne. Augustus rettete er dadurch von einer gefährlichen Krankheit, tödtete aber einige Jahre darauf durch dasselbe Mittel den Neffen des Kaisers, den jungen Marcellus.

---

## Sieben und achtzigster Brief.

Eine Reise nach Bajä.

Eins der Hauptmittel der Aerzte, wenn sie nicht mehr wissen, was sie mit ihren Kranken anfangen sollen, ist dies, sie in die Bäder zu schicken. Einige Provinzen in der Nähe Roms, wie Etrurien, Sabinum, Latium, vorzüglich aber Campanien und einige benachbarte Inseln haben heiße Quellen im Ueberfluß, aber die vorzüglichsten, die berühmtesten, die besuchtesten Bäder sind die von Bajä, einer Stadt, ohngefähr zwei Tagereisen von Rom entfernt, am Cap Misenum, in jener Gegend Italiens, welche die Römer Groß-Griechenland nennen. Mein Arzt schickte mich bei einer kleinen Unpäßlichkeit auch dahin.

Wenn man aus Latium bei Sinuessa kommt, tritt man in Campanien, dieses glückliche Land, ein, welches Ceres und Bacchus wetteifernd bereichern. Zuerst bieten sich eine Menge Hügel mit den schönsten Weinreben bepflanzt dem Auge dar. Dann erheben sich dahinter größere Gebirge. Nichts lachender, nichts malerischer als der Anblick der Ebenen dieses schönen Campaniens!

Von Sinuessa aus folgte ich nun dem Wege am Meere hin und kam durch Vulturnum und Linternum. An letzterm Orte besuchte ich das Grabdenkmal des ältesten der beiden Scipionen. Dann steigt man nach Cumä hinab, einer wenig bevölkerten, aber mit trefflichen Heilquellen versehenen Stadt. Man nennt sie den Hafen von Bajä. Allerdings findet man dort einen unterirdischen Weg, der unter dem misenischen Berge weg, zu

einem sehr in's Land tretenden Meerbusen führt, welcher in zwei Seen getheilt ist, wovon man den einen den avernischen, den andern den lucrinischen nennt. Der Avernus bildet den Hintergrund des Meerbusens, und Cumä sich nähernd gestaltet er das ganze mit dem misenischen Cap sich endende Vorgebirge zu einer Halbinsel.

Man behauptete sonst, daß die Vögel nicht über den Avernus fliegen könnten, ohne von den daraus aufsteigenden Dünsten getödtet zu werden. Dieser Meerbusen galt daher bald für ein Plutonium, d. h. einen mit pestilenzialischen Dünsten angesteckten Ort, welchen die Schiffer nicht besuchten, ohne vorher den unterirdischen Göttern Opfer gebracht zu haben. Eine ohnweit gelegene trinkbare Quelle ward für einen Ausfluß des Styx gehalten und Jedermann hütete sich, daraus zu trinken.

Jetzt, wo Agrippa in der Umgegend des Sees den Wald ausgerottet hat, eine Menge Gebäude die Bäume ersetzen und der unterirdische Weg zu Tag gelegt worden, ist jenes Geheimniß enthüllt.

Am westlichen Ufer des lucrinischen Meerbusens erhebt sich Bajä aus Myrthengebüschen. Neben der an sich kleinen Stadt hat sich eine neue, wenigstens eben so große erhoben, die aus den prächtigsten Villen besteht. Sie stoßen an einander an, haben alle die Aussicht auf den Meerbusen, und viele treten selbst bis in dessen Wellen vor. Auch auf den Höhen der Berge umher giebt es solche Villen, die man fast für Festungen halten könnte. Besonders ist dies mit der Villa des Marius, eines alten Kriegers, der Fall. Sie ward an Cornelia, die Mutter

der Gracchen, für 336,000 Sestertien (68,744 Fr. 50 Cent.) und dann an Lucullus für 2,289,000 Sestertien (460,087 Fr.) verkauft.

In diesen Bergen befinden sich natürliche Höhlen, aus denen warme Quellen von den verschiedensten Heileigenschaften hervorströmen. Alle werden bei Nervenkrankheiten, Knochenbrüchen, Verstauchungen u. s. w. angewendet. Sie befreien auch den Unterleib und dienen zur Heilung von Wunden, Kopfschmerzen und Ohrenreißen.

Diese Quellen gehören Privatpersonen. Man sammelt sie in große Cisternen, in welchen man schwimmen kann. Viele sind so heiß, daß man Fleisch darin kocht. Es giebt welche, deren bloßer Dampf schon heilend ist, daher er durch Röhren bis in die höchst gelegenen Häuser geleitet wird. In der Stadt selbst ist ein allgemeines Bad angelegt.

Die Reichen, welche in Bajä nicht Raum finden, lassen sich an das andere Ufer nach Puteoli bringen, das ebenfalls kalte und warme Quellen hat und sehr besucht wird. Cicero besaß da ein sehr schönes Haus am Ufer des Meeres, wo er einen Säulengang hatte, den er seine Academie nannte. Puteoli selbst ist eine ansehnliche Stadt und der Stapelplatz des Handels zwischen Aegypten und Italien. Sie bietet den Schiffen sicheres Unterkommen durch Bauwerke dar, die man hier leichter als anderswo errichten konnte. Der Sand daselbst nämlich bildet, wenn er mit einer gewissen Menge Kalk vermischt wird, einen Mörtel, der im Wasser fest wird und sich zu

einer Masse vereint, die den Wogen des Meeres Widerstand zu leisten völlig im Stande ist.

Auch in der Umgegend von Puteoli giebt es Höhlen mit Dämpfen, welche höchst gefährlich sind. Ein Feld vorzüglich, oberhalb der Stadt gelegen und das Forum des Vulkans genannt, bietet dergleichen auf seinem Schwefelboden dar.

Der Architekt Coccejus, den ich in Puteoli fand, nahm mich mit, um mir einen neuen unterirdischen Weg zu zeigen, den er eben durch den Berg Pausilippus zwischen dieser Stadt und Neapolis graben ließ. Eine Menge angebrachter Luftlöcher machen ihn dennoch nicht hell. Er ist 3533 Fuß lang und 27 breit, so wie 45 hoch. Der Staub darin ist fast unerträglich.

Wir kamen dadurch nach Neapolis, einer großen und schönen, von den Griechen gegründeten Stadt. Man findet dort besonders viele Künstler und Gelehrte, die sich wegen der schönen Lage der Stadt dahin zurückgezogen haben. Auf dem ruhigen Meere fuhren wir wieder nach Bajä.

Glaube ja nicht, daß man dort lauter Kranke findet, es ist vielmehr diese Gegend der Aufenthalt des Vergnügens, nicht der Leiden. Schon mit dem Frühlinge kommen Badende und Müßiggänger dahin. Es ist der Sammelplatz aller zu Grunde gerichteten Verschwender, aller Wüstlinge, aller sittenlosen Leute, die Kloake aller Laster. Die Sittenlosigkeit hat dort ihren Wohnort aufgeschlagen, und man muß Bajä wie verpestet fliehen.

Dort wie in Rom, wie in ganz Italien, bleibt man des Tages über daheim, aber Abends geht alle Welt aus,

und die Meisten baden sich im avernischen oder luctinischen Meere. Mitten durch die Badenden hindurch gleiten kleine Nachen von allen Farben, mit lebenslustigen und meist unsittlichen Männern und Frauen. Man speist zu Abende auf dem Wasser, man parfümirt das Meer mit Rosen, die man hineinwirft und Musik hallt überall wieder, während am Ufer Trunkene umhertaumeln und Liebespaare sich in die Dunkelheit verlieren.

---

## Acht und achtzigster Brief.

### Die Piscinen.

Vordem gab es in jeder Villa eine Piscine, Behälter mit süßem Wasser. Man hielt darin alle Sorten von Fischen. Schon die alten Römer aber begnügten sich nicht mehr damit, sondern besetzten auch größere von der Natur gebildete Teiche mit Brut von Seefischen. Das sechste Jahrhundert ging noch weiter. Es wollte Piscinen von Seewasser haben, denen Neptun allein Wasser und Fische liefere.

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts kam Sergius Orata auf den Gedanken, einen Austernpark auf seiner Villa zu Bajä anzulegen. Einige Jahre später dehnte es Licinius Murena auf andere Fische aus. Viele Reiche ahmten diesem Beispiele nach. Man erzog nun dort Muränen, Meerwölfe, Doraden (Goldfische), Steinbutten, Klappmuscheln, Purpurschnecken, Barben, Sohlen u. s. w., mit einem Worte, die seltensten und ausgesuchtesten Fische, von denen jede Art in die Gegend gebracht ward, die ihr am meisten zusagte. So erzeugte eine Muränen-Piscine

des C. Hirrius eine solche Menge Fische dieser Art, daß sie für Jul. Cäsar bei einem Triumphfeste 6000 Stück lieferte. Sie trug jährlich 12,000 Sestertien (3272 Fr. 32 Cent.) ein; der Aufwand für den Unterhalt dieser Thiere kostete aber auch wieder eben so viel. Uebrigens ging die Liebhaberei an diesen kostspieligen Anstalten so weit, daß die vornehmsten Römer sich nicht scheuten, Namen von Fischen anzunehmen, welche sie hauptsächlich in ihren Piscinen erzogen. So die Licinius, welche man Murena nannte, und Sergius, der den Namen Orata bekam, weil er die Doraden, Oratae, besonders liebte.

Die Piscinen, welche diese und andere Römer in der Gegend von Bajä, Puteoli und Neapolis errichteten, sind noch vorhanden. Ich habe sie fast alle besucht. Die, welche Hortensius angehörten, haben mich wahrhaft in Staunen gesetzt. Sie liegen am misenischen Vorgebirge in einer Villa, welche jetzt der Kaiser Tiberius besitzt. Stelle Dir vor, daß man einen Berg ausgehöhlt und einen Damm erbaut hat, damit das Wasser nur nach und nach in die Fischbehälter eintreten könne, und sie der Reihe nach durch Ebbe und Fluth reinige. Diese ungeheuern Arbeiten wurden von Lucullus ausgeführt.

Einige dieser Behälter sind in den Felsen selbst gehauen, andere mit Kalk und Mörtel aufgeführt. In allen bemerkt man an der Seite Höhlen, bald gerade für die Schaalthiere, bald gewundene und enge für die Muränen. Erlaubt es die Lage, so geht eine Strömung durch die Piscine. Gewöhnlich werden die Piscinen 9 Fuß tief angelegt und die Oeffnung in den Damm 6 Fuß hoch über

dem Standpunkte der Ebbe angebracht. Alle Eingänge und Oeffnungen der Ein= und Ausflußcanäle, welche nach den verschiedenen Verhältnissen auch verschieden angelegt sind, verwahrt man mit ehernen geflochtenen Gittern, damit die Fische nicht hindurch können. In großen Behältern hat man hier und da Felsenstücke, besonders solche, die mit Seegras bewachsen sind, eingesenkt, damit die Fische ihr Gefangensein um so weniger gewahr werden.

Noch jetzt ist die Piscinenwuth nicht geringer als sie zu den Zeiten Cicero's war. Man giebt den Fischen Namen, man lehrt sie, ihren Herrn zu kennen, auf seinen Ruf herbeizukommen und ihm die Hand zu küssen. Es giebt ausdrückliche Nomenclatoren für sie, die ihr Geschlecht und Alter kennen, und auf einer Villa des Vedius Pollio zeigte man mir mit einer Art Stolz einen Fisch von 60 Jahren.

Ganz neuerdings hat Antonia, Gemahlin des Drusus und Eigenthümerin der Piscinen des Hortensius, einer Muräne, welche sie außerordentlich liebt, Ohrgehänge angehangen, was viele Neugierige nach Bajä zieht.

---

## Neun und achtzigster Brief.

### Die Vogelhäuser.

Nachdem ich mit Atticus die Piscinen besucht hatte, mußte ich nun auch einen Ausflug mit ihm zu den Vogelhäusern machen.

Die alten Römer hatten nur zwei Orte, wo sie Vögel hegten, Aviaria, den Hof für die Hühner und eine Vorrichtung für die Tauben. Seitdem bevölkerte man diese

letztern mit jeder Art seltener Vögel und nannte sie Ornithones, und der erstere Name blieb nur den Orten, wo man Wasservögel auferzieht.

Zur Zeit des Krieges gegen die Piraten, im Jahre 686, fing man an, Pfauen und selbst Drosseln für die Tafel aufzuziehen. Dieses nahm immer mehr zu, und ich habe so ein Pfauenhaus besucht, das jährlich mehr als 60,000 Sestertien (12,275 Fr.) einträgt. Man verkauft das Stück um 40 und 50 Denare (32 Fr. 76 Cent. bis 40 Fr. 94 Cent.), und ihre Eier bis zu 5 Denare (4 Fr. 90 Cent.).

Die Drosseln sind nicht minder einträglich, und in Sabinum, weil dort die beste Landesart dafür ist, sah ich ein solches Haus, das deren jährlich bis zu 5000 Stück liefert, die man gewöhnlich das Stück zu 3 Denaren (2 Fr. 46 Cent.) verkauft.

Auch Tauben, vorzüglich für die Luxusvogelhäuser, werden sehr theuer verkauft. Das Paar, wenn es schön ist und von guter Race abstammt — denn man hält förmlich ein genealogisches Register darüber — wird bis zu 1600 Sestertien (327 Fr. 52 Cent.) verkauft.

Man hat besonders zwei Arten von Tauben, die Saxatiles, welche wild sind und sich auf Thürme oder Giebel zurückziehen, Columina, daher sie auch Columbae heißen, und die zahmen.

Die letztern sind fast immer weiß, die erstern dagegen buntscheckig, aber ohne einen weißen Flecken. Beide Arten zusammen bilden nun eine dritte, welche man brüten läßt und die alsdann die mannigfachsten Farben darbietet.

Man sperrt die Tauben dieser dritten Art in ein

Gebäude, das Einige Peristerum, nach einem griechischen Worte, das Taube bedeutet, nennen, Andere aber Peristerotrophium, wo der griechische Ausdruck für Ernährung noch dazu genommen wird. Solche Peristera enthalten bis zu 5000 Tauben. Sie sind mit einer großen Kuppel bedeckt und haben nur eine kleine Eingangsthüre.

Die Drosseln sind Zugvögel und kommen alle Jahre gegen das Herbst=Aequinoctium nach Italien, von wo sie in dem des Frühlings wieder abziehen. Während dieser Zeit nun werden sie für die Gutschmecker in Vogelhäusern besonders mit getrockneten Feigen gefüttert. Auch findet man in diesen stets kleine Tröge mit Hirse, was ihre einfachste Nahrung ist.

Die Vogelhäuser für Pfauen bestehen aus einem großen bedeckten Hofe, der mit Bäumen bepflanzt und mit hohen Mauern umgeben ist. An drei Seiten lehnen sich Bogengänge an die Mauern und an der vierten zwei Hütten, wovon die eine der Wächter bewohnt, die andere aber den Vögeln zur Zuflucht dient. Unter den Bogengängen sind eine Art großer Käfige von Rohr angebracht, von denen jeder seinen eigenen Eingang hat. Stäbe zum Daraufsitzen und Vorrichtungen zum Brüten finden sich auch in diesen Behältnissen, die sehr oft gereinigt werden.

Das erste Beispiel eines Vogelhauses blos für Vergnügen und Luxus gab vor dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus M. Länius Strabo zu Brundusium. Ich selbst habe diese Art von Vogelhäusern zu Tusculum und Casinum gesehen. Das erstere hatte Lucullus erbaut, und man konnte zugleich darin essen, wobei aber allerdings

der Geruch etwas litt. Das zweite schreibt sich von dem berühmten Schriftsteller Terentius Varro her, der auch in seinem Buche über den Ackerbau von der Anlage solcher Häuser spricht und das seine ausführlich beschreibt. Es ist besonders für Singvögel bestimmt. Es ist unglaublich, welchen Luxus die Römer dabei anwenden, so daß die dazu gehörenden Gebäude oft beträchtlicher als eine ganze Villa sind.

---

## Neunzigster Brief.

### Die Wucherer.

Es ist hier nichts leichter, als Gelddarleiher zu finden. Es giebt Leute, die daraus ein eigenes Handwerk machen. Man nennt sie Wucherer, Foeneratores, und ihr Geschäft Foenus, Wucher, ein aus foetus, Trächtigsein, verdorbenes Wort, gleichsam mit einer gewissen Summe Geldes trächtig. Denn sie leihen nicht aus bloßem guten Willen, sondern fodern für den Gebrauch jenes Geldes eine Abgabe, Usura, Zins, wie sie es nennen.

Schon in der alten Republik waren die Wucherer sehr wichtige Personen, welche zu den ersten Eroberungen Roms beitrugen, weil das Volk, das in den Krieg gehen und Waffen wie Lebensmittel auf seine Unkosten sich anschaffen mußte, oft genöthigt war, zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen.

In Folge glücklicher Feldzüge ward dieses Geld zwar mit starken Zinsen sehr leicht aus der gemachten Beute wieder bezahlt, aber manchmal wurde diese doch nicht dazu verwendet, die Zinsen schwollen an und das Wiederabtra-

gen ward unmöglich. Nach einigen Lustern machten die Schuldner den Mehrtheil der plebejischen Classe aus. Da drangen sie auf völlige Aufhebung der Schuld und beschritten deshalb den Pfad des Aufruhrs. Die berühmten Wegzüge des Volks auf den heiligen Berg 460 und auf den Janiculus 466 hatten keine andere Ursache.

Die Lage des Schuldners ward allerdings dadurch verschlimmert, daß nach dem Zwölftafelgesetz ein Solcher, der nicht zu bezahlen im Stande, nach 30 Tagen dem Gläubiger zugesprochen ward, der ihn sogar mit Ketten belasten konnte. Eine solche Knechtschaft dauerte 60 Tage. Während derselben ward er dreimal an den Nundinen vor den Prätor geführt, und war bis zum letzten Male kein Abkommen getroffen, so ward er jenseits der Tiber verkauft oder zum Tode verurtheilt. Später jedoch und sehr bald darauf kam das Letztere nicht mehr in Anwendung und auch die Sklaverei ward abgeschafft. Man ergriff nun andere Maaßregeln. So ward zuerst die bis dahin ganz willkürliche Zinsenzahlung regulirt, welche früher wenigstens 12 vom Hundert betrug. Ein Gesetz der zwölf Tafeln, das 398 erneuert ward, setzte den Zins auf 1 vom Hundert herab, und ein anderes zehn Jahre später gegebenes Gesetz sogar auf die Hälfte dessen. Ja durch ein Gesetz, das der Tribun L. Gänucius durchsetzte, ward 413 sogar jede Zinsenerhebung verboten, und diese freiwillige Anleihe ward nun Mutuum genannt und war blos ehrenvoll.

Ein solches Gesetz konnte jedoch nicht bestehen, und der Geiz erfand eine Menge Ausflüchte, um es zu hinterziehen. Es wurden daher wieder neue gesetzliche Verbote

nöthig, welche aber zuletzt gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, so daß die Zinsen nun um so höher stiegen, je mehr Gefahr man dabei lief. So kam man denn dahin überein, die beschränkenden oder verbietenden Gesetze in dieser ganzen Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Von Zeit zu Zeit, wenn das Uebel allzu unerträglich ward, gab es Aufruhr und das Volk verlangte Tilgung der Schulden, man bewilligte sie ihm aber nie, nur daß gegen das Jahr 667 ein consularisches Gesetz den Schuldnern das Recht zusprach, in Kupfer statt in Silber zu bezahlen und die Schulden um drei Viertheile verringerte. Dieses Gesetz kam jedoch seinem Urheber, Valerius Flaccus, theuer zu stehen, denn noch vor Jahresende ward er ermordet.

Vier und zwanzig Jahre später, 691, rebellirte das Volk nun von Neuem. Dieser Aufruhr war wohl einer der ernstlichsten über diesen Gegenstand, weil Personen von jedem Stande daran Antheil nahmen. Cicero war damals Consul. Seine Festigkeit rettete den Staat. Er gab nicht das Mindeste nach, und doch wurden die Schulden, die noch nie so beträchtlich gewesen als damals, nie leichter und besser bezahlt.

Der Wucher ist eine Seuche, die nie hat ausgerottet werden können und es auch nie werden wird. Jetzt ist er durch Verjährung ganz legalisirt. Viele Wucherer legen ihr Geld bei den Banquiers, Mensariis, welche ihre Tavernen um das Forum her haben, an einem Orte nieder, den man Medius Janus nennt. Dahin begeben sich dann die Parteien und nehmen Pararii oder Beamte mit, welche als Zeugen dienen. Das Geschäft trägt dann der Mensarius

in seine Bücher ein und läßt dies vom Erborger unterschreiben und von den Parariis besiegeln. Zu noch größerer Sicherheit lassen die Gläubiger auch das Anlehen in die öffentlichen Tafeln eintragen, welche der Staat aufbewahrt, so daß das Volk auch bei jedem Aufruhr der Art deshalb neue Tafeln verlangte.

Unabhängig von der Rechnung beim Banquier halten die Wucherer noch eine eigene, mittelst eines Kalendarii, eines Buches, in das sie den Betrag der Zinsen und die Zeit der Wiederbezahlung schreiben.

Der Wucher ist zu allen Zeiten für strafbar angesehen worden.

---

## Ein und neunzigster Brief.

### Ein öffentlicher Verkauf.

Ich will Dir einmal eine der letzten Thaten aus dem Leben eines Verschwenders schildern, den öffentlichen Verkauf seiner Güter. Nachdem die Gläubiger des Nomentanus alle Mittel erschöpft, um wieder zu ihrem Gelde zu kommen, ergriffen sie das letzte, sie suchten nämlich beim Prätor nach, in den Besitz seiner Güter gesetzt zu werden, und erlangten dies auch.

Kaum war dies geschehen, als man auch sogleich den bevorstehenden Verkauf derselben, durch öffentliche Anschläge bekannt machte. Solche Anschläge, Libelli genannt, sind mit großen Buchstaben geschrieben, damit man sie recht von Weitem lesen könne, und im pomphaftesten Style abgefaßt, ja selbst manchmal etwas lügenhaft, was aber Niemand täuscht.

Der Verkauf geschieht auf einem **Foro**, in verschiedenen Gegenden der Stadt, die unter dem Namen Atria auctionaria gekannt sind, und an den Straßenecken. Die Administratoren des Schatzes des Saturns haben den Vorsitz dabei. Ein Spieß, der vor ihrem Tribunale in den Boden gesteckt wird, zeigt an, daß der Verkauf an den Meistbietenden geschieht. Betrifft er Hausgeräth und dergleichen, so wird dies an Ort und Stelle aufgestellt. Ein Herold steigt auf einen Stein und schreit jeden Gegenstand und dessen Preis aus. Sonderbar genug fängt er allemal mit den Worten an: Güter des Porsenna zu verkaufen! Dies bezieht sich darauf, daß, als Porsenna sich von Rom zurückzog, er, um seine Großmuth zu beweisen, dem ausgehungerten Volke eine Menge Vorräthe in seinem Lager zurückließ. Um nun Ordnung dabei zu halten, wurden sie mit obigem Ausruf öffentlich um sehr billige Preise verkauft.

Meldet sich nach dem Ausrufen Niemand, so setzt der Herold nach und nach den Preis herunter, bis einer der Anwesenden den Finger aufhebt und dadurch erklärt, daß er dafür kaufen wolle. Dessen Name wird nun laut genannt, und er tritt zum Argentario, der das Geld förmlichst in Empfang nimmt, worauf er eine Schrift über die abgeschlossene Unterhandlung von diesem erhält, nach Ausweis aus dessen Büchern, worein Alles verzeichnet worden.

Handelt es sich um einen nothwendigen Verkauf, wie hier bei Nomentanus, so geschieht Alles unter der Aufsicht eines Magistri, der nichts Anderes als ein von den Uebrigen ernannter und mit Wahrnahme ihres Vortheils beauftragter Gläubiger ist.

Ein solcher öffentlicher Verkauf nimmt zugleich dem Unglücklichen, der dazu genöthigt wird, alle Ehre und Achtung, und er wohnt gleichsam lebend seinem Begräbnisse bei.

---

## Zwei und neunzigster Brief.

### Die Jagden.

Ich schreibe Dir heute, mein theurer Induciomares, aus einer mit Ausdünstungen von Leichnamen geschwängerten Atmosphäre. Man stößt in den vorzüglichsten Vierteln Roms nur auf Blutspuren und auf verstümmelte Thiere aller Art; denn man hat heute früh den Geburtstag des Kaisers gefeiert. Es gab den ganzen Tag über Jagden im Circus, auf dem Foro und mehreren Amphitheatern. Drusus, der Sohn der Kaiserin Livia, hat sie gegeben. Der Kaiser liebt nämlich die Jagden leidenschaftlich.

Man unterscheidet dreierlei Jagden, die nur unter sich durch den Grad der Grausamkeit verschieden sind. Ich will sie Dir alle drei kürzlich schildern. Uebrigens sind dergleichen Spiele der Diana geweiht, und sollen zu Ehren der von Tauris, der blutdürstigen Göttin, erfunden worden sein.

Zuerst also die Jagd der Menschen durch wilde Thiere. Dergleichen Menschen unterlagen gewöhnlich vorher einem Todesurtheile, waren Räuber oder unglückliche Sklaven, wohl aber auch bei barbarischen Völkern gemachte Gefangene.

Am Abende vor ihrer Opferung giebt man ihnen ein glänzendes Fest, das man ironisch oder nur allzu wahr,

das Abendessen der Freiheit nennt. Das Volk wird dabei zum Zusehen zugelassen.

Gestern gleich früh wurden diese Gäste des Todes aus ihren Gefängnissen geholt und auf Karren in den großen Circus gefahren. Das Volk empfing sie mit wildem Freudengeschrei, dem einige derselben mit eitlen Drohungen antworteten. Kaum abgestiegen werden sie ihrer Kleider beraubt, an Pfähle oder Kreuze geheftet, oder mit Netzen umwickelt, um auch nicht den mindesten Widerstand leisten zu können. So ward ein unglückseliger Sklave, den die Gattin seines Herrn zum Ehebruche gezwungen hatte, vor einen der Käfige der wilden Thiere gestellt. Ein wüthender Stier stürzte nach geöffneter Thüre heraus, warf den Armen in die Luft, durchbohrte ihn und tödtete ihn so langsam.

Nach dem Ehebrecher kam ein berüchtigter Räuber, Laureolus. Er war an ein Kreuz befestigt und man ließ gegen ihn einen caledonischen Bär los, der ihn bald gänzlich verschlang.

Ein anderer Bandit, Selurus, den man den Sohn des Aetna nannte, ward zu gleicher Zeit im Circus nicht blos an einem Kreuze dargestellt, sondern auf einem sehr hohen Gerüste, das ein Bild des Aetna sein sollte. Dieses stürzte auf ein gegebenes Zeichen zusammen und Selurus fiel in Mitte einer Menge darunter befindlicher wilder Thiere, die ihn auf der Stelle zerrissen.

So fielen noch eine Menge ähnlicher Gräßlichkeiten vor, ja das Volk ging so weit, daß, als es bemerkte, daß man einige Verurtheilte aus dem Circus abgeführt habe, die noch nicht völlig todt waren, es diese mit Ungestüm

verlangte. Diese rafften also ihre letzten Kräfte zusammen und boten sich selbst den Schwertern der Diener des Circus dar, welche sie vollends tödteten.

Kaum war der Circus gereinigt, als das Bellen einer zahlreichen Meute molossischer Hunde anzeigte, daß man nun das Schauspiel einer Jagd von Thieren unter sich haben werde. Auch sah man in der That Schaaren von Hirschen und Damhirschen erscheinen, die vor jenen nach allen Richtungen flohen, von den Zuschauern aber wieder durch Bewegung der Toga den Hunden zugetrieben wurden, wo sie bald verendeten.

Dann kamen Hasen, wie im Scherz von Löwen gejagt. Ferner Bäre und Stiere aneinander gekettet, welche zuletzt, wenn sie sich gegenseitig zu Tode verwundet hatten, von den Dienern vollends getödtet wurden. Ihnen folgte ein afrikanisches Rhinozeros und ein gallischer Ur. Hinter dem erstern gingen Magistri mit langen Lanzen, um es aufzustacheln. Es dauerte aber lange, bis es seine Unbeweglichkeit verlor, sein Horn an den Pfeilern des Circus wetzte und ein heftiges, scharfes Geschrei ausstieß. Dann stürzte es unbeholfen und mit einem wunderbar schnellen und leichten Sprunge vorwärts, der Ur jedoch ihm entgegen, mit seinen Hörnern auf dessen Seiten stoßend. Was vermochten diese aber gegen den Panzer des Ungeheuers, das nun mit seinem Horne den Ur unter der Brust traf, und ihn wie einen Ball in die Luft schleuderte. Herab stürzte der Ur und war zerschmettert, der afrikanische Koloß wälzte ihn noch vor sich hin und beleckte ihn mit seiner breiten Stachelzunge, die bald ganz voll Blut war.

Nun kam ein Elephant und Stier an die Reihe. Den erstern brachte man zuvor durch einen Trank von Reis und Schilfrohr zur Streitsucht, und den letztern reizte man durch brennende Fackeln. Er ritzte jenen in die Seite, dieser hob ihn nun aber mit seinem kräftigen Rüssel auf, warf ihn zur Erde und durchbohrte ihn mit seinen Zähnen. Dann aber legte er sich, der Stimme seines Herrn gehorchend, zu Drusus Füßen nieder, gleichsam um ihm für seinen Sieg zu huldigen.

Mehrere ähnliche Kämpfe folgten, ja man ging sogar so weit, Kraniche sich unter einander bekämpfen zu lassen.

Das Volk erwartete jedoch nun mit Ungeduld die dritte Art der Jagd, die der Thiere durch Menschen. Die Bestiarii, denn so nennt man Die, welche mit Thieren kämpfen, traten in den Circus. Sie waren baarhäuptig und trugen blos eine leichte Tunica ohne Aermel, über den Hüften gegürtet. An den Füßen hatten sie Stiefeln, welche den untern Theil des Beins bloß ließen und bis weit über die Knie heraufgingen. Einige waren mit kurzen Degen und kleinen Schilden oder blos mit den ersten bewaffnet, Andere mit Sensen oder großen Spießen, noch Andere mit Wurfspießen, Bogen und Pfeilen, je nach Art der Thiere, die sie zu bekämpfen hatten.

Man fing mit dem Stiergefechte an. Ein Bestiarius ging auf das Thier zu, vor dem die Magistri einen Purpurlappen schwenkten, um es in Wuth zu setzen. Ueberdies warf man ihm noch mit Heu ausgestopfte Puppen hin, und als nun seine Wuth am höchsten gestiegen war, begann der Bestiarius den Kampf zu Pferde. Er ver-

folgte den Stier, ermüdete ihn durch eine Menge Wendungen, näherte sich dann im Galopp, sprang ihm auf den Rücken, ergriff ihn bei einem Horne, warf ihn nieder indem er ihm den Hals umdrehte und stieß ihm seinen Degen in die Gurgel.

Andere Bestiarii zu Fuße kämpften mit Lanzen gegen die Stiere, wobei letztere außerordentlichen Muth zeigten.

Die Löwen boten ein noch viel schrecklicheres Schauspiel dar. Erst ließ man einen einzigen los, dann mehrere Hunderte. Man stellte ihnen eben so viele Verbrecher entgegen mit Spießen und Wurfspießen bewaffnet. Ich richtete meine Aufmerksamkeit besonders auf einen mauritanischen Löwen, der wohl 4 bis 5 Fuß hoch sein mochte. Einige Bestiarii suchten ihn durch weiße Tücher zu reizen, die sie ihm vorhielten; aber das rührte das unerschrockene Thier nicht. Pfeile werden auf ihn geschossen; er verachtet sie. Er scheint sich durchaus nicht in den Kampf einlassen zu wollen. Das Necken hört aber nicht auf; unmuthig über diese Keckheit, tritt er endlich aus seiner Unbeweglichkeit. Ein ernstes und langes Brüllen, wie Donnerrollen, bricht aus seinem tiefen Rachen, seine goldenen, lockigen Mähnen sträuben sich, die Haut von Gesicht und Stirn zieht sich zusammen, er zeigt die drohenden Zähne, die harte und scharfe Zunge tritt vor, mit dem mörderischen Schweife schlägt er den Boden und die Seiten, um sich zum Kampfe zu beleben. Nun brüllt er nicht mehr, ein kurzer, schnell auf einander folgender fürchterlicher Schrei durchdringt die Luft.

Da trifft ein Pfeil ihn an der Stirn und nun stürzt er auf die ihn umgebende Menge, sucht den Bestiarius,

der ihn verwundete, und schon fließt dessen Blut aus tiefem Bisse. Die Andern wollen jenem beispringen; der Löwe wendet sich, wirft einen mit dem Schweife nieder, springt noch einmal unter sie und ergreift einen, der ihm eben einen Wurfspieß zuschleuderte. Er dreht ihn umher, wirft ihn nieder und läßt ihn, ohne ihn einer Wunde zu würdigen, für todt im Sande.

Von allen Seiten aber fliegen Pfeile auf den König der Wälder. Sein Blut strömt, aber die Wunden reizen ihn nur auf, ohne ihn zu erschrecken. Lebhaft gedrängt, lehnt er sich an einen Pfeiler, wählt mit dem Blicke seinen Feind und stürzt auf ihn zu. Der Bestiarius erwartet ihn kaltblütig und hält seinen langen dorischen Spieß bereit. Vorwärts eilt der Löwe in das Eisen mit dem Ungestüm und der Wuth der Verzweiflung, durchbohrt sich die Brust und findet in diesem letzten Kampfe einen seines Muthes würdigen Tod.

Noch giebt es verschiedene andere Arten des Löwenkampfes, die minder blutdürstig, und ich sah sogar, wie man dem Löwen einen Schleier über den Kopf warf, wodurch dieses edle Thier, des Lichtes beraubt, so zahm ward, daß es sich wie ein Lamm erwürgen ließ.

Jetzt öffneten sich die Behälter von Neuem, und man sah hundert numidische Bäre hervorkommen. Hundert äthiopische Bestiarii stellten sich zum Kampfe gegen sie. Sobald diese sich nahten, richteten sich die Bäre auf den Hinterpfoten auf, stürzten sich auf die Angreifenden, schlugen sie gleich Menschen mit Fäusten, und mit den Vor=

derpfoten sie umarmend erstickten sie sie nicht selten durch enges Ansichdrücken.

Zum Scherze hatte man einige dieser Thiere mit sehr zähem Leim überstrichen. Sie wälzten sich nun im Sande, um davon loszukommen, und erhielten dadurch einen höchst komischen und sie sehr genirenden Ueberzug.

Die letzten Thiere, welche die Arena blutig machten, waren Eber, afrikanische Panther, Leoparden und ungeheuer große asiatische Elephanten.

Die Eber zeigten einen merkwürdigen Instinct, indem die größten sich gegen den Feind in die Runde aufstellten und die kleinern in die Mitte nahmen.

Nie sah ich noch etwas Furchtbareres als die Leoparden und Panther. Drei bis vier Sprünge genügen ihnen, um auf ihre Feinde zu springen und sie oft zum Opfer ihrer Wuth werden zu lassen.

Fünfhundert getulische Fußsoldaten, mit Wurfspießen bewaffnet, begannen den Kampf gegen 20 Elephanten. Ich bewunderte wieder, mit welchem Scharfblicke diese edlen Thiere mitten aus dieser Menge Den zu unterscheiden wußten, der sie getroffen hatte. Sie schritten gerade auf ihn zu, ergriffen ihn mit ihrem wundervollen Arme und traten ihn dann vollends mit ihren Füßen todt. Manchmal erstickten sie ihn auch blos durch Andrängen an die Spina. Die Flucht des Angreifers gelang auch nur dann, wenn er sich oft zu drehen und zu wenden wußte, was den Elephanten bei ihrer körperlichen Ungeschmeidigkeit schwer wird, so daß sie sich nur mit einem großen Umschweife umwenden können. So unterlagen denn endlich

diese trefflichen Thiere. Als die meisten derselben sahen, daß keine Rettung mehr für sie vorhanden, suchten sie das Volk durch die flehendsten Stellungen zu erweichen. Sie schienen ihr unglückliches Schicksal zu beweinen, indem sie bald kurze und schwere Seufzer ausstießen, bald einen rauhen, verlängerten Ton, wie aus einem metallenen Instrumente hören ließen. Er war so durchdringend, daß man ihn von einem Ende Roms bis zum andern hören mußte. Die Rührung und Theilnahme war auch allgemein.

Du kannst leicht denken, daß man ein solches Handwerk, wie das der Bestiarier, nicht aus Geschmack daran erwählt, und wenn man einige entartete Edle ausnimmt, so wie eine kleine Zahl Unglücklicher, welche die Noth treibt, sich dazu zu verkaufen, so sind die Bestiarii im Allgemeinen Kriegsgefangene, und manchmal, wenn diese gerade fehlen, Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes, welche die Proconsuln in den Provinzen gewaltsam ausgehoben und nach Rom wie zu den Jagden bestimmtes Wildpret gesendet haben.

Ich komme jetzt zum letzten Acte dieses Schauspiels. Auf ein gegebenes Zeichen strömten Wasserfluthen aus allen Theilen des Podiums und verwandelten die Arena in einen See, in welchen man dann Hippopotamen und dreißig Krokodile losließ, die alle durch Kämpfende in Böten getödtet wurden.

Seit langer Zeit ist die Menge der Thiere, welche bei solchen Jagden gebraucht werden, ganz außerordentlich. So berichtet Titus Livius als etwas Bemerkenswerthes, daß bei den Spielen im Circus, welche Scipio Nasica

und P. Lentulus 583 gab, man 63 afrikanische Panther und 40 Elephanten und Bären erblickte.

Achtzig Jahre vorher hatte man 142 Elephanten im Circus getödtet, aber mehr aus Nothwendigkeit, weil man sie den Carthaginensern in einer Schlacht abgenommen hatte, und der Staat sie nun weder ernähren noch an die Könige der Bundesgenossen verschenken wollte.

So war Scaurus der Erste, der Krokodile und Flußpferde nach Rom brachte; Lucullus ließ zuerst Elephanten gegen Stiere kämpfen und unterm zweiten Consulate des Pompejus sah man zuerst 20 Elephanten gegen bewaffnete Getuler streiten. Den ersten Kampf zwischen Menschen und Thieren ordnete Julius Cäsar als Dictator an. So gab Sylla als Prätor eine solche Jagd mit 100 Löwen mit Mähnen, der große Pompejus eine mit 600, wobei 315 mit Mähnen, und Cäsar als Dictator eine von 400. Scaurus ließ während seiner ädilischen Spiele 150 Panther umbringen, Pompejus 410 und Augustus 420.

Es giebt Jagden der Art, die manchmal 5 bis 6 Tage dauern. So kündigt man jetzt eine an, die ohnstreitig noch länger dauern und Alles übertreffen wird, was man noch in dieser Art sah. Mehrere Legionen sind in die benachbarten Wälder gesendet worden, um große Bäume zu entwurzeln, die man dann, wie sie sind, im Circus wieder einpflanzen wird. Dieser städtische Wald wird mit allen Arten von Thieren bevölkert werden, welche dann das Volk selbst zu jagen das Vergnügen haben soll. Es sind deshalb bereits 1000 Strauße, 1000 Hirsche, 1000

Eber, 1000 Damhirsche, Kameele, Giraffen u. s. w. angekommen. Es ist hier überhaupt das Land der Zauberei!

---

## Drei und neunzigster Brief.

Die Architekten und Häuserbauer. — Gesetze über Bauwerke. — Maschinen. — Preis der Häuser.

Ich besuchte Centronius, einen reichen jungen Mann, der einen großen Theil seines Vermögens auf den Bau prachtvoller Häuser, bald am Ufer von Cajeta, bald auf den Hügeln von Präneste und Tibur verwendete. Unter andern Personen fand ich dort Cluatius, Chrysippus, Corambus und Vitruvius, letztere drei verdienstvolle Architekten. Er selbst ließ sich Pläne zu dem Bau von Bädern vorlegen, die er in seinem Hause zu Rom einrichten lassen wollte; sie waren farbig und auf Pergamentblätter gezeichnet.

„Sie sind recht artig", sagte Centronius zu uns, „aber ich wünschte sie noch prachtvoller. Ich strebe darnach, daß künftig auch von mir die Rede sein soll, wie von Crassus, der zuerst fremden Marmor in Rom einführte, oder von Scaurus, dessen Theater und Haus Epoche machten. Wie viel Ruhm hat nicht Mamurra davon getragen, daß er zuerst alle Wände seines Hauses mit Marmorplatten bekleidete!"

Jetzt trat ein neuer Architekt ein, der statt der gezeichneten Pläne eine Reliefform von den besprochenen Bädern überreichte. Dieser Plan gefiel den Centronius am besten, weil er der kostspieligste war. Der Hausherr fragte nach der Summe, welche die Ausführung kosten würde, und erhielt zur Antwort: „etwa 300,000 Sestertien"

(59,639 Fr. 31 Cent.). — „Ja", versetzte Vitruvius, „und 50,000 noch dazu!" nahm seine Zeichnungen und ging sehr verdrüßlich fort.

Ich ging auch und traf ihn noch im Vestibul. „Nun", redete ich ihn an, „Du schienst mir mit Deinem Besuche nicht recht zufrieden?" — „Sollte ich denn auch?" antwortete er. „Geht es uns mit solchen ungebildeten Reichen, welche einen Architekten von einem Häuserbauer nicht zu unterscheiden wissen, nicht täglich so? Diese armseligen Handwerker, meistens Freigelassene, werden noch alle Architekten verjagen, weil sie dieses Geschäft entehren. Unser Name kommt von architectari her, welches zusammenstellen bedeutet; aber jene Leute wissen nicht einmal, was eine Zusammenstellung ist. Daher ist auch Rom die schlechtgebauteste Stadt von der Welt. Man kann nicht 10 Schritte darin thun, ohne auf ein gestütztes Haus zu stoßen. Die Tiber braucht nur einige Tage lang auszutreten, so stürzen ganze Stadtviertel zusammen. Der Kaiser Augustus hat daher schon ein Edict erlassen, daß die Häuser nicht höher als 70 Fuß gebaut werden sollen; aber er hätte auch noch eins geben sollen, um solche Häuserbauer zu bestrafen, die aus betrügerischer Ersparniß von Kalk Mörtel ohne Halt machen, oder zu frischen Kalk dazu nehmen. Alte Gesetze darüber bestimmen, daß der Erbauer eines Hauses nur Kalk dazu nehmen solle, der bereits drei Jahre alt. Ich habe mich daher auch dadurch meinen Mitbürgern nützlich zu machen gesucht, daß ich ein Werk über das Bauen geschrieben habe, das für Jedermann zugänglich ist. Uebrigens sollten wir nur ein Gesetz auch hier haben, wie es

bereits in Ephesus vorhanden war, wo jeder Architekt, der ein öffentliches Bauwerk übernahm, sein ganzes Vermögen bis zu dessen Vollendung dem Staate verpfänden mußte. Ueberstieg der Aufwand alsdann den Anschlag nicht, so wurden ihm öffentliche Ehren zuerkannt, ein Viertel darüber zog ihm keine Strafe zu, betrug aber der Mehraufwand über ein Viertel, so mußte er den ganzen Betrag desselben aus seinem Vermögen bezahlen. — Uebrigens wird in Rom mehr gebaut als irgendwo. Auch begünstigt diesen Geschmack an Neubauten die Lage Roms selbst außerordentlich. Marmor= und Steinbrüche liegen fast vor dessen Thoren; der trefflichste Tuffstein kommt aus Fidenä, Alba und Umbrien, und die pisanischen Wälder liefern das trefflichste Zimmerholz. Seit Augustus den Thron bestieg, fehlt es nicht an den einladendsten Arbeiten für Architekten; denn so überläßt er den Triumphatoren die ganze Beute sehr oft unter der Bedingung, ein öffentliches Denkmal zu errichten, das ihre Thaten auf die Nachwelt bringe, und schon bei seinem sechsten Consulate (im Jahre 726) hatte er verordnet, daß jeder Tempel von den Söhnen und Nachkommen des Begründers desselben auch unterhalten werden müßte, und er selbst übernahm diese Sorge bei denen, wo keine solche mehr vorhanden."

„Zu Zeiten der Republik hing es blos vom Senate ab, öffentliche Denkmäler zu erbauen oder ihren Bau zu erlauben. Dieser Bau ward dann den Mindestbietenden überlassen. War er beendet, so wurden durch ein Senatusconsult Bevollmächtigte ernannt, um sich zu versichern, daß Alles bestens ausgeführt worden, und dann erst die

verglichenen Summen ausgezahlt. Die Censoren sorgten für Unterhaltung dieser Bauwerke, und übertrugen diese auch durch öffentliches Gebot an Einzelne. Noch jetzt hat der Senat fast dieselbe Gewalt hinsichtlich der öffentlichen Gebäude, und kein Privatmann darf an ihnen ohne Beschluß desselben etwas thun. Doch suchen reiche Leute die Ehre, ein solches Werk neu aufzuführen oder wiederherstellen zu dürfen, um so mehr, weil sie erstern Falls ihren Namen bei der Widmung mit nennen dürfen, letztern Falls auch, aber nur neben dem des ersten Erbauers."

Vitruvius bot mir nun an, ihn auf den Janiculus zu begleiten, wo er so eben ein Haus bauen lasse. Ich ging sehr gern mit ihm, und befand mich bald auf diesem Hügel vor einem Hause, das schon vollständig aufgeführt, aber noch mit dem Gerüste umgeben war, das aus bloßen Stangen bestand, welche mit Stricken aneinander gefügt. Alle Tignarii — so werden im Allgemeinen alle Arbeiter an einem Baue genannt — waren beschäftigt. Er lud mich nun ein, alle Theile des Hauses mit ihm genauer zu besichtigen. „Sieh da zuerst", sagte er zu mir, „wie wir durch Zugmaschinen die Kräfte zu vervielfachen streben. Es giebt deren sehr verschiedene Arten, und Du wirst sie alle in meinem Bauwerke näher beschrieben und ihre Namen Tripastis, Pentapastis und Polypastis erklärt finden. Die letztere ist die bequemste von allen, wird selbst bei kleinern Lasten angewendet, und ihre Seile werden blos von Menschenhänden angezogen. Dieser Wagen dort mit dem großen Marmorblocke, der zwischen dessen beiden Rädern von 12 bis 15 Fuß im Durchschnitte sich befindet,

und wo die Axen dieser Räder in dem Blocke von beiden Seiten selbst befestigt sind, schreibt sich von Ctesiphon aus Griechenland her, der sich seiner beim Bau des Tempels der Diana von Ephesus bediente."

„Nimm Dich nur in Acht, daß Dich die Coementarii nicht mit Kalk bespritzen, und sieh' Dir die Mauern meines Hauses an. Sie sind von Backsteinen, welche weit länger als Bruchsteine dauern, die höchstens 80 Jahre aushalten. Gehauene Steine mischen wir aber um deswillen hier und da darunter, weil wir die Mauern der Raumersparniß wegen nur anderthalb Fuß stark machen, alsdann aber nicht so viele Stockwerke über einander bauen könnten, wie es die große Bevölkerung Roms verlangt, ohne die Haltbarkeit der Mauer durch gehauene Steine zu vermehren. Das Raumbedürfniß hat uns auch die Anwendung der Ausbauchung der verschiedenen Stockwerke eines Hauses über die Straße gelehrt. Dergleichen hat seinen Namen von Mönius, deren Erfinder. Zierlich ist dies freilich nicht, doch aber immer noch besser als die Wände von Zimmerholz, die man auf einen Unterbau von Mauerwerk stellt, welche dann Risse bekommen und zu Feuersgefahr Veranlassung geben."

Vitruv führte mich nun durch die verschiedenen Abtheilungen des untersten Stockwerks und richtete meine Aufmerksamkeit besonders auf zwei Triclinia, eins für den Winter, das andere für den Sommer, welche er mit besonderer Vorsorge und Angemessenheit erbaut hatte. Dann stiegen wir höher hinauf bis auf das Solarium, das man eben zu errichten begann. „Die terrassenförmig gedeckten

Häuser", sagte Vitruv, „die Subdialia, wie man sie nennt, weil man von da nur den Himmel über sich sieht, sind eine griechische Erfindung. Wo der Winter das Regenwasser gefrieren läßt, taugen sie durchaus nichts. Dieses Solarium ruht auf Balken vom Laryx (Lärchenbaum), einem Baume, der an den Ufern des Padus ohnweit des adriatischen Meeres wächst. Er ist leider schwierig hieher zu transportiren, was sehr zu bedauern, da alle andern Bauhölzer leicht entzündlich sind, während dieses bei ihm durchaus nicht der Fall ist. Auf diesen Balken befindet sich ein Fußboden von Bretern der kleinen Eiche, die mit zwei Nägeln an jedem Ende befestigt sind. Die Lage von Farrenkraut, die man nun noch darüber breitet, dient dazu, sie vor der Einwirkung des Kalkes zu bewahren, denn das erste Mauerwerk jeder Terrasse besteht immer aus einem dicken Kalklager. Ist diese Kruste noch ganz frisch, so incrustirt man ein Drittheil gestoßener Ziegeln darein. Man fängt dann wieder mit einer neuen Ziegeldecke dieser Art an, in welche man zwei Fünftel Kalk thut, und stampft nun das Ganze, bis diese zweite Lage nur einen Fuß dick geworden. Dann bringt man den eigentlichen Kern darüber, nämlich einen 6 Zoll dicken Ueberzug, und bedeckt das Ganze mit platten, wenigstens 2 Zoll starken Steinen. Es wird auf 10 Fuß 2 Zoll abhängig gemacht und ganz zuletzt noch geglättet."

Wir stiegen nun wieder in's Atrium herab, das sich Vitruv bis zuletzt vorbehalten hatte. Es war schon vollendet und man reinigte nur die Marmorsäulen darin noch mit Wachstüchern und Linnen, um ihnen die letzte Politur

zu geben, während ein Messer (Misurarius) mit einer 5 Fuß langen Eichenruthe, an deren einem Ende eine scharfe Spitze war, das Werk des Baumeisters maß und bestätigte. Als wir uns hier ein wenig ausruhten, bat ich noch Vitruv, mir zu sagen, wie viel Zeit man brauche, um ein so schönes Haus wie dieses zu bauen, und wie hoch es wohl zu stehen komme? — „Das ist nicht so leicht zu beantworten", entgegnete Vitruv. „Die Zeit hängt sehr von dem Gelde ab, das man darauf wenden kann. So z. B. riß der übermäßig reiche Sextus Marius seines Nachbars Haus, den er deshalb während dieser Zeit bei sich behielt, in einem Tage nieder, und baute es ihm am andern viel größer und schöner wieder auf. Was den Preis betrifft, so kostet das Haus, in welchem wir uns jetzt befinden, ohngefähr 2 Mill. Sestertien (409,166 Fr. 66 Cent.). Cicero erkaufte sein Haus auf dem palatinischen Hügel von Crassus für 3 Mill. 500,000 Sestertien (756,125 Fr.), und Clodius, den nachher Milo tödtete, hatte eins gekauft für nicht weniger als 14,800,000 Sestertien (3,027,833 Fr. 31 Cent.). Manchmal hängt auch der Werth eines Hauses von der Laune des Käufers oder Verkäufers ab."

---

## Vier und neunzigster Brief.

### Die Weingärten.

Die ganze Halbinsel Italiens bringt Wein hervor, Etrurien jedoch, Latium und vor allen das glückliche Campanien enthält die edelsten und besten Sorten.

Die Römer legten sich erst spät auf den Weinbau,

jetzt aber sind sie so eifersüchtig darauf, daß sie ihn, wie Du weißt, den jenseits der Alpen gelegenen Nationen untersagen. Ihre Gesetzgebung unterstützt auch diese Cultur höchst aufmunternd.

Ein Weingarten wird gewöhnlich von Morgen nach Abend von einem Wege begrenzt, den man Decumanus nennt, und der 18 Fuß breit ist, damit zwei Wagen bequem neben einander fahren können. Von da gehen eine Menge Querwege von Joch zu Joch aus, die blos 10 Fuß Breite haben.

Ist der Weinberg sehr groß, so theilt man ihn in vier Theile, indem man von Norden nach Süden einen andern 18 Fuß breiten Weg anlegt, den man Cardo nennt, weil er mit den beiden Weltangeln gleich läuft. Jedes so gebildete Viereck von einem oder nur einem halben Joche Oberfläche nennt man Garten.

In diesem Garten werden nun die Weinstöcke reihenförmig angepflanzt. Die Entfernung jedes derselben von dem andern richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens und der Lage. Bei gutem Boden nimmt man mindestens 4 Fuß, bei trockenem und leichtem höchstens 8 Fuß an. In Umbrien, wo man das Land zwischen den Weinstöcken bebaut, stehen diese wenigstens 20 Fuß von einander.

Zum Stützen der Reben dienen Joche und Bäume. Letztere jedoch nur in Italien, dort aber wachsen in der That die guten Weine nur an den Bäumen, und je höher oben die Reben sich befinden, um so besser die Trauben. In Campanien nimmt man besonders Pappeln dazu, sonst auch Linden, Ulmen, Eichen, Corneliuskirschen und Ahorn.

Der vorzüglichste von Bäumen bleibt aber der Wachholder, dann die Ulme und zuletzt die Esche. Freilich sieht man auch manchmal dabei auf die Blätter als Viehfutter und zieht dann die Ulme vor, da der Wachholder wenig Blätter hat.

Die Art, wie man die Reben um die Ulmen sich winden läßt, ist allerliebst. Man köpft diese Bäume in ihrer Jugend auf einer Höhe von 15 bis 20 Fuß, dann läßt man sie aus einem einzigen Keime treiben und läßt ihnen blos von drei zu drei Fuß höchstens eine Krone. Daraus bilden sich 3 bis 4 Stockwerke, Tabulata, da die erste Krone nach Beschaffenheit des Bodens nur 8 bis 12 Fuß über der Erde anfängt. Die Zweige selbst werden nun auch nach Gutbefinden abgestutzt, die Reben schlingen sich um alle Puncte, und eine solche Ulme sieht dann selbst nur wie ein großer Weinstock aus.

Die Bäume werden in regelmäßigen Fünfecken angepflanzt. Will man Getreide dazwischen säen, so stehen sie 40 Fuß von einander ab, außerdem nur 20. Zwei Fuß vom Baume entfernt macht man einen Graben und darein pflanzt man bis zu 10 Reben, nie aber unter drei. Die jungen Reben werden dann an dem Baume mit drei Anknüpfungen befestigt, wovon die erste 4 Fuß über der Erde.

Die andere Art, die Reben zu stützen, geschieht durch Joche.

Das Schneiden des Weins ward schon vom König Numa durch ein Gesetz befördert. Eben so nothwendig ist aber auch das Aufhacken. Es geschieht dies nach den Idus des Octobers und der Stock wird einen und einen *halben* Fuß tief von der Erde befreit und aller in dieser Höhe

befindlichen Wurzeln beraubt. Vor dem Idus des Decembers werden diese Gruben dann wieder zugeworfen.

Es versteht sich von selbst, daß auch fleißige Düngung und Bearbeitung nicht vernachlässigt werden darf.

Bei guter Bepflanzung und Bebauung sind die Weingärten sehr einträglich. Acilius Stenulus, ein Freigelassener, hatte sich durch den Anbau eines Weingartens in Nomentum von höchstens 60 Joch sehr berühmt gemacht, den er für 400,000 Sestertien (77,934 Fr. 24 Cent.) verkaufte.

Der berühmte Grammatiker Rhemnius Palämon kaufte in derselben Lage einen Weingarten für 600,000 Sestertien (116,901 Fr. 36 Cent.). Durch Fleiß und Mühe brachte er es dahin, daß er die reichlichsten Ernten erhielt, und eine derselben einmal auf dem Stocke für 400,000 Sestertien verkaufte.

---

## Fünf und neunzigster Brief.

Die Weinernte. (Weinlese. Herbst.)

Die Weinernte ist ein wahres Fest für die Eigenthümer von Weingärten, welche dann ihre Freunde aus der Stadt dazu auf ihre Villen einladen. Vetulenus Aegialus, welcher treffliche Besitzungen dieser Art zu Linternum in Campanien hat, lud mich ohnlängst denn auch dazu, und ich nahm es gern an.

Als ich ankam, fand ich Vetulenus mitten unter einer Menge Weinleser, mit denen er handelte, da man stets fremde Leute dazu nehmen muß, welche auf dieses Geschäft wandern. Sie bedingen sich sonderbarer Weise stets

freien Scheiterhaufen und Begräbniß aus, wenn sie von den hohen Bäumen etwa herunterfielen.

Ehe die Weinlese begann, zeigte mir Aegialus einen einzigen Weinstock, welcher an einem Gebäude seiner Villa steht und so viele Zweige hat, daß er fast alle die übrigen Gebäude damit überzieht.

Aegialus baut die verschiedensten Weinsorten und er zeigte mir purpurfarbene, hochrothe, grüne, vorzüglich aber weiße und schwarze Trauben. Alle diese vielfachen Sorten haben besondere Namen. Die vorzüglichsten sind die Venuculi und **Numisiani**, weil ihre Trauben sich am längsten aufbewahren lassen. Dieses ist nämlich eine der einträglichsten Speculationen. Es giebt mehrere Methoden dafür, und die Trauben erhalten sich während des ganzen Winters frisch und schön.

Man kann übrigens alle Sorten von Weintrauben ganz sorglos aufbewahren, wenn man sie ein wenig noch vor der völligen Reife, bei abnehmendem Monde, heiterm Himmel und in der dritten, vierten oder fünften Tagesstunde (um 8, 9 und 10 Uhr früh), wenn schon die Sonne darauf schien und kein Nachtthau mehr daran haftet, abschneidet.

Gewöhnlich arbeitet man in einem Weingarten von nur einigem Umfange während des ganzen Jahres an Gefäßen zu 3 bis 10 Modios (25 Litres 92 Centil. und 86 Litres 4 Centil.) und kleinen verpichten Körben. Naht nun die Weinlese, so stellt man die alten Gefäße wieder her und reinigt sie. Alles das war in der Villa von Aegialus eben im vollsten Gange. Auch schärfte man die Sicheln und Schneidemesser, wusch das Bassin, worein man die

Trauben thut, die Presse und alle Gefäße. Alles das geschah mit Seewasser, das man dem süßen dabei vorzieht. Eben so reinigte man den Weinkeller und brannte Wohlgerüche darin an, um alle schlechte Luft daraus zu verscheuchen. Schon vierzig Tage vorher verpichte man die Tonnen, sowohl diejenigen, welche blos auf den Boden des Kellers gestellt werden, als die, welche in denselben versenkt sind. Alle diese Tonnen oder lieber Weingefäße, sind von gebrannter Erde, und der erstern bedient man sich zu leichtern, der andern zu schwerern Weinen.

Als die Weinernte anfangen sollte, ward beschlossen, daß die Arbeit zuerst bei den schwarzen Trauben vorgenommen werde.

Am folgenden Tage, es war der XII. der Kalenden des September (21. August), kam ein Flamen Dialis mit seinem ganzen Gefolge und eröffnete die Weinlese, wie es in Latium gebräuchlich. Er befahl, den Wein zu ernten, opferte dem Jupiter ein Schaf, und ehe er dessen Eingeweide auf den Altar legte, nahm er eine Weintraube und drückte den Saft in einen Becher, um dem Gotte die Erstlinge des Weins darzubringen.

Man kann sich nichts Heitereres, nichts Belebteres denken, als eine Villa zur Zeit der Weinlese. Die Leser sind auf den Bäumen und sammeln die Trauben in kleine Körbe. So wie diese voll sind, werfen sie sie Arbeitern zu, die unten stehen, welche sie nun in große Körbe oder hölzerne Gefäße aus einem Stücke schütten, die man Alvei oder Naviae nennt. Man bringt diese in die Villa, wo sie in das große steinerne Bassin ausgeleert werden.

Hier treten nun ganz nackte Weinbauer den Saft mit den Füßen heraus. Wenn dies geschehen, wird der Ueberrest unter die Presse gebracht. Der hier durch den Druck erzeugte Saft entströmt von allen Seiten in ein rundes Bassin von 3 Fuß im Durchschnitt und 1 Fuß 9 Zoll Tiefe. Nach der ersten stellt man noch eine zweite Presse an, und erhält einen Wein, den man Circumsisitum nennt, den man aber besonders aufbewahrt, weil er nach Eisen schmeckt. Die Ueberbleibsel nach dieser zweiten Presse wirft man in Tonnen und giebt sie im Winter den Stieren, oder man gießt Wasser darauf und bereitet so ein Getränk, das man Lora, Lauer, nennt und es den Sklaven im Winter statt Weins vorsetzt.

Auf bedeutenden Villen giebt es manchmal 4 bis 5 solcher Pressen in einem Gebäude. Diese Pressen werden auch zum Oel benutzt, doch hat man zum Zerquetschen der Oliven noch eine andere Maschine, die man Trapetum nennt.

Der Wein selbst wird auf vielfache Art bearbeitet. So mischt man manchmal in den jungen Wein den vierzigsten Theil von älterm, den man bis zur Hälfte eingekocht hat, oder ein und ein halbes Pfund Salz auf den Culleus (5 Hectol. 18 Litres); ein anderes Mal pulverisirten Marmor oder Harz, vom letztern 3 Pfund auf den Culleus. Man stößt es sehr klar und thut es in einen kleinen Binsensack, den man in den Wein hängt und dann die Tonne heftig schüttelt, damit das Pulver zergehe. Alle diese Bewegungen müssen 20 Tage hintereinander fortgesetzt werden.

Diese Zusätze verbessern den Wein, geben ihm Dauer, sich zu halten, wenn er es nicht von Natur thut, und verleihen ihm manchmal einen fremden Geschmack. So habe ich griechischen Wein aus Trauben des Apicius machen sehen, unter die man zwei Quadrantalia (51 Litr. 840 Millil.) altes Seewasser auf den Culleus oder einen Modius (8 Litr. 640 Millil.) Salz mischte, das man in einem Binsensacke zergehen ließ.

Ueber die italienischen Weine selbst kann ich Dir nur noch sagen, daß die besten in Campanien wachsen und die in Rom geschätztesten von den Höhen von Formiä herkommen, die den Cecuber geben, und von denen zu Cales, wo der Falerner wächst, der nächst dem albanischen der angenehmste und gesündeste ist.

Alle italienischen Weine, mit wenigen Ausnahmen, kann man erst 5, 10 und oft sogar 15 Jahre nach der Weinernte trinken, ja es giebt welche, die erst nach 25 Jahren trinkbar sind. Der Falerner kann nach 10 Jahren getrunken werden und hält sich 20 Jahre. Später erzeugt er Kopfschmerz und greift die Nerven an. Man hat dessen zweierlei Art, der eine ist dunkel und süßlich, der andere blaß und etwas schwer. Dies kommt von dem Winde her, der während der Weinlese weht. Der Mittagswind bringt die erstere Eigenschaft hervor, die übrigen Winde die andere.

Nach der Weinlese beschäftigt man sich lediglich mit der Aufbewahrung des Weines. Zwei Mal des Tages müssen die vollen Gefäße innerlich mit einer Ruthe aus trockenen Ulmenzweigen gerieben werden, damit die Hefen sich nicht an den Wänden ansetzen. Jedes Gefäß hat seine

eigene Ruthe. Dreißig Tage nach einander geschieht dies, und haben sich alsdann die Hefen gesetzt, so zieht man den klaren Wein ab. Für gewisse Weingattungen bedient man sich der Taubeneier dazu, die man in den Wein schlägt, und welche, indem sie sich auf den Boden setzen, alle unreinen Theile mit dahin ziehen.

---

## Sechs und neunzigster Brief.

### Eine Naumachie.

Die Naumachieen sind Schiffsgefechte. Früher, bei den Griechen, bestanden sie blos aus Wettfahrten. Die Römer vervollkommneten sie auf ihre Art, indem sie sie den Kämpfen der Gladiatoren gleichend und selbst noch gefährlicher als diese machten.

Das Volk liebt die Naumachieen sehr. Der Kaiser Augustus hat, um sie ihm öfter geben zu können, in der transtiberinischen Region ein Bassin von 1800 Fuß Länge und 200 Fuß Breite vorrichten lassen, so wie die Alsietinische Wasserleitung, um es zu füllen.

Man giebt ohne weitern Zweck Naumachieen von Zeit zu Zeit bei allen Gelegenheiten oder Festen, und oft machen sie nur einen Theil der Spiele aus. Doch verbindet man fast immer irgend ein nationales Angedenken damit oder wählt eine historische Thatsache zur Darstellung. Dann nehmen die Kämpfenden auch die Costüme der beiden Völker an, welche sie darstellen sollen.

Die merkwürdigste Naumachie, welche ich mit ansah, war die, um welcher willen Augustus eben jenes Bassin

ausgraben ließ. Doch waren blos kleinere Fahrzeuge dabei und auch deren nur etwa 30. Dafür will ich Dir aber aus Gniphon's Tagebuche die Beschreibung eines ähnlichen, aber viel schönern Festes mittheilen, das von Julius Cäsar 708 gegeben ward.

„Das Bassin zu dieser Naumachie, womit Julius Cäsar seine prächtigen Spiele beschloß, war ausdrücklich dazu im untern Theile des Feldes Codeta, ohnweit des Marsfeldes, ausgegraben. Die Zahl der Zuschauer war außerordentlich. Hundert Schiffe, zwei-, drei- und vierrudernde, nahmen die beiden Enden dieses Sees ein, und hatten somit ein weites Schlachtfeld vor sich. Auf diesen Schiffen befanden sich 19,000 Mann, und die beiden Flotten unterschieden sich durch die Farben, womit die am Vorder- und Hintertheil aufgerichteten Thürme bemalt waren. Die eine hieß die tyrische, die andere die ägyptische."

„Die Streitenden trugen die ganze schwere Rüstung der Seesoldaten mit Panzern, Helmen und Stiefeln. Ihre Schilde waren größer und stärker als die der Landtruppen."

„Leichte Fahrzeuge streiften an dem Ufer hin, um Flucht und Verbergung zu hindern. Auch Landtruppen standen am Ufer, um gegen die dem Kampfe sich Entziehenden mit Katapulten und Balisten zu wirken. Freilich sagte man, die Kämpfenden bestehen alle aus Verbrechern. Aber wie wäre es möglich gewesen, 19,000 Verbrecher aufzutreiben?"

„Endlich kam Cäsar. Er naht sich in Mitte eines Gefolges junger Krieger, und lorbeergeschmückte Lictoren gehen ihm voraus. Das Volk empfängt ihn mit Jubel, die Krieger dagegen mit lautem Gemurr. Die zu große

Pracht der gegebenen Feste hatte ihr Mißfallen erregt. Lieber wäre es ihnen gewesen, er hätte das Geld unter sie getheilt. Cäsar bemerkt es, wirft einen niederschmetternden Blick auf die Verwegenen, stürzt unter sie voll Zorn, ergreift einen Murrenden eigenhändig, liefert ihn zu sofortigem Tode und stellt so die Ordnung unter der meuterischen Schaar wieder her, worauf er mit erkünstelter Ruhe die Art von Thron besteigt, die man für ihn errichtet hatte."

„Die Flotte zieht bei ihm vorüber. „Cäsar, Männer, die dem Tode geweiht, grüßen Dich"! so rufen die Naumachiarii. Doch die Versammlung bleibt unbewegt."

„Nun ordnen sich die Schiffe, 50 auf der einen, 50 auf der andern Seite. Ein Triton steigt aus der Mitte des Sees auf, giebt mit seiner Muschel das Zeichen zur Schlacht, und die Flaggen des Kampfes werden sogleich aufgehißt. Die Bemannung beider Flotten stößt ein vom Echo wiederholtes Feldgeschrei aus. Die Anführer der Ruderknechte befehligen die Bewegungen, auf dem Vordertheile stehend, regeln sie mit Donnerstimme die Ruderer, die Schiffe bewegen sich und der Kampf beginnt zuerst aus der Weite. Steine, Blei, Brander mit Werg umwickelt und mit Oel, Harz, Wachs und Schwefel getränkt, Pfeile, Wurfspieße fliegen, aus aller Art von Kriegsgeschütz geschleudert, und lange Flammen- und Rauchzüge erfüllen die Luft."

„Nicht lange so verschwindet der Raum unter den schäumenden Kielen. Die beiden Flotten treffen sich mit schrecklichem Stoß. Die furchtbaren Eisensporen, womit jedes Vordertheil bewaffnet ist, bohren sich in die Seiten der Schiffe

und treten daraus wieder hervor, um sich von Neuem einzusenken. Hier glänzt nun die Geschicklichkeit der Piloten und die Kraft der Ruderer. Die bestbemannten Schiffe machen sich leicht los, gewinnen das Weite, wenden sich, kehren zurück und bringen oft ihren Gegnern die gefährlichsten Verwundungen bei."

„Diese Stöße sind vorzüglich gegen jene Eisensporen gerichtet, um den Feind außer Stand zu setzen, oder ihn wenigstens seiner gefährlichsten Waffen zu berauben. So ward unter meinen Augen ein herrliches Schiff von vier Ruderbänken von einem von drei so heftig angegriffen, daß es bis auf den Kiel gespalten ward. Einer seiner Thürme, der schon von zweimaligem Anbrennen beschädigt war, stürzte um, die Streitenden darauf und die Ruderer der obern Bänke in's Wasser, und nicht lange darauf versank das Schiff selbst, und verschwand in den Fluthen. Nur sehr wenige Ruderer der untern Bänke kamen wieder zum Vorschein und suchten sich an's Ufer zu retten, wo sie aber von den Wachen zurückgetrieben wurden und auf andern Schiffen ihr Heil suchen mußten."

„Die ägyptische Flotte, welche mit minderer Geschicklichkeit angeführt ward als die tyrische, wurde umzingelt, als sie die Linie der letztern durchbrechen wollte, an's Ufer getrieben und so eng eingeschlossen, daß jede Bewegung gegen die Angreifenden unmöglich ward. Da versuchten die Kinder des Nils ihr Heil in der Enterung."

„Sie nahmen zu den Harpunen (Harpago) ihre Zuflucht, einer 7 Fuß langen, überall mit Eisen beschlagenen Stange, die an jedem Ende einen eisernen Ring hat,

wovon der eine eine Harpune von demselben Metall zeigt, der andere aber mit Seilen umwickelt ist. Diese Maschine ist leicht, und die Aegypter warfen sie aus einer Catapulte. So wie der Wurf geschehen, zogen sie die Seile schnell an, dadurch aber das Schiff an sich und stürzten sich nun mit Ungestüm darauf."

„Nicht immer gelang dieses Manoeuvre, und die Tyrer hieben oft entweder die Seile mit langen Sicheln ab, oder ruderten nach der Richtung des Zuges selbst, wodurch dieser keine Kraft zum Näherziehen erlangte."

„Doch glückte es den Aegyptern, das Admiralschiff ihrer Feinde zu harpuniren. Die Tyrer suchten dieses nun frei zu machen, Alles drängte sich, und bald bildeten beide Flotten nur eine dichte Masse. Alles ward geentert, und man stritt Mann gegen Mann, wie zu Lande, so daß man, ohne es zu bemerken, von einem Schiffe in's andere drang. Nun bediente man sich nicht mehr der Schwerter, man packte sich mit Fäusten; Ströme Bluts überflutheten die Verdecke — doch wozu hier die Wiederholung des Gemäldes einer Metzelei, des nothwendigen Ausgangs aller römischen Feste? Ich will blos noch bemerken, daß die 19,000 Naumacharier die Unerschrockenheit der bravsten Krieger zeigten, daß zwar nicht alle blieben, aber, als der größte Theil außer Stand gesetzt worden, weiter zu fechten, Cäsar, der während des ganzen Schauspiels nicht aufgehört hatte, Briefe zu lesen und zu dictiren, auf einmal aufstand, und mit eben so zerstreuten als gleichgültigen Mienen befahl, die übrigen zu begnadigen."

„Das Volk entfernte sich murrend gegen den Dicta=

tor, der bei allen öffentlichen Spielen Geschäfte zu treiben affectirte."

---

## Sieben und neunzigster Brief.

### Die Miliz.

Ich will Dir jetzt etwas über den römischen Kriegsdienst schreiben, einen Gegenstand, von dem ich bis jetzt mit Unrecht noch so wenig gesprochen habe, da der Kriegsdienst eines Volks, das den Erdkreis mit dem Schwerte unterjocht hat, doch wohl besondere Aufmerksamkeit verdient.

### Von der Zulassung zum Kriegsdienste.

Vom Anfange der Republik an war jeder Bürger, der ein Vermögen von mehr als 1800 Sestertien (368 Fr. 47 Cent.) besaß, geborner Soldat, und blieb es vom 17. bis 46. Jahre, ja manchmal bis zum funfzigsten. Besaß er weniger als jene Summe, so diente er in der Marine.

Jeder Widerspenstige verlor seine Freiheit und sein Bürgerrecht. Blos die Proletarier, welche nur 1500 As (76 Fr. 76 Cent.), und die Capitecensi, die nur 380 As (19 Fr. 43 Cent.) besaßen, waren frei vom Kriegsdienste. Im Jahre 646 fing jedoch C. Marius an, Krieger aus allen Classen auszuheben, und dabei blieb es alsdann.

Stets ordnete der Senat die Aushebungen an. Es gab deren zweierlei. Die Militia legitima wird jährlich als Ersatz für die Ausgedienten ausgehoben, die Militia tumultuaria oder subitaria nur bei großen Gefahren in

außerordentlichen Fällen. Der General, der gegen den Feind ziehen soll, besteigt das Capitol, und ruft da, indem er eine rothe Fahne für das Fußvolk und eine blaue für die Reiterei entfaltet: Alle, welche die Republik retten wollen, mögen mir folgen! Diese Feierlichkeit nennt man die Beschwörung, Conjuratio; Evocatio aber wird die Handlung genannt, nach welcher man nach allen Seiten hin sendet, um die Truppen zu versammeln. Nun besteigen die mit der Aushebung beauftragten obrigkeitlichen Personen das Tribunal, und rufen jeden Bürger, der waffenfähig ist, namentlich auf. Die Kriegstribunen, künftige Befehlshaber der Schaaren, die man aushebt, stehen vor dem Tribunal und wählen sich nun Diejenigen aus, welche sie für die Waffengattung, welche die ihre, für geeignet halten, sie dann nach Alter und Wuchs ordnend.

Nach beendigter Aushebung versammelt jeder Tribun die Schaar, die er ausgesucht, und läßt ihr den Soldateneid ablegen. Der Erste schwört ihn ausführlich, die Andern, indem sie vorm Tribunal vorübergehen, sagen nur: Auch ich! Dieser Kriegseid macht erst den wirklichen Soldaten, und kann nur durch den Tod, die Entlassung der Truppen oder durch einen Aufruhr gelöset werden. Ist letzterer aber gestillt, müssen die Aufrührer den Eid von Neuem leisten, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren. Heutiges Tages wird dieser Eid dem Kaiser geschworen.

Die Aushebungen gehen sehr rasch. Neulich sah ich 24,000 Mann in 11 Tagen ausheben. Zum Schlusse wird den Neugeworbenen Ort und Zeit des Wiederstellens bekannt gemacht. Nur dringende und gesetzliche Gründe

können dessen Unterlassung entschuldigen, außerdem wird Jeder, der sich nicht stellte, als Deserteur angesehen.

Zuerst im Jahre 684 unterrichtete der Consul P. Rutilius den Soldaten in der Kunst der Waffenführung durch ausdrücklich dazu angestellte Gladiatoren. Seitdem ist die militairische Erziehung des Soldaten sehr vervollkommnet worden. Jeder Tiro (so nennt man die Soldaten, die noch Unterricht genießen) muß zweimal des Tages vier Monate lang und manchmal noch länger exerciren. Wer es schlecht macht, wird auf Gerstenbrod reducirt.

Diese Uebungen stärken zugleich den Körper des Soldaten, um die gewaltige Last der Bagage zu tragen. Im Felde nämlich trägt er Lebensmittel auf 17 Tage, einen Kessel, einen Korb, eine Säge, eine Hacke, ein Beil, eine Sichel, einen Strick, eine Kette und einen oder mehrere Pfähle zu Palissaden, ja manchmal deren zwölf. Alles Das ist nebst seinen Waffen auf seinen Rücken gepackt.

Das Heer besteht aus den Legionen, den Hülfsvölkern und manchmal aus Söldlingen. Befehle von Rom aus bestimmen, wie viele Truppen jeder Bundesstaat zu stellen hat. Manchmal sendet man obrigkeitliche Personen, Conquisitores, zu diesem Zwecke ab. In den Legionen dienen nur römische Bürger.

Eine Legion besteht aus 10 Cohorten, diese aus drei Manipuln und diese aus zwei Centurien. Sie hat überdies eine Schaar Reiterei, welche in Turmas abgetheilt, die den Centurien des Fußvolkes gleich. Es gab aber Zeiten, wo eine solche, die man dann Ordo nannte, nicht 100, sondern nur 62 Mann stark war.

Drei Hauptcorps bildet das Fußvolk einer Legion: die **Hastati**, **Principes** und **Triarii**.

Die **Hastati** stehen in der ersten Linie. Sie theilen sich in 10 Manipuln, von 6 zu 6 Fuß auseinander. Jeder Manipul hat 20 Soldaten, die blos mit einem Spieße und einer kleinen ehernen Platte vor der Brust gewaffnet sind. Die andern tragen vollständige Waffen: einen geraden Degen mit breiter Klinge, der über dem rechten Schenkel hängt, zwei runde oder kantige Wurfspieße, 3 Zoll im Durchmesser und ohngefähr 4 und einen halben Fuß lang, mit einer starken Spitze mit Widerhaken, ein Panzerhemd, einen ehernen Helm mit drei schwarzen oder rothen Federn, über einen Fuß hoch, so daß die Soldaten noch einmal so groß aussehen, und einen großen, viereckigen, convexen, 4 Fuß hohen Schild, mit Ochsenfell überzogen und an den obern und untern Enden mit Eisen beschlagen. Inmitten dieses Schildes befindet sich noch ein eiserner Apfel, um die stärksten Stöße abzuwehren. Endlich eine **Ocrea** oder eiserner Stiefel, der das Vordertheil des rechten Beines bedeckt, weil man stets im Handgemenge die linke Seite zurückhält.

Die **Principes** sind Truppen kräftigern Alters. Man theilt sie auch in Manipuln, und sie sind gleich jenen bewaffnet, aber blos mit halben Wurfspießen.

Beide zusammen begreift man unter dem Namen der **Antepilani**, weil sie vor den Triariern stehen, die auch 10 Manipuln haben, in 3 Compagnien von 186 Mann abgetheilt. Sie tragen Schild, Panzer, Helm, Stiefeln, einen Degen, einen halben Degen und bleierne Kugeln.

Die erste Compagnie heißt Pilum. Unter ihrer Fahne stehen die eigentlichen Triarier, alte Krieger von erprobtem Muthe.

Unter der zweiten Fahne stehen die Rorarier, weniger bejahrte und im Dienst gewesene.

Endlich unter der dritten die Accensi, minder an den Krieg gewöhnte und daher zuletzt gestellte Soldaten.

Unter alle diese drei Hauptcorps ist wieder eine andere Schaar leichter Truppen vertheilt, welche man Velites nennt. Sie wurden erst im Jahre 542 bei der Belagerung von Capua errichtet. Man wählt für sie die gewandtesten, kräftigsten und nicht zu großen Soldaten aus. Sie haben eine leichte Kopfbedeckung von Thierfell, eine Parma oder runden Schild, zwei und einen halben Fuß im Durchmesser, sieben über drei Fuß lange Pfeile, die mit einem so spitzen Eisen besetzt, daß es beim ersten Stoß stumpf wird, und also vom Feinde nicht wieder gebraucht werden kann, und einen geraden Degen. Die Reiter nehmen diese Veliten hinter sich auf's Pferd. Auf Schußweite gekommen, springen diese ab, und greifen nun die Reiterei der Feinde an. Die römische Reiterei erhielt dadurch bei Capua so sehr das Uebergewicht, daß die Veliten nun bei allen Legionen eingeführt wurden.

Es giebt auch noch Sagittarii, Funditores und Ferentarii unter den leichten Schaaren.

Die Ferentarii sind Ritter, die nur Wurfwaffen haben, die Sagittarii bedienen sich der Bogen und die Funditores schleudern Steine mit einem Stocke oder einer seide=

nen Schleuder. Sie werden immer auf die Flügel gestellt, und für den Beginn der Schlacht gebraucht.

Seit Marius liefern die Hülfsvölker alle leichte Truppen, die Legionen selbst bestehen nur aus Schwergewaffneten, die man daher mit einer Mauer vergleicht.

Die Reiterei ist auf griechische Art eingerichtet. Sie trägt einen Panzer, eine Parma und eine lange, starke, an beiden Enden beschlagene Lanze, an welcher eine kleine Fahnenzunge.

Jede Legion hat ihre Ordnungsnummer und einen besondern Namen, wie z. B. die Hinreißende, die Beistehende, die Kriegerische, die Siegreiche. Auch die 10 Cohorten stehen nach der Nummer auf dem Schlachtfelde. Alle, mit Ausnahme der ersten, sind an Zahl sich gleich und enthalten etwa ein Achttheil Reiterei.

Die erste Cohorte, welche man Milliaria nennt, ist stärker als die andern, denn sie zählt 1500 Mann Fußvolk und 132 gepanzerte römische Ritter, alles ausgewählte und wohlexercirte Leute. Sie marschirt an der Spitze der andern Cohorten, beginnt die Schlachtordnung und bewacht den Adler, das allgemeine Feldzeichen der ganzen Legion.

Das erste Feldzeichen soll ein Bund Gras gewesen sein, Manipulus, an einer langen Stange befestigt, daher der Name der Manipuln. Der Adler theilte nachher lange Zeit diese Ehre mit vier andern Thieren, dem Wolfe, dem Minotaurus, dem Pferde und dem Eber. Erst Marius unterdrückte diese Thiere ganz und behielt blos den stolzen Vogel bei, den man seitdem den Gott der Legionen nannte.

Die besondern Feldzeichen sind für die Centurien und Turmen ein kleiner Schleier, für die Cohorte ein Drache. Jede Fahne trägt die Nummer des Corps, der sie angehört, und die Schilder haben ein äußeres Zeichen, das man Digamma nennt, und welches jeder Cohorte eigen ist. Innerhalb des Schildes steht der Name des Soldaten, seiner Cohorte und Centurie.

Was das Kriegsmaterial betrifft, so stehen die Kriegsmaschinen obenan. Es sind dies die Balisten, um Pfeile zu schleudern, und die Onagren, um Steine zu werfen. In der Regel kommt eine auf Rädern stehende Baliste auf jede Centurie und ein Onagrus auf die Cohorte, wo bei jeder 12 Mann zur Bedienung. Maulesel ziehen die erstern, Stiere die letztern. Außerdem hat noch jede Legion eine Geräthschaft zum Brückenschlagen, in Kähnen aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme bestehend. Endlich noch eiserne Harpunen, Wölfe (Lupi) genannt, eiserne Sicheln an langen Stöcken, Werkzeuge zu Erdarbeiten u. s. w.

In der Nachhut marschiren die Handwerkscompagnien, welche ein Präfect befehligt und die jede Art von Kriegsgeräth fertigen müssen.

Es giebt auch noch Cunicularii oder Minengräber, besonders zum Gebrauch unterhalb einer Stadt.

Auch darf ich das Musikcorps nicht vergessen, das aus Trompeten (Tubicines) Hörnern (Cornicines) und (Buccinatores) Muschelbläsern besteht. Jede Art von Instrument dient zu einem besondern Signale.

In einer Legion ist die Abstufung so: der Consul, der Legat, die Tribunen, die Centurionen und Untercenturionen.

Die Consuln und Legaten können, da sie Oberbefehlshaber sind, mehrere Legionen zugleich unter sich haben. Bei jeder Legion giebt es sechs Tribunen, aber zwei sind nur stets zwei Monate lang im Dienste. Die Zeichen ihrer Würde sind der schmale Purpurstreif und der goldene Ring. Alles, was zur Disciplin gehört, steht unter ihnen. Sie werden theils vom Heerführer gewählt, theils vom Volke in den Comitien. Erstere heißen Rufuli, von Rufus, der das desfallsige Gesetz durchsetzte, letztere Comitiati.

Die Centuriones befehligen 100 Mann, und es giebt deren 60 in jeder Legion. Zum Theil ernennt sie der Heerführer, zum Theil thun dies die Soldaten selbst. Ihren Rang haben sie nach der Nummerzahl ihres Manipuls. Der erste Primipilarius einer ganzen Legion genießt über die andern eines gewissen Ansehns. Man vertraut ihm die Wacht des Adlers und er hat das Recht, beim Kriegsrathe mit dem Heerführer und Tribunen zu erscheinen.

Zur Unterstützung der Centurionen giebt es Untercenturionen, welche Optiones heißen, von optare, wählen, weil dies von Jenen geschieht. Sonst thaten dies die Tribunen, wo sie Accensi hießen.

Auch die Vexillarii oder Fahnenträger der Manipuln werden von den Centurionen gewählt.

Alle diese Grade sind nur auf Zeit. Die Heerführer treten von ihnen nach einem Jahre zurück, die andern, wenn sie außer Dienst. Nehmen sie dann später wieder Dienste, so müssen sie wieder bloße Soldaten werden.

Die Truppen der Hülfsvölker so wie der Söld-

linge sind nach Art und Weise ihrer Länder organisirt, und die Anführer derselben heißen Präfecte.

Die Lage eines römischen Soldaten ist sehr hart, und man kann ihn einen Sklaven seiner Fahne nennen. Er darf sich ohne besondere Erlaubniß, selbst nicht auf kurze Zeit, was man Commeatus nennt, von ihr entfernen. Ob er gleich immer noch Bürger bleibt, so hat er doch nicht mehr das Recht, sich zu verheirathen. Man erlaubt ihm jedoch dafür eine Abart ehelicher Verbindung. Die Frauen, welche eine solche außergesetzliche Ehe, die man Matrimonium nannte, eingehen, heißen zwar Uxores, Gattinnen, aber ihre Verbindung hat keine bürgerliche Wirksamkeit, und die daraus entsprungenen Kinder sind nicht römische Bürger. Ja, der Soldat kann überall, wohin ihn der Dienst ruft, solche Verbindung von Neuem eingehen.

Die Strafen beim Heere sind folgende. Die Decimation. Zeigte sich in einer Schlacht eine große Anzahl Soldaten durch Flucht feig oder verrätherisch, so läßt sie der Heerführer alsdann zusammenkommen, verweist ihnen streng das Vergehen, und der Hundertste, Zwanzigste oder Zehnte, wie ihn das Loos bestimmt, wird mit Ruthen gepeitscht und enthauptet. Manchmal unterlag ein ganzes Heer dieser Strafe, abgerechnet ähnlicher Verurtheilungen für strafbare Einzelne. Auch ersäuft werden dann und wann Straffällige. Krieger, welche nicht zur gesetzten Zeit vom Urlaub zurückkehrten, oder sich zu weit entfernten, um die Schlachtsignale zu hören, werden, wenn es Römer sind, zum Kreuzestode, wenn Fremde, zur Enthauptung, Aussetzung für wilde Thiere oder Verstümmelung des Daumens verurtheilt.

Jeder Widerstand eines Untergeordneten gegen seinen Vorgesetzten wird mit dem Tode bestraft. Bei kleinern Vergehungen ist die Stäupung mit Stöcken und Steinen eingeführt, die aber oft selbst den Tod veranlaßt, daher sie auch manchmal bei Decimationen vorkommt. Diebstahl wird auch auf diese Art, manchmal aber auch mit Verstümmelung des rechten Daumens und wenn man minder streng sein will, mit einem Aderlasse vor dem Zelte des Heerführers bestraft.

Andere Heerführer bestrafen damit, daß sie dem Soldaten den Gürtel nehmen, womit er seine Kleidung aufgeschürzt, gleichsam als sei er unwürdig zu fechten, wo sie dann, wenn es Obere sind, vom Morgen bis Abend auf dem Waffenplatze im Lager mit nackten Füßen stehen müssen, in der Hand ihren Degen oder eine Stange von 10 Fuß oder ein Stück Rasen. Soldaten müssen meist in diesem Aufzuge 12 Fuß lange Gräben graben, oder in Gegenwart des ganzen Heeres Faschinen abhauen u. s. w. Reiter werden nicht selten unter das Fußvolk gesteckt.

Endlich besteht auch eine Strafe darin, den Verbrechern nur Gerste zu essen zu geben oder sie ihrer Lanze zu berauben, ihnen die Dienstzeit zu verlängern und den Sold vorzubehalten.

Dieser letztere ward aber erst im Jahre 349 eingeführt, wo der Senat in einem Kriege gegen die Volsker, um die treffliche Haltung des Heeres zu belohnen, beschloß, daß eine aus dem öffentlichen Schatze entnommene Zahlung dem früher auf seine eigene Kosten lebenden Krieger zu Theil werden solle.

Anfangs ward der Sold blos für das Fußvolk eingeführt. Erst 3 Jahre später ward die Reiterei, die aus den reichsten Bürgern bestand, auch dazu gelassen. Dafür mußten aber nun die Reiter sich auf eigene Kosten beritten machen. Nun hatte man allerdings ein stehendes Heer, statt daß man vorher, wo der Soldat im Winter wieder nach Hause ging, mit jedem Jahre den Krieg wieder von Neuem anfangen mußte.

Der Sold ist übrigens sehr bescheiden. Anfangs setzte man ihn auf 3 As täglich für die Infanterie und 9 As (15 und 45 Cent.) für die Reiterei fest, weil jeder Reiter zwei Sklaven bei sich hat. Hundert sieben und achtzig Jahre später stieg ersterer bis auf 5 As (25 Cent.), was aber bei verändertem Münzwerthe kein großer Zuwachs war. Im Jahre 703 verdoppelte ihn Julius Cäsar für beide, und dies befolgt man noch jetzt. Die Centurionen erhalten das Doppelte der Soldaten, die Tribunen das Doppelte der Centurionen u. s. w.

Sonst zahlte man den Sold für's ganze Jahr beim Beginn des Feldzuges, jetzt viermonatlich. Librarii halten darüber bei den Legionen Buch und Rechnung, und man zieht den Einzelnen dabei die Zahlung für Waffen, Kleider, Zelt und Lebensmittel ab.

Letztere bestehen hauptsächlich in Getreide, das der Soldat selbst auf den Mühlen, die sich beim Heere befinden, mahlt. Das Fußvolk erhält für den Mann höchstens einen halben attischen Medimnus (26 Litres 209 Millilitr.) auf den Monat, die Reiterei 2 Medimnen (1 Hectolit. 4 Litres 796 Millilitr.) und 6 Medimnen (3 Hectolitres

66 Litr. 786 Millilitr.) Gerste für das Pferd. An die Hülfstruppen werden die gleichen Austheilungen unentgeldlich gemacht, weil sie keinen Sold erhalten.

Die übrigen Lebensmittel bestehen in Fleisch, Speck, Früchten, Käse und Salz. Das Getränk ist eine Mischung von Wasser und Weinessig, die man Posca nennt. Die Ration wächst mit dem Grade. Der Soldat trägt seine Ration, die meist zwei Mal des Monats geliefert wird, in einem Sacke auf der Schulter.

Seit dem Jahre 758 bestimmte der Kaiser Augustus für jeden ausgedienten Soldaten einen Abgangssold, der seinem Grade angemessen, und errichtete deshalb den Kriegsschatz. Der Termin der Entlassung, Missio, ward nach 16 Jahren für die prätorischen Soldaten, nach 20 Jahren für die andern festgesetzt, und die erstern erhalten eine Belohnung von 20,000 Sestertien (3975 Fr. 95 Cent.), die andern eine von 12,000 Sestertien (2385 Fr. 57 Cent.). Später ward statt derselben eine gewisse Masse von Ländereien in den entlegenen Provinzen gegeben.

Die Ausgedienten, Emeriti, welche im Dienste bleiben wollen, nehmen den Namen der Evocati, Zurückberufenen, an. Es hat deren stets sehr viele im römischen Heere gegeben.

Das römische Heer war oft sehr zahlreich, selbst zu der Zeit, wo Rom noch ein sehr beschränktes Gebiet besaß. So stellte Rom im Jahre 260 in einem Kriege gegen die Aequer 10 Legionen, d. h. 42 bis 43,000 Mann auf, und 100 Jahre später 45,000.

In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts stellte

das nun von Rom unterworfene Italien bei einem Einfalle den transalpinischen Galliern ein Heer von 800,000 Mann entgegen, worunter 26,000 Mann, nach Andern sogar 70,000 Mann Reiterei.

Heut zu Tage sind die römischen Heere beiweitem weniger zahlreich und Rom hält mit blos 25 Legionen die Welt unter seinem Scepter. Folgende Liste der Streitkräfte hat Tiberius selbst dem Senate überreicht.

Italien besitzt auf den beiden Meeren, die es einschließen, zwei Flotten, eine zu Misenä, die andere zu Ravenna, und eine dritte bei Forum Julium (jetzt Frejus), um die gallische Küste zu beschützen. Die Hauptkraft des Reichs aber besteht in 8 Legionen am Rhein, die Germanien und Gallien im Zaum halten. Die Hispanier werden von 3 Legionen bewacht und Mauritanien vom Könige Juba, der es als Geschenk des römischen Volkes angenommen hat. Die Garnison des übrigen Afrika besteht aus 2 Legionen, die Aegyptens aus derselben Zahl, und die jenes großen Landstrichs, der sich von Syrien bis zum Euphrat erstreckt, nur aus vier. Rhoïnetalces und den Kindern des Cotys ist Thracien übergeben, 2 Legionen in Pannonien, zwei in Mösien vertheidigen die Ufer der Donau, zwei andere in Dalmatien können ihnen leicht zu Hülfe kommen. Rom selbst hat noch besondere Truppen, nämlich die 3 Cohorten der Stadt und die 9 Cohorten des Prätoriums, alle in den ältesten Colonien Roms ausgehoben.

Die Flotte, Fußvolk und Reiterei der Hülfsvölker, die angemessen in den Provinzen vertheilt sind, bilden einen dem der Legionen fast gleichkommenden Bestand, so daß

dieses weite römische Reich nur von höchstens 300,000 Mann beschirmt wird, wovon die Hälfte noch dazu besiegten oder unterworfenen Nationen angehört.

---

## Acht und neunzigster Brief.

### Ein Lager.

Um Alles, was die Kriegskunst betrifft, zu vervollständigen, sende ich Dir heute die Erklärung eines Lagers. Wir wissen ja aus eigner Erfahrung, daß es die Römer an der Art haben, sich mit dem Heere nirgends, sei's auch nur eine Nacht zu verweilen, ohne ein befestigtes Lager zu bilden, so daß sie auch die Marschtage nach Lagertagen zählen.

Das Lager, das ich Dir beschreiben will, ist vor den Thoren Roms selbst geschlagen. Du weißt, daß der Kaiser Augustus sich gleich den andern Feldherren auch eine prätorische Cohorte beigegeben hat, aber statt einer, wollte er deren 10 haben, jede von 1000 Mann. Tiberius behielt dies sorgfältig bei. Die Prätorianer befanden sich stets in Rom oder der Umgegend, bis neuerlich Aelius Sejanus, Präfect des Prätorii, den Gedanken hatte, sie alle in ein Lager zusammen zu ziehen. Sejan ist der Begünstigte Tibers, also setzte er es auch durch; doch glauben Viele, er habe es blos gethan, um seiner Präfectur noch mehr Wichtigkeit zu geben und den Cohorten somit ihren Werth selbst mehr fühlen zu lassen. Dieses Lager habe ich nun besucht und will Dir, was eingezogene Erkundigungen mich dort lehrten, mittheilen.

Gestalt und Anordnung der römischen Lager bleibt

stets dieselbe: ein vollkommenes oder längliches Viereck mit Verschanzungen umgeben und in vier Straßen abgetheilt, die sich rechtwinklich durchschneiden und jede auf ein Thor gehen, das in der Mitte jeder Façade angebracht ist.

Die Verschanzungen, aus einem Graben bestehend, dessen Brücke wir im Kriege zu 10 bis 16 Fuß und die Tiefe von 10 bis 11 Fuß gesehen haben, die Brustwehr mit einbegriffen, die innerhalb des Lagers aus der aufgeworfenen Erde sich bildet, hat, wo es dem Feind nicht gilt, nur 8 und 6 Fuß Maaß, ist aber überall mit starken Palissaden besetzt, vallum genannt, deren oberer spitzer Theil drei bis höchstens vier Eisenzacken hat. Sie bilden eine undurchdringliche Mauer.

Das Thor nach dem Feinde zu nennt man das prätorianische, das gegenüber das decumanische, und die an den beiden andern Seiten das rechte und linke. Auch heißen diese beiden letztern die Hauptthore. Ist die Armee nur auf dem Marsche, geht das prätorianische Thor stets nach Morgen oder dahin, wohin man zieht.

Der große Platz beim Eintritte durch dieses Thor ist das Forum und der Markt des Lagers. Die Zeltreihen rechts und links sind für das Zelt des Heerführers oder seines Quästors. Sonst stand das letztere bei dem decumanischen Thore, das daher auch quästorisches hieß.

Das Zelt des Heerführers nimmt den höchsten Punkt ein. Die Umgebung desselben von 100 Quadratfuß heißt das Prätorium. Für die Opfer ist dort ein Altar von Rasen errichtet, auf welchem immer eine Flamme brennt.

Geht man vom Foro zu dem decumanischen Thore,

so ist die Zeltreihe auf der Durchschnittlinie des Lagers für die Tribunen bestimmt. Vor dem großen 135 Fuß breiten Zugange längs derselben nehmen die Pferde, die Lastthiere und die ganze Equipage der Tribunen den dritten Theil ein. Die andern zwei Drittheile bleiben leer. Diese Linie heißt die Stirn (**Frons**) des Lagers, und **Principia** die freien Plätze vor den Zelten der Tribunen.

Die vier großen Abtheilungen sind wieder durch Straßen von 45 Fuß Breite der Länge und Quere in eine Menge Vierecke abgetheilt, wo denn die verschiedenen Heerhaufen der Legionen nach Schlachtordnung lagern. Zuerst vorn die **Hastati**, dann die **Principes**, dann die **Triarii**.

Die Turmen der Reiterei sind unter die Manipuln des Fußvolkes gemischt.

Die Hülfsvölker, Reiterei wie Fußvolk, lagern hinter den Legionen und in derselben Ordnung wie diese.

Rings um die Verschanzung innerhalb her läuft ein Zwischenraum von 182 Fuß, um die Communication zu erleichtern. Da befinden sich auch die Schlachtthiere und im Allgemeinen Alles, was man dem Feinde abnimmt. Die Breite dieses Wegs macht auch selbst bei einem nächtlichen Anfalle des Lagers das Geschütz des Feindes meist unwirksam.

Nichts ist einfacher und schneller ausgeführt als das Aufschlagen eines Lagers. Der Präfect der Handwerksleute und einige Centurionen gehen voraus als **Metatores**, um das Lager abzustecken. Haben sie einen passenden Ort gefunden, so bezeichnen sie zuerst das **Praetorium** und ziehen von da aus alle Linien. Eine Fahne wird beim Punkte des **Praetorii**, eine andere bei dem des **Quaestorii** und

eine dritte auf der Linie der Zelte der Tribunen, so wie andere für jedes Zelt der Anführer aufgesteckt. Die Fahne des Consuls ist weiß, die aller andern purpurn. Die Straßen werden dann durch Spieße, die man aufpflanzt, bezeichnet. Selbst der Feind stört eine solche Arbeit nicht, weil ihn dann die Reiterei, welche nie beim Lageraufschlagen gebraucht wird, und ein Theil des Fußvolkes aufhält, bis Alles vollendet ist.

Die Zelte sind von Thierhäuten. Jedes faßt 10 Mann, und man nennt diese Vereinigung ein Contubernium. Einer, der Decanus heißt, hat die Aufsicht in jedem.

Zur Lagerwache sind Wachten an jedem Thore und viele andere innerhalb der Verschanzungen aufgestellt. Alle gehören der Schaar der Veliten an und beziehen ohne Schild die Wache. Dieser Gebrauch schreibt sich von P. Aemilius her, der auch einführte, daß die Posten stets früh und Mittags abgelöset werden.

Der innere Dienst des Lagers ist unter die übrigen Cohorten vertheilt. Eine Cohorte bewacht der Reihe nach das Prätorium zugleich als Ehrenwache für den Heerführer. Zwei andere Cohorten stehen im Viertel der Tribunen, welche zugleich für die Reinhaltung und Gesundheit dieses Platzes sorgen müssen, da die Römer den größten Theil der Zeit dort zubringen. Aus den andern übrigbleibenden Cohorten hat jeder Tribun das Recht, drei nach dem Loose zu seinem besondern Dienste zu ziehen. Diese sind dann wieder nach der Reihe verpflichtet, sein Zelt aufzuschlagen, den Erdboden umher gleich zu machen und da nöthig sein Geräth der Sicherheit wegen mit Hecken zu umgeben. Zwei Mann stehen überdies vor und zwei hinter seinem Zelte.

Die Triarier, welche die Tribunenwache nicht mit beziehen, dienen zur Wache bei den Pferden. Jede Cohorte giebt zu der unmittelbar hinter ihr liegenden Turma vier Mann dazu ab.

Früh, sobald der Tag anbricht, begeben sich die Ritter und Centurionen in die Zelte der Tribunen, und diese in das des Heerführers, um den Tagsbefehl zu vernehmen und ihnen den Truppenbestand anzuzeigen.

Nach Untergang der Sonne rufen Trompeter, die um das Prätorialzelt her aufgestellt sind, zum Abendessen und nicht lange darauf stellt man die Nachtwachen aus. Jede der entferntesten Cohorten sendet darauf in's Zelt der Tribunen einen Mann, immer denselben, den man Tesserarius nennt, weil er das Feldgeschrei auf einer Tessera, hölzernem Täfelchen, zu seiner Cohorte bringt. In Gegenwart mehrerer Zeugen übergiebt er dort dann die Tessera dem Oberhaupte der nächsten Cohorte, die vor ihm lagert, und so geht's fort bis zu den Cohorten, welche wieder an die Tribunen gränzen.

Runden der Reiterei bewachen besonders nächtlich das Lager, und die Turmen haben abwechselnd diesen Dienst, mit 5 und 5 Mann. Diese Reiter nennt man Circuitores. Bei jedem Wechsel der Nachtwache wird ein Trompetensignal gegeben. Die Circuitores lassen sich die Tesserae von den einzelnen Posten geben, und bringen sie mit Tagesanbruch den Tribunen wieder zurück.

Das Abbrechen eines Lagers geschieht mit eben solcher Ordnung und noch größerer Schnelligkeit als das Aufschlagen.

## Neun und neunzigster Brief.

### Kriegerische Belohnungen.

Die kriegerischen Belohnungen, welche der römische Staat seinen Heeren zu bewilligen pflegt, und die man meist, als Zeugen der Tapferkeit, an den Häusern, um die äußern Thüren und bis in die Vorhallen aufhängt, bestehen in Waffen, Feldgeräth oder Ehrenzierden, am meisten aber in Kränzen. Es giebt fünferlei Art Kränze, der castralische oder vallarische, der muralische, der rostralische oder navalische, der civilistische und der obsidionalische.

Die Corona castralis erhält Der, der zuerst in die Verschanzungen dringt, daher auch Vallaria. Sie ist von Gold in Form einer Verschanzung.

Die Corona muralis, auch von Gold und mauerförmig, wird Dem gegeben, der zuerst die Mauer einer feindlichen Stadt ersteigt.

Wer in einem Seetreffen zuerst an Bord eines feindlichen Schiffs gelangte und zu dessen Wegnahme beitrug, erhält die goldene corona navalis, auch rostralis genannt, weil sie wie Schiffsschnäbel geformt.

Corona civilis nennt man die, welche ein Bürger erhält, der einem andern im Kriege das Leben rettet. Sie besteht aus bloßem Eichenlaub, als dem Baume, von dem man sonst das für das Leben Nothwendigste bezog. Sie ist die ausgezeichnetste für die Tapferkeit eines Krieges und den andern weit vorzuziehen, weil sie nur unter sehr strengen

und genau beobachteten Bedingungen ertheilt wird. Wer sie erhält, kann sie stets tragen. Tritt er bei den Spielen ein, so steht die Versammlung, ja selbst der Senat auf, und er hat das Recht, sich unmittelbar neben die Senatoren zu setzen. Er, so wie sein Vater und Großvater, sind von allen öffentlichen Lasten befreit.

Die Corona obsidionalis hat jedoch noch größern Werth. Man nennt sie auch graminalis, weil sie von bloßem Grase (Gramen) ist. Sie wird nur in höchst bedenklichen Lagen und bei Rettung einer ganzen Armee durch Tapferkeit eines Einzelnen zuerkannt. Dies geschieht auch blos von den Soldaten für ihren Heerführer, da außerdem die Heerführer jenen die Kränze bestimmen. Obsidionalis heißt sie von obsidio, Belagerung, weil man, um sie zu erlangen, ein Lager von einer solchen und den Schrecken einer unvermeidlichen Zerstörung befreit haben mußte. Das Gras, aus dem man sie flicht, wird von dem Orte selbst genommen, wo die Belagerten gerettet wurden, weil es bei den Alten für die feierlichste Anerkennung des Sieges gehalten ward, dem Sieger Gras darzureichen. Sie wird so selten ertheilt, daß die Zahl Aller, die sie je erhielten, nur sieben bis acht beträgt. Der Kaiser Augustus war der Letzte, der sie 723 erhielt.

Jeder Triumphator besitzt das Recht, einen Lorbeerkranz an seine Thüre zu hängen.

Kriegerische Belohnungen zweiten Ranges sind silberne Armspangen, Armillae oder Calbei, goldene Ringe, Cornicula, eine Art kleiner Hörner an die Seiten des Helms, silberne Halsketten, Phalerae, ein Schmuck für die Pferde,

Fahnen und Feldzeichen verschiedener Farben und endlich Lanzen ohne Eisen, die man hastas puras nennt.

Die Art, wie die kriegerischen Belohnungen ausgetheilt werden, trägt außerordentlich viel zu ihrem hohen Werthe bei.

Die Zeit zu bestimmen, wo dieselben ihren Anfang nahmen, würde sehr schwer sein; doch scheint so viel gewiß, daß sie sich erst von einigen Jahrhunderten nach Roms Gründung herschreiben. Früher gab man in solchen Fällen so viel Ländereien, als ein Mann in einem Tage mit dem Pfluge ackernd einschließen kann. Dies war der Fall bei Horatius Cocles. Auch erhielten die Krieger wohl eine doppelte Ration auf Lebenszeit. Dies ist noch jetzt der Fall, und man nennt die so Beschenkten Duplicarii.

Sobald Ehrenzeichen an den Mauern eines Hauses aufgehangen werden, kann der neue Besitzer sie nicht wieder hinwegnehmen, und sie bleiben geweiht für diese Stelle.

Auf den Schlachtfeldern selbst errichten oft die Sieger Trophäen, welche zu wahren Denkmälern werden, wie Thürme, steinerne Pyramiden und dergl., worauf man dann Inschriften mit Namen und Geschichtserzählung anbringt. Es giebt wenige Länder, welche nicht dergleichen aufzuweisen hätten; so in Griechenland die des Sylla; in den Pyrenäen die des Scipio; die des Pompejus mit seiner Büste und ganz nahe dabei die des Julius Cäsar, in einem Riesenaltar von geglätteten Steinen bestehend; auf den Alpen endlich die, welche Senat und Volk dem Kaiser Augustus errichten ließen.

Von jeher haben die Römer die schönsten Waffen und Kriegsbeute ihrer Feinde aufbewahrt und damit ihre Tempel,

wie im Allgemeinen alle Denkmäler ihrer Stadt geschmückt. Dies bildet ein ruhmvolles Arsenal, zu dem sie sogar manchmal in ganz dringenden Fällen, wie nach der Schlacht von Cannä, ihre Zuflucht nahmen.

Im Tempel der Juno Matuta sahe ich eine Trophäe einer andern Gattung, welche einen halberhabenen Plan der Insel Sardinien darstellte, auf dem die verschiedenen Schlachten bemerkt waren, die Gracchus dort geliefert hatte.

In den ältesten Zeiten wurden alle Waffen und Kriegsbeute, deren man habhaft werden konnte, auf einen Haufen auf dem Schlachtfelde zusammengebracht. Der Heerführer betete nun im Kriegsgewande und vor dem ganzen Heere zu Mars, Minerva, Luna und allen Gottheiten, denen ein gottesdienstlicher Gebrauch die Beute von den Feinden weiht. Dann ergriff er eine angezündete Fackel und legte Feuer damit an diesen ruhmvollen Haufen, worin alle Tribunen, die ihn umgaben, nachfolgten.

---

## Hundertster Brief.

Die scenischen Spiele. — Die Theater.

Die scenischen Spiele verdanken ihren Ursprung einem religiösen Gefühle. Im Jahre 390 verwüstete Rom eine furchtbare Seuche und man hatte vergebens versucht, den Zorn der Götter durch ein Lectisternium zu besänftigen. Nun bemächtigte sich Aberglaube der Gemüther und man stellte scenische Spiele an, um dies zu bewirken. Dieses pflanzte sich bis auf unsere Zeit fort, und diese Spiele werden daher jährlich von den curilischen Aedilen

gefeiert. Sie dauern einen bis vier Tage, und bilden bald allein das Fest, bald machen sie nur einen Theil desselben aus.

Die Einrichtung von Theatern ist viel jünger als die scenischen Spiele, nämlich von stehenden, steinernen Theatern. Das Theater des Pompejus, vor etwa 40 Jahren erbaut, war das erste dieser Art in Rom. Vorher gab man die scenischen Spiele in schnell aufgerichteten Bühnen oder blos im Flaminischen Circus. Früher fürchtete man Verweichlichung der Sitten durch einen solchen bleibenden Bau, verbot ihn also, so wie sogar die Einrichtung von Sitzbänken bei den Spielen. Pompejus bediente sich daher des Kunstgriffes, daß er ganz oben am Theater einen kleinen Tempel der Venus erbaute, und als nun dessen Einweihung erfolgen sollte, das Volk blos zur Weihe eines Tempels der Venus einlud, unterhalb dessen man einige Sitze für die Zuschauer vorgerichtet habe.

Die temporairen Bühnen hatten übrigens Denen, welche die Spiele gaben, ungeheuern Aufwand verursacht, weil es immer Jeder dem Andern an Pracht zuvorthun wollte. So errichtete Scaurus, als er zwischen den Jahren 676 und 680 Aedil war, eine solche Bühne, welche drei Stockwerke hatte, die von 360 Säulen aus dem schönsten schwarzen Marmor getragen wurden. Die des untersten Ranges waren 38 Fuß hoch. Die Wände des zweiten Stocks bestanden aus Glas, das damals noch ganz ungewöhnlich war, und die des dritten aus vergoldetem Holze. Dreitausend eherne Bildsäulen schmückten es, und es faßte 80,000 Zuschauer. Nach den Spielen ließ Scaurus Alles, was nicht zu den täglichen Luxusgegenständen gehörte, auf

seine tusculanische Villa bringen; diese zündeten seine Sklaven aus Rache an, und man berechnete den Schaden auf 100 Millionen Sestertien (20,458,333 Fr. 25 Cent.). Und alles dies für ein Denkmal, das kaum einen Monat dauern sollte. Das Theater, welches Curio ohngefähr 20 Jahre darauf baute, bestand aus zwei Theatern im Halbkreis mit den Rücken aneinander stoßend, für scenische Darstellungen. Nachmittags wurden sie nebst den Zuschauern darin umgedreht, und bildeten nun ein Amphitheater zu den Fechterspielen.

Längere Zeit war das Theater des Pompejus das einzige feststehende, dann baute man später zwei andere, das des Balbus und das des Marcellus. Das erstere faßt 30,245 Zuschauer, das andere 30,000. Das Theater des Pompejus bleibt aber, da es 40,000 Zuschauer faßt, immer das größte, wie auch das prachtvollste. Es ist im größern Verhältnisse nach dem von Mitylene gebaut. Seine innere Form ist die eines vollkommenen Halbkreises, um den sich Stufen von wenigstens 1 Fuß 2 Zoll Höhe und 2 bis 2½ Fuß Breite herumziehen. Von 7 zu 7 ist eine breitere Stufe, die man Praecinctio nennt und die zum Herumgehen dient. In diese Praecinctiones kommt man durch weite Thore, Vomitoria, die wieder durch Treppen mit einander verbunden sind, ebenfalls in 7 großen Abtheilungen, wovon jede den Namen Cuneus führt.

Hinter den obern Stufen befindet sich ein bedeckter Porticus, theils um das Gebäude würdig zu schließen, theils um nach den Regeln der Akustik zu verhindern, daß die Stimme der Schauspieler sich nicht verliere.

Die untern Stufen gehen nicht bis auf den Boden herab; sie beginnen auf einem Unterbaue oder Podium, ohngefähr 5 Fuß hoch, der den in der Mitte des Halbkreises freigelassenen Raum zwischen dem Theater und der Vorscene umgiebt, und den man das Orchester nennt. Theater im eigentlichen Sinne heißt der ganze Theil des Gebäudes, der für die Zuschauer bestimmt ist. Sein Name kommt von einem griechischen Worte her, welches schauen, betrachten bedeutet. Manchmal nennt man ihn auch Cavea.

Gerade an der Durchschnittlinie des Halbkreises fängt das Proscenium an, der Ort, wo die Schauspieler ihre Rollen darstellen. Es heißt auch Pulpitum und ist erhöht, doch übersteigt diese Höhe nicht die des Podii, mit dem es im Profil steht. An seinen beiden äußersten Enden nach dem Theater zu stehen zwei kleine Altäre, einer der Gottheit geweiht, der zu Ehren die Spiele gegeben werden, der andere dem Bacchus, wenn man ein Trauerspiel, dem Apoll, wenn man ein Lustspiel aufführt.

Das Proscenium hat wenig Tiefe und wird seiner ganzen Länge nach von einer hohen Mauer begrenzt, die man Scena nennt. Diese Mauer, deren oberer Theil im Verhältnisse zu dem Porticus oberhalb des Theaters steht, ist von fester Bauart und besteht meist aus mehrern architektonischen Ordnungen mit Säulen, Frontons, Nischen, Statuen, kurz mit allen Reichthümern der Baukunst geschmückt. Sie wird von drei Thoren durchbrochen, welche man am Tage der Vorstellung mit Blumengewinden und reichen Behängen verziert.

Das mittlere Thor heißt das königliche, ist reicher

geschmückt, und aus ihm tritt stets der Held des Stücks. Weiter vor sind rechts und links zwei Vorsprünge, welche ebenfalls Eingänge vorstellen, wovon man annimmt, daß der eine vom Forum, der andere vom Lande herkommt.

Hinter jedem dieser drei Thore erheben sich eine Art dreieckiger Säulen zum Drehen, auf jeder Fläche anders verziert, um zu den drei Gattungen von Decorationen zu dienen, welche nach der Reihe die Scene verändern. Denn sowohl die Tragödie, als das Lustspiel und das Satyrstück hat jedes eine verschiedene Decoration.

Lange Zeit bestanden diese in bloßen Rahmen, die nicht einmal buntgemalt waren, im Jahre 654 aber schmückte Claudius Pulcher die Scene mit Gemälden, die auf das Täuschendste die Gegenstände darstellten.

Jetzt begnügt man sich nicht mehr damit, die Bühne mit prachtvollen Decorationen, oft von Gold, Silber oder Elfenbein, auszuschmücken und sie von einem Tage zum andern zu verändern, sie sollen dies in einem und demselben Stücke und vor den Augen der Zuschauer thun. Den Lucullen, in den Zeiten ihrer ädilischen Spiele, verdankt man diese außerordentliche Erfindung. Es ist staunenswerth, wie die ungeheuersten Decorationen durch Gewichte auf diese Art bald hin und her geschoben, bald nach oben, bald nach unten bewegt werden. Ein Mann, den man den Befehlshaber der theatralischen Arbeiten nennt, leitet alle diese Bewegungen. Eine solche vollständige und augenblickliche Veränderung wird **versilis** genannt, **ductilis** aber, wenn sie von der rechten zur linken Seite geschieht. Eine Maschine, **Pegma**, bringt den Flug der Götter und Helden

hervor, und eine andere, Grus, entführt sie auf unbegreifliche Weise den Augen. Alle Verhänge der Hinterscene steigen übrigens von unten, unterhalb des Bodens der Scene, nach oben hinauf.

Ich habe einem Trauerspiele, der Belagerung von Troja, beigewohnt, in welchem man das berühmte trojanische Pferd erblickte, aus dem 3000 Krieger herausstiegen. In einem andern, Clytemnestra, zogen 600 mit Beute beladene Maulthiere vor den Augen der Zuschauer vorüber.

Mit dem frühesten Morgen eilte ich auf's Marsfeld und unter der gedrängten Menschenmenge zu dem Theater des Pompejus. Es war schon fast ganz voll, und die Designatores, welche die Plätze anweisen und für die reservirten sorgen, wiesen mir nur noch einen kleinen Winkel an. Sobald ich mich dort niedergesetzt hatte, untersuchte ich Alles um mich her. Ich sah, daß ich mich unter einem ungeheuern Schleier befand, welcher die Sonnenstrahlen milderte und doch dem Lichte keinen Abbruch that. Er war aus azurner Seide gewoben, mit goldenen Sternen besäet und in seiner Mitte mit einer Nadelstickerei geziert, welche den Kaiser auf einer Quadriga darstellte. Dieser Schleier war beweglich und ward von Marinesoldaten gehandhabt.

Trotz des Schleiers war die Hitze so groß, daß eine Menge, selbst der angesehensten Bürger, ihre Fußbekleidung ausgezogen hatten, und andere junge Leute den Frauen, in deren Nähe sie sich befanden, Kühlung zuwehten. Da spritzten plötzlich verschiedene Bildsäulen des obern Umfangs des Theaters wohlriechenden Thau auf die Zuschauer, wel-

cher die Atmosphäre kühlte und die Gewänder leicht näßte. Auch ward dieses während des Schauspiels mehr als einmal wiederholt.

Jetzt sah ich durch das Vomitorium, ohnweit dessen ich saß, fremde Personen eintreten, die ich an ihrer großen Länge, den blauen, wilden Augen und röthlichem Haar gleich für Deutsche erkannte. Es waren die Oberhäupter, ich weiß nicht mehr welches deutschen Volks, die nach Rom gesendet worden, um eine Gnade vom Kaiser zu erbitten. Ihre Wirthe führten sie in's Theater, um sie die Größe der Nation bewundern zu lassen. Sie ließen sich Alles von ihrem Führer, dem jungen Patricier C. Furius, erklären, und ich erfuhr, in ihrer Nähe stehend, dabei Folgendes:

Fünf und ein halb Jahrhundert lang saß der Senat bei allen öffentlichen Spielen mitten unter dem Volke, nur die Consuln, Tribunen, Prätoren und Priester hatten besondere Sitze. Da gab Scipio, der ältere Afrikaner, den Aedilen, welche die Feste ordneten, zuerst den Gedanken ein, den Senatoren besondere Plätze anzuweisen, und sie setzten es trotz alles Unwillens des Volkes durch. Blos der Oberpontifex hat bis jetzt noch das Recht, sich unter sie zu setzen. Ohngefähr 130 Jahre später trug ein Prätor durch die lex Roscia dieses Vorrecht auch auf die Ritter über. Sie nehmen die 14 Stufen ein, deren erste das Orchester umgiebt, und deren letzte von den übrigen durch eine Brustwehr mit mehreren Thüren getrennt wird. Jetzt hat der Kaiser diese Trennungen im Volke noch weiter getrieben. Hier sitzen z. B. nur verheirathete Plebejer,

dort vom Volke getrennt die Soldaten, hier die Kinder, welche die Toga prätexta noch nicht erhielten, an den Seiten in den vom Mittelpunct entferntesten Abtheilungen, ganz hoch oben und vor den Portiken, der Pöbel. Blos die Vestalinnen haben eine von allen übrigen Plätzen geschiedene Loge, dem Sitze des Prätors gegenüber. Sklaven sind gänzlich vom Theater ausgeschlossen. In der Orchestra befinden sich die Bänke der Senatoren und auf einem über alle andern erhöhten Platze sitzt der Kaiser.

Kiesel, welche in ehernen Gefäßen hinter der Scene gerollt werden, und deren Geräusch man den Donner des Claudius nennt, kündigten den Anfang des Schauspiels an. In demselben Augenblicke sank ein Vorhang, der zwischen den Zuschauern und der Bühne aufgehangen war, plötzlich herab, ein Schauspieler erschien auf dem Proscenium und ein Ausrufer gebot Stillschweigen. Nachdem dieses endlich nach oft wiederholter Ermahnung erlangt, fing der Schauspieler seinen Vortrag an.

Dieser Vortrag, den die Römer Prologus nennen, enthält eine gedrängte Erklärung des Stücks, was die ungeheure Größe der Theater und das Geräusch der Zuschauer nothwendig machen, weil man sonst dem Stücke selbst schwerlich würde folgen können.

Die Darsteller trugen reiche, den darzustellenden Personen angemessene Kleider. Stimme und Bewegungen wurden durch die ziemlich lebhafte Begleitung einer silbernen, fast so hell wie eine Trompete klingenden Flöte unterstützt und geregelt. Der Musikus, der sie spielte, ging an der Scene hin, bald auf die eine bald auf die andere Seite,

um von den Schauspielern besser gehört zu werden. Die Flöte gab nur den Ton an und schadete der in der gewöhnlichen Gesprächsweise bleibenden Aussprache nicht das Geringste. Das Lustspiel war mit Gesang untermischt, von dem nachher.

Wahre Stille kennt man in diesen geräuschvollen Theatern nie, dessen ohnerachtet aber entging den Zuschauern keine Stelle, die als Anspielung auf Tagesbegebenheiten oder sich gegenwärtig befindende Personen gelten konnte. Dann zeigte das Volk seinen Haß oder seine Zufriedenheit, bald durch Pfeifen, bald durch enthusiastisches Aufstehen und Beifallgeben mit Füßen und Händen. Doch schien das dargestellte Lustspiel die Zuschauer nicht sehr zu interessiren, denn nicht lange, so stand eine große Anzahl mit einem Male auf und fing furchtbar an zu schreien: „Bären! Eine Jagd! Weg mit dem Lustspiele! Wilde Thiere! Athleten! Athleten!"

Die Senatoren, Ritter und die Gebildetsten der Versammlung wollten dem Dichter diesen Schimpf ersparen, und riefen den Darstellern zu, fortzuspielen. So dauerte der Tumult lange fort, bis die vom Stadtpräfecten befehligte Cohorte, welcher die Polizei im Theater obliegt, die Ruhe wiederherstellte. Schon hatte man zwei von den 5 Acten gespielt, aus denen jedes dramatische Werk besteht, als mein Nachbar, in welchem ich einen Freund Mamurra's erkannte, mir vorschlug, im Zwischenacte hinter die Scene uns zu verfügen, was ich sehr gern annahm.

Nun schienen mir die Darsteller, die vorher kaum gewöhnliche Größe besaßen, plötzlich Riesen zu sein, und

ihre Stimme, so leise sie vorher war, Donnerlaut. Ihr ungeheuer großes Gesicht war gänzlich unbeweglich. Eben wollte ich einen dieser Kolosse anreden, als er plötzlich mit der Hand nach den Schultern langte, sein Hals verlängerte sich, sein Kopf hob sich in die Höhe, und ich trat voll Schrecken zurück, bis er wieder zu uns kam, und in der Hand das Nachbild hielt, dessen Wegnahme mich so in Staunen gesetzt hatte. Ich erkannte nun darin eine hölzerne Maske, welche so eingerichtet, daß sie den ganzen Kopf verhüllte. Auch sprach dieser Darsteller nun mit sehr sanfter Stimme.

Florus, Mamurra's Freund, ließ mich die Maske näher untersuchen und belehrte mich, daß man sie einem Schauspieler Namens Roscius Gallus verdanke. Dieser versteckte hinter derselben sein unedles, schielendes Gesicht. Später, als die Theater unerhört groß wurden und die Stimmen der Schauspieler sie nicht mehr ausfüllen konnten, wendete man auch dazu die Maske an. Man gab ihr einen offenstehenden Mund in Trichterform, und besetzte ihn innerhalb mit Metallplatten oder Streifen eines Steines, den man Calcophon nannte und welcher die Eigenschaft besitzt, wie Metall zu klingen, zugleich aber den Tönen ihre ganze Reinheit zu erhalten.

Die Masken gewähren auch noch den Vortheil, daß man immer die Frauenrollen von Männern spielen lassen kann, ohne daß es den Zuschauern auffällt. Seit sich die Kunst vervollkommnet hat, dienen auch die Masken dazu, bei der Größe der Theater, Alter, Stellung und Eigenschaften der Rollen für alle Zuschauer deutlicher in's Auge

fallen zu lassen, als es bei den allzuzarten menschlichen Gesichtszügen der Fall sein könnte. So erkennt man denn auf den ersten Blick den Sklaven, den Geizigen, den Bauer, die Alte, die Buhlerin, den gutmüthigen oder harten Greis. Alles dieses zeigt selbst schon der Gang der Schauspieler an.

Muß ein solcher in derselben Scene vom Zorne zur Milde übergehen, so zeigt seine Maske zwei verschiedene Charaktere, und je nach dem Gefühl, das er auszudrücken hat, wendet er sich auf die rechte oder linke Seite. Es giebt in der Tragödie sechs Arten von Masken für die Greise, sieben für die jungen Männer, drei für die Sklaven und zehn für die Frauen. Im Lustspiele haben die Greise acht, die Sklaven eben so viel, die jungen Männer zehn und die Frauen achtzehn. Selbst die sehr beschränkte Gattung der Satyren zählt deren fünf bis sechs.

In einem kleinen Gemache hinter der Bühne befinden sich übrigens Costüme von jeder Art und Weise, Farbe und Stoff. Ich fand da auch den Soccus, Fußbekleidung für das Lustspiel, und den Cothurn, gleiche für die Tragödie. Beide waren sehr hoch, wodurch die Schauspieler ein riesenhaftes Ansehen bekommen. Zu gleichem Zwecke sind auch die Kleider sehr weit.

Als wir wieder zur Bühne zurückkehrten, hörte ich Gesang von einer Flöte begleitet. Florus sagte mir, es sei dies ein Canticum oder Monolog. Ich sah nun einen Histrio, Schauspieler, auf der Bühne lebhaft herumschreiten und sich bewegen. Glaubend also, daß er es sei, der singe, näherte ich mich ihm mehr und mehr, fand mich aber getäuscht. Diese Histriones singen nie, sondern es

thut dies ein Sänger, der sich nahe an die Scene stellt, während jener auf der Bühne die dazu passenden Bewegungen macht.

Um Beide im Einklang zu erhalten und nach Befinden auch ihren Gedächtnißschwächen nachzuhelfen, befindet sich hinter den Decorationen ein Mann, den man Monitor nennt, und der ihnen ihre Worte und Gesten zuflüstert.

Die Begleitung der Musik beim Dialoge, welche sowohl den Worten als Bewegungen durch ihre sanften Töne eine gewisse Regelmäßigkeit giebt, nennt man die scenische Modulation. Jedes Stück hat seine besondere, aufgeschriebene, welche nie zu einem andern genommen wird. Die Arbeit der Modulation ist daher auch so wichtig, daß man auf dem Titel eines dramatischen Werkes den Namen des Modulators stets neben den des Dichters setzt. Die Flöten, wodurch sie hervorgebracht wird, sind zweierlei; die linken oder tyrischen, sinistrae, serranae, für heitere Stellen, weil sie hohe Töne spielen, und die rechten, dextrae, für ernste, weil ihr Ton tiefer ist. In vermischten Scenen bedient man sich beider.

Das römische Volk besitzt so einen angebornen Tact für Harmonie, daß, wenn sich ein Sänger nur in einer Note irrt, ein Schauspieler nur eine maßlose Bewegung macht, ein dumpfes Gemurmel oder allgemeines Pfeifen ihn zurechtweist. Selbst das Beifallklatschen geschieht nach einem gewissen Rhythmus.

Jetzt sprach der Darsteller auf der Bühne die Formul, mit der sich alle Lustspiele enden: Klatscht! und die Versammlung klatschte einstimmig in die Hände, was sich mit

noch größerm Enthusiasmus wiederholte, als Agrippa den Schauspieler, der am besten gespielt hatte, kommen ließ und ihm auf der Vorbühne selbst einen herrlichen Kranz von goldenen Blättern zuerkannte.

Der Vorhang der Vorbühne erhob sich jetzt wieder nach dieser Krönung und ich wollte eben mich entfernen, als Florus mich in's Theater zurückführte, um Zeuge einer neuen Großmuth Agrippa's zu sein. Da erblickte ich ein so außerordentliches Schauspiel, daß ich noch ganz in Staunen darüber bin. Keine Ordnung mehr, das Orchester überschritten, das Volk sich stoßend, schlagend, von Stufe zu Stufe wälzend und Töne der ausgelassensten Freude ausstoßend. Wer war Ursache dieser Unordnung? Agrippa selbst. Dieser treffliche Aedil warf, auf dem obern Theile des Theaters, über dem Proscenio stehend, kleine hölzerne Kugeln unter das Volk. Es war eine Koterie. Jede Kugel hatte eine Inschrift, welche auf eine Summe Geldes, ein Kleid, einen Wagen, einen Sklaven, ein Gefäß von geringerm oder besserm Metall lautete, alles Geschenke, welche durch Agrippa's Schatzmeister ausgezahlt werden sollten.

Schon glaubte ich, daß man zu einer solchen Großmuth nichts mehr hinzufügen könne, stelle Dir daher meine Ueberraschung vor, als ich beim Herausgehen aus dem Theater unter den Portiken eine ungeheuere Masse von Waaren erblickte, deren Plünderung man dem Volke überließ! Welcher Fortschritt im Luxus der Spiele!!

Dieser Tag, der letzte der großen Spiele, endete sich wie gewöhnlich mit einem glänzenden Feste für die Senatoren und Ritter in dem Tempel des capitolinischen

Jupiters, dessen Priester, Epulones, über Anordnung und Dienst wachten.

---

## Hundert und erster Brief.

### Der Selbstmord.

Die Marsilianer bewahren in öffentlicher Obhut einen mit Schierling gemischten Trank, der Demjenigen vergönnt wird, wer vor dem Rathe der Sechshundert die Gründe rechtfertigt, die ihm den Tod sich wünschen lassen. In Rom wird der Selbstmord ebenfalls ausgeübt, aber man läßt ihm nicht solche Formalitäten vorausgehen; Jeder scheidet aus dem Leben, wie und wann er will, ohne deshalb um Genehmigung nachzusuchen. Ein freiwilliger Tod war und ist noch stets die letzte Zuflucht der Römer beim Unglück. Die allgemeine Meinung sieht diesen Entschluß für weise an, und in den bürgerlichen Kriegen, welche den Todeskampf der vormaligen Republik bezeichneten, war auch nichts gewöhnlicher, als die Oberhäupter der besiegten Parteien sich umbringen zu sehen. Obgleich gewisse Weise behaupten, daß es verboten sei, sich selbst das Leben zu nehmen, so lehnen sich die Römer doch gegen diesen Grundsatz auf und behaupten, daß er dem Menschen jedes Mittel, frei zu sein, und das kostbarste Vorrecht raube, dessen er sich mitten unter den Leiden dieser Erde erfreue. Nichts wird daher für ruhmvoller gehalten, als der Selbstmord jenes unglücklichen Brutus, der seinem Vaterlande und der Freiheit so ergeben war.

Ehemals war der Selbstmord durch die Religion ver=

boten, und die Bücher der Pontifen besagten, daß, wer sich selbst umbringe, nicht begraben werden solle. Dies schien jedoch Niemand davon abzuhalten, und es tödteten sich z. B. in Zeiten des Mangels selbst leidensmüde Personen aus dem Pöbel dadurch, daß sie sich mit verhülltem Haupte in die Tiber stürzten. Noch jetzt ist dies eine Zuflucht Verzweifelnder, und die Brücke des Fabricius erblickt oft dergleichen Selbstmorde.

Seit der Einführung einer in Griechenland sehr berühmten Secte, der Stoiker, welche in Rom viele Schüler zählt, ist der Geschmack oder die Manie des Selbstmords noch verbreiteter geworden. Unglück ist nicht mehr der einzige Beweggrund, das Leben zu verlassen, denn man hat Beispiele von Personen, die es thaten, weil sie sich an ihrem Glücke langweilten, und andere Glückliche tödteten sich, gleichsam als ob sie das Unglück hinter sich sähen, und ihm noch zu rechter Zeit zu entrinnen suchten. Ein viel verständigerer Stoiker endete selbst sein Leben, um sich von physischen Leiden zu befreien. Es war Tullus Marcellinus. Lange dachte er darüber nach, endlich entschloß er sich, brachte drei Tage ohne Nahrung zu und ließ dann in seinem Gemache eine Art Zelt aufschlagen und darunter eine Wanne setzen, in welche er sich legte. Das warme Wasser, das man stets in sie goß, verursachte ihm nach und nach eine Schwächung, die, wie er versicherte, mit einer Art wollüstiger Empfindung verbunden war, welche gewöhnlich ein allmähliges Dahinschwinden hervorbringt. Ehe er starb, sagte er noch zu den Umstehenden: „Der Tod ist ein Trost für den Menschen, ein Zufluchts-

ort gegen das Leben; er bietet uns einen stets offenen Hafen, einen ewigen Schutz gegen alle Leiden dar."

---

## Hundert und zweiter Brief.

Periodische Spiele.

Als ich Dir von den römischen Spielen schrieb, ließ ich Dich bemerken, daß alle diese Feierlichkeiten einen religiösen Ursprung und Zweck haben. Indem ich Dir nun jetzt alle periodische, in Rom begangene Spiele kürzlich vorführen will, werde ich Dir neue Beweise zu dieser Behauptung liefern. Ich folge dabei der Tagesordnung ihrer Feier.

### Erste Abtheilung.

Die Megalesischen Spiele.

Im Jahre 547, während des zweiten von Hannibal in das Innere Italiens gespielten Krieges, wo alle Gemüther durch einen Steinregen in das größte Schrecken versetzt worden waren, fragte man die sibyllinischen Bücher um Rath, und fand da folgende Voraussagung: „Wenn ein fremder Feind den Krieg auf Italiens Boden selbst geführt haben wird, kann man ihn nicht anders besiegen und vertreiben, als wenn man in Pessinunt die Bildsäule der Mutter Idea aufsucht und nach Rom bringt."

Man theilte diese Prophezeiung dem Senate eben mit, als die mit der dem Asdrubal abgenommenen Beute gen Delphos gesandten Boten nach Rom zurückkehrten, und ebenfalls folgendes Orakel der Pythia mitbrachten: „Die Römer stehen im Begriff, ein noch glücklicheres Tref-

fen zu gewinnen, als das, wovon sie dem Gotte des Lichts eine Gabe überreichen ließen."

Dies bestärkte den erstern Ausspruch nur noch mehr, und es ward also eine Gesandtschaft von 5 der angesehensten Personen zu Attalus, König von Pergamus, abgesendet. Dieser empfing sie auf's Ehrenvollste, führte sie selbst nach Pessinunt in Phrygien, übergab ihnen einen von den dortigen Bewohnern als das Bild der Mutter der Götter verehrten Stein, und erlaubte ihnen, denselben nach Rom zu geleiten.

Kaum erfuhr man dort die Ankunft der Göttin zu Ostia, als der Senat den edelsten Mann der Republik aussuchte, um die heilige Mutter Idea aus den Händen der phrygischen Priester in Empfang zu nehmen. Seine Wahl fiel auf den jungen P. Scipio. Die angesehensten Frauen begleiteten ihn, und ihren Händen vertraute er die göttliche Last an. Unter Zuströmen einer Menge Opfernder und Bittender brachten diese sie auch glücklich nach Rom und legten sie da in dem Tempel des Siegs auf dem palatinischen Hügel nieder. Das Volk beeiferte sich, der neuen Gottheit seine Huldigungen darzubringen. Es gab ein Lectisternium und man feierte Spiele, welche man die megalesischen nannte und für immer festsetzte.

Sie werden in Rom für die heiligsten und feierlichsten von allen gehalten. Ihr griechischer Name, den nur sie allein führen, zeigt ihren fremden Ursprung und ihre Weihe für die große Göttermutter an. Ihr Eintritt ist jährlich Tags vor den Nonen des April (am 4. April), als dem Tage, wo die Göttin einst in Rom anlangte,

und sie dauern sieben Tage. Auf dem Palatin selbst werden sie begangen.

Das Fest beginnt mit einem Zuge der Gallier oder Priester der Cybele, die man der Mannheit beraubte. In einem ganz eigenthümlichen Costüm durchlaufen sie von Tagesanbruch an alle Straßen der Stadt, beim Getöse mehrerer wildtönender Instrumente, namentlich des gekrümmten Lotas, in welches sie das Geheul ihrer entarteten Stimmen mischen. Mitten aus ihrer Menge erhebt sich eine auf's reichste ausgeschmückte Trage auf den Häuptern der Priester, mit der Bildsäule der Idea in der Mauerkrone. Auf ihrem ganzen Zuge fordern sie Almosen von den Zuschauern, die auch sehr reichlich gespendet werden.

Die Quindecemviri nehmen Theil an dem Zuge, der aus dem capenischen Thore geht, um die Göttin an dem Orte zu baden, wo der Alanon, ein kleiner Bach, sich in die Tiber verliert. Da wäscht ein weißhäriger Quindecemvir im Purpurgewande die Göttin, und Alles umher singt zu Ehren der Berryntha — wie Cybele auch genannt wird — sehr leichtfertige Lieder und führt ausgelassene Tänze auf. Man erhitzt sich dadurch zu einer Art von Wuth, in Folge deren man sich mit Geißeln, in welchen Knoten und kleine Knochen sich befinden, peitscht, ja sogar so weit geht, sich in die Arme zu beißen und mit zweischneidigem Eisen zu zerfleischen.

Den Tag enden scenische Spiele, worauf Gastmähler folgen, bei denen sich die Bürger gegenseitig bewirthen. Dabei verweilen sie bis tief in die Nacht, leben aber sehr

mäßig, weil die Göttin selbst sich kein anderes Gericht vorsetzen läßt, als Moretum, eine Art von Käse mit zerhackten Kräutern gemischt.

## Zweite Abtheilung.

### Die Spiele des siegreichen Cäsar.

Dies sind die Spiele des Circus. Man begeht sie jährlich am VII. der Iden des April (7. April), zur Erinnerung an den Sieg des Julius Cäsar über Juba in Libyen. Sie währen drei Tage.

## Dritte Abtheilung.

### Die Spiele der Ceres.

Dieses vom Aedil Q. Memmius aus Griechenland herübergebrachte Fest kehrte jährlich an dem Vorabende der Idus des Aprils (2. April) zurück. Alle Patricier sind davon ausgeschlossen, und die plebejischen Aedilen stehen ihm vor.

In einem prachtvollen Zuge stellen die römischen Damen die Reise der Ceres vor, als sie ihre Tochter Proserpina suchte. Alles ist weiß gekleidet, so daß Trauernde nie dabei erscheinen; auch üben die Frauen während der 7 Tage dieses Festes die strengste Enthaltsamkeit aus. Erst Abends erlaubt man sich, etwas Speise zu sich zu nehmen, der Ceres nachahmend, die von Vesper sich bewegen ließ, ihr Fasten zu unterbrechen.

Dieses Fest wird durch Spiele des Circus und Opfer begangen. Letztere bestehen zuerst aus einem Schweine, dann aus Füchsen. Diese bindet man paarweise zusammen, heftet ihnen brennende Fackeln auf dem Rücken an und jagt sie so durch den Circus. Eine alte Sage liegt

dabei zum Grunde. Die Uebungen im Circus bestehen blos aus Pferderennen und nie treten Gladiatoren dabei auf.

## Vierte Abtheilung.

### Die Floralischen Spiele.

Nichts Moralischeres, nichts Frömmeres als der Ursprung dieser Spiele. Gegen das Jahr 516, als der Ackerbau noch hoch geehrt war, stiftete man in Folge eines sibyllinischen Orakels die Floralia, damit die Göttin Flora die Blüthe der Pflanzen beschütze.

Dieses Fest war in Vergessenheit gerathen, als 680 der Senat von Neuem seine Feier anbefahl und ihm eine jährliche Wiederkehr anwies, welche es zuvor nicht besaß. Es geschah dies bei Gelegenheit einer großen Trockenheit.

Seitdem hat man aber dem so reinen Dienste der Göttin der Blumen den schändlichen einer andern Flora untergeschoben, einer berühmten Buhlerin, welche ihr ganzes Vermögen dem römischen Volke unter der Bedingung vermachte, daß man jährlich ihren Geburtstag durch feierliche Spiele begehe.

Sie finden bei Nacht statt. Tausend Fackeln ersetzen die Helle des Tages. Im Circus stellt man Jagden vor, wobei man blos Hasen und Ziegen tödtet, im Theater giebt es scenische mit aller Art von freien Worten und Handlungen verunreinigte Spiele. Das Volk, halb betrunken, ruft die Buhlerinnen auf die Vorbühne, wo sie die Stelle der Mimen vertreten müssen; später folgen Gladiatorenkämpfe darauf. Drei Tage lang dauern diese unsittlichen Festlichkeiten, und dies in Ge-

genwart der Aedilen, welche in der Regel den Floralien vorstehen, des Senats, aller Gattungen des Volks und selbst der römischen Damen.

## Fünfte Abtheilung.

### Die Martialischen Spiele.

Es ist auffallend, daß bei dieser Menge Spiele, die man so vielen Gottheiten des Olymps gewidmet hat, der Gott, welcher der Vater von Roms Begründern war, einer der letzten gewesen, die eine solche Auszeichnung erhielten. Die Einführung der Martialischen Spiele schreibt sich erst von dem Zeitpunkte her, wo der Tempel dem rächenden Mars erbaut war, den ihm Augustus nach dem philippischen Kriege gelobte. Dieses Fest war schon vom Anfange an jährlich und für den fünften der Idus des Mai (11. Mai) festgesetzt. Es dauert nur einen Tag. Der große Circus öffnet sich für dasselbe. Es besteht aus Pferderennen und Jagden.

## Sechste Abtheilung.

### Die piscatorischen Spiele.

Dies ist das Fest der Fischer. Der städtische Prätor steht ihm vor. Man begeht es jährlich am siebenten der Idus des Juni (7. Juni) auf dem Marsfelde zu Ehren der Tiberfischer.

## Siebente Abtheilung.

### Die Apollinarischen Spiele.

Unter dem Consulate des Claudius und Fulvius im Jahre 538 während des zweiten punischen Krieges, waren dem städtischen Prätor Sulla die Gedichte eines berühmten Wahrsagers Marcius in die Hände gekommen und er fand

darin zwei Prophezeiungen, die ihn in so größere Verlegenheit setzten, als die eine, durch die That seitdem bewährte, der andern um so mehr Gewicht verlieh.

Die erste kündigte die Niederlage bei Cannä an, die zweite, welche im Senate vorgelesen ward, war in noch räthselhaftern Worten abgefaßt [a]). Einen ganzen Tag brachten die Senatoren damit zu, über die Auslegung nachzudenken, und am folgenden wurde durch ein Senatusconsult den Decemvirn anbefohlen, die sibyllinischen Bücher hinsichtlich der Spiele und Opfer, die man Apoll zu Ehren veranstalten könne, zu befragen. Nach ihrem Berichte beschloß der Senat, daß man dem Gotte zu Ehren Spiele anordnen und gleich nach ihrer Feier dem Prätor 12,000 As (614 Fr. 13 Cent.) und zwei große Opfer übergeben wolle. Ein anderes Senatusconsult ging dahin, daß die Decemvirn Opfer nach dem griechischen Ritus veranstalten und dem Apoll einen Stier mit vergoldeten Hörnern, der Diana aber eben so zwei weiße Ziegen und der Latona eine gleiche Kuh

---

a) Sie lautete: Römer! wenn Ihr den Feind und die Landplage, welche Euch von den Enden der Welt her bedroht, vertreiben wollt, so rathe ich Euch, zu Ehren Apolls Spiele zu veranstalten, die Ihr gottesfürchtig alle Jahre feiert, theils auf öffentliche Unkosten, theils auf die von Privatpersonen. Der städtische Prätor wird ihnen vorstehen. Die Decemvirn werden Opfer nach griechischem Ritus bringen. Befolgt Ihr diesen Rath pünktlich, so werden Eure Angelegenheiten sich besser gestalten und Ihr ungestörten Glücks Euch erfreuen, denn dieser Gott wird die Feinde vernichten, welche in voller Sicherheit den Ertrag Eurer Fruchtfelder verzehren.

opfern sollten. Im Augenblicke, wo der Prätor die Spiele im großen Circus begann, gab er ein Edict, worin dem Volke anbefohlen ward, während des Festes selbst, Jeder nach seinen Mitteln, zu den Kosten desselben beizutragen. Im Jahre 544 ward der Tag der Feier dieser Spiele auf den dritten der Nonen des Quintilis festgesetzt (5. Juli).

Sie werden sowohl im Circus als dem Theater begangen, dauern 8 Tage und bestehen in Pferderennen, Jagden und besonders in scenischen Spielen, wo man Tragödien darstellt.

Während dieses großen Festes bekränzt sich das Volk mit Lorbeer, die römischen Damen beten in den Tempeln und alle Welt nimmt, sein Haus öffnend, seine Mahlzeit öffentlich ein.

## Achte Abtheilung.

### Die Spiele von Actium.

Auch dies sind Spiele zu Ehren Apolls. Man feiert sie zu Rom und an der Spitze des Vorgebirges von Actium. Nach der berühmten Schlacht an letzterm machte Cäsar Augustus diese Spiele noch feierlicher und führte ähnliche in Rom ein. Der Zeitpunkt für sie ward auf den vierten der Nonen des Septembers (2. September) dem Schlachttage von Actium, festgesetzt und sie wurden alle 5 Jahre begangen.

Sie bestehen aus Kämpfen zu Pferde, welche von Kindern wie Erwachsenen dargestellt werden, die aber alle Patricier sein müssen, aus Concerten und gymnastischen Uebungen. Die Pontifen, Auguren, Septemvirn und Quindecemvirn sind abwechselnd mit ihrer Feier beauftragt.

## Neunte Abtheilung.

### Die Augustalischen und palatinischen Spiele.

Sie sind zur Feier des Geburtstages des Augustus, am 9. der Kalenden des Octobers (23. September) festgesetzt. Sie dauerten ursprünglich einen Tag und bestanden in Kämpfen zu Pferde, Jagden und einem Mahle, das man auf dem Capitole den Senatoren und dem Kaiser selbst gab.

Seit dem Tode des Augustus haben die Spiele zur Geburtsfeier des Tiberius ihre Stelle eingenommen. Livia hat sie jedoch gewissermaßen erneut, indem sie zu Ehren eines Gatten, dessen Ende beschleunigt zu haben man sie beschuldigt, andere besondere Spiele eingeführt hat, welche der Kaiser selbst feiert, und die man vom Orte dieser Feier die palatinischen nennt.

## Zehnte Abtheilung.

### Die Spiele des Siegs.

Dieser Name scheint die feierlichsten, volksthümlichsten und ältesten Spiele einer Nation anzuzeigen, die von ihrem Ursprunge an nur durch den Sieg sich erhielt, dem sie seitdem die Herrschaft über die Welt verdankte, und doch wurden diese Spiele erst ohngefähr 670 Jahre nach Gründung der Stadt eingeführt. Eine Episode aus dem Kriege gegen die Ueberreste der Partei des Marius, die Niederlage des Samniten Telesinus, den Sylla an den Thoren Roms besiegte, war die Veranlassung zur Einrichtung dieser Spiele, durch welche der Dictator das Andenken seines Sieges verewigen wollte.

Bei diesem Feste, das am 5. der Kalenden des No-

vembers (28. October) gefeiert wird und 5 Tage dauert, stellt man Kämpfe im Circus dar.

## Elfte Abtheilung.

### Die plebejischen Spiele.

Als die Lateiner sich für den aus Rom vertriebenen Tarquinius den Stolzen erklärt hatten, griffen sie zu den Waffen, um ihn wieder auf den Thron zu setzen. Man stellte ihnen den Dictator Aulus Posthumius entgegen, der sie am regillischen See gänzlich schlug. Ehe er das Treffen lieferte, hatte er Spiele gelobt, der Senat befahl also die Vollziehung dieses Gelübdes, und ordnete ein dreitägiges Fest an, während dessen man Spiele feierte, die man die plebejischen nannte.

Andere behaupten, daß diese Spiele der Wiederversöhnung des Senats und Volks nach dem Austritt des letztern auf den aventinischen Hügel ihren Ursprung verdanken.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß ihre jährliche Wiederkehr seit langer Zeit stattfand. Sie fallen auf den 17. der Kalenden des Decembers (5. Novbr.) und die plebejischen Aedilen stehen ihnen vor. Gewöhnlich dauern sie 3 Tage, doch auch nur 2 oder gar 7. Die Uebungen im Circus und das Banket des Jupiters, das sie schließt, macht sie den römischen Spielen ähnlich.

## Zwölfte Abtheilung.

### Die decennalischen Spiele.

Als sich Cäsar Octavius der Oberherrschaft bemächtigte, wollte er doch immer noch scheinen, als führe er sie stets nur nach dem Wunsche des Volkes und übe sie blos als ein Amt aus, das man ihm auf Zeit anvertraue.

So stellte er sich denn, als nehme er an, daß dieser sein Auftrag immer nach 10 Jahren erloschen sei, und ließ ihn sich durch eine öffentliche Feierlichkeit wieder auf 10 Jahre verlängern. Dieses gab Veranlassung zu prachtvollen Spielen, welche die Consuln feierten, und zu Beschenkungen an das Volk und die Krieger.

Tiber behielt die decennalischen Spiele bei, aber er handelte offener und behielt auch die Oberherrschaft, ohne sie sich je verlängern zu lassen.

## Dreizehnte Abtheilung.

### Die quinquennalischen Spiele.

Sie sind gleichen Ursprungs und gleichen Zwecks wie die vorhergehenden; die Schmeichelei hat auch sie und auch für Augustus erfunden. Es dünkte den Römern zu lange, zehn Jahre zu warten, ohne ihrem Herrn ein besonderes Zeichen der Knechtschaft zu geben; so legten sie denn der Reihe nach jedem Mitgliede des quindecemviralischen Collegii die Verpflichtung auf, bei diesem rührenden öffentlichen Kundgeben einer anbefohlenen Freude den Vorsitz zu führen, um den Göttern zu danken, daß das Volk einem Herrn gehorche.

## Vierzehnte Abtheilung.

### Die capitolinischen Spiele.

Auch sie sind fünfjährig. Sie wurden auf Befehl des Senats in Folge des Einfalls unserer Vorfahren in's römische Gebiet gestiftet, um dem allgütigen und großen Jupiter für die Erhaltung des Capitols zu danken. Ein Priestercollegium unter denen, die auf dem Capitol, ja in der Festung selbst wohnen, ist ausgewählt, diese Spiele zu feiern.

## Funfzehnte Abtheilung.

Die taurilischen Spiele.

Bloße Sühnungsspiele. Unter der Regierung Tarquinius des Stolzen ergriff eine furchtbare Seuche alle schwangern Weiber. Man befragte die sibyllinischen Bücher und las darin, daß sie durch das Verspeisen des Fleisches der Opferstiere, das man damals dem Volke verkaufte, werde gestillt werden, und daß man zur völligen Befreiung von dieser Epidemie zu Ehren der Götter der Unterwelt Spiele anstellen müsse. Man gehorchte dem Orakel und nannte diese Spiele die **taurilischen.**

Man begeht sie außerhalb Roms im flaminischen Circus, um die Gottheiten der Manen nicht in dem Innern der Stadt aufzurufen. Sie dauern manchmal zwei Tage.

## Sechzehnte Abtheilung.

Die gymnischen Spiele.

Ihr Ursprung ist mir gänzlich unbekannt, blos dies weiß ich von ihnen, daß es specielle Spiele sind, welche besonders gefeiert werden. Der Kaiser Augustus beging sie einmal in einem Stadio von Holz, das dazu ausdrücklich auf dem Marsfelde erbaut worden. Sie bestehen nicht blos, wie ihr Name anzudeuten scheint, in Körperübungen, wie Springen, Laufen, Werfen, Ringen, man läßt dabei auch Gladiatoren auftreten.

---

# Hundert und dritter Brief.

Die Histrionen und Pantomimen.

Die **Histrionen** sind die Darsteller der scenischen Spiele. Ihr Name, vom alten etruskischen **hister** abgeleitet,

wurde mit jenen Spielen selbst aus Etrurien gebracht und war die allgemeine Benennung aller Darsteller.

Die Histrionen sind größtentheils Sklaven oder Freigelassene. Von jeher wurden sie für infam gehalten und man versagte ihnen das römische Bürgerrecht. Ja, was noch mehr, jeder römische Bürger, welcher die Bühne betrat, sei's um darauf zu tanzen oder zu declamiren, wurde mit Infamie dadurch belegt, von den Censoren herabgesetzt und aus seinem Tribus gejagt. Die Darsteller der Atellanen, bei welchen angenommen wird, daß ihnen die Kunst des Darstellens ganz fremd, sind die einzigen, welche niemals dieser Herabsetzung unterlegen haben.

In Folge der bürgerlichen Kriege existirte die dem Geschäfte der Histrionen anklebende Infamie nur noch in den Gesetzen, keineswegs aber in den Sitten, denn man sah damals Ritter und Frauen hoher Abkunft in der Orchestra tanzen, und dies noch dazu so oft, daß Kaiser Augustus sich genöthigt sah, das alte Edict wieder in Erinnerung zu bringen, welches den Söhnen und Enkeln der Patricier verbot, sich solchen Vergnügungen zu überlassen. Dennoch ließ er selbst, vom Geschmacke der Zeit hingerissen, manchmal sceenische Spiele durch Ritter aufführen, doch nur, bis ein Senatusconsult durch einen förmlichen Befehl die Ordnung der Ritter zu Festhaltung ihrer Würde zurückgerufen hatte.

Zur Zeit der alten Republik machten Talente und Genie mehr als einmal die moralische Verbannung vergessen, welche damals noch weit mehr als jetzt auf der Histrionenbeschäftigung lastete. So lebten z. B. der Comödiant

Roscius und der Tragöde Aesopus mit Allem, was Rom damals Großes und Ehrenwerthes besaß, auf dem vertrautesten Fuße. Roscius war mit Sylla, Crassus und Cicero verbunden. Auch Aesop zählte diesen Letztern unter seine Freunde.

Cicero nahm es bei jeder Gelegenheit über sich, Beide in ihren Angelegenheiten zu vertheidigen und hegte eine so wahrhafte Bewunderung für ihr Talent, daß er sie auf der Bühne studirte, um sich in seinem Berufe als Redner zu vervollkommnen und von ihnen Anordnung seiner Bewegung und Haltung zu lernen. Besonders hatte er für Roscius eine sehr große Vorliebe, und in einer seiner Reden trägt er kein Bedenken, das römische Volk darüber zu tadeln, daß es sich bei einer von dessen Darstellungen unruhig bezeigt habe. Man erzählt, er habe sich sehr gern mit ihm in eine Art von Wettkampf eingelassen, bei welchem der Histrio eben so oft seine Stellungen zu verändern suchte, um doch nur einen und denselben Gegenstand darzustellen, als der Redner Wendungen fand, sich darüber auszudrücken. Dieser Kampf flößte dem Roscius so vieles Vertrauen auf seine Kunst ein, daß er ein Buch schrieb, worin er sie der Beredtsamkeit gleichstellte.

Roscius ist vielleicht aber auch der ausgezeichnetste Darsteller, den die römische Bühne gehabt hat. Er liebte seine Kunst leidenschaftlich und studirte sie daher ohne Unterlaß und mit solcher Sorgfalt, daß er nie vor dem Publico eine Gesticulation wagte, die er nicht vorher für sich genau überlegt gehabt. So sagte man denn auch mit Recht von ihm, daß nicht die theatralische Kunst ihn, sondern

daß er dieselbe verherrliche, und schon bei dessen Lebzeiten bediente man sich, wenn man anzeigen wollte, daß ein Künstler sich besonders hervorthue, des Ausdrucks: Es ist ein zweiter Roscius.

Aesopus war in der Tragödie nicht minder staunenswerth. Nicht selten trug er eine solche Wahrheit des Ausdrucks und der Gesten in seine Rollen über, daß ihn eine geheime Kraft seinem eigenen Bewußtsein enthoben zu haben schien. Eines Tages stellte er den Atreus vor, die Art überlegend, wie er sich an seinem Bruder Thyestes rächen wolle. Als nun einer der Sklaven in dem Augenblicke über die Bühne ging, wo die Leidenschaft ihn außer sich selbst gesetzt hatte, so gab er ihm mit seinem Scepter einen so heftigen Schlag auf's Haupt, daß dieser todt zur Erde niederstürzte.

Natürliche Anlagen reichen nicht hin, um es zu der Vollkommenheit eines Aesops und Roscius zu bringen, man muß auch tiefe und mannichfaltige Studien damit verbinden, und jeder Histrio muß im Stande sein, die widersprechendsten Rollen zu spielen, der komische Darsteller mit Glück im tragischen, der tragische im komischen Fache.

Besonders ist die Kunst der Behandlung der Stimme in allen ihren verschiedenen Abstufungen sehr schwer. Man hat mir Beispiele von tragischen Schauspielern angeführt, die mehrere Jahre lang sich geübt haben, sitzend zu declamiren, weil die Stimme in dieser Lage minder frei ist; andere, die an Tagen, wo sie öffentlich auftreten sollten, im Bette, auf dem Rücken liegend und mit einer Blei-

platte auf der Brust declamirten. In dieser Stellung belebten sie ihre Stimme und erhoben sie nach und nach. Nach der Vorstellung setzten sie sich und ließen die Stimme vom höchsten bis zum tiefsten Ton herabsteigen, gleichsam um sie wieder zu beschwichtigen und zu sich selbst zu bringen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß es der Stimme sehr heilsam ist, die Brust mit einer Last zu beschweren. Um die Schönheit und Reinheit ihres Organs zu erhalten, unterwerfen sich auch die Histrionen einer sehr strengen Lebensordnung. Sie halten sich den Körper durch Vomitive und Lavements frei und essen nie Aepfel noch andere unverdauliche Speisen.

Soll ich Dir mit einem Worte schildern, wie schwer es ist, ein guter Histrio zu werden? Roscius, der in Folge seines großen Rufes viele Schüler hatte, pflegte zu sagen, daß, obgleich manche darunter wahres Talent bekundet, doch kein einziger sich dabei befunden, mit dem er vollkommen zufrieden gewesen sei.

Das Volk zeigt sich seinerseits nicht minder streng, und ich kenne keinen härtern, anmaßendern, unbeugsamern, gebieterischern Herrn gegen die Histrionen als dasselbe. Ist es mit dem Spiele eines oder des andern nicht zufrieden, so verfolgt es diesen mit Pfeifen und Zischen, zwingt ihn, seine Maske abzulegen, um sich an seiner Verlegenheit noch besser weiden zu können, und jagt ihn von der Bühne. Begegnet es etwa selbst den wegen ihres Talentes beliebtesten Künstlern, daß sie nur im mindesten weniger deutlich sprechen als gewöhnlich, so sind sie gleicher Behandlung ausgesetzt. Dies trägt nicht wenig dazu

bei, die Lage der Histrionen im Allgemeinen herabzusetzen, vorzüglich aber die der gewöhnlichen Individuen dieser Gattung. Das Schicksal von diesen gleicht mit geringen Ausnahmen dem der Sklaven, die man zu den schwersten Arbeiten gebraucht, und mancher, der stolz auf der Bühne einhergeht und seine Rolle mit hochmüthigem Anstande spricht, ist blos ein Unglücklicher, der 5 Modii (43 Litres 2 Decilitres) Korn und 5 Denare (5 Fr. 95 Cent.) erhält und in einer Scheuer schläft.

Erwirbt sich aber auch dagegen ein Histrio den höhern Beifall des Volkes, so sind seine Leistungen wahre Triumphe, die ihn, wenn er Sklav ist, zur Freiheit und selbst zu glänzendem Vermögen führen. Ein Schauspieler von großem Talente kann leicht 100,000 Sestertien (20,458 Fr. 33 Cent.) jährlich verdienen. Roscius gewann deren bis 600,000 Sestertien (122,750 Fr.) wenn er wollte. Man sagt sogar, daß er zur Zeit des Sylla für sich allein täglich 1000 Denare (818 Fr. 85 Cent.) aus dem öffentlichen Schatze erhielt. Dieser große Künstler war aber so uneigennützig, daß er oft umsonst spielte, blos dem Volke zu Gefallen.

Der Tragöde Aesopus hinterließ, ohneachtet seiner ungeheuern Freigebigkeit, seinem Sohne ein Vermögen von 20 Millionen Sestertien (4,091,666 Fr. 66 Cent.), das er sich lediglich auf der Bühne erworben hatte.

Die großen Darsteller sind die Vorsehung der schlechten Dichter und die Stütze der guten. Durch den Zauber ihres Talents halten sie auf der Bühne sehr mittelmäßige Werke, welche selbst in den Bibliotheken nicht mehr vor-

handen, aufrecht, und gewähren selbst den bessern einen solchen Reiz, daß man sie lieber darstellen hört, als liest. Die Gunst des Publicums macht sie aber auch manchmal übermüthig, und man hat sie dieselbe nicht selten mißbrauchen sehen, um ihren oder ihrer Anhänger Leidenschaften zu fröhnen. So erlaubten sie sich zu Zeiten der Republik Anspielungen in ihren Rollen nicht selten auf öffentliche Begebenheiten des Tages, und bedienten sich ihres Uebergewichts über die Zuschauer, welche auf sie hörten, um die ersten Staatsmänner zu beleidigen.

Seit einigen Jahren haben wir eine neue Art von Histrionen erscheinen sehen, welche sonderbarer sind als die, welche wir bisher kannten. Man nennt sie Pantomimen, ein Name, der von dem griechischen Worte: Einer, der Alles nachahmt, abgeleitet ist. Sie drücken sich blos durch Gesten aus. Mittels gewisser Stellungen, gewisser Bewegungen, welche sie beim Klange einer Dactylica, einer Art eigenthümlicher Flöte, und unterstützt von Chören anderer Instrumente, ausführen, geben sie Das zu verstehen, was man mit Wort oder Schrift nur mit großer Mühe beschreiben würde.

Es bedarf nur weniger Gewohnheit, um sie zu verstehen, denn man kann in der That sagen, daß ihre Hände sprechen und ihre Finger eine Sprache haben. Diese Darsteller sind beredt, indem sie schweigen, erzählen, ohne den Mund zu öffnen, und scheinen von der Göttin der Harmonie gebildet zu sein, um zu beweisen, daß man seine Gedanken verständlich machen kann, ohne ein Wort zu sprechen. Dies ist um so bewundernswürdiger, da sie

sich des Hülfsmittels der Gesichtszüge nicht bedienen können, weil sie nach Art der Comödianten und Tragöden eine Maske tragen, bei welcher der Mund nur nicht offen steht, da ja kein Ton aus demselben hervorgeht, die sie aber allemal ändern, sobald ihre Rolle einen andern Charakter annimmt.

Ein Fremder tadelte den Tanz, Saltatio, weil er nur eine unnütze Zugabe zu den Flöten, Pfeifen und Cymbeln sei, der Darsteller die Vollkommenheit des Drama nicht dadurch erhöhe und durch seine vom Zufall ohne Regel geleiteten Bewegungen nur Nutzloses treibe, das keinen Sinn habe. Er behauptete, es würden den Zuschauern die Augen geblendet durch die Nebendinge der Saltatio, durch den Reichthum der Gewänder, die Schönheit der Masken, die angenehme Harmonie der Stimmen, Flöten und anderer Instrumente, und die pantomimische Kunst verdanke ihm Alles, was schön daran sei.

Ein dabei gegenwärtiger Darsteller bat den Fremden, ihn spielen zu sehen, ehe er die Saltatio verdamme, und machte sich anheischig, eine Pantomime darzustellen, ohne von Stimmen oder Flöten begleitet zu werden. Er ließ auch in der That die Flötenspieler, die Cymbalenschläger und selbst den Chor schweigen und stellte ganz allein die Zusammenkunft zwischen Venus und Mars dar.

Man sah, wie die Sonne Vulkan benachrichtigte, wie dieser beiden Liebenden eine Falle stellte und sie in ein ehernes Netz verwickelte. Alle Götter kamen dazu, einer nach dem andern. Venus Schaam, ihre geheime Furcht, und das Flehen, das sie an Mars richtete, kurz alle Um-

stände dieser Begebenheit wurden ausgedrückt. Der Fremde ward durch dieses Schauspiel so angenehm unterhalten, daß er wider seinen Willen dem Pantomimen die größte Lobeserhebung gewähren mußte, indem er entzückt ausrief: „Ich verstehe Alles, was Du sagen willst, bewunderns-würdiger Mensch, und nicht blos die Augen haben Freude daran, Du scheinst mir sogar mit den Händen zu den Ohren zu sprechen."

Einer der Germanen, deren ich bei Gelegenheit der scenischen Spiele Erwähnung that, hatte der Darstellung einer Pantomime beigewohnt, und bat Mäcenas, ihm einen der Schauspieler, die er eben gesehen, zu schenken. — „Und was willst Du mit ihm anfangen?" erwiederte Mäcen. — „Meine Nachbarn," antwortete der Germane, „sind Völker, welche eine ganz andere Sprache reden als ich; ich finde daher nicht leicht einen Dolmetscher, um uns gegenseitig zu verständigen; da könnte mir Dein Pantomime gute Dienste leisten."

Bathyllus von Alexandrien und Pylades von Cilicien führten in Rom die pantomimische Kunst ein und waren zugleich die vollkommensten Muster darin. Sie schrieben ein Werk, worin sie die Grundsätze der Saltation nach Maaßgabe der verschiedenen Gattungen dramatischer Dichtungen, wie sie auf der römischen Bühne üblich, feststellten. Diese Abhandlung hat 4 Theile, der erste handelt von der Comödie, der andere von der Tragödie, der dritte von dem Satyrspiele und der vierte von jenen dreien vereint.

Die Saltation des Pylades ist prachtvoll, pathetisch und geeignet, Thränen und Schluchzen zu erregen, die des

Bathyllus dagegen heiter und anmuthig. Dem Ersten glücken daher mehr tragische, dem Andern komische Stoffe.

Folgender Zug wird Dir vielleicht eine flüchtige Idee von einer Kunst geben, die sich freilich nicht beschreiben läßt. Hylas, ein berühmter Pantomime, Zögling und Nebenbuhler des Pylades, führte einen Monolog aus, der mit den Worten schloß: Agamemnon der Große. Um dies auszudrücken, machte er eine Bewegung, als messe er einen sehr großen Mann. Pylades, der unter den Zuschauern sich befand, rief ihm zu: „Du machst wohl aus Deinem Agamemnon einen Mann, der groß ist, aber keinen großen Mann." Da erkannte das Volk Pylades und begehrte, daß er selbst den Monolog spiele. Er bestieg daher das Pulpitum und als er an jene von ihm getadelte Stelle kam, stellte er einen in tiefes Nachdenken versenkten Mann vor, indem er glaubte, das auszeichnende Merkmal eines großen Heerführers sei das, tiefer nachzudenken als die Andern.

Die Römer haben seit der Einführung der pantomimischen Darsteller in Rom großen Antheil an ihnen genommen. Sie trieben diese Vorliebe bis auf's Aeußerste, und die vornehmsten Familien behandelten diese Personen mit mehr Auszeichnung als ihre Vorfahren fremde Könige. Man zog sie an sich, man nahm sie mit Entzücken auf, eine Menge Häuser besaßen eigene Theater, worauf man sie zu spielen einlud, und Ritter, Senatoren, ja selbst Frauen der ersten Familien stritten sich um die Ehre, öffentlich diese Kunststückenmacher zu begleiten, an alle Orte mit ihnen wie demüthige Clienten zu gehen.

So lag es in der Natur der Sache, daß diese so gefeierten und geehrten Pantomimen von sich selbst eine überaus hohe Meinung faßten und sich auf's Aeußerste hochmüthig zeigten. Solltest Du wohl glauben, daß Pylades, als er einmal den wüthenden Herkules darstellte und die Zuschauer sein Spiel übertrieben fanden, seine Maske abnahm und sich zu den Lachenden mit den Worten wendete: „Narren! seht Ihr denn nicht, daß ich einen noch größern Narren, als Ihr seid, darstelle?"

Der Kaiser ist sehr gegen die Ungebundenheiten der Pantomimen, und ob er gleich das Gesetz aufgehoben hat, welches der Obrigkeit erlaubte, die Histrionen überall und zu jeder Zeit mit Ruthen züchtigen zu lassen, so hat er doch noch vor Kurzem den Togatarius Stephanion in den drei Theatern auspeitschen lassen, weil er sich gegen eine Matrone vergangen. Auf Klage des Prätors ist Hylas im Atrium seines eigenen Hauses, in Gegenwart von Jedermann, eben so behandelt worden, und Pylades ward aus Rom und Italien verwiesen, weil er mit den Fingern auf einen Zuschauer gezeigt hatte, der ihn auspfiff.

Man sagt, Augustus habe im Begriff gestanden, die pantomimischen Schauspiele ganz zu verbieten, dulde sie aber nur noch aus Gefälligkeit für Mäcenas, der für den Bathyllus auf's Heftigste entbrannt sei. Man muß noch bemerken, daß er selbst diese Art von Dramen gar nicht haßt, und seine populaire Politik ihn sich manchmal unter die Volksvergnügungen mischen läßt.

Als er unlängst gegen die Hagestolzen und die Umtriebe in den Comitien mehrere sehr strenge Gesetze gegeben

hatte, worüber das Volk ungemein unzufrieden war, rufte er den Pylades zurück, dessen Verbannung auch eine Folge der Unruhen war, welche seine Nebenbuhlerschaft mit Bathyllus erregt hatte, und auf der Stelle verschwand die öffentliche Unzufriedenheit vor einer so großen Wohlthat. Der berühmte Pantomime dankte dem Kaiser, und erwiederte, als dieser ihm Vorwürfe machte, daß er die öffentliche Ruhe durch seine Rivalität gegen Bathyllus störe, auf sehr feine Art: „Du solltest Dir vielmehr Glück wünschen, daß sich das Volk so viel mit uns beschäftigt."

Das ist jetzt der Standpunkt der Römer, die vor weniger als 40 Jahren sich für ihre Freiheit und die Herrschaft der Welt schlugen.

---

Seit mehreren Jahren haben die Nebenbuhlerschaften der Histrionen ein noch ernsteres Ansehen gewonnen und sind in blutige Kämpfe ausgeartet. Die Augustalischen Spiele im Jahre 767 boten das erste Beispiel davon dar, und vom folgenden Jahre an verschlimmerte sich das Uebel und nahm zuletzt einen höchst ernsthaften Charakter an. Man gerieth sich auf der Bühne und im Theater in die Haare, es floß Blut, Männer aus dem Pöbel, mehrere Soldaten und ein Centurio wurden getödtet und ein prätorischer Tribun verwundet, als er die Ausfälle gegen die Obrigkeit und den Zwist der Menge unterdrücken wollte. Man erstattete dem Senate über diesen Aufruhr Bericht. Viele Senatoren waren der Meinung, den Prätoren das Recht wieder zuzugestehen, die Histrionen mit Ruthen peitschen zu lassen. Haterius Agrippa, der Volkstribun, setzte sich

dagegen. Seine Ansicht ward lebhaft bestritten und Tiberius schwieg, dem Senate das Scheinbild der Freiheit lassend. Dennoch aber siegte jene Meinung, weil der alte Beschluß des Augustus, der die Histrionen den Ruthen Preis gab, noch existirte und Augustus Worte für Tiberius heilige Gesetze sind.

Es wurden aber auch mehrere Vorschriften jetzt gegeben, theils, um das Honorar der Theaterpersonen festzustellen, theils um der Keckheit ihrer Anhänger Zügel anzulegen. Die vorzüglichsten derselben besagten, daß den Senatoren verboten sei, in die Häuser der Pantomimen zu gehen, den Rittern, sich um sie zu drängen, wenn sie sich auf der Straße sehen lassen, den Histrionen selbst, anderswo als auf dem Theater zu spielen, und daß die Prätoren berechtigt wurden, jeden widersetzlichen Zuschauer mit Exil zu bestrafen.

Doch auch diese Verbote und Drohungen zeigten sich als unzureichend. Die scenischen Rivalitäten und theatralischen Aufstände dauerten fort wie zuvor, ja, sie gingen, von Drusus, dem Sohne Tibers, der die Histrionen dazu anspornte, die von seinem Vater gegen sie gegebenen Gesetze zu verletzen, ermuthigt, so weit, daß Tiberius, welcher das erste Mal neutral geblieben war, endlich die Geduld verlor und sie selbst dem Senate anzeigte. Er stellte vor, daß ihre öffentlichen Aufstände, ihre Privatausschweifungen, besonders aber die Frechheit und Unsittlichkeit ihrer Farcen, welche ehemals eine oskische Erfindung gewesen, und die dem Volke nur eine sehr mittelmäßige Unterhaltung gewähren könnten, die größte Aufmerksamkeit der Väter des

Reichs verdienten. In Folge dessen wurden nun auch die Histrionen aus Italien vertrieben.

## Hundert und vierter Brief.

### Die Delatoren.

Rom im Jahre 778.

Du wirst Dich noch erinnern, was ich Dir über Tiberius Thronbesteigung schrieb. Ob es gleich sehr schwer ist, sich über den Charakter eines Mannes von 56 Jahren zu täuschen, so schienen doch die Gerüchte, welche sich damals über diesen Fürsten verbreiteten, so übertrieben, so von Haß und Leidenschaft eingegeben, daß Viele nicht daran glaubten. Unter diesen Ungläubigen war auch ich, und wahrhaftig, der neue Kaiser benahm sich während der ersten Jahre seiner Regierung auf eine Art, welche unsern Unglauben rechtfertigen mußte. Er zeigte die größte Mäßigung in der Ausübung seiner Herrschaft und einen Geist der Duldung und Bescheidenheit, welcher für die Freiheit vollkommen günstig war. Er that nichts oder nur sehr wenig aus eigener Machtvollkommenheit, sondern fragte den Senat um Alles, selbst bei minder wichtigen Gegenständen. Gern sprach er selbst Recht, und gab sich diesem Geschäfte mit außerordentlichem Eifer, vieler Unparteilichkeit und dergestalt hin, daß er sein eigenes Urtheil Niemand aufzudringen versuchte. Erschien er vor dem Tribunale anderer Magistratspersonen entweder von selbst oder berufen, so setzte er sich dahin, wo alle Welt saß, ohne die Richter von ihren Plätzen aufzustören.

Niemals gab er zu, daß ein freier Mann ihn Herr nenne, daß andere Personen als die Soldaten ihn Kaiser hießen, und verweigerte gänzlich den Namen Vater des Vaterlandes, den man ihm gleich beim Antritte seiner Regierung beilegen wollte. „Ich werde mich," sagte er bei dieser Gelegenheit, „bestreben, immer mir selbst gleich zu bleiben, so lange ich bei Vernunft sein werde; aber der Senat soll sich hüten, sich nicht gegen einen Sterblichen, wer es auch sei, zu binden, da doch ein solcher stets der Veränderung unterworfen ist. Wenn ihr eines Tages an meinem Betragen und dem Eifer, den ich für euch fühle, zweifeln solltet, etwas, das mir schmerzlicher sein würde als selbst der Tod, so würde der Zuname: Vater des Vaterlandes, mir keinen Ruhm verleihen, und was euch betrifft, ein ewiger Vorwurf für euch sein, entweder daß ihr so unklug gewesen, mir diesen Namen zuzuerkennen, oder nun zu leichtsinnig, ein entgegengesetztes Urtheil über mich zu fällen."

Er wollte nicht einmal, daß man sich für ihn des Namens Augustus bediene, obgleich es ein erblicher, und gebrauchte denselben blos in seinen Briefen an Könige und fremde Völker. Der Titel, den er am liebsten annahm, war der des Princeps senatus, des Ersten des Senats, und er sagte oft, daß er der Herr seiner Sklaven, der Kaiser der Soldaten, aber der Erste der andern Bürger sei.

Bei mehrern Gelegenheiten hörte man ihn die Götter anrufen, Leben und Herrschaft ihm nur so lange zu erhalten, als es vortheilhaft für den Staat sein werde. In allen Dingen strebte er so nach Popularität, daß er gegen

den üblichen Gebrauch verbot, seinen Geburtstag zu feiern oder bei seinem Glücke zu schwören. Niemals sah er Diejenigen, welche diesen Schwur gethan hatten und ihn brachen, als Meineidige an. Unter Augustus beschwor man an den Kalenden des Januar die Beobachtung der vergangenen wie künftigen Gebote des Kaisers; Tiberius aber, ob er gleich diesen Gebrauch beobachtet hatte, wollte ihn doch nicht für sich fortgesetzt sehen, indem er sagte, daß auf der Welt Alles unbeständig sei, und bei größerer Macht er dieser Veränderlichkeit auch mehr ausgesetzt sein würde.

In seinem Privatverkehr zeigte er für Jedermann außerordentliche Leutseligkeit, und gab sich Mühe, höflicher zu sein als der einfachste Bürger. Damit die Senatoren sich nicht stießen, indem sie sich beeilten, ihn zu begrüßen, wenn er in den Senat trat, befahl er, daß Alle ihn zu gleicher Zeit grüßen sollten. Er ehrte die Magistratspersonen wie in einer wahren Republik, und stand vor den Consuln auf. Gab er ihnen ein Abendessen, so ging er ihnen bis an die Thür entgegen, und begleitete sie wieder bis eben dahin. Er bezeigte gegen alle Schmeicheleien eine solche Abneigung, daß, wenn er sich in der Sänfte tragen ließ, er nicht duldete, daß ein Senator oder Ritter ihn begrüße oder von Geschäften mit ihm spreche. Den Spielen wohnte er sehr oft bei, sei's, um Die, welche sie gaben, zu ehren, sei's, um der Menge zu gefallen und Theil an ihrer Feier zu nehmen, ohne doch Jemand um die Ehre zu neiden, sie auszurichten. Er stand seinen Freunden bei, wie es nur ein einfacher Bürger hätte thun können, vertheidigte sie vor Gericht und opferte mit ihnen. Wenn sie

krank waren, besuchte er sie allein und ohne Gefolge, und hielt es nicht unter seiner Würde, bei ihren Leichenbegängnissen Reden zu halten.

Die bösen Gerüchte, Verleumdungen und beleidigenden Gedichte, mit welchen man mehrere Male ihn und die Seinen verfolgte, verachtete er und würdigte sie nicht der Rache. „In einem freien Staate," sagte er, „müssen auch Gedanken und Worte frei sein." Als ihn eines Tages der Senat aufforderte, gegen die Strafbaren die Gerechtigkeit einschreiten zu lassen, erwiederte er: „Wir haben nicht so viele Zeit übrig, um uns mit solchen Untersuchungen abzugeben. Oeffnet ihr einmal die Thür den Angebern, so wird man weiter nichts thun als dieses, und unter diesem Vorwande sich an seinem Feinde zu rächen suchen."

Fünf ganzer Jahre lang besaß Tiberius den Muth, dieses Benehmen, wozu Augustus ihm das Beispiel hinterlassen, zu beobachten. Ich sage, den Muth, weil die Folgezeit nur auf allzu traurige Art bewiesen hat, daß es seiner Natur so ganz entgegengesetzt war, daß es ihm die ungeheuersten Anstrengungen hat kosten müssen, sich so lange zu verstellen. Sobald er sich aber des Germanicus entledigt, den er nur auf Augusts Befehl adoptirt und den er haßte, weil er von den Soldaten so sehr geliebt ward, änderte er sich ganz und gar, mochte er nun vom Anfange an in seinem Sohne einen Nebenbuhler gefürchtet haben, der stets bereit sei, an seine Stelle sich zu drängen, oder nun, von einem Gegner befreit, sich der Neigung zu Lastern seiner Natur nach überlassen.

Doch hatte er auch schon lange vorher einige Züge spüren lassen, welche bewiesen, daß er troß seiner vorgespiegelten Liebe für die Republik keineswegs republikanischen Sinn besiße. So hatte er gleich im ersten Jahre seiner Herrschaft das Geseß gegen die Majestäts-Verbrechen erneut. Es existirte zwar ein altes Geseß dieses Namens, aber es umfaßte sehr verschiedene Gegenstände, Verräthereien bei der Armee, Aufruhr in Rom, kurz alle Hauptvergehungen gegen die Majestät des römischen Volkes. Augustus unterwarf zuerst die Schmähschriften den Bestimmungen dieses Geseßes. Als Tiberius von einem Prätor gefragt ward, ob man darnach auch Anklagen wegen beleidigter Majestät annehmen werde, antwortete er, daß die Geseße dazu da wären, um beobachtet zu werden.

Einige anonyme Verse über seine Grausamkeit, seinen Stolz und seine Streitigkeiten mit seiner Mutter, die man zu gut kannte, als daß er troß seiner Anstrengungen Jedermann hätte täuschen können, hatten ihn so erbittert. Von seiner frühesten Jugend an hatte sein Lehrer von ihm gesagt: er sei ein Koth, der mit Blut getränkt worden.

Nach Germanicus Tode wurden nun die kurz vorher noch vom Kaiser gebrandmarkten Angebungen zugelassen, ja selbst aufgemuntert. Ein gewisser Cäpio Crispinus zeichnete sich dabei auf eine ganz besondere Art aus, und hatte die schreckliche Ehre, ein Handwerk zu schaffen, das jeßt die Verzweiflung Roms macht. Crispinus, früher unbekannt und arm, erhob sich durch Intrigue und Geschmeidigkeit, indem er der Grausamkeit des Kaisers erst durch heimliche Aufsäße, bald aber auch durch öffentliche

Angebungen diente. Er beunruhigte alle berühmte Namen und scheute nicht die Verwünschungen Aller, um die Gunst eines Einzigen zu gewinnen. Um ihn schaarte sich eine Menge Nachahmer, die, erst verachtet und bedürftig, gleich ihm dann reich und furchtbar wurden.

Tiberius gelangte nur nach und nach dahin; man fing damit an, Majestätsanschuldigungen in Bezug auf das Andenken Augusts zu machen. Es hatte Jemand einer Bildsäule dieses Kaisers das Haupt abgeschlagen, um das einer andern Person dafür aufzusetzen. Sogleich wird die Sache dem Senat angezeigt; die Untersuchung beginnt, der Schuldige wird entdeckt und verurtheilt. Nun sieht sich die Angeberei ermuthigt; sie wächst sichtlich; man macht ein lebensgefährliches Verbrechen daraus, einen Sklaven vor der Bildsäule des Augustus geschlagen zu haben; seine Kleider davor gewechselt zu haben; Geld oder einen Ring mit dem Bilde des Kaisers an unanständigen Orten bei sich zu tragen, oder dessen Gedächtniß beleidigt zu haben, indem man auch nur das Mindeste von dessen Thaten und Reden getadelt. Ein Mann wird mit dem Tode bestraft; rathe weshalb? Weil er erlaubt hatte, daß man ihm in seiner Colonie an demselben Tage Ehre erwies, wo man dergleichen ehemals dem göttlichen Augustus erwiesen!

Heut zu Tage werden die Angeber, **Delatores**, bezahlt, und ihre Person scheint verhältnißmäßig mit dem größern Eifer, den sie zeigen, geheiligt zu werden. Neulich denuncirte Tiberius selbst dem Senate einen gewissen Sextius Pacanianus, ehemaligen Prätor. Er schilderte

ihn als einen Mann, der nur auf Verbrechen sinne, nur am Unglück Freude habe, und unablässig in die Geheimnisse der Familien sich eindränge. Man wollte ihn zum Tode verurtheilen, da rettete er sich durch eine Angabe!

Das Gesetz verstattet keine Anklagen der Sklaven gegen ihre Herren, ausgenommen im Falle einer Gotteslästerung; jetzt wird der Sohn als Ankläger seines Vaters zugelassen, ja ganz Rom war Zeuge eines solchen furchtbaren Beispiels der Ruchlosigkeit dieser unglückseligen Zeit. Vater und Sohn nannten sich Beide Vibius Serenus. Sie wurden vor den Senat gebracht. Man erblickte den Vater, aus einer Verbannung, in der er schmachtete, herbeigeschleppt, schmuzig, mit Lumpen bedeckt und mit Ketten belastet, während sein Sohn sprach, dessen Fröhlichkeit und glänzender Anzug das Elend des Greises zu verhöhnen schien. Der Sohn beschuldigte seinen Vater, gegen das Leben des Kaisers sich verschworen und durch Emissaire einen Aufruhr in Gallien genährt zu haben. Er war zugleich Ankläger und Zeuge. Einen prätorialischen Beamten, Cäcilius Cornutus, mischte er als Den, der Geld dazu hergegeben habe, mit ein. Cäcilius, der dieser ängstlichen Lage müde war und wohl wußte, daß Anklage und Tod übrigens gleichbedeutend seien, beeilte sich, sein Leben selbst abzukürzen. Sein Tod schlug den Muth des Angeklagten nicht nieder. An seinen Sohn sich wendend und seine Ketten schüttelnd, rufte er die rächenden Götter an und beschwor sie, ihm sein Exil wieder zu schenken, wo wenigstens seine Augen nicht durch den Anblick solcher Greuel befleckt würden. Von ihrer Gerechtigkeit erwartete

er die Züchtigung eines entarteten Sohnes. Er versicherte, daß Cornutus sich fälschlich geängstet habe und unschuldig sei. Den Beweis dafür werde man dann finden, wenn die andern Mitverschwornen gestellt würden, denn er, Vibius, habe doch nicht mit einem einzigen Manne den Mord des Fürsten und den Umsturz des Reichs beabsichtigen können.

Nun nannte der Ankläger Cn. Lentulus und Sejus Tubero. Dies waren die Angesehensten Roms, die vertrauten Freunde Tibers, der darüber große Bestürzung zeigte. Lentulus war durch Alter, Tubero durch Krankheit entkräftet, und allen Beiden warf man vor, daß sie den Feind hätten aufreizen und den Staat beunruhigen wollen! Doch wurden sie auf der Stelle losgesprochen. Die Sklaven des Vaters brachte man auf die Tortur, aber dieses schlug unvortheilhaft für den Ankläger aus. Von seinem Verbrechen gepeinigt, erschreckt durch das öffentliche Geschrei, das ihm mit dem Kerker, dem tarpejischen Felsen, ja selbst mit der Hinrichtungsart der Vatermörder drohte, floh er nach Ravenna. Tiberius zwang ihn, zurück zu kehren und die Anklage fortzusetzen, indem er seine alte Feindschaft gegen den verbannten Serenus gar nicht verbarg. Dieser hatte einige Jahre vorher auch das Handwerk des Anklägers in einer Sache getrieben, wo es sich um eine Verschwörung gegen den Kaiser handelte, und da er der Einzige gewesen, dessen Eifer man nicht belohnt, so hatte er sich darüber in einem Briefe, den er an den Kaiser geschrieben, mit zu vieler Freimüthigkeit beklagt, um nicht stolzen und leicht zu belei-

digenden Ohren dadurch unangenehm zu werden. Dessenohnerachtet widersetzte sich Tiberius, als es zum Abstimmen kam, scheinbar den Verdruß der Senatoren zu beruhigen strebend, einem Todesurtheile gegen Serenus. Er ward auf eine Insel deportirt.

Da Cornutus sich selbst getödtet hatte, so schlug Jemand vor, die Belohnungen der Delatoren in dem Falle abzuschaffen, wo Derjenige, welcher des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt worden, sich selbst um's Leben bringe, ehe das Urtheil gefällt werden könne. Diese Meinung wäre auch durchgegangen, wenn sich nicht Tiberius gegen seine Gewohnheit öffentlich zu Gunsten der Ankläger erklärt hätte. Er beklagte sich schwer, daß man den Staat in's Verderben stürze, die Gesetze vernichte. Es sei eben so gut, sie aufzuheben, als ihnen ihre Wächter zu entziehen. Seit diesem Tage haben die Delatoren, ein zum öffentlichen Untergange erfundenes Handwerk durch Belohnungen gereizt, sich ins Unzählbare vermehrt. Niemand findet mehr eine Schande dabei; Senatoren, Ritter, Patrizier, alle Welt bedient sich dieses abscheulichen Geschäfts als eines Mittels, sein Glück zu machen.

Titus Sabinus, ein römischer Ritter ersten Ranges, alter Freund des Germanicus, hatte nicht aufgehört, in freundlichem Verhältnisse mit dessen Wittwe und Kindern zu stehen. Er sah sie fleißig daheim und begleitete sie auch öffentlich. Von allen Clienten war er der einzige, der ihnen übrig geblieben. Dieser Muth, der ihm die Achtung der Guten, aber auch den Haß der Bösen erwarb, brachte ihm Verderben.

Vier ehemalige Prätoren, Latinius Latiaris, Porcius Cato, Petilius Rufus und M. Opsius, verbanden sich gegen ihn. Sie strebten nach dem Consulate, worüber Sejan als Herr gebot, und wollten sich also durch eine Delation Sejans versichern. Daher verstanden sie sich dahin ein, daß Latiaris, der mit Sabinus in einiger Verbindung stand, den Fallstrick legen sollte, die andern Zeugen dabei sein, und sie alsdann die Anklage beginnen würden. Anfangs ließ Latiaris nur ganz gleichgültige Worte fallen, nicht lange aber, so lobte er die Treue, welche Sabinus in der Freundschaft bewiesen habe, indem er, in glücklichen Zeiten mit einem mächtigen Hause verbunden, als dasselbe in Ungnade gefallen, es nicht gleich vielen Andern verlassen habe. Zugleich verbreitete er sich über den Ruhm des Germanicus und über das Unglück des Agrippa. Das Herz Unglücklicher fühlt das Bedürfniß, sich mitzutheilen. Sabinus vergoß Thränen und brach in laute Klagen aus. Nun griff Latiaris den Sejan unverholen an, seine Grausamkeit, seinen Stolz, seinen Ehrgeiz. Selbst Tiberius ward nicht verschont. Dieses gegenseitige Vertrauen bildete zwischen Beiden, gleich als sei es das Geheimniß einer Verschwörung, anscheinend ein sehr enges Band. Schon fing Sabinus an, Latiaris selbst aufzusuchen; er verließ dessen Haus nicht mehr; er trug ihm seinen Schmerz entgegen, wie nur seinem vertrautesten Freunde.

Das war noch nicht genug. Zeugen mußten ihn auch hören, und doch mußte Sabinus, von Spionen umgeben, sich allein glauben. Verbargen jene sich hinter eine

Thür, konnte der mindeste Blick, das leiseste Geräusch, der bloße Verdacht schon sie entdecken lassen. Da erfanden sie nach langem Nachdenken ein Auskunftsmittel, das eben so schändlich als ihre List abscheulich war. Die drei Senatoren schlüpften zwischen die Zimmerdecke und das Dach und horchten dort durch die Spalten. Indessen hatte Sabinus den Latiaris auf der Straße gefunden und ihn mit nach Hause geschleppt, um ihm dort, wie er sagte, Das zu vertrauen, was er so eben gehört habe. Kaum war er mit ihm im Zimmer, als er auch schon von der Menge vergangener und gegenwärtiger Uebel zu sprechen anfing, denen er noch neue Schrecken hinzufügte. Zurückgedrängter Schmerz, wenn er sich einmal aushaucht, läßt sich nicht so leicht wieder zügeln. Sabinus fährt stets fort und verweilt bei denselben Klagen. Da entwerfen die Andern auf der Stelle ihre Anklage und senden sie im Geleit eines Briefes an Tiberius, worin sie das ganze Complot näher auseinandersetzen und so ihre eigene Schande veröffentlichen.

Tiberius schrieb nun an den Senat wegen der Kalenden des Januars. Der Anfang seines Schreibens enthielt die gewöhnlichen Wünsche zum Antritt des neuen Jahres. Dann kam er auf Sabinus. Er klagte ihn an, daß er einige seiner Freigelassenen habe bestechen wollen, um ihm nach dem Leben zu trachten, und verlangte in nicht zweideutigen Ausdrücken Rache deshalb. Man erkannte sie ihm auf der Stelle zu. Sabinus ward mit verhülltem Haupte und zugeschnürter Kehle zum Tode geschleppt, aber doch schrie er noch, so sehr als er nur konnte: „So fängt man das Jahr an! diese Opfer schlachtet sich Sejan!"

Ueberall, wohin sein Geschrei dringt, seine Blicke treffen, erschrickt man und flieht. Straßen und Plätze werden leer. Einige kehren jedoch wieder zurück, zeigen sich absichtlich und fürchten sich, weil sie sich geflüchtet hatten! In der That waren auch alle Umstände beunruhigend. Eine Zeit war damals, wo die Sitte sogar den Gebrauch aller profanen Worte untersagte; mitten unter Gelübden und Opfern war es, wo man öffentlich Ketten und Galgen schauen ließ; man beschuldigte bei einer so verhaßten Maßregel Tiberius nicht der Unwissenheit, man erkannte recht gut, daß seine Grausamkeit sich, besonnen und überlegt, alle

Tage für seine Rache vorbehalten und die Römer daran gewöhnen wollte, die neuangestellten Magistrate ohne Unterschied entweder die Tempel oder die Gefängnisse öffnen zu sehen.

Diese Hinrichtung hat Rom mehr als je mit Furcht und Mißtrauen erfüllt. Die Verwandten fürchten einander gegenseitig; man besucht sich nicht mehr; man spricht nicht mehr mit einander; unbekannt oder nicht, Alles ist verdächtig; sogar die Mauern, sogar die stummen und unbelebten Gewölbe flößen finstere Vorsicht ein. Ueberall glaubt man Delatoren zu erblicken, und man fürchtet diese um so mehr, da solche Elende stets für glaubwürdig gehalten werden.

Der geringste Vorwand ist für ihre Wuth hinreichend. Paulus, der im vorigen Jahre Prätor war, wohnte einem Feste bei und trug an seinem Finger Tiberius Bildniß in einen Stein gravirt. Es wäre kleinlich, noch mit Umschreibungen zu bezeichnen, daß er des Nachtgeschirrs sich bediente. Maro, ein berüchtigter Delator, folgte ihm mit den Augen, rufte schon die Mitgäste zu Zeugen auf, daß das Brustbild des Kaisers einem unanständigen Gegenstande sich genähert habe, als der Sklave des Paulus seinen Herrn aus einem Fallstricke rettete, in welchen ihn die Trunkenheit beinahe gestürzt hätte, und an seiner eigenen Hand den Ring zeigte, den er Jenem vom Finger abgezogen.

Gestern hat man einen armen Dichter zum Tode verurtheilt, weil er im Voraus einige Verse auf den Tod des Drusus gemacht hatte. Dieses Todesurtheil ist einstimmig ausgesprochen worden, mit Ausnahme einer Stimme, und der Verurtheilte, ich wage nicht zu sagen der Straffällige, ist auf der Stelle hingerichtet worden.

Die Majestätsanklagen flößen solches Schrecken ein, daß sie zu einem der empörendsten Mißbräuche Veranlassung gegeben haben. Die schändlichsten Bösewichter können, mit einem Abbilde des Kaisers bewehrt, ungestraft die rechtlichsten Menschen beleidigen und in Verlegenheit setzen. Die Freigelassenen, ja selbst die Sklaven, die ihre Stimme oder Hand gegen einen Patron oder Herrn erheben, erhalten durch dieses Bild Achtung für ihren Frevel. Doch ward eine als schändliche Fälscherin aner-

kannte Weibsperson, die auf's Forum gekommen war, und dort, ja an der Thüre der Curie selbst einen Senator, der sie vor Gericht belangt, mit Beleidigungen verfolgt hatte, ohne daß dieser sie festnehmen zu lassen wagte, weil man ihm ein Bild des Kaisers entgegenhielt, als deshalb Klage beim Senat geführt worden war, von diesem zum Gefängnisse verurtheilt. Tausend Beispiele dieser Art giebt es jedoch und sehr selten nur ist es, daß die Schuldigen bestraft werden.

Zum Verbrechen der beleidigten Majestät gesellt sich noch das des Meineids gegen das Glück des Kaisers, ein Verbrechen, das die Todesstrafe nach sich zieht, und welches vordem Tiberius, wie ich Dir schon schrieb, zu bestrafen weigerte. Blut fließt jetzt in Rom ohne Unterlaß. Jeder Tag ist durch den Tod irgend eines ausgezeichneten Mannes bezeichnet. Der Senat wird auf furchtbare Art entvölkert. Manchmal zählt man an einem Tage bis auf zwanzig Schlachtopfer, die von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt und auf's Hochgericht geschleppt werden. Tiberius, der sich an diesen Hinrichtungen weidet, sucht seiner Grausamkeit dadurch den Anschein der Gesetzlichkeit zu geben, daß er in die Acta diurna alle geheimen Ausfälle setzen läßt, die man nur gegen ihn vorbringen könnte, ja, er treibt den Wahnsinn so weit, in diese Sammlung eine Menge Dinge aufnehmen zu lassen, die gar nicht gesprochen worden sind, aber von denen er weiß, daß man sie ihm vorwerfen muß, und setzt sich so dem öffentlichen Gelächter aus, indem er seine eigenen Laster selbst enthüllt. Das verschlägt ihm aber sehr wenig, wenn er nur Blut vergießen kann. Er hat zwei Arten von Maximen, die er mit seiner schweren und langsamen Sprache oft zu wiederholen liebt: „Nach mir, Weltuntergang!“ oder: „Priamus war sehr glücklich, daß er seine Regierung enden und zugleich sein Vaterland untergehen sah.“

Gleich einem Raubvogel hat Tiberius die Augen über Allem, was Rom von ausgezeichneten Bürgern in sich faßt. Er beschäftigt sich damit, ihnen die Nativität zu stellen, und wenn er dabei irgend eine hervorstechende Eigenschaft, oder sonst etwas, das ihnen Hoffnung auf die Oberherrschaft machen könnte, entdeckt, so ist ihr Tod auf der Stelle

beschlossen, und die Hinrichtung folgt nicht lange darauf. Manchmal kommen ihr die Angeklagten zuvor, und die Furcht vor den Henkern vermehrt die Selbstmorde; denn Alle, welche ihre Verurtheilung abwarten, werden ihres Vermögens beraubt und bleiben unbegraben, während Die, welche sich selbst morden, ihre Testamente und Leichenbegängnisse sicherstellen. Dies ist der Lohn für ihren schnellen Entschluß. Man sieht auch viele solcher Unglücklichen, um ihre Testamente aufrecht zu erhalten, unter die Zahl ihrer Erben Tiberius und Sejan, die hauptsächlichsten Urheber ihres Todes, aufnehmen. Andere, stolzern Muthes, füllen sie mit Beschuldigungen gegen diese Tyrannen an.

---

Dieser Brief war schon vor mehreren Tagen geschrieben und ich wartete nur auf eine Gelegenheit, Dir ihn zuzusenden, als mich der furchtbarste Schlag traf. Die Angeberei erreichte Das, was mir das Theuerste in Rom war, Cremutius Cordus, meinen Schwiegervater. Mitten unter der allgemeinen Erniedrigung unter das Joch Sejans hatte er Geist und Seele unabhängig erhalten. Dies reichte hin, um ihn den Delatoren als Schlachtopfer zu bezeichnen. Einige allzufreie Worte, die er sich über den stolzen Minister des Kaisers entschlüpfen ließ, vollendeten sein Verderben. „Sejan ist nicht damit zufrieden, daß wir ihn über unsere Häupter erheben, er will auf sie treten," so hatte er gesagt. Ein anderes Mal, als man dem Günstlinge eine Statue zuerkannt, welche in dem von Tiberius vor Kurzem nach einem Brande neu wiederhergestellten Theater des Pompejus aufgestellt werden sollte, rief Cordus aus: „Nun wird das Theater in der That erst untergehen!" Wer aber auch hätte sich eines solchen Ausbruchs erwehren können, wenn er einen Sejan auf der Asche des Pompejus thronend erblickte; einen treulosen Krieger, hochgeehrt in dem Monumente des größten aller Heerführer?

So unverschämt Sejan auch war, wagte er es doch nicht, deshalb meinen Schwiegervater öffentlich zu verfolgen; er ließ ihn daher deshalb anklagen, weil er in seinen historischen Annalen M. Brutus gelobt und C. Cas-

sius den letzten Römer genannt habe. Zum ersten Male hörte man jetzt von dieser Gattung von Verbrechen reden, und die Anklage erschien um so sonderbarer, als Cremutius sein Werk dem Kaiser Augustus zu lesen gegeben hatte. Das ganze Leben dieses Greises war so rein, so untadelhaft, daß man kein anderes Mittel fand, ihn anzugreifen, als dieses.

Zwei Clienten Sejans, Saltrius Secundus und Pinarius Natta, stellten sich als Ankläger. Dieser Umstand, verbunden mit dem Unwillen, der sich auf Tiberius Gesicht während der Vertheidigungsrede des Angeklagten zeigte, weissagte sein Verderben. Dennoch sprach Cremutius, schon fest entschlossen, das Leben dahinzugeben, Folgendes:

„Patres conscripti, man klagt mich wegen meiner Worte an, weil meine Handlungen allzu schuldlos sind. Aber diese Worte greifen weder den Kaiser noch dessen Mutter an, von welchen allein das Gesetz wegen der Majestätsverbrechen spricht. Man wirft mir vor, Brutus und Cassius gelobt zu haben, deren Thaten in allen den Werken, welche von ihnen handeln, nie ohne Beifall geblieben sind. Titus Livius, der beredteste und wahrheitsliebendste aller Geschichtschreiber, hat dem Pompejus so viel Lob gespendet, daß Augustus ihn den Pompejaner nannte, aber sich in seiner Freundschaft für ihn nicht stören ließ. Scipio, Afranius, jener Cassius und Brutus, die man jetzt wie Räuber und Mörder behandelt, haben von ihm nie diese verhaßten Namen erhalten, und er bezeichnete sie oft als große Männer. Die Schriften des Asinius Pollio halten auch das Andenken dieser Römer noch heilig; Messala Corvinus nannte laut den Cassius seinen Feldherrn und Beide wurden mit Reichthümern und Ehren überhäuft. Cicero hebt in einer seiner Schriften Cato bis zum Himmel. Was that Cäsar, so ein echter Dictator er auch immer war? Er widerlegte das Buch und machte das Publicum zum Schiedsrichter zwischen sich und Cicero. Die Briefe des Antonius, die Reden des Brutus sind nichts als Satyren gegen den Augustus, allerdings sehr ungerechte, aber doch sehr beißende, und in den Versen des Bibaculus und Catullus findet man Beleidigungen gegen die Cäsaren. Und dennoch haben die Cäsaren selbst, und Julius und Au-

gustus diese Invectiven erduldet oder verachtet, so daß ich nicht weiß, ob man deshalb ihre Mäßigung oder ihre Weisheit mehr loben soll; denn Verachtung zieht den Fall der Satyre nach sich, Empfindlichkeit schafft ihr Anerkennung. — Ich spreche nicht von den Griechen, wo selbst Zügellosigkeit unbestraft blieb, wo, wenn Einer sich dadurch beleidigt fühlte, er für ein Wort durch ein Wort sich rächte. Nie hat man das Recht angetastet, frei von Denen zu sprechen, welche der Tod dem Hasse oder der Gunst enthoben hatte. Glaubt man denn, ich wolle durch meine Schriften das Volk zum Bürgerkriege aufreizen und Brutus und Cassius in Waffen auf die philippischen Felder zurückbringen? Oder glaubt man, daß, ob sie gleich schon seit fast 70 Jahren todt, ihr Andenken nicht zum Theil noch in der Geschichte aufbewahrt sei, wie ihre Züge in ihren Abbildungen, welche selbst der Sieger nicht zerstört hat? Die Nachwelt weist Jedem seinen Theil Ruhmes an, und wenn man mich verurtheilt, so wird es nicht an Bürgern fehlen, die sich an Cassius und Brutus und selbst an mich erinnern werden."

Nachdem Cordus diese Rede gehalten hatte, ging er mit dem stillen aber festen Entschlusse aus dem Senate, den Hungertod zu sterben. Er ließ sich ein Bad bereiten, und zog sich, um noch eher seine Kräfte zu verlieren, auf sein Zimmer unter dem Vorwande zurück, dort einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Alle seine Sklaven entließ er und wollte selbst nicht, daß seine Tochter und ich bei ihm bleiben sollten. Als er allein war, warf er einige Nahrungsmittel aus dem Fenster, um glaubend zu machen, er habe gegessen. So trieb er es den folgenden und dritten Tag. Am vierten zeigte sich seine Schwäche deutlich. Marcia warf sich, in Thränen aufgelöst, ihm zu Füßen und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. „Meine theure Tochter," sagte er zu ihr mit schwacher Stimme, „dies ist das Einzige, was ich Dir in meinem Leben verborgen habe. Du siehst mich auf dem Wege zum Tode und ich bin schon über die Hälfte. Rufe mich also nicht in's Leben zurück. Du darfst es nicht und kannst es auch nicht."

Vergebens drangen wir in ihn. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte ihn nicht ändern. Nun ließ er alle Fen-

ster schließen und erwartete im selbstgeschaffenen Dunkel das ewige Dunkel des Todes.

Soll ich Dir sagen, daß die Nachricht von seinem Vorhaben allgemeine Freude verbreitete? Daß man sich Glück wünschte, eine solche Beute dem Schlunde jener hungrigen Wölfe entgangen zu sehen? Die Ankläger stellten sich auf Befehl Sejans vor das Tribunal der Consuln und beklagten sich über den Tod, den Cordus sich selbst geben wolle, einen Tod, zu welchem sie ihn doch gezwungen hatten. Während nun aber die Anklage fortgestellt ward, während die Senatoren das Urtheil sprachen, daß die Geschichte des Cordus durch die Aedilen verbrannt und alle Abschriften davon aufgesucht und weggenommen werden sollten, hatte der unglückliche Cordus sich selbst von der Klage entbunden und durch seinen Muth einen Weg zur Freiheit geöffnet.

Meine theure Marcia konnte den Verlust ihres Vaters nicht ertragen. Die furchtbarste Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele und da ich aus Furcht, sie möchte sich den Tod geben, alle Arten von Waffen von ihr entfernt hatte, so fand sie ein anderes Mittel, meine zärtliche Vorsorge zu täuschen. Sie verschluckte nach dem Beispiel der Porcia, der Gattin des Brutus, als diese die Niederlage und den Tod ihres Gatten erfuhr, glühende Kohlen.

Wie schmerzlich ich auch die Treffliche bedauere, die seit so vielen Jahren mein Glück schuf, so weiß ich doch nicht, ob sie nicht für sich die beste Partei ergriffen hat und ich selbst darüber mir Glück wünschen muß. Ohnstreitig ist Marcia nur ihrem Tode zuvorgekommen, denn heut zu Tage ist der Schmerz ein Verbrechen für die Frauen, und man klagt ihre Thränen an, da man sich an ihre Thaten nicht halten kann. So ist eine alte und hinfällige Freundin der Marcia getödtet worden, weil sie die Hinrichtung ihres Sohnes beweint hatte!

Da stehe ich denn also wieder einsam in diesem Rom, wo ich vor fast einem halben Jahrhunderte einsam ankam. Seit einigen Jahren schon, mein theurer Induciomares, fühlte ich, wie in meinem Herzen die Liebe zum heimathlichen Boden sich wieder belebte, fühlte, daß das Vaterland eine Mutter ist, die man nie vergessen kann, und

daß nach unserer kurzen Laufbahn hier unten ein großer Trost in dem Bewußtsein liegt, daß unsere sterbliche Hülle neben der unserer Väter ruhen wird. Die Bande der Verwandtschaft, die ich in Rom geknüpft hatte, hielten mich aber dort zurück. Ich erinnere mich noch der Vorwürfe, die Du mir machtest, als ich Dir meine Verheirathung gemeldet, und Deiner Frage, ob ich denn ganz auf Gallien Verzicht leisten wolle. Ich hoffte eines Tages meine Frau dahin mitzunehmen, antwortete ich Dir damals. Aber der Himmel hat es anders beschlossen. Auf die schmerzlichste Art aller Banden entledigt, eile ich nun, ein Land zu verlassen, das mir jetzt ganz fremd geworden ist. Die traurige Lage des Staats, die Herabwürdigung des Volks und die Tyrannei des Tiberius, welcher den Namen eines römischen Bürgers, mit dem auch ich geschmückt war, aller seiner Würde beraubte, sind noch andere sehr mächtige Gründe, welche mich zur Rückkehr in unsere alte Lutetia bestimmen.

Ich bringe den offenen, freimüthigen Charakter eines Galliers wieder mit und jene Einfachheit, die uns stets die Ungerechtigkeiten, welche man sich gegen unsere Nachbarn erlaubte, als an uns selbst verübt ansehen ließ. So kann ich denn mit vollkommener Zuversicht mich meinem Vaterlande wieder darstellen, seine Söhne werden mich noch als einen ihrer Brüder erkennen. Rom, der Aufenthalt in dir drückt mich: Es giebt kein Glück mehr für mich, als an den Ufern der Sequana. Ich reise fort. Leb wohl, Stadt des Luxus, des Rauchs, des Geräusches und der Knechtschaft; lebe wohl für immer!

Ende.

# Das römische Münzwesen.

Der junge Gallier, dessen Erfahrungen in Rom die vorliegenden Bände erzählen, giebt in seinen Berichten häufig Preis- und Werthangaben, die in römischen Summen ausgedrückt sind. Schon Dezobry hat sich das Verdienst erworben, diese Angaben nach den herkömmlichen Vergleichungen in uns bekannten Summen des französischen Geldes zu übersetzen, und der Mehrzahl der Leser möchten diese Bestimmungen ausreichen; doch um auch denen zu genügen, die, selbst prüfend, sich Belehrung verschaffen wollen, mögen hier einige Bemerkungen über das römische Geldsystem folgen, die zur genaueren Verständniß dieser Stellen vielleicht ausreichen.

Welchem Werthe die bei den alten Schriftstellern angeführten Summen nach unserm Gelde entsprachen, läßt sich nur geschichtlich beantworten.

Das Tauschmittel für alle Dinge war im mittlern Italien während seiner ältesten Zeit das Metall, das am häufigsten im reinen Zustande angetroffen wird. Kupfer, einst in den jetzt vernachlässigten Gruben von Volterra wahrscheinlich in viel größeren Massen fündig, ward verwandt für die wichtigsten Bedürfnisse in Krieg und Frieden, und als sehr gesuchte Waare bald der Werthmesser für Gegenstände des täglichen Lebens und der Maßstab für die Bestimmung von Schoß und Gefällen. Geistreich, doch nicht ohne Widerspruch gegen mehrere Annahmen im Einzelnen, hat das Niebuhr im I. Bde. seiner römischen Geschichte erwiesen (3. Ausg. S. 506.). Erzgeld war auch in Rom lange vor dem Silbergelde das gewöhnliche Tauschmittel und zwar sehr schweres und gewichtiges, so daß nicht Zuzählung, sondern Zuwiegung bei Geschäften stattfand, wo man Andern bedeutende Summen überwies. Timäus, der Sicilier, nannte den Servius Tullius als Denjenigen, der zuerst in Rom Geld gemünzt habe; bis dahin habe man sich rohen Erzes bedient. (Plin. H. N. XXXIII, 13.) Die aufgeprägten Zeichen ersetzten und ersparten nachmals die Mühe des Abwägens; doch erhielten sich namentlich in der römischen Gerichtssprache eine Menge Ausdrücke, welche auf die ursprüngliche Sitte des Zuwiegens Bezug hatten.

Kupfer, oder wie die römische Sprache es nannte, Erz, wurde aber in der Folge theurer, d. h. es war für einen bestimmten Theil gleichen Gewichtes nicht mehr so viel Waare zu erhalten, als früher, und man sah sich gezwungen, da viele Verhältnisse des öffentlichen Lebens auf Erzgeld begründet waren, Herabsetzungen des Gewichtes der Asse stattfinden zu lassen. Plinius beging nach Niebuhrs Versicherung (röm. Gesch. I, 510.) das arge Versehen, die erste Reduction der Asse, die er in den Annalen Roms aufgeführt finden mochte, auch für die erste anzusehen, die überhaupt stattgefunden habe; und dabei setzt Niebuhr voraus, daß die Geldstücke, die dem Plinius tausend Male vorgekommen sein müßten, ihn von seinem Irrthum hätten überzeugen sollen, weil die Gewichtsverminderung nur sehr allmählig stattgefunden habe. Aus den auf unsere Zeiten gekommenen Stücken läßt darum der Beweis für die Richtigkeit dieses Niebuhrschen Vorwurfes schwer sich führen, weil die Kriterien, nach denen man das ältere Geld von dem jüngern unterscheidet, gar manchen Einwürfen erliegen.

Plinius und mit ihm Festus setzt die erste Münzreduction des Erzgeldes in der erwähnten Stelle (XXXIII, 3.) in die Zeit des ersten punischen Krieges. Niebuhr thut dar, daß manche vorausgingen, und die auf uns gekommenen Stücke zeigen deutlich allmählige Gewichtsverminderungen. Wie viel solcher Reductionen jedoch anzunehmen seien, darüber weichen die Ansichten der Forscher unter sich ab. Ein gelehrter Franzose, der sich viel mit Bestimmungen des Geldwerthes der Münzen der Alten, im Vergleiche zu dem heutigen, beschäftigt hat, Romé de l'Isle, nahm nach den römischen Münzen, die ihm vorlagen, zwölf verschiedene Reductionen an. Nur vier setzte der gelehrte Herausgeber einer 1747 zu Velleji gefundenen Erztafel, die eine Verpfändung mehrerer auf der Inschrift angegebenen Grundstücke und die Summen angiebt, für die sie verpfändet werden sollten, bis zum J. d. St. 856 (n. Chr. 104) zur Zeit Trajans voraus. Sieben Epochen der Verminderung nahm ein Franzose, Hr. Rondelet, bis zu Constantins Zeit an, der in Bezug auf die bekannte Schrift des Frontinus über die Wasserleitungen Roms zu Zusammenstellungen der römi-

schen Münzen mit den neuern Veranlassung fand. Und noch viel mehr Reductionen ergaben sich bei der genauen Abwägung, die Hr. Letronne in Paris vornahm, als er zur Feststellung der griechischen und römischen Münzwerthe die Stücke der pariser Sammlungen genau untersuchte. (M. s. Considérations générales sur l'évaluation des monnaies galiques et romaines et sur la valeur de l'or et de l'argent avant la découverte de l'Amérique. Par. 1817. p. 25.)

Alle Zeugnisse vereinigen sich aber, den Satz zu bestätigen, daß Erzgeld die Basis des römischen Münzsystems war, auf welches sich, auch als Silbergeld längst schon als Scheidemünze umlief, alle Brüchten und Bußen bezogen.

Die Einheit dieses Münzsystems hieß as, was mit dem deutschen Eins aus gleicher uralter Wurzel abstammt. Des As Unterabtheilungen wurden nach einer Zwölftheilung (Duodecimaltheilung) gebildet, die aber nur so lange wirklichen Geldstücken entsprechen konnten, als das As so schwer war, daß solche Stückelungen ausführbar waren.

Dieses As hieß darum as libralis, weil es in der frühesten römischen Zeit einem römischen Pfunde (libra, librale pondus), der Basis des ganzen römischen Gewicht- und Maaßsystemes, entsprochen hatte. Es bestand aus 12 Unciae, und die römische Jugend wurde eifrigst eingeübt, die Unterabtheilungen des As zu erlernen, um sie im täglichen Leben gegenwärtig zu haben. Man hatte eigene Namen für sie, die hier folgen mögen:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| as | = | 12 | unciae | semis | = | 6 | unciae |
| deunx | = | 11 | — | quincunx | = | 5 | — |
| dextans | = | 10 | — | triens | = | 4 | — |
| dodrans | = | 9 | — | quadrans | = | 3 | — |
| bes | = | 8 | — | sextans | = | 2 | — |
| septunx | = | 7 | — | sescuncia | = | $1\frac{1}{2}$ | — |

Die ungewöhnlicheren darunter hat man erklärt durch Zusammenziehungen; wie deunx, aus as, demta uncia; ein volles As weniger eine Unze; dextans, d. i. as, demto sextante; ein volles As weniger einen Sextans (= 2 Unzen), folglich: 12 Unzen — 2 Unzen = 10 Unzen u. s. w.

Auch für die Unze gab es analoge Unterabtheilungen, die aber seltener im täglichen Leben vorgekommen sein

mögen, namentlich von der Zeit ab, als das As selbst von seiner ursprünglichen Schwere vermindert war.

Wichtige geschichtliche Fragen würden wir lösen können, wenn wir den Werth des As zur Zeit des T. Servius genauer anzugeben im Stande wären; denn unter ihm wurde eine Vermögensschätzung angestellt und sämmtliche waffenfähige Bürger in sechs Classen nach einem Maximum des Census vertheilt Durchaus zweifelhaft bleibt es aber, ob die Schriftsteller, welche nicht ganz genau mit einander übereinstimmend die Summen angeben, wonach der Census erhoben wurde, hier alte, pfundschwere As meinen, oder erleichterte; und noch oft wird der bis jetzt vielmal schon durchgefochtene Streit wieder vergeblich erneuert werden.

Wahrscheinlich ersetzten in der späteren Zeit die kleineren Erzmünzen vollständig die außer Umlauf gekommenen großen, d. h. man kaufte mit einer bestimmten Anzahl leichterer As eben so viel Waare, als man früher für die gleiche Anzahl schwerer erkauft hatte. Die Erfahrung anderer Zeiten macht diese Angabe glaublich.

Eine sehr wichtige Verminderung trat für das As ein, als man unter der Dictatur des Q. Fabius Maximus die Asstücke auf ein Zwölftel eines Pfundes ihres ursprünglichen Werthes verringerte. Man ließ diesem verringerten Erzstück den herkömmlichen Namen As, der ihm freilich im alten Sinne nicht mehr zukam; vielleicht auch, um einer Maßregel beim Volke Verzeihung zu schaffen, die durch die von Hannibal dem Staate drohende Gefahr allein Entschuldigung finden konnte.

Rom hatte schon seit dem J. d. St. 485 Silbergeld und besaß seit diesem Jahre eine selbstgeprägte Silbermünze, den Denar, der seinen Namen davon erhalten, daß er zum Werthe von 10 Erzassen (versteht sich der damaligen Zeit) ausgeprägt war. Auf dieses Silbergeld wurden von nun an alle Münztarife begründet, indem man das Verhältniß dieser Silberdenare zu den Erzassen gesetzlich bestimmte. Abgesehen von der Bequemlichkeit einer Coursausgleichung mit ausländischen Münzen, die dadurch entstand, ließen sich auch die Abhülfen leichter dem Volke verbergen, die man für die Bedrängnisse des zwar stets siegreichen aber ewig kriegführenden Staates zu ersinnen gezwungen war.

Ein alter Schriftsteller, Volusius Mäcianus, weist auf diese wesentliche Abänderung des Münztarifs ausdrücklich hin.

Am eingreifendsten mußten die Münzverschlechterungen sein, die man sich mit dem Erzgelde erlaubte.

Zuerst reducirte man das Pfund von 12 Unzen auf 2 Unzen (Plin. H. N. 33, 3. asses sextantario pondere feriti — ).

Dann machte man eine neue Finanzoperation, indem man das As nur zu einer Unze ausprägte.

Nicht damit ausreichend, machte man die Asse semunciales, d. h. man gab ihnen das Gewicht einer halben Unze, drückte ihr Gewicht folglich auf den 24sten Theil ihres ursprünglichen herab.

Plinius begnügt sich, in seiner Aufzählung nur die Finanzoperationen zu erwähnen, die durch ihre Auffallendheit am lebhaftesten in Aller Gedächtniß geblieben sein mochten.

Doch diese Maßregeln hatten auch Einfluß auf das Silbergeld. Um es nach dem damaligen Preise des Erzes gegen Silber in richtigeres Verhältniß zu dem so verkleinerten Erzgelde zu setzen, wurde im J. d. St. 537 der Werth des Denars auf 16 Asse festgesetzt; ein Werth, der bis in die Zeit der Antonine und noch später sich erhalten hat. Nur der Sprachgebrauch ließ sich bei dieser Abänderung nicht gleich so berichtigen, daß man selbst Schriftsteller dadurch vermocht hätte, überall statt der bisher gebräuchlichen Formel deni aeris für einen Denar nunmehr, da er 16 As galt, sedeni aeris zu sagen. Sprechweisen dieser Art konnten kein Mißverständniß bei den Zeitgenossen erregen; nur Leser, die durch ein Jahrtausend von ihnen geschieden sind, nehmen mit Recht an einer solchen Ungenauigkeit Anstoß und finden in jeder einen dankbar ergriffenen Stoff zu gelehrten Erklärungen und noch gelehrteren Einsprüchen. — Für die Söldner behielt das kriegerische Rom die alte Berechnung bei. Vor dem J. d. St. 537 hatte der römische Soldat täglich 3 As zur Löhnung. Als der Denar auf 16 As erhöht ward, beliebte man, ihn wie früher nur zu 10 As bei Soldauszahlungen zu berechnen. Es war eine Erhöhung der Löhnung, die in einem Staate, wo jeder Bürger Soldat war, zu ihrer Zeit Allen zu Gute kam. Der Soldat hatte früher ungefähr $\frac{1}{3}$ Denar

erhalten; zahlte man ihn in Scheidemünze aus, so gab man ihm nur 5 neue As; denn die 10 As zu 16 As verhielten sich, wie 3 As zu $4\frac{8}{10}$ As. Späterhin vermehrte J. Cäsar diese Löhnung für ewige Zeiten auf das Doppelte; der Soldat erhielt nun 10 As, und auch mit diesem Solde waren sie später nicht zufrieden. Die aufrührerischen Legionen in Pannonien verlangten einen vollen Denar und der siegreiche Staat verarmte unter der Last seiner Heere.

Mit der Einführung des Silberdenars zu 10 Assen war eine auf das Sedecimalsystem hinweisende Münze in Rom beliebt geworden, die jedoch in der Rechnung mehr von Einfluß war, als sie sich in Silberstücken nachweisen ließ. Man fand es bequem und nothwendig, Stückelungen des Denars für den Verkehr zu haben, und fügte daher zu dem halben Denar, zu dem Quinarius, nun auch einen Vierteldenar, den man mit einem echt lateinischen Namen sesquitertius oder sestertius (sc. numus) benannte. Daß dieser sestertius ursprünglich $2\frac{1}{2}$ Asse galt, dem $\frac{1}{4}$ Denar zu 10 Assen entsprechend, bewies das Zeichen, womit man das Wort Sestertius auch noch in einer Zeit schrieb, als der Sesterz mit dem erhöhten Werthe des Denars auf 4 As gestiegen war. Auch dann noch bezeichnete man ihn mit HS, d. h. mit zwei verticalen, die Einheit (des As) andeutenden Strichen, durch eine Linie verbunden, und mit dem hinzugefügten Zeichen des halben, ein S. Weil aber die Ausprägung der diesem Werthe entsprechenden Silberstücke Schwierigkeit haben mochte und Kupfer im Ueberflusse vorhanden war, so wurde der Sesterz niemals eigentlich zur Münze, sondern blieb stets mehr ein Münzwerth, eine Rechnungsmünze, nach der man Summen berechnete. Nur wenige römische Geschlechter haben Sesterzen hinterlassen. Der römische Sprachgebrauch kannte das Wort sestertius, sestertium nur adjectiv und verstand, wenn es masculin gebraucht ward, dabei so viel einzelne Sesterzen, als die beigefügte Zahl Einheiten nannte; z. B. decem, centum sestertii, zehn oder hundert einzelne Sesterzen; hatte aber eingeführt, daß bei seinem neutralen Gebrauche mille oder millia (oder auch pondo) hinzugedacht wurde, so daß decem sestertia nicht zehn einzelne Sesterzen, sondern zehntausend, decem millia sestertia

bedeuteten. Eintausend Sesterzen bezeichnete man durch sestertium, wozu das alte Wort pondo hinzugedacht wurde. Hält man diese Sätze fest, so werden sich manche scheinbare Schwierigkeiten im Lesen der Classiker, wo sie Summen in Sesterzen angeben, heben. Nur vergesse man nicht, bei der Auflösung der Zahlen wohl zu unterscheiden, ob von der Zeit von dem J. d. St. 537 oder ob von Jahren nachher die Rede ist; denn danach ändert sich die Rechnung. Tausend Sesterzen, nach römischem Sprachgebrauch sestertium oder mille numi (= mille HS = $\overline{\text{HS}}$) entsprachen 250 Denaren, in Assen folglich 2500, die man durch 2500 aeris ausdrückte. Ein solches pondo sestertium war ein so gewöhnlicher Rechnungswerth, daß decem sestertia Jedermann für decem pondera sestertium verstand und daß, wo zu dem Worte aeris oder sestertium ein Numeral-Adverbium gefügt ward, man es durch centena millia vermehrt sich dachte. So war decies sestertium so viel als decies centena millia sestertium, = decies $\overline{\text{HS}}$ 250,000 Denare. Cicero erzählt in einem Briefe (V, 6.), der unserm Camulogenes gegenwärtig gewesen sein mag (I, 97.), daß er für HS. XXXV., d. h. nach römischer Sprechweise tricies quinquies sestertium, für 35,000 Sesterzen sich ein Haus gekauft habe. Als Cicero diesen Handel abschloß (im J. 703 d. St.), war der Sesterz schon ein Viertel des Denars; der Kaufpreis betrug daher 8750 Denare oder 10,000 As. In der Periode, wo unser Gallier sich nach m vorliegenden Werke in Rom aufhielt, würde dieses erhältniß der Sesterzen zum Denar stets anzunehmen sein, d die bei ihm vorkommenden zahlreichen Beispiele möcht in dieser Weise in den römischen Ausdruck umzuwann sein. Der gelehrte Gronov, der zuerst die römische sterzialrechnung klar und geistreich auseinandergesetzt hat, chte schon eine Menge Beispiele zur Bestätigung seiner tze bei und die strengere Textkritik hat seine Exempel als tig nachgewiesen, indem sie nur gelegentlich die oft verbenen Lesarten nach guten Handschriften besserte.

Eine ganz verschiedene Frage ist es jedoch, wenn man Werth dieser Summen in bei uns gewöhnlichem Gelde eben soll. Nur Der wird das richtig zu thun im Stande , der für jede Periode, von der die Rede ist, das Ge-

wicht (nach der Münzsprache das Schrot) der römischen Silberdenare, und eben so ihre Feinheit (ihr Korn) nachzuweisen im Stande ist. Frühere Abwiegungen römischer Denare erstreckten sich meist nur auf den kleinen Vorrath, der den mit solchen Untersuchungen beschäftigten Gelehrten zur Hand war, und ermangelten daher in ihren Resultaten der Allgemeinheit, die solchen Forschungen Werth giebt. Es war daher ein großes Verdienst, das einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten von Frankreichs jetzt lebenden Alterthumsforschern sich zu vielen andern um die Kenntniß der alten Welt erworben hat, daß Hr. Letronne eine genaue Wägung der wohlerhaltenen Denare des k. Münzkabinets zu Paris vornahm, um daraus das mittlere Gewicht für die Denare der republikanischen Zeit Roms abzuleiten. Mit großer Genauigkeit wog er 1350 einzelne Denare ab, deren Gesammtgewicht

98527,8 par. Grän *)

betrug. Es ergab sich daher, durch die Division dieser Summe, durch die Anzahl der einzelnen 1350 Stück, ein Mittelgewicht für jeden einzelnen Denar von

72,983556 par. Grän;

was mit Weglassung der Decimalen ungefähr

73 . . par. Grän

als Mittelgewicht eines Denars der älteren Zeit anzeigt.

Aber dieses Gewicht der Denare minderte sich merklich mit den Zeiten der Kaiser, besonders von Nero und seinen Nachfolgern an, und die Münzverschlechterung erreichte seit Gallienus einen Grad, der nur in der neueren Geschichte entsprechende Beispiele gefunden haben möchte.

Der Werth von 73 par. Grän 14löth. Silbers (die cöln. Mark zu 4403,1 Grän oder 23 Gulden $2\frac{2}{5}$ Kreuzer rhein. oder 11 Thlr. $19\frac{1}{5}$ Gr. sächs. Conv. gerechnet) ist nach den von dem gelehrten stuttgarter Professor Wurm

---

*) Bei Letronne ist diese Summe durch einen Irrthum zu

98626,8

angegeben und er findet daher für den mittleren Werth des Denars

= 73,0597 Grän
= $73,\frac{1}{3}$ . —

aus, was nach den von ihm selbst an die Hand gegebenen Daten etwas Weniges zu viel ist.

angestellten Erörterungen, die diesen Angaben zum Grunde liegen,

= 22,91913 Kreuz. rhein. (d. h. vom 24 Fl. Fuß)
= 19,09927 Kreuz. (vom 20 Fl. Fuß)
= 5,093140 Groschen sächs. Conv.*) (d. h. 5 Groschen 1,1176 Pfennig)

und in dreifacher Weise der Werth des Denars uns sonach gegeben.

Der vierte Theil des Denars, der Sesterz, wird sich daraus leicht ermitteln lassen. Es ergiebt sich

1 Sesterz = 5,72978 leichte Kreuzer
= 4,774818 schwere Kreuzer
= 1 Gr. 3,2794 Pf. sächs. Conv.

Prof. J. Fr. Wurm hat in seinem sehr zu empfehlenden Werke: De ponderum, numorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos. Stutgardiae 1821. 8. auf das alle weitere Belehrung Suchende verwiesen werden können, zur Bequemlichkeit der Freunde der alten Literatur eine Tafel der Mehrfachen dieser Werthe zusammengestellt, aus der dann durch weitere Rechnung sich die bedeutendsten Summen leicht gewinnen lassen. Er giebt folgende kürzere Tafel:

| 10 Sesterzen = | 100 Sest. = | 1000 Sest. = |
|---|---|---|
| 57,2978 leichte Kreuzer | 9 Fl. 32,978 l. Kreuz. | 95 Fl. 29,78 leichte Krz. |
| 47,7482 schw. Kreuzer | 7 Fl. 57,482 schw. Krz. | 79 Fl. 34,82 schwere Krz. |
| 12,73285 Groschen sächs. | 5Rthl. 7,3285Gr. sächs. | 53Rthl. 1,285 Gr. sächs. Cv. |

und durch sehr fortgesetzte Addition hat ein rechnenkundiger Prof. an der Fürstenschule zu Grimma, Hr. L. Hartmann, in seiner (tabellarischen Uebersicht der gewöhnlichsten altrömischen Münzen, Leipzig 1828. 4.) diesem Bedürfnisse im Voraus begegnet. Nur ist bei Hrn. Hartmanns Rechnungen der Denar zu 10 As und zwar zu dem Werthe zu

5 Gr. $1\frac{5}{12}$ Pf. sächs. Conv.

zum Grunde gelegt.

Der Erzähler von Camulogenes Abenteuern und Er-

---

*) Man gewinnt dieses Ergebniß durch die Regel de Tri nach folgendem Ansatze: Wie die Summe von par. Grän in einer cöln. Mark, zu der Summe der Grän im Denar, so 23 Gulden $2\frac{2}{3}$ Kreuzer leichte Währung zum Werthe des Denars d. h.: 4403,1 : 73 = 23 Fl. $2\frac{2}{3}$ Kr. : X (dem oben in Zahlen gegebenen Werthe).

fahrungen hat sich bei der Auflösung dieser Werthe an die heutige französische Münze gehalten, und wie die Vergleichung ergeben, wird sich an Letronnes Berechnung wie billig gehalten.

Nach den französischen Erörterungen ist der Werth von

73 par. Grän = 1 Denar
= 0,8151666 Francs
= 0,82535625 Livre
= 16 Sous 6,0855 Den.

d. h. fast 16½ Sous.

Für den Sesterz ergiebt sich daher:

1 Sesterz = 0,203791666 Francs oder beinahe 20 Centimen
= 0,20633906 Livre
= 4 Sous 1,5213 Denier.

Die Tafel der Mehrfachen giebt daher folgende Zahlen:

| 10 Sesterzen = | 100 Sest. = | 1000 Sest. = |
|---|---|---|
| 2,0379166 Fr. | 20,379166 Fr. | 203,79166 Fr. |
| 2,0633906 Liv. | 20,633906 Liv. | 206,33906 Liv. |

Da Hr. Letronne bei seiner Erörterung des Denars (durch einen Fehler der Addition)

73,⅓ Grän

dem mittleren Werthe noch entsprechender fand als die von uns angenommenen 73 Grän, so fallen seine Werthe etwas Weniges größer aus, als sie hier sich zeigen; um jedoch zu beweisen, wie gering die Differenz sei, mögen einige aus Dezobrys Buche gewählte Beispiele dieses darthun. Den Werth einer Wohnung zu 6000 Sesterzen berechnet der Verf. (I. S. 97.) zu 1228 Fr., nach der von Hrn. Wurm gegebenen Erörterung beträgt sie nur 1222 Fr. 75 Cent.

Die durch Pompejus Triumphe auf 80 Mill. Sesterzen gesteigerte Einnahme des Staatsschatzes beträgt nach dem Letronne'schen Ansatz (III. S. 89.)

16,366,666 Fr. 66 Cent.

während sie nach Hrn. Wurms Berechnung nur

16,303,333 Fr. 36 Cent.

geben würde. Bemerkt muß werden, daß auf derselben Seite des Dezobry in der Berechnung der 50 Mill. ein Druckfehler in den Hunderttausenden stecken muß.

Obige 6000 Sesterzen würden nach den oben gebrauchten deutschen Münzwerthen sein:

6000 Sesterzen = 318 Rthl. 8 Gr. sächs. Conv.
= 572 Fl. 59 Krz. leichte Währ.

Die
80 Mill. Sest. = 42,442823 Rthl. 8 Gr. s. Conv.
= 76,397085 Fl. 40 Krz.

Letronne hat seine Tafeln über die römischen Münzen, Maaße und Gewichte, deren genaue Entwickelung sich in einer eigenen Denkschrift in den Mém. de l'Institut, Acad. des Inscr. 1817 findet, auch dem Lemaire'schen Martial, Paris 1825. 8. beigegeben, und dorthin kann man daher für weitere Beispiele verweisen.

Goldmünzen waren im republikanischen Rom nicht häufig. Nach Plinius (H. N. 33, 3.) wären die ersten um das J. d. St. 547 geprägt worden. Diese mit dem J. 705 aufhörenden Goldmünzen waren nach einem bestimmten Gewichte ausgeprägt, über dessen Verhältniß sich Plinius in der angeführten aber unheilbar verdorbenen Stelle (§. 47.) so ausspricht, daß kein Aufschluß gewonnen werden kann. Griechische Goldmünzen mögen in der früheren Zeit den Bedarf ersetzt haben.

Allgemeiner wurden seit Jul. Cäsar die Goldmünzen, in deren Ausprägung man nun ein anderes Münzsystem beobachtete. Sie waren nicht mehr nach dem Scripulargewichte geprägt, wechseln aber in ihrem Schrote merklich. Die älteren der Zeit nach sind die schwerern; 153 – 154 Grän par. Gew. ist bei ihnen gewöhnlich. Dieses Gewicht entspricht so ziemlich den Angaben des Plinius in der leider so unklaren Stelle, „daß 40 Stück Golddenare aus dem Pfunde Goldes seien geprägt worden" [post haec placuit X (i. e. denarios auri; Plinius deutet sie durch ein in den Handschriften wahrscheinlich entstelltes Zeichen an, das etwa wie # für Ducaten gebräuchlich gewesen sein mag) XL signari ex auri libris.] Denn

$$153 \times 40 = 6130 \text{ Grän}$$

gleicht einem Werthe, der für die römische Libra das römische Pfund, sich auch beim Silber ergiebt, wenn man nach einer merkwürdigen Stelle bei Plinius (H. N. 33, 9.) das mittlere Gewicht des Denars (73 Grän) mit 84 mul-

tiplicirt (cum sit justum LXXXIV ex libris signari). Denn

$$73 \times 84 = 6132.$$

Späterhin als das Gewicht (Schrot) der Golddenare(?) vermindert ward, — unter Titus fand sie Hr. Letronne bei seiner Abwägung meist nur zu 137,3 Grän — mag das andere von Plinius angedeutete Verhältniß eingetreten sein, daß nämlich 45 Goldstücke auf die Libra gingen; eine Annahme, welche die Rechnung bestätigt.

Auch in der spätern Zeit blieb das Gold noch sehr rein, aber die Münzsysteme nachzuweisen, die man befolgte, möchte weit außer den Grenzen dieses Aufsatzes liegen. Sehr scharfsinnig hat die durch Diocletians Münzregulativ eingetretenen Veränderungen Hr. Marchant in den Mélanges de numismatique et d'histoire, XIII. suite, lettre XXVII à Mr. Ainslie auseinandergesetzt, worin er darthut, daß das Argenti pondo sestertium zwar die Norm blieb, daß aber nun

96 argenteas des Diocletian 100 argentei der älteren Zeit
125 der kleineren argentei nach Augustus

sich entsprachen. Herr Marchant berechnet

1 argent. Dioclet. = $3\frac{3}{4}$ scriptules = $78\frac{3}{4}$ Grän
1 argent. d. erst. Zeit = = 75 starke Gr.
1 argent. d. Zeit v. Aug. = = 63 Gr.

H. Hase.







Digitized by Google